Ch. F. Maurer.

Entscheidungsschlachten

der

Weltgeschichte.

„— — Denn durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn zur Entwickelung zu reifen war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts.“

L. v. Ranke, „Weltgeschichte“.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1882

Entscheidungsschlachten.

Ch. F. Maurer.

Entscheidungsschlachten

der

Weltgeschichte.

„— — Denn durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn zur Entwickelung zu reifen war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts."
L. v. Ranke, „Weltgeschichte" I, S. 18.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Vorwort.

Seitdem es eine Geschichte giebt, sind die Geschicke der Völker durch Schlachten entschieden worden. Die entsprechende Lehre hieraus zu ziehen fällt vielen Deutschen trotz 1870—71, trotz 1866, trotz den Freiheitskriegen, trotz Friedrich d. Gr., trotz der eingehenden Kenntnis der Geschichte der mittlern und ältern Vergangenheit, welche gerade unsere Vorfahren als das kampffreudigste und schlachtengewaltigste Volk erscheinen läßt, leider noch heute außerordentlich schwer: wir haben die Folgen der schrecklichen dreißig Jahre und der entsetzlichen nationalen Versumpfung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch immer nicht verwunden!

Es ist ja wahr, daß der Krieg viele Schrecken in sich birgt; da aber die geographische Lage des Deutschen Reiches uns keineswegs ewigen Frieden verbürgt, und eine Jahrhunderte alte Eroberungssucht verbündet mit unberechtigtem Haß und berechtigtem Neid an allen Grenzen lauert, so ist es denn doch endlich an der Zeit, an einer Reihe von Beispielen zu ermessen, daß schrecklicher als der Krieg die, ungenügender Vorbereitung mit Notwendigkeit folgende Niederlage sei, welche oft mit einem einzigen Schlage ein in Jahrhunderten gereiftes stolzes Kulturleben zerbricht, den Besiegten nicht nur in Schmach und Schande sondern auch in Armut und Elend stürzt, der Weltgeschichte neue Bahnen eröffnet.

Es war der Gedanke des Herrn Verlegers, E. Creasys: „Fünfzehn Entscheidungsschlachten“ für deutsche Leser herauszugeben. Ich glaubte,

diese Arbeit übernehmen zu können, — allerdings unter der Voraussetzung, mich möglichst unabhängig von den Anschauungen des englischen Historikers bewegen zu dürfen. Und wenn dieser sich wesentlich auf englische Geschichtsdarstellungen stützt, so konnte ich wohl vornehmlich deutsche Geschichtschreiber sprechen lassen: bei dem Reichtum an trefflichen deutschen Werken fiel mir nur die Auswahl schwer. Leider wurde mir die ausgezeichnete Arbeit von Krebs über die Schlacht am weißen Berge zu spät bekannt, als daß sie noch hätte verwertet werden können.

Creasys fünfzehn Entscheidungsschlachten sind: Marathon, Syrakus, Arbela, Metaurus, Teutoburg, Châlons, Tours, Hastings, Orléans, Armadauntergang, Blenheim, Pultowa, Saratoga, Valmy, Waterloo. Daraus habe ich nur einiges über die Schlachten bei Châlons, Tours, Hastings, Saratoga und Valmy — bald mehr, bald weniger — entnehmen können, und folgte in solchen Stellen auch Creasys Schreibung der Eigennamen. Doch vermochte ich seinem Brauche: von einer zur andern Schlacht durch chronologische Daten überzuleiten, nicht zu folgen. Meine Absicht war, dem Leser in jeder Entscheidungsschlacht nicht bloß ein streng geschlossenes Bild vorzuführen, sondern ihm zugleich im Anschluß an diese Schlachten einen Überblick über die Entwickelung der hervorragendsten Völker und Staaten zu bieten, wobei das noch immer nicht genug gewürdigte Hülfsbuch von Herbst mir die besten Dienste leistete. Bei der Darstellung der Schlachten der neuern Zeit mußte, um den Umfang des Buches nicht übermäßig — also viele Leser abschreckend — anwachsen zu lassen, in dieser Richtung außerordentlich gespart werden. Dennoch wird das Gebotene allen denjenigen genügen, welche das historische Wissen etwa eines Gymnasial- oder eines Realschulabiturienten besitzen. Wer nach ausführlichen Darstellungen der Entwickelung der heutigen Völker und Staaten verlangt, findet solche in meinem Buch: „Marksteine im Leben der Völker, 1492—1880“ (Leipzig, Kummer).

Landau (Pfalz), im Juli 1882.

Ch. F. Maurer.

Inhaltsverzeichnis.

Entscheidungsschlachten.

Einleitung.

Ich habe lange erwogen, ob in die Reihe der Entscheidungsschlachten in der Weltgeschichte auch die eine oder die andere aus der Geschichte des Orients aufzunehmen sei. Aus verschiedenen Gründen verzichtete ich schließlich darauf, glaubte jedoch im Anschluß an Rankes Weltgeschichte einen kurzen Überblick über die Entwickelung der sogenannten orientalischen Völker geben zu müssen, was zum bessern Verständnis mancher späteren Ereignisse beitragen kann.

Ranke beginnt mit den Vorstellungen über die göttlichen Dinge, welche in der ältesten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfallen, aber die Summe derselben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beschreibung der Zustände und Einrichtungen im einzelnen geschehen könnte. Das Göttliche ist nach Ranke immer das Ideale, das den Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Thun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin.

In dem alten Ägypten finden sich drei verschiedene Formen des menschlichen Bewußtseins von den göttlichen Dingen. Die erste ist die gleichsam eingeborene, aus der Natur des Landes entsprungene, ihr entsprechende, wie ja die Menschen in allen Zeiten eine unmittelbare und lokale Einwirkung ihrer Gottheiten vorausgesetzt und annehmen zu dürfen geglaubt haben. Die Verehrung der Ägypter entsprach den Grundlagen des Lebens und der Bildung der Nation. Aber das reiche Ägypten reizte die Habgier benachbarter Stämme welche anderen Göttern dienten. Fremde Dynasten und Stämme haben unter dem Namen der Hirtenvölker Ägypten Jahrhunderte lang beherrscht. Diese

folgten den Fahnen eines andern Gottes, der aber kein ihnen eigentümlicher war, sondern allen vorderasiatischen Völkern angehörte: des Gottes Baal, welcher in Ägypten unter dem Namen Sutech erscheint und als das böse Prinzip verflucht wird. Zwischen den beiden Diensten brach der Natur der Sache nach ein mörderischer Kampf aus, in dessen Folge der ägyptische Kult sich nicht nur wiederherstellte, sondern den, welchen er ausgestoßen, in dessen Heimat aufsuchte und bekämpfte. Aber eben, indem diese beiden Dienste mit einander rangen, entsprang ein dritter, der Jehovakult, in welchem sich die göttliche Idee über die Natur erhob. Wie diese neue Religion die Oberhand über alle anderen Gottesverehrungen erlangt hat und eines der Grundprinzipien so des Islam wie der christlichen Welt geworden ist, bildet eines der wichtigsten Momente der Universalgeschichte überhaupt.

Die kosmischen Erscheinungen, von denen das Leben auf Erden überhaupt bedingt wird, beherrschen dasselbe doch nirgends so eingreifend, wie in Ägypten. Alles beruht darauf, daß der Nil durch seine Überflutungen die Uferlande mitten in der Wüste zu einem kulturfähigen Boden machte und durch seine steten Anschwemmungen den Meerbusen, an den es zunächst stieß, nach und nach zu einer der reichsten Ebenen umschuf, welche die Erde kennt. Nun sind aber diese Ergießungen an bestimmte Zeiten in dem Wechsel des Jahres gebunden. Ganz von der Natur umfangen, bildete das ägyptische Volk eine eigentümliche Religion, die eben in jenen kosmischen Beziehungen wurzelte, und eine entsprechende Staatsverfassung aus. Denn wie das Ereignis der Überflutung das gesamte Land beherrschte, überall wirksam, aber doch nur Eine war, so bedurfte dasselbe auch Einer allgemeinen Macht, um die Gewässer in die Landschaften zu leiten, die sie sonst vielleicht nicht erreicht hätten; die jeden Augenblick zerstörten Grenzen des individuellen Eigentums wiederherzustellen. Wo der Bestand des Besitzes von Ereignissen, die alle gleichmäßig treffen, abhängig wird, ist die Voraussicht einer höchsten Gewalt und deren lebendige Fürsorge notwendig. Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen ist, und der König, welcher die sichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zusammen. Die Götter treten unter abweichenden Namen auf, eben wie sie in den Hauptstädten und den Landbezirken verehrt werden. Den vornehmsten von ihnen Ra, Ptah, Amon werden dieselben Bezeichnungen beigelegt. Sie bilden nur eine einzige Gottheit unter verschiedenen Namen. Der Gott Osiris wird besonders als der Geber alles Guten gedacht, und sein lebendiges Abbild ist der Stier Apis. Der Mensch wird nicht als eine Inkarnation des Gottes betrachtet, obwohl die Sage ihn aus dem Auge desselben, der Sonne, entspringen läßt. Anfangs war der Mensch selbst ohne die Sprache: diese und alles andere haben ihn die Götter gelehrt. Daher ist der religiöse Kultus das vornehmste Geschäft des Ägypters; es giebt eigentlich

nichts Profanes in diesem Lande; eine zahlreiche Priesterschaft vertritt diesen Kultus an jeder Stelle; aber diese Priesterschaft ist zugleich im Besitz der Kenntnisse und der Erfahrungen, welche alles regeln. Und nicht etwa verächtlich darf man von diesen Kenntnissen reden. Die Ägypter haben den Lauf der Sonne, nach welchem das Jahr abgeteilt wurde, hierin wetteifernd mit Babylon, auf eine wissenschaftliche und praktisch anwendbare Weise bestimmt, so daß Julius Cäsar den Kalender von den Ägyptern herübernahm und im römischen Reich einführte, dem die anderen Nationen folgten, worauf er siebzehn Jahrhunderte lang im allgemeinen Gebrauch gewesen ist.

Mit dieser Gottesverehrung hängt nun aber auch die Autorität des Königtums zusammen. Der König ist nicht allein von Gott gesetzt; er ist selbst vom Stamme Gottes; er geht zu demselben zurück, wenn er stirbt. Als Urheber des Reiches gilt Menes, der Memphis gründete. Indem er die Stadt durch einen gewaltigen Damm gegen die Fluten des Nil schützte, gab er zugleich der Herrschaft über das Delta einen sichern Rückhalt. Er soll im Kampfe mit einem Krokodil, eben in der Bekämpfung der feindlichen Naturgewalten, erlegen sein. Erst in der vierten Dynastie nach ihm erscheinen die Erbauer der großen Pyramiden, der erhabenen Grabdenkmäler aus unvordenklichen Epochen. Man erkennt noch heute, wie die Felsen so weit abgetragen wurden, um eine Umgangsfläche um das zu errichtende Denkmal herzustellen. Dann wurden die Unterlagen des Baues mit Granit umkleidet. Die regelmäßigen Eingänge wurden durch granitne Fallthüren verschlossen. Die langen Gänge der Grabkammern bilden ein musterhaftes Gefüge. Die Grabkammern selbst waren ganz in Felsen gehauen, mit Ausnahme des Daches, das aus mächtigen Kalksteinblöcken formiert wurde. In der Tiefe befindet sich der Sarkophag, in den beiden größten Pyramiden ohne alle Inschrift. Doch war der Name des Erbauers durch eine Inschrift auf einer äußern Granitfläche angegeben. Alles verrät eben so viel Kraftanwendung, wie architektonische Einsicht; es gehört einzig diesem Lande an. Durch lange Reihen von Namen gelangen wir bis zur sechsten Dynastie, die durch den Namen der Nitokris (Nitaqrit) Bedeutung erhält. Sie soll durch die Machthaber im Lande, die ihren Gemahl getötet hatten, zur Königin erhoben worden sein; sie rächte den Getöteten an ihnen, indem sie den an der Schuld Beteiligten in einem unterirdischen Saal ein Fest gab, aber einen Kanal des Flusses in denselben leitete, sodaß sie umkamen. Für sie selbst wurde es dadurch unmöglich zu leben. Sie warf sich in einen ummauerten, mit glühender Asche erfüllten Raum. Eine Begebenheit wie diese, die der Sage von Nitokris zugrunde liegt, konnte nicht anders als die mannigfaltigsten Verwirrungen zur Folge haben. Aber die Einheit von Ägypten wurde erhalten. Die zwölfte Dynastie, die ihren Hauptsitz nicht mehr in Memphis sondern in Theben hat, hat das Land nach Norden und Süden hin erweitert und mit sicheren Marken umgrenzt und ein

Wasserbauwerk hinterlassen, dessen Zweck eben den Zusammenhang des gesamten Nillandes in sich schließt und ausdrückt. Schon Herodot bewunderte den Mörissee; der Name des Königs Möris, dem er denselben zuschreibt, beruht auf Mißverständnis. Aber das Werk ist noch heute mit seinen großartigen Ruinen vorhanden. Es ist nicht ein natürlicher See, sondern ein gegrabener Wasserbehälter mit mächtigen, ungefähr 50 Fuß breiten Dämmen, welcher dazu bestimmt war, bei anschwellendem Nil die Gewässer, welche etwa im Delta schädlich hätten wirken können, in sich aufzunehmen und sie für Zeiten zu reservieren, in denen die Überschwemmung des Landes nicht die für seine Fruchtbarkeit erforderliche Höhe erreichte. Im Wasser sah man den steinernen Koloß, der das Gedächtnis seines Stifters aufbewahrte; es war Amenemhat III. Denn die Überschwemmungen zu regeln war eben das Hauptgeschäft eines Herrschers von Ägypten.

Aus den in den Grabkammern von Beni-Hassan aufgefundenen Denkmalen erhellt, wie weit die Kunst, das Leben bildlich zu reproduzieren, in Ägypten bereits damals gediehen war. Die vornehmsten Hervorbringungen bleiben immer die Bauwerke selbst, kolossal und das Auge befriedigend, nicht immer das, was wir klassisch nennen würden, aber immer Beweise von weit vorgeschrittener technischer Kunstfertigkeit. Das Kolossale ist zugleich ein durchaus Gestaltetes, wie jene Memnonsäulen, welchen die Sage einen lauten Gruß an die aufgehende Sonne zuschreibt. In jenen Grabkammern treten überdies die Symbole des Götterdienstes vor Augen. Wie prächtig erscheint die Gestalt des Amon, selbst mit seinem Widderkopf, wie ein Gott denen gegenüber, die ihm ihre Geschenke darbringen. Die Gottheit, welche sich nicht in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen wollte, tritt auch mit dem Kopfe eines Sperbers, selbst in der Gestalt eines Käfers und in tausend anderen Gestaltungen auf. Das artete nun in einen groben Götzendienst, den Tierdienst, aus, aber man vergaß doch nie, daß alles symbolisch war; der Dienst gilt allezeit dem in der Erscheinung verborgenen Gott. Dem Menschen war mit dem Tode das Leben nicht abgeschlossen; man setzte voraus, daß es zu dem göttlichen zurückkehre, und imaginierte sich ein neues Nilland jenseit des Grabes. Die Seele des Reinen wird mit der Gottheit vereinigt, doch scheint sie ihre Individualität behalten zu haben; sie wird von den Nachkommen angebetet. Daher rührt die unvergleichliche Sorgfalt, welche auf die Gräber verwandt wird; in den Sarkophag werden Schriften gelegt, die die Würdigkeit zu dem Eintritt in eine andere Welt beweisen sollen.

Ägypten bestand in seiner alle Teile des Landes umfassenden Einheit. Es war reich und blühend, die Kornkammer für alle benachbarten Stämme, die das Land damals umschwärmten. Aber die Angriffe wurden allmählich stärker als die Verteidigung. Die Fremden nahmen das Delta ein und drangen selbst noch weiter vor. Es waren arabische Beduinenstämme; in den Grab-

kammern finden sich auch phönikische Namen. Eine alte Behauptung ist, daß kanaanitische Stämme, namentlich Philister, an der Eroberung teil hatten; sie werden von den Späteren Hyksos genannt, unter welchem Namen man arabische Führer angedeutet zu sehen meint. Es sind die Hirtenkönige, welche die Sage mehrere Jahrhunderte hindurch über das niedere Ägypten herrschen läßt. Unleugbar ist, daß durch den Götterdienst, den sie mitbrachten, der ägyptische verdrängt wurde; der Name des Gottes Sutech, den sie vor allem verehrten, bezeichnet keinen andern, als Baal, den die Kanaaniter anbeteten. Es war eben so ein religiöser Gegensatz, wie ein politischer. Aus diesem doppelten Gegensatze entsprang dann ein Krieg, durch welchen Ägypten sich nach und nach der schweren Fremdherrschaft entledigt hat. Der große Erfolg hatte das Selbstbewußtsein der Ägypter erweckt. Thutmosis I. faßte den Entschluß, die in den letzten Epochen erlittene Unbill an den Feinden des Landes zu rächen. Dieser Versuch der Rache hatte nun einen Erfolg, der über die bisherigen territorialen Verhältnisse hinausführte und immer fortwirkend die größten Weltveränderungen veranlaßt hat. Thutmosis I. gehört der glänzenden Reihe von Pharaonen an, welche als die achtzehnte Dynastie bezeichnet werden. Seine Züge gingen besonders gegen Ruten (Palästina und Syrien). An seine Tochter Haschop (Makara) knüpft sich der Fortgang dieser Bewegung: die Folge der ersten Seefahrt, deren die Weltgeschichte urkundlich gedenkt, ist die Thatsache einer engen Verbindung Ägyptens mit Arabien. Gesichert im Süden, welcher das Gold lieferte, und gestärkt durch den reichen Ertrag der Handelsverbindungen konnte nun ihr jüngerer Bruder Thutmosis III. (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts v. Chr.) den großen Kampf aufnehmen, welcher für Ägypten der vornehmste von allen war, gegen die semitischen Völker im Osten und Norden von Ägypten, die Retennu: der erste systematische Landkrieg.

Jene Völker waren bereits einmal unterworfen worden, hatten sich aber wieder losgerissen; besonders die benachbarten Stämme von Ruten und die Phönizier hatten sich feindselig aufgestellt. Dem heranziehenden König gegenüber haben sich die Stämme, die bis zum Lande Naharain (Mesopotamien) hin ihre Sitze haben, zu großem Heereszug vereinigt und Mageddo genommen. Gegen den Rat seiner Feldhauptleute wählt Thutmosis III. die gefährlichste Straße, um weiter vorzudringen, im Vertrauen auf seinen Gott. Die Schlacht wird gewonnen und selbst das Zelt des feindlichen Königs erobert. Die Ägypter stoßen ein Freudengeschrei aus und geben Ehre dem Amon, dem Herrn von Theben, welcher seinem Sohne den Sieg gegeben hatte. Alle benachbarten Fürsten kamen samt ihren Kindern, „um anzubeten vor dem König und um zu erflehen Odem für ihre Nase", d. h. das Leben, welches durch den empörerischen Widerstand gleichsam verwirkt worden war.

Das so gegründete Übergewicht Ägyptens über seine Nachbarn hat sich nun lange Jahre erhalten. Auch Sethos I. (aus der 19. Dynastie) war sieg-

reich in schweren Kämpfen gegen die Chetas, um die sich eine Völkervereinigung gebildet hatte, welche einen großen Teil von Vorderasien umfaßte: der Fürst der Chetas saß zu Kadesch „in dem Lande des Amoriters“. Die Inschriften rühmen, daß Sethos seine Grenze am Anfange der Welt und an den äußersten Grenzen des Stromlandes Naharain, welches das große Meer umkreist, gesetzt habe. Bei seiner Rückkehr mit einer Beute, wie man sie noch nie gemacht hatte, wird Seti feierlich empfangen; man ruft ihm zu: „Deine Lebensdauer möge sein wie die der Sonne am Himmel. Der Sonnengott selber hat Deine Grenzen festgestellt“. Dann werden die besiegten Länder verzeichnet: Cheta, Naharain, Ober-Ruten (Kanaan), Unter-Ruten (Nordsyrien), Singar (Sinear), ferner auch Kadesch, Megiddo und die Schasu-Araber. Die Beute wird dem Gotte Amon dargebracht; die Gefangenen erscheinen als Knechte und Mägde des Gottes Amon. Sowie aber Seti gestorben, finden wir die Besiegten in voller Empörung. Ramses II. Miamun (Sesostris), der Sohn des Sethos, wehrt sich jedoch mit großartiger Tapferkeit. „Ich hieb sie nieder und stürzte sie in das Wasser des Arantha (Orontes); ich dämpfte alles Volk und war doch allein; denn es hatten mich im Stich gelassen meine Krieger und meine Wagenkämpfer. Da wandte der König von Cheta seine Hände, um anzubeten vor mir.“ Und ein Heldengedicht erzählt, daß der König von Cheta kein Volk auf seinem Wege gelassen, ohne es mit sich fortzuziehen; er hatte all ihr Hab und Gut genommen, um es den Völkern zu geben, die ihn in den Krieg begleiteten. Seine Reisigen und Zweigespanne waren zahlreich wie der Sand. Je drei Mann standen auf einem Wagen, die besten Helden waren vereinigt an Einer Stelle. Ein Teil der äpyptischen Truppen ist schon geschlagen. Der König, der sich dann an einer andern Seite in den Kampf wirft, sieht sich umzingelt von 2500 Paaren von Rossen. „Wo bist Du“, ruft er in dieser Not aus, „mein Vater Amon?“ Er erinnert den Gott an alle die Bauten und Dienste, die zu seinen Ehren ausgeführt worden; nach dem Ausspruch seines Mundes sei er gegangen und gestanden. Sein Gebet findet Erhörung. Der König vernimmt die Worte des Gottes: „Ich bin herbeigeeilt zu Dir, Ramses Miamun. Ich bin es, Dein Vater, der Sonnengott Ra. Ja, ich bin mehr wert als Hunderttausende, vereinigt an einer Stelle. Ich bin der Herr der Siege, der Freund der Tapferkeit“. Nun wird der König unter dem Beistande des ägyptischen Gottes gleich den Göttern seiner Gegner; er ist wie ein Baal hinter ihnen her. Die Feinde rufen aus: „Kein Mensch ist der! Wehe! der, welcher in unserer Mitte, ist Sutech. Der ruhmreiche Baal ist in allen seinen Gliedern“. Am nächsten Tage erneuert sich das Gefecht. Dann läßt der König von Cheta den Pharao um Frieden bitten: „Du bist Ra Hormachu, Du bist Sutech, der ruhmreiche, der Sohn der Nut, Baal zu seiner Zeit“. „Weil Du der Sohn Amons bist, aus dessen Leibe Du entsprossen, so hat er Dir die Völker allzumal übergeben. Es soll das Volk von Ägypten und das Volk von Cheta verbrüdert sein, beide Deine Diener.“

Es kam zu einem friedlichen Vertrag. Die großartig entworfenen und mit Genius ausgeführten Bauten von Luxor bezeugen die Macht Ägyptens in dieser Epoche.

Vollkommen überwunden war jedoch Baal und das Völkersystem, das ihn anbetete, keineswegs. Die Baalreligion, die sich von den Euphratländern über einen großen Teil von Vorderasien ausgebreitet hatte, war eben so mit Kulturelementen durchdrungen wie die ägyptische. Der Hauptunterschied möchte darin liegen, daß die ägyptische, indem sie von dem Anbau des Nilthales abhing, einen lokalen Charakter trug, während die babylonische von universaler Natur war und einen Glauben handeltreibender Nationen bildete. Aber die astronomischen Studien und Wahrnehmungen waren ein Gemeingut; die Chaldäer, deren Ruhm in der ersten Begründung der Astronomie liegt, geben sich selbst für eine Kolonie der Ägypter aus. Beide Völker stimmten überein in vielen Dingen, die das tägliche Leben und seinen Verkehr regeln, namentlich in Maß und Gewicht. Auch das Duodezimalsystem des Wassermaßes, die Einteilung von Tag und Nacht in 12 Stunden stammt wohl von den Babyloniern her. Die Baalreligion hatte zwei Mittelpunkte, den einen in Tyrus, den andern in Babylon. Baal ist die Sonne, Astarte der Mond, die Planeten vereinen sich mit denselben zu einem einzigen System. Daneben erscheint die Erde als Mutter von allem. In den Naturkräften aber unterschied man die schaffenden und die vernichtenden, und in unaufhörlicher Wechselwirkung das männliche und weibliche Prinzip, aus denen alles hergeleitet wird. Baal ist zugleich der Gott des Feuers und insofern furchtbar und verderblich; um dieser Gewalt nicht zu erliegen, bringt man ihr Opfer dar. Moloch, der auch unter dem Namen Baal erscheint, fordert Geschöpfe, die noch an der Mutter saugen, eingeschlossen die Erstgeburt der Menschen. Die Kinder müssen ihm dargebracht werden. Nun artete aber der Dienst des Moloch in einen greuelvollen Götzendienst aus, der die Völker darniederhielt und die Idee von menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung nicht aufkommen ließ. Mit dem Astartedienst schon in Babylon, noch mehr mit dem in Askalon waren Gebräuche verbunden, welche jedes sittliche Gefühl empören. Die wilden, alle Sinne betäubenden Festlichkeiten nahmen von den beiden genannten Mittelpunkten her die Welt in Besitz.

Den geistigen Gegensatz gegen Amon-Ra und Baal, zugleich gegen Apis und Moloch, bildet die Idee und das Wort Jehova, wie sie Mose verkündigte. Wenn bei den Ägyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingebornen Kräfte der Sonne, der Gestirne und der Erde selbst ist, so erscheint hingegen Jehova als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann seinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menschen. Bei jenen sind alle Geschöpfe dem Menschen gleichartig. In der mosaischen Schöpfungsgeschichte dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Tiere durch einen höchsten intelligenten Willen hervor-

gebracht, der dann auch den Menschen schafft als sein Ebenbild. Die Abweichung ist unermeßlich; der außerweltliche Gott tritt hervor, er erscheint Mose im Feuer, ist aber nicht das Feuer; er ist in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Dem Menschen ist die Sprache verliehen, er giebt allen Kreaturen ihren Namen. Die Abkunft von der Sonne oder den Sternen begründet einen Unterschied unter den Menschen, die Schöpfung durch den Hauch Gottes macht sie alle gleich. Dem Menschen wird die Herrschaft über die Fische im Meer, das Gevögel des Himmels und alle Tiere, die sich regen auf der Erde, erteilt, was einen Unterschied von Ägypten konstituiert, wo der Stier göttlich verehrt wird. Die Idee von Jehova ist nicht etwa aus dem Naturdienst entsprungen, sie ist ihm entgegengesetzt. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist ein Manifest gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrschte.

Die Erinnerung der Hebräer haftet an dem Stammvater, der aus dem nördlichen Mesopotamien mit seinen Herden in Kanaan einwandert. Abraham genießt als der Stammvater großer Völkerkomplexe eine weitverbreitete Verehrung. Er ist nicht selbst ein Gott, wie die ägyptischen Könige, aber er ist ein Freund Gottes. In dieser Freundschaft gründet er sein Volk. Ein ähnlicher Hirtenfürst und Stammeshäuptling, wie er selbst, sein Brudersohn Lot, Stammvater von Moab und Ammon, ist in die Kriege der kleinen Fürsten, in deren Gebiet er wohnt, verwickelt und von dem Sieger gefangen abgeführt worden. Nun erhebt sich Abraham mit seinen Hausgeborenen, der Sieger wird niedergeworfen, der Brudersohn befreit und wiederhergestellt. Das Wesentliche dieser Sage ist die großartige Stellung des Erzvaters inmitten der eingeborenen und eingewanderten Kanaaniter. Es giebt noch ein anderes Oberhaupt, dessen Ansehen sich über alle diese Stämme und Stammesfürsten erstreckt. Melchisedek segnet Abraham und bringt ihm Brot und Wein. Er ist ein Priester des El Eljon, des höchsten Gottes, der Himmel und Erde besitzt. Es ist dieselbe Religion, welche die Israeliten immer bewahrt haben. Unter Abraham erscheint sie als die allgemein anerkannte höhere Religion. Er giebt dem Priesterkönig selbst den Zehnten, der Priesterkönig preist den Gott, der Abraham den Sieg verliehen hat. Von allen Seiten aber ist man von Anbetern des Baal umgeben; und auch an Abraham trat die Versuchung heran, sich diesem System anzuschließen und, wie es dieses mit sich brachte, seinen Sohn zu opfern. Schon schickte er sich an, diesen Gebrauch zu vollziehen, aber Gott der Höchste setzt sich durch ein Wunder der Vollziehung des Opfers entgegen. Das Wesentliche dieser prächtigsten Episoden der fünf Bücher Mosis ist, daß sich inmitten der kanaanitischen Bevölkerung ein mächtiger Stamm bildete, der an der Idee des höchsten Gottes festhielt und jede Anmutung, Baal-Moloch zu verehren, von sich wies. Der Stamm, der mit Jakob, Isaaks Sohne, dem Enkel Abrahams, zum großen Volke erwuchs, mußte bald erfahren, daß seines Bleibens in Kanaan nicht sei; er wandte sich nach dem reichen

Ägypterlande, mit dem schon Abraham in Verbindung gestanden, und wo jetzt — so meldet die Sage — der von den Brüdern dahin verkaufte Joseph zu einer hohen Stellung emporgestiegen war. Der ganze Stamm fand Aufnahme in dem Lande Gosen, wo er unter dem Pharao Frieden genoß und seine Herden weiden konnte. Nach einem langen Aufenthalt aber wurden die Israeliten inne, daß sie auch hier nicht verweilen könnten, ohne ihr eigenes Selbst vollkommen einzubüßen. Sie wurden zu einer Dienstbarkeit genötigt, wie sie der Religion und der Verfassung des Nillandes entsprach; aber für jeden, der sich ihr nicht anschloß, erdrückend wurde.

Da trat Mose unter dem Volke Israel auf, ein Mann, von dem die einstimmige Tradition ist, daß er, in ägyptischer Zucht und Sitte, in dem Hause eines Pharao erzogen, die Gewaltsamkeiten, denen sein Volk unterlag, nicht länger mit ansehen konnte, darüber mit den Eingeborenen in Streit geriet, einen derselben erschlug und alsdann flüchtete. Von den stammverwandten benachbarten Hirtenkönigen aufgenommen, weidete auch er seine Herde am Sinai. Den höchsten Schwung jener wunderbaren Regung, welche der Mensch in einer einsamen und wilden Gegend mit sich selbst allein Gott gegenüber empfindet, erreichte sie in dem um seines Volkes willen verbannten Mose. Da erscheint ihm der Gott seiner Väter; er schaut ihn nicht — denn davor weicht er zurück —, er hört ihn; er vernimmt seinen Namen unter dem erhabenen Wort: „Ich bin, der Ich bin“. Mit Freuden vernimmt das Volk von dieser Erscheinung. Wie dort in Kanaan der Baalsdienst zurückgewiesen war, um dem höchsten Gotte zu dienen, so erhebt sich in Ägypten der Wunsch, von dem drückenden Joch der ägyptischen Götterdienste, und des Königtums von Theben, in welchem sich eben Amon-Ra repräsentiert, bei dem höchsten Gott Befreiung zu suchen. Sie fordern von dem Pharao eine kurze Frist, um diesem Gott an der geweiheten Stätte zu dienen. Da die Erlaubnis versagt wird, so wandern sie aus. „Die Wagen Pharaos und seine Macht warf Jehova ins Meer, und die auserlesensten Wagenkämpfer versanken im Schilfmeer.“ So gelangten sie an jene urweltlichen Höhen, in welchen Mose mit dem Gotte seiner Väter zuerst geredet hatte. Der Gott, der von sich selbst sagt: „Die ganze Erde ist mein“, will doch dieses Volk als sein besonderes Eigentum ansehen und es zu einem Priesterkönigreich gestalten. Festlich geschmückt und vorbereitet tritt das Volk herzu.

Am Fuße des Sinai, wenn man eine zeitlang bergan gegangen, breitet sich die Ebene er-Râhah aus, durch rauhe Berge von dunklem Granit eingeschlossen, wilde gezackte, einander überragende Felsenspitzen, einsam, stolz und erhaben; sie wird durch die senkrechte dunkle, majestätische Wand des Horeb, die sich 12—1500 Fuß hoch erhebt, begrenzt. In dem Thale sammelte sich das Volk; es ist ein geheimnisvoll heiliger Ort, von der Welt durch Gebirge abgeschlossen. Hier nun wird der Wille Gottes dem Volke offenbart:

die zehn Gebote sind die Grundlage aller weitern Entwickelung; die Geschichte des Menschengeschlechtes gewinnt erst in dem Monotheismus, der sich von dem Naturdienst losreißt, Grund und Boden.

So traten drei große Formen des religiösen Dienstes neben einander auf: die lokale Religion der Ägypter, der universale Naturkult des Baal und die intellektuelle Gottheit Jehovas, diese vorläufig ebenfalls auf nationaler Grundlage. Aber der höchste Gott, wie er sich am Horeb offenbart, ist eine Idee für alle Zeiten, alle Völker. Jehova nun führt Israel von Sieg zu Sieg, unter Mose, dann unter Josua; Kanaan ist endlich in der Gewalt der zwölf Stämme. Aber die Kämpfe dauern fort. Der Baaldienst, mit dem schon die Ägypter gerungen, erhielt sich den Israeliten gegenüber gerade durch den Kampf in unverwüstlicher Kraft und wurde oft, wie das Buch der Richter klagt, sehr gefährlich für den Gott, dessen Namen Israel vor sich her trug. Man genießt Jahrzehnte hindurch den Frieden, dann erheben sich fremde Gewalten, die denselben stören, zuweilen fremde Fürsten von ausgebreiteter Macht, die eine drückende Dienstbarkeit auflegen, zuweilen benachbarte Stämme, die tief in das Innere eindringen. Dann treten Männer oder auch Frauen auf, welche dem auf eine oder die andere Weise ein Ende machen. Man erkennt eine gefährdete Nationalität, welche ihr Dasein und ihre Religion durch jedes Mittel zu retten sucht, wie es auch beschaffen sei. In diesem Ringen religiöser und nationaler Ideeen und Kräfte treten einige besonders großartige Gestalten hervor: Debora, Gideon, Simson. Aber die Götter der Philister, Baal und Astarte, die sie mit ins Feld führten, erringen den Sieg über Jehova. Wenn jemals, so mußte sich nun der nationale und religiöse Geist in Israel wieder regen. Ein Richter aber, der zugleich das Land und das Volk mit den Waffen verteidigt hätte, trat nicht wieder hervor. Es war ein Levit, Samuel, der die religiösen Gefühle in das Bewußtsein zurückrief, so daß es ihm wirklich gelang, die Baalim und Astarten von den Höhen zu entfernen und dem Vertrauen auf Jehova abermals Bahn zu machen. Dem Kampfe, der nun beginnt, gehen Fasten und gottesdienstliche Gebräuche voraus. Aber das Volk meinte den Krieg nicht anders, als in der Form führen zu können, welche bei allen seinen Nachbarn üblich war; es forderte einen König. Nach längerem Widerstreben giebt Samuel nach. Über Saul gießt er die Ölflasche aus mit den Worten: „Siehe, Dich salbt Jehova über sein Eigentum zum Fürsten“. Das Eigentum Jehovas an dem Volke wird also vorbehalten. Der neue König schlägt nun die Philister. Dann erhebt sich Streit zwischen Samuel und Saul, weil letzterer nicht alles thut, was der Prophet will. „Weil Du des Herrn Wort verworfen hast, hat er Dich wieder verworfen.“ David wird zum König gesalbt. Da geschieht nun, daß Israel von den Philistern geschlagen wird; die Söhne des Königs kommen um; in der Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen, tötet Saul sich selbst. Endlich wird

David allgemein als König anerkannt. Sein erstes ist, die unüberwundene Burg der Amoriten, Jebus, zu bewältigen. Er zögert nicht, seinen Königssitz dahin zu verlegen, es ist Jerusalem: es sollte der Mittelpunkt für das gesamte Volk werden. Ein neuer Sieg, jetzt über die Philister, kräftigt seine Stellung, das Königtum selbst. Es folgen weitere Siegesthaten durch sein waffen- und kriegsgeübtes Heer. Ein waffengewaltiges Königtum hat sich erhoben, welches alles Fremdartige ausstieß, der Jehovareligion mit einem mal wieder eine kraftvolle Stellung verlieh und zunächst die stammesverwandten Völker niederwarf. Aber diese hatten Verbindung mit anderen Nachbarn, welche ihren Untergang nicht ruhig mitansehen konnten, so daß der einmal entbrannte Krieg sich noch in andere Regionen fortwälzte.

Eine hochbedeutende Stellung nahm seit den ältesten Zeiten Damaskus ein, eine Oase, welche die Geschicklichkeit der Einwohner zu einer Art von Paradies umgeschaffen hatte, ein Mittelpunkt für den Karawanenhandel Vorderasiens, wo die große Handelsstraße, die von Babylonien her dahin führte, sich in zwei Arme spaltete, von denen der eine nach Ägypten, der andere nach Phönizien ging. Phönizien war damals in der vollsten Handelsblüte, es ereichte den entlegensten Westen, so wie es durch die Karawanen von Babylon in Beziehung mit dem fernsten Osten gesetzt wurde. Man kann sagen, daß dort in Damaskus Osten und Westen sich begegneten; es war eine der reichsten Verkehrsstätten der alten Welt. Damals stand es unter einem syrisch-aramäischen Fürsten, mit welchem David in Streit geriet. Nicht so sehr das religiöse, wie ein militärisch-kommerzielles Interesse war es, das ihn dahin zog. Wenn er in den Besitz von Damaskus gelangte, so wurde ihm und seinem Volke eine dominierende Stellung in Vorderasien zuteil. Er eroberte Damaskus; er war Meister wie von Palästina so von Syrien und überaus furchtbar. Bei einer Musterung aller Stämme fand man, daß sich die Zahl der kriegstüchtigen und waffenfähigen Mannschaft auf 1 300 000 belief; und man ermißt, welch eine ansehnliche Kriegsmacht David jederzeit ins Feld führen konnte. Aber die Juden waren keine erobernde Macht, und ein starkes Königtum lief den Gewohnheiten der Stämme überhaupt entgegen. Jetzt aber war eine Art von militärischer Regierung entstanden. Das Mißvergnügen nahm überhand. Die Unzufriedenen scharten sich um den ehrgeizigen Sohn Davids, um Absalom, der bessere Tage versprach. David mußte aus der Hauptstadt weichen; schließlich blieb er Sieger.

Ihm folgte der jüngste seiner Söhne, Salomo. Eine widerstrebende Bewegung wurde blutig unterdrückt. Aber die Stellung seines Vaters konnte Salomo nicht in ihrem ganzen Umfange behaupten. Wahrscheinlich gleich im Anfang seiner Regierung verlor er Damaskus. Dafür aber baute er den prachtvollen Tempel. Dann hielt er friedliche Tage. In dem Gericht vereinigte sich Einsicht und Autorität. Salomo ist das Ideal für große orientalische Herrscher aller Zeiten. Der Tempelbau, der Besitz eines blühenden Reiches,

der Ruf gedankenvoller Weisheit verschafften ihm schon in seiner Zeit Beweise der Verehrung von nah und fern. Aber dem nationalen Begriff entsprach seine Regierung schon nicht mehr. Ganz und gar auf dem Wege der bisherigen strengen Entwickelung der Jehovareligion wäre ein Salomo nicht möglich gewesen. Mit einer solchen hätte sich die enge Verbindung mit den benachbarten Herrschern, die Vermählung mit einer Tochter des Pharao nicht vertragen. Der Harem, den Salomo sich zugleich einrichtete, zog aus den Nachbarvölkern auch fremde Götterdienste herbei, welche geduldet werden mußten. Von ägyptischen Diensten verlautet nichts; aber die Astarten von Sidon fanden Platz auf den Höhen von Jerusalem, Moloch selbst und der Feuergott Kamosch lebten wieder auf. Mochte darin vielleicht die Bedingung einer ruhigen Herrschaft liegen, so konnten doch die Prophetenschulen, die einst Samuel zur Behauptung des strengen Jehovadienstes gegründet hatte, nicht zufrieden sein. Seinen Sohn Rehabeam wollten zehn Stämme nicht anerkennen, sondern erklärten Jerobeam zu ihrem König. Wenn die Israeliten insgesamt vereinigt blieben und die Stellung, die ihnen zuteil geworden, ausbildeten, so würden sie in den vorderasiatischen Regionen eine dominierende Macht behauptet haben. Wahrscheinlich, daß dies nur unter einer strengen, rücksichtslosen Autorität möglich gewesen wäre; aber eine solche wollte Israel nicht mehr erdulden. Es besteht immer ein Gegensatz zwischen der politischen Macht eines Fürsten und der für dieselbe unentbehrlichen Teilnahme der Bevölkerung: denn die anwachsende Macht kann dem Volke leicht unerträglich werden. Indem die zehn Stämme dem Königtum, das erst vor kurzem gegründet worden, den Gehorsam aufkündigten, schädigten sie seine Stellung und ihre eigene Sicherheit, fremden Nationen gegenüber.

Mit den Hebräern im engsten Verhältnis der Nationalität, des Wohnplatzes und des Verkehrs standen die Phönizier. Ursprünglich waren die Absichten der Hebräer auf die Besitznahme des gesamten Landes, auch seiner Küstenstrecken, gerichtet gewesen. Hier aber hatte sich eine Macht von anderem Charakter, als der den kanaanitischen Königreichen eigen war, gebildet, die sie nicht zu überwältigen vermochten, wie die der Philister. Die Küstenstrecke bietet bedeutende Krümmungen dar, in welchen sich eine gewerbfleißige, kunstfertige und seefahrende Nation entwickelt hatte. Die älteste von diesen maritimen Ansiedelungen ist Sidon. Tyrus ist erst die zweite, aber nicht eine Kolonie von Sidon. Die ganze Küste ist mehr als irgend eine andere in der Welt zu weiten Seefahrten geeignet. Die Windesströmungen führen wie von selbst nach Cypern und Rhodus, von wo eine leichte Kommunikation nach Ägypten reicht. Hier aber kommt dann eine Seeströmung längs den Küsten der Schiffahrt zu statten und bringt auf das rascheste nach Phönizien zurück. Infolge dieser Naturverhältnisse wurde das östliche Becken des Mittelmeeres früh von phönizischen Kauffahrern belebt. Dann drang Tyrus in das westliche

vor, erreichte Gades und gründete Karthago. Allmählich wurde die phönizische Küste die Metropole für den Handel zwischen Orient und Occident. Der Handelsverkehr gab ihr zugleich eine hohe politische Bedeutung. Im Orient bedienten die Phönizier sich der mannigfaltigsten Handelsstraßen, für welche ihnen auch die Verbindung mit Judäa von dem größten Werte war. Die Stämme, welche am weitesten gegen Phönizien vorgedrungen waren, gerieten sogar in Abhängigkeit von demselben. Der Tempel Salomos selbst ist nur mit Beihülfe der Phönizier erbaut worden. Aber dabei blieben doch die beiden Nationalitäten, wiewohl demselben Sprachstamm angehörig, immer in einer durchgreifenden Differenz. Israel war binnenländisch, Phönizien hatte den allgemeinen Weltverkehr zu Lande und zur See in seinen Händen.

In derselben Zeit nun, in welcher das israelitische Königtum sich mächtig erhob, war in Tyrus eine monarchische Verfassung eingeführt worden. Als dann das Zwölfstämmereich sich spaltete, gewannen die nächsten Nachbarn, Ägypten und Phönizien, ein Übergewicht, das sie früher nicht besessen hatten. Bald überzog der Pharao Juda mit Krieg. Die großen Reichtümer, welche unter Salomo im Tempel aufgehäuft worden waren, werden einen besondern Reiz auf ihn ausgeübt haben. Er siegte; damit hörte dann die politische Macht von Juda überhaupt auf. Noch bei weitem tiefer aber, nicht durch Waffen und Eroberung, sondern durch Sitte und Religion, wirkte Phönizien auf Israel ein. Ahab vom Zehnstämmereich (um 900 v. Chr.) war mit Isebel, einer tyrischen Königstochter, verheiratet; diese brachte mehr als 800 Priester und Diener ihrer Götter mit, denen nun der Jehovakult weichen zu müssen schien. Nun aber entbrennt ein heftiger Kampf zwischen den beiden Religionen. Der Königin und den Baalim gegenüber tritt der Prophet Elias auf, der von keiner Rücksicht wußte und in dem Gefühl der Unabhängigkeit der Religion lebte, das ja niemals stärker ist, als wenn sie bedroht wird und in den Fall kommt, Widerstand zu leisten. Die Königin verfolgte die Jehovapropheten, die sich in den Höhlen des Landes verbargen, wo ihnen Brot und Wasser, eine Gabe der gläubigen Jehovaverehrer, das Leben fristeten. Elias' Schüler Elisa vollendet das Werk seines Lehrers: er salbt den Heeresobersten Jehu, der das Königshaus vernichtet, an den von Jehova Abgefallenen gräßliche Rache nimmt. Auch in Juda kommt es, durch Joas, zu einer gewaltsamen Wiederherstellung der Jehovareligion. Daran, daß Phönizien seinen Göttern nicht zu Hülfe eilte, hatte das Emporkommen des assyrischen Reiches und sein Vordringen bis an die Küsten des Mittelmeeres den größten Anteil.

Semiramis und Sardanapal sind mythologische Gestalten; Ninus ist eine Personifikation von Ninive, welches Wort „Ansiedelung" bedeutet. Wir wissen bloß Folgendes: Im 10. und 9. Jahrhundert v. Chr. bestanden noch eine große Anzahl unabhängiger kleiner Reiche diesseit und jenseit des Euphrat und des Tigris, sowie in dem Quellenlande der beiden Ströme, alle blühend,

reich und wohlbegründet. Überall finden wir Fürsten und einigermaßen befestigte Städte, volkstümliche Streitkräfte und angesammelte Schätze. Die meisten sind semitischen Ursprungs. Wenn Babel eine große religiöse Metropole bildete, so waren doch überall lokale Verehrungen im Schwange. Da trat nun Assur auf. Allgemeine Bedeutung bekam es dadurch, daß ihm Ninive zufiel, eine große Handelskapitale zwischen dem östlichen und dem westlichen Asien; es wurde nun Hauptstadt der Könige. Mit Babylon ist stete Verbindung, aber auch steter Gegensatz. Assur-nasir-habal in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts ist der eigentliche Begründer der Größe Assyriens. Er unterwirft die Nachbarn, er bringt dann gegen Westen, an den Orontes, vor, übersteigt den Libanon und gelangt an das Meer. Hier nötigt er Tyrus, Sidon und andere Städte, ihm Tribut zu zahlen. Sein Nachfolger, Salmanassar (857 v. Chr.), bringt nun weiter nach Syrien vor: unter den Tributpflichtigen wird auch der König von Israel erwähnt. Auch nach Osten trägt er seine siegreichen Waffen. Dann vereinigen sich die in Israel und Damaskus belassenen Gewalthaber gegen den König von Juda, für den es nun keine andere Rettung gab, als daß er sich an Tiglat-Pilesar (744—726) anschloß, worauf er zinspflichtig wurde, so daß er bald darauf in der Reihe der tributären Fürsten erscheint. Sargon (722—705) erzählt dann seine eigenen Thaten: „Mit Hülfe des Gottes Samas, der mir Sieg über meine Feinde giebt, habe ich eingenommen die Stadt Samaria. Ich habe 27 280 Einwohner zu Sklaven gemacht und habe sie in das Land Assur abführen lassen; die Menschen, welche meine Hand bezwungen, habe ich inmitten meiner Unterthanen wohnen lassen". Er war also der eigentliche Zerstörer des samaritanischen Reiches. Nach einem glücklichen Schlag gegen das mit Ägypten verbündete Gaza verfuhr er mit diesem wie mit Samaria und mit Damaskus. Die Philister schlug er, nach Arabien erstreckte sich seine Autorität. Daneben unaufhörliche Kämpfe im Osten und Norden des Reiches. Der Sohn Sargons, Sanherib (705—681), ging vor allem andern daran, sich mit den Ägyptern zu messen: der Sieg bei Altaku entschied das Übergewicht der Assyrer in Vorderasien.

In dem allgemeinen Ruin hielt sich allein Jerusalem aufrecht. Hier hatte Hiskia allen religiösen Abweichungen seiner Vorgänger abgesagt, den Götzendiensten ein Ende gemacht und den Jehovakult in seiner Reinheit wiederhergestellt. Der Prophet Jesaias, der gedankenvollste und geistig mächtigste von allen Propheten, vereinigt das Volk mit dem König, so daß Jerusalem als ein Bollwerk gegen die Assyrer angesehen werden konnte, wohin die Nachbarn, die sich vor denselben zu retten suchten, ihre Zuflucht nahmen. Jedermann kennt aus den Büchern der Könige die Belagerung, mit der Sanherib Jerusalem heimsuchte; nur vergeblich bemühte er sich, das Volk von seinem König zu trennen. Eins der vornehmsten Motive, welche die Assyrer

für eine Unterwerfung geltend machen, liegt darin, daß alle anderen Länder und Städte samt ihren Göttern den Waffen Assurs unterlegen seien; wo sei ein Gott, der sein Volk gegen diese habe schützen können? Die Israeliten und ihr Prophet erklärten: Jehova sei der Gott, der dieses Werk vollbringen werde; der habe Himmel und Erde gemacht, und sei allein wahrhaft Gott. Noch einmal behauptet sich Jerusalem. Sanherib mußte seine Belagerung aufgeben, hauptsächlich, wie es scheint, durch Bewegungen veranlaßt, die in Babylon ausgebrochen waren. Sein Nachfolger Assarhaddon unterwirft Babylon, verpflanzt medische Stämme nach Assyrien, verjagt den König von Sidon, tötet die Großen daselbst, zerstört die Häuser, wirft die Mauern ins Meer; zwölf Könige der Meeresküste und die Könige der Insel Cypern sind ihm unterthänig, Juda und Arabien nicht minder; siegreich durchzieht er Ägypten, das dann Assurbanipal (667—626) vollends unterwirft. Dieser rühmt sich, daß er den König von Tyrus gezwungen habe, Meerwasser zu trinken, um seinen Durst zu löschen. Ein neuer Aufstand Babylons, dem sich viele anschließen, wird wieder zerdrückt. Auch Gyges von Lydien schickte Gesandte und bat um die Protektion von Assyrien; ein König von Ararat schickte Geschenke. Assyrien war ein Weltreich, es nahm den ersten Rang unter den damaligen Mächten der Erde ein. Das wirksamste Mittel, das es in Anwendung brachte, um die Unterwürfigkeiten zu befestigen, bestand in der Wegführung der vornehmsten Einwohner aus den bezwungenen Landschaften nach Assyrien und der Ansiedelung von Assyrern in den neu erworbenen Gebieten. Die wichtigste Einwirkung Assyriens auf die Welt möchte darin zu suchen sein, daß es die lokalen Selbständigkeiten und die lokalen Gottesdienste in Vorderasien einengte und brach.

Ein welterschütterndes Ereignis war es nun, daß diese Macht, die noch im lebendigsten Fortgange begriffen war, plötzlich aufhörte zu existieren. Wie aber der Ruin von Ninive herbeigeführt worden ist, wird nirgend authentisch überliefert. Von der Herrschaft der Assyrier befreit, setzten nun die Babylonier die Rolle Assurs in Vorderasien fort. Nebucadnezar trat auf — der vornehmste Begründer des chaldäisch-babylonischen Reiches, der sich auf die Erbfolge und die Beistimmung der Priesterschaft stützte. Er fand aber dabei Widerstand vom freigewordenen Ägypten her. Der zweite Necho hat für die spätere Geschichte Ägyptens eine neue Bahn eröffnet. Seine Bestrebungen gewannen durch die Verbindung mit Phöniziern und Griechen eine universale Tendenz für Kommerz und Kultur. Er wendet seine ganze Macht gegen Syrien. Da nun stoßen Babylonien und Ägypten, in kräftigem Emporkommen begriffen, gegen einander. Die kleineren Königreiche, die sich wieder regten, gerieten in die unglückliche Notwendigkeit, sich entweder an die eine oder die andere Macht anschließen, zwischen ihnen wählen zu müssen. Verhängnisvoll wurde die Situation für das Reich Juda: es widersetzte sich dem

Vordringen des Pharao, der den Durchzug durch das Gebiet von Judäa verlangte; aber König Josia unterlag bei Megiddo und verlor das Leben. Hierauf wurde Necho Meister von Jerusalem und setzte einen König ein. Bei Karchemisch wurde Necho von Nebucadnezar besiegt: dieser wurde der mächtigste Fürst in Vorderasien. Gegen ihn verbünden sich Sidon, Tyrus und Juda. Nachdem Nebucadnezar seine Götter befragt, wohin er seine Waffen zunächst wenden soll, belagert er der Weisung derselben gemäß Jerusalem. Es wird eingenommen, der König gefangen und fortgeführt, mit ihm eine große Anzahl angesehener Juden, namentlich die Kriegsleute zugleich mit den für den Krieg brauchbarsten Handwerkern. Nebucadnezar setzte dann einen neuen König, Zedekia, auf den Thron, mit der Verpflichtung, keiner Hinneigung zu Ägypten Raum zu geben. Aber Zedekia gerät unter den Einfluß der Volksmenge; er wird von den Propheten Ezechiel und Jeremias gewarnt. Er tritt mit den Ägyptern in Verbindung, in der Hoffnung, mit denselben Babylon zu stürzen. Nebucadnezar eilt herbei, belagert Jerusalem. Der König von Ägypten zieht zum Entsatz heran; der babylonische geht auf ihn los und schlägt ihn. Die Belagerung wird fortgesetzt; Hunger und Pestilenz suchen die Stadt heim. Der König entflieht, bei Jericho aber wird er eingeholt; man setzt ein Gericht über ihn ein, nach dessen Spruch seine Kinder vor seinen Augen geschlachtet werden. Das war das letzte, was ihm vergönnt war zu sehen; er wird dann geblendet und in Ketten nach Babel geführt. Einen Monat darauf wurde der Tempel und der königliche Palast von den Chaldäern verbrannt. Hierauf erfolgten neue Exilierungen (586 v. Chr.). Weitere Erfolge vernichteten die ägyptischen Einflüsse in Vorderasien. Die Keilinschriften aus dieser Zeit sind nicht historischen Inhalts; sie beziehen sich nur auf die Bauten des Königs. „Den Tempel des Fundaments der Erde, den Turm von Babylon errichtete ich und vollendete ich und aus Ziegeln und bedeckendem Kupfer setzte ich seine Spitze darauf." Den Tempel der sieben Leuchten der Erde, welcher verfallen war, wiederherzustellen, fühlt er sich durch den Gott selbst angetrieben. „An einem günstigen Tage besserte ich die Backsteine seines Gebäudes und die Ziegel seiner Bedachung zu fest verbundenem Mauerwerk aus." Bisher war der Tempel immer ohne Spitze gewesen; Nebucadnezar richtete dieselbe auf. Seine Geschichte verfiel der Sage.

Durch die vorangegangenen Ereignisse und Verwickelungen war bereits eine Kulturwelt begründet: seßhafte Völker in begrenzten Gebieten, die sich in stetem Kampf untereinander doch behaupteten; gesetzliche Ordnungen, ohne welche kein Gemeinwesen bestehen kann; Gottesverehrungen, in deren Mitte die Idee des Monotheismus zwar noch in lokalen Formen, aber doch mit allumfassender Intention festgehalten wurde; ein Schriftwesen, durch welches die Grundlagen aller Überlieferung in einem unübertrefflichen Werk zusammen-

gestellt, zugleich aber auch die Ereignisse der Zeit, wiewohl nur in einseitigen Aufzeichnungen, der Nachwelt aufbehalten worden sind; eine Kunstübung, die, sich an die Religion anschließend, Denkmale von einer Größe und innern Bedeutung schuf, welche den Späteren immer zur Bewunderung gedient und ihre Nachahmung erweckt haben. Diese Welt, die das Fundament aller menschlichen Gesittung in sich enthielt, war nur durch den natürlichen Fortgang der Begebenheiten unter die assyrische Monarchie geraten, die auch ihrerseits an derselben teilnahm. Indem diese Herrscher nach allen Seiten hin die Gewalt an sich brachten, schützten sie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente. Das gelang aber zuletzt nicht mehr. Die Selbständigkeiten der einzelnen Völker und Stämme waren bezwungen, aber nicht unterdrückt; nach jedem Thronwechsel brachen sie hervor. Wie ließ sich überhaupt denken, daß eine nur durch ein überlegenes Kriegswesen emporgekommene Potenz die Nationen, die sie beherrschte, befriedigt hätte? Oder will man glauben, daß die Hauptstadt der Religion von Ägypten sich ernstlich der Verehrung Assurs unterworfen habe? Sollten Fürsten wie Gyges, dem die kleinasiatischen Griechen gehorchten, ihre eigene Unabhängigkeit vollständig aufgeben? Wie vollends dann, wenn das assyrische Reich sie gegen andere Barbaren nicht mehr zu schützen vermochte? Kymmerische und scythische Stämme brachen in dem vordern und in dem obern Asien verwüstend ein. Man erkennt den Gegensatz: nomadische Völker vollführen einen Einbruch in Regionen, die bereits das sind, was wir Kulturwelt nennen können, d. h. in Landschaften fester Ansiedlung, wo ein Anfang der Gesittung und ein auf Gesetze begründetes, ruhiges Dasein angebahnt war. Wenn nun die Assyrer in diesen Regionen die oberste Gewalt ausübten, so hatten sie auch die Pflicht, diese Angriffe abzuwehren. Das geschah keineswegs. Lydien und Medien, also untergeordnete Gewalten, leisteten bei der Abwehr der Barbaren das meiste; schließlich kam es zu einem Bund zwischen den beiden. Ninive fiel nun (um 606) in die Gewalt der verstärkten empörten Meder; sie werden in dem obern Asien Herr und Meister, erscheinen als das weltbeherrschende Volk. Über ihr Emporkommen haben wir nichts als Sagen. Nur Kyaxares, der die Scythen besiegt und Ninive erobert, ist eine unzweifelhaft historische Person. Wie nun aber die Herrschaft, die er erwarb, an die Perser übergegangen und auch in Vorderasien ausgebreitet worden ist, bildet wieder den Gegenstand sagenhafter Erzählungen.

Als der Vollbringer dieser Handlung erscheint die große, mit fabelhaften Zügen verhüllte, später unter die Götter erhobene, aber doch historisch erkennbare Gestalt des Cyrus (Curu, Cores). Er besiegt den König von Medien und gründet in engster Verbindung mit den Medern, aber doch von anderer Nationalität und Religion, an der Stelle der assyrischen eine medisch-persische Monarchie, überwindet Crösus von Lydien, erobert Babylon. Cyrus wurde Meister des gesamten von Nebucadnezar in Unterwerfung gehaltenen Gebietes,

aber er teilte die Verehrung der Götter nicht, welche Syrien und Babylon der Jehovareligion entgegengesetzt hatten. Wenn der Perser, der dem Monotheismus huldigt, dem Exil der Juden, die an Jehova glauben, ein Ende macht und sie nach Jerusalem zurückziehen läßt, so hat das außer der religiösen auch noch eine politische Beziehung; den in Kanaan angesiedelten Assyrern wird dadurch ein Gegengewicht gegeben, in einer unmittelbar von dem König eingerichteten und ihm unbedingt ergebenen Volksgemeinde, welche den Besitz von Vorderasien sichert. Dann wendet sich Cyrus gegen die Feinde, welche einst durch ihr gewaltsames Vordringen den Bestand des assyrischen Reiches erschüttert hatten, vornehmlich gegen die Massageten jenseit des Jaxartes. Der große Eroberer kehrt von diesem Zuge nicht zurück; sein Tod fällt in das Jahr 529. Die Scythen blieben unbezwungen, aber auch von weiteren Einbrüchen in das persische Reich standen sie ab. Die Summe von allem ist, daß Cyrus das assyrische Reich durch die medo-persische Kraft wieder verjüngte und so in gewissem Sinne wiederherstellte, indem er jedoch die religiöse Gewaltsamkeit, welche die Assyrer und Babylonier ausgeübt hatten, abstreifte. Er brachte in die Monarchie einen Zug, der sie von der Zwingherrschaft unterscheidet. Aber noch war nicht das ganze Weltreich, wie es die Assarhaddon und Assurbanipal besessen hatten, vereinigt. Der Sohn des Cyrus, Kambyses, hat sich wohl sagen lassen, er sei größer als sein Vater, weil er auch Ägypten erworben und die Herrschaft zur See erlangt habe. Ägypten eroberte er mit Hülfe der Araber, im Gegensatz mit den Griechen, auf welche die damaligen Pharaonen sich mehr verließen, als auf die Kraft ihres Reiches; aber den ägyptischen Götterdienst hat er geschont und selbst gefördert.

Für die universale Verbindung der Völker war es von wesentlicher Bedeutung, daß der Mittelpunkt des neuen Weltreiches nach Osten hin vorgerückt worden; von ihren vornehmsten Sitzen in Iran erreichte die persische Monarchie Indien, eröffnete den Osten. Aber auch dieses neue Herrschergeschlecht ging plötzlich zuende. Kambyses hatte noch vor seinem Zuge nach Ägypten seinen Bruder aus dynastischer Eifersucht beseitigt; doch war es verborgen geblieben. Sowie man es inne wurde, geriet alles in Bewegung, vornehmlich das Kriegsheer. In dem entstandenen Konflikt hat Kambyses sich selbst getötet. Er war der letzte aus dem Hause der Achämeniden, deren Macht auf der verwandtschaftlichen Verbindung der persischen Herrscherfamilie mit der medischen beruhte. Nun war der Riß zwischen Medern und Persern da. Einer aus dem Stamme der medischen Mager gab sich als der Bruder des Kambyses aus; es war der Pseudosmerdis (Gaumata). Aber die Perser waren nicht gesonnen, diese Usurpation zu dulden. Einer aus der Nebenlinie der Achämeniden drang im Einverständnis mit den Oberhäuptern der sechs anderen persischen Stämme in den Palast des Gaumata und brachte diesen um. Diese That des Darius Hystaspis (521 v. Chr.) brachte die andere Seite der Frage zum Vorschein.

Sollten die Meder einem persischen Manne gehorchen? Sollten die anderen Nationen die Herrschaft eines Usurpators anerkennen? Vor allen anderen regten sich die Babylonier. Darius siegte, auch in Medien, allerwärts. Die Eroberungen des Cyrus und Kambyses waren doch nur vorläufige gewesen; jetzt erst unter Darius vollzog sich die feste Begründung des Reiches. Seine Siege aber, sagte Darius, verdanke er der Gnade Auramazdas, ähnlich wie wir bei Assarhaddon und Assurbanipal lasen: daß alle ihre Siege dem Gotte Assur zuzuschreiben wären; doch ist eine bedeutsame Abweichung. Assur ist ein Kriegsgott, Auramazda ein Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit. Unterthänigkeit bedeutet bei den Assyrern Unterwerfung durch die Gewalt, bei den Persern Erfüllung eines höchsten Willens. Was Darius am meisten hervorhebt, ist, daß seine Gegner, weil ihr Vorgeben auf Lüge gegründet war, untergehen mußten. Den Schutz, den ihm Auramazda verleiht, leitet er daher, daß er der wahre König ist, vor dem die Könige der Lüge untergehen müssen. Darius richtet an seine Nachfolger auf dem Throne die Ermahnung, alle Lüge zu vermeiden, keinen Lügner, keinen Verräter jemals zu begünstigen; denn dies würde der Idee des wahren Königtums zuwiderlaufen. Die Autorität bekommt dadurch einen moralischen Inhalt, dem das ganze Gefüge des Reiches und des Staates entsprechen soll.

Damit hängt aber die religiöse Weltansicht auf das innigste zusammen; diese findet sich im Zend-Avesta, das als die Haupturkunde der persischen Religion betrachtet werden muß. Der Charakter dieser Religion liegt in ihrem Dualismus. Auramazda (Ormuzd) ist der Gott der Landbauer; er hat die iranischen Länder „eine Schöpfung der Anmut“ geschaffen. Alledem setzt nun Ahriman, der voll Todes ist, Schöpfungen des Verderbens entgegen, große Schlangen, langdauernden Winter, große Zweifel, Trägheit und Armut, Mord 2c. Der vornehmste Gott, Ormuzd, erscheint als Weltschöpfer und Geber alles Guten; aber nirgends war der Begriff des Bösen so stark, wie in der Religion des Zend. Alles, was geschaffen ist, wird als zum Kampf gegen das Böse bestimmt betrachtet. Alles ist Kampf zwischen Licht und Finsternis, der sich in dem Weltall und auf Erden vollzieht. Die Gottheit wurde ohne Bild noch Altäre verehrt, das Opfer war nichts als ein Darbringen. Der Mensch ist der Verbündete Ormuzds, oder soll es doch sein; alle Tugenden aber werden ihm dadurch zur Pflicht. Der König, der von dem höchsten Gott als der berechtigte anerkannt wird, ist zugleich der Vorfechter alles Guten, das sich dem Bösen entgegensetzt; er vollzieht den Willen des Auramazda; das ganze Reich ist in diesem Sinne organisiert, der König, als der Ausdruck des göttlichen Willens, hat gleichsam ein Recht, die Welt zu beherrschen. Aber diese Religion wird nicht mit Gewalt den unterworfenen Nationen aufgedrängt; sie duldete in den Provinzen die einheimischen Kulte.

Das ganze ungeheuere Reich teilte Darius in Satrapien, die er großenteils Persern aus dem königlichen Hause oder auch aus anderen besonders hervorragenden Geschlechtern zur Verwaltung anvertraute. Den Satrapen standen unmittelbar vom König abhängige Beamte zur Seite, welche die Machtbefugnisse derselben beschränkten und sie dem höchsten Willen unterworfen hielten. Alles beruht darauf, daß die Autorität des Königs, welche dem Streit der Nationalitäten, in den derselbe eingriff, ein Ende gemacht hat, anerkannt und gehandhabt wurde. Dabei konnte die eigentümliche Entwickelung der Nationen nicht fortschreiten. Das Regiment des Königs erschien überall als eine Fremdherrschaft. Die Perser begnügten sich nicht mit einem zweifelhaften Tribut, wie die Assyrer; die Abhängigkeit wurde durch eine bestimmte Schatzung ausgesprochen. Aber die alten nationalen Selbständigkeiten wurden doch auch nicht geradezu unterdrückt. Noch gab es Völkerschaften, welche ihre angestammten Oberhäupter behielten oder überhaupt zu keinem Gehorsam zu bringen waren; man lag mit ihnen häufig in Fehde, duldete aber gern oder ungern ihre Existenz.

Babylon blieb die Hauptstätte des Gottesdienstes und des Handels, die es von jeher gewesen war. In der Stadt der Lilien, Schuschan (Susa), war die vornehmste Residenz der Könige. In der Mitte von Iran, in Persien, der Heimat des Stammes und Volkes, hat sich Darius eine prächtige Königsburg gegründet, deren Ruinen durch ihr Quadergefüge und die benachbarten Königsgräber an die ägyptischen Bauwerke erinnern: Persepolis. Auf breiten Stufen, die aus ungeheuren Marmorblöcken auf das sorgfältigste gearbeitet sind, ersteigt man die erste Terrasse, deren Eingang mit den wunderbaren Tiergestalten der iranischen Mythologie verziert ist, dem Einhorn, dem Symbol der Stärke, dem geflügelten Löwen, der, mit dem Diadem geziert, die unwiderstehliche Kraft des Königtums versinnbildet. Auf der zweiten Terrasse ist der König abgebildet, wie er einem Gesandten Audienz erteilt. Hinter ihm steht ein Sklave mit verhülltem Munde und mit dem Fliegenwedel. Der Gesandte erscheint in ehrerbietiger Stellung, auch mit der Hand vor dem Mund, damit sein Odem den König nicht berühre. Was diesem prächtigen Monument des alten Völkerkönigtums — voll von Würde, phantastisch und groß — aber noch höhern Wert giebt, als die Säulen und Reliefs, das sind die Inschriften daselbst. Sie zählen auch die Länder auf, welche der König außer Persien regiert; da erscheinen auch die „flechtentragenden“ Ionier. „Ich beherrsche sie“, sagt der König, „sie bringen mir Tribut; was ich ihnen befehle, das thun sie; mein Gesetz wird gehalten.“

1. Die Schlacht bei Platää.

(479 v. Chr.)

Die Jonier, d. h. die mit dem Mutterlande in regster Beziehung stehenden griechischen Kolonisten an der herrlichen Westküste Kleinasiens, hatten sich gegen die Herrschaft der persischen Weltmacht empört. In ihrer Not hatten sie sich um Hülfe nach Griechenland gewendet. Nicht Sparta, der führende Staat, sondern das geringere Athen war dem Hülferuf gefolgt. Vergebens! Darius erdrückte den Aufstand der Jonier, und gedachte deren Helfershelfer, die Athener, zu züchtigen, seine Macht auch über Europa auszubreiten. Daraus entwickelten sich die sogenannten Perserkriege, der erste große Zusammenstoß zwischen Orient und Occident.

Des Sieges meinten die kriegsgewaltigen Perser sicher zu sein. Denn wer waren diese Athener, diese Griechen? Soviel ihnen bekannt: in Kleinasien, in Syrien, in Ägypten, in aller Welt handeltreibende, schachernde Menschen, unkriegerisch — eben hatte man ja die mit ihnen verbündeten Jonier niedergeschlagen —, ohne Vaterland — denn jede Stadt in dem geographisch so zerrissenen und zerklüfteten Griechenland bestand nur für sich, lebte nur für sich, war eifersüchtig auf den Nachbar —, ohne große Vergangenheit, ein Häuflein Menschen, auf das der zürnende Perser mit unglaublicher Verachtung herabsah, das zu züchtigen ein militärischer Spaziergang genügte.

Daß der geplante Zug gegen der Perser leibliche Vettern gerichtet war, konnte in jenen Zeiten niemand ahnen. Denn auch die Griechen waren ein Glied jener großen arischen Völkergemeinschaft im Innern Hochasiens, die in unvordenklichen Zeiten langsam nach den verschiedensten Seiten auseinandergeflossen in Indien zu Indern, gegen Westen hin zu Medern und Persern, in Europa zu Kelten, Germanen, Römern, Griechen geworden waren. Und wie

sich keiner dieser Zweige an seine Urvergangenheit erinnerte, so meinten auch die Griechen autochthon zu sein, dem von ihnen bewohnten Lande zu entstammen, einem Lande, dessen eigentümliche geographische Verhältnisse langezeit kein Gefühl der Gemeinschaft, kein Stammesbewußtsein, wohl aber scharf ausgeprägten Partikularismus hatten aufkommen lassen. Die Urbewohner Griechenlands hießen Pelasger, deren zahlreiche Stämme, friedlichen Charakters, über das ganze Land verbreitet waren; auf den Inseln wohnten meist Karer. Dann brachen von Norden die mit den Pelasgern verwandten Hellenen hervor, kriegerisch und raschen Geistes; sie vermischten sich mit der Urbevölkerung, drängten ihren Namen allen als Gesamtnamen auf (seit etwa 800 v. Chr.), gliederten sich aber selbst in die vier Stämme der Äoler (im südlichen Thessalien und zerstreut fast durch ganz Mittelgriechenland), der Dorier (in Thessalien, dann zwischen den Oeta und Parnaß gedrängt), der Achäer (schließlich im Peloponnes) und der Jonier (vornehmlich in Attika). An den Küsten der Halbinseln und Inseln gab es zahlreiche Handelsniederlassungen der Phöniker, welche langezeit das ganze Mittelmeer beherrschten, bis die von ihnen vieles lernenden Griechen sie allmählich verdrängten. Die Einwanderungssagen von Kekrops, Danaos, Kadmos und Pelops sind ein weiterer Beweis von dem Zusammenhang der hellenischen Kultur mit dem Orient. Die Heroensagen von Herakles, Perseus, Jason, Oedipus ꝛc. spiegeln dann eine Zeit wilden Faustrechts, kühner Wagnisse, verwegner Raubfahrten von einzelnen wie ganzen Gruppen von Helden, bis der trojanische Krieg die griechischen Stämme in einer gemeinsamen That vereinigte. Schon in den politischen Zuständen dieser Heroenzeit zeigen sich die Keime der spätern Staatsentwickelung; ein monarchisches, aristokratisches, demokratisches Element wird sichtbar. Die Stammeskönige erkannten sich als die Erben des Zeus und vereinten in sich das priesterliche, kriegerische und richterliche Amt; ihnen zur Seite stand ein in den Städten wohnender Herrenstand und Waffenadel; die Volksgemeinde (die Gemeinfreien) kam in Volksversammlungen zusammen, doch nur, um die Beschlüsse des Rates anzunehmen oder als Zeugen der Verhandlungen. Auch Sklaven gab es schon jetzt, die teils im Kriege gefangen, teils durch Kauf erworben waren.

Das eigentliche geschichtliche Leben der Griechen begann mit großen Wanderungen und Bewegungen der Stämme, zunächst der Thessaler über den Pindos in das dann nach ihnen benannte Thessalien; dann der vor ihnen weichenden Böoter nach Böotien, wo sie sich in aristokratischer Staatsform entwickelten und Theben allmählich zur herrschenden Stadtgemeinde wurde; endlich der Dorier vom Olympos zunächst nach Doris, dann unter den Herakliden in den Peloponnes, dessen Bewohner nach langem Kampfe teils unterworfen, teils verdrängt wurden. Diese Bewegungen hatten im Bunde mit Übervölkerung, Abenteuerlust u. s. w. Auswanderungen von und nach allen

Seiten zur Folge, nach Osten meist im 11., nach Westen vom 8.—6. Jahrhundert, so daß zunächst das Ägäische Meer, dann aber das ganze Mittelmeer zu einer hellenischen See wurde. Wesentlich dorisch waren unter anderen die Kolonien Thera, Kyrene, Kreta, Kos, Rhodos, Halikarnassos, Knidos, Chalkedon, Byzantion, Potidäa, Kerkyra, Leukas, Epidamnos, Syrakus, Megara, Gela, Akragas, Taras (Tarent); äolisch: unter anderen Kyme, Smyrna, Lesbos mit Mytilene und Methymna, Tenedos, Sestos; jonisch-achäische: in größter Anzahl, besonders von Attika und Euböa aus, u. a. Miletos, Ephesos, Kolophon, Teos, Erythrä, Klazomenä, Phokäa, Samos, Chios, Abydos, Sinope, Odessos, Abdera, Cumä, Rhegion, Sybaris, Kroton, Leontinoi, Katana, Messana, Massalia (Marseille), auch Niederlassungen in Spanien.

Es lag eine große Gefahr in dieser Zersplitterung der Stämme im Mutterlande und der Städte in den Kolonien, die Gefahr der völligen Auflösung des griechischen Volkes und Wesens. Aber der gemeinsame Götterglaube und das stark ausgeprägte Nationalbewußtsein allen Nichtgriechen (Barbaren) gegenüber milderte diese Gefahr. Besonders wirksame Einigungsmittel waren das einflußreiche delphische Orakel, gleichsam eine Gesamtleitung aller griechischen Politik; dann die Amphiktyonien oder Einungen von Nachbarstaaten zu religiöser Festfeier um ein Bundesheiligtum, darunter am bedeutendsten die delphische Amphiktyonie, zum Schutze des delphischen Heiligtums; endlich die Volksfeste und Wettkämpfe zu Ehren der Götter; nur vier derselben erhoben sich zu Nationalfesten, zunächst die Olympien in Elis zu Ehren des Zeus alle vier Jahre ganz Griechenland verknüpfend und Waffenruhe gebietend; dann die nemeischen Spiele in Argolis und die isthmischen bei Korinth alle zwei Jahre; endlich die pythischen in Delphi alle acht, dann alle vier Jahre zu Ehren des Apollon. Kein größeres Glück und kein herrlicherer Ruhm für einen Hellenen, als mit dem Preise eines Ölzweiges geschmückt, von Pindaros besungen, ein beneideter Sieger in die jubelnde Vaterstadt zurückzukehren!

Kleinere Einungen, jedoch von weltgeschichtlicher Bedeutung, gelangen bloß dem dorischen Sparta und dem jonischen Athen. Dort wurde der entartete Dorismus durch die lykurgische Verfassung (884?) zu neuer außerordentlicher Lebenskraft befähigt, die Aristokratie als Verfassungsprinzip auf die Dauer anerkannt, das Königtum dem Namen nach beibehalten, die eiserne Erziehung ausschließlich zum Kriegs- und Staatsmann mit Vermeidung höherer allgemeiner Bildung gepflegt; Sparta ein einziges Heerlager, ein Volk in Waffen, das in furchtbaren Kämpfen den Messeniern, dann allen Nachbarn seinen Willen aufzwang, schließlich die Hegemonie im ganzen Peloponnes errang und in der Folge als die erste hellenische Macht überhaupt galt; nach allen Seiten zugleich der unbarmherzige Vertreter des aristokratischen Verfassungsprinzips, der erbitterte Feind aller Demokratie. Nicht so die Entwickelung der Dinge in Athen; wohl hatte auch hier das Königtum

einer Adelsherrschaft weichen müssen (1066), aber es fanden sich Aristokraten, welche mit Hülfe des gedrückten Volkes sich gegen ihre Genossen wendeten und eine auf die Massen gestützte Alleinherrschaft (Tyrannis) aufrichteten. Allerdings hatte Solon (594) durch eine Verfassung allen Übelständen zu steuern versucht: nach Maßgabe der Rechte und Pflichten wurde das gesamte Volk in vier Klassen geteilt; die höchste Gewalt ruhte bei der Volksversammlung; der Rat der Vierhundert war aus Bürgern der drei oberen Klassen zusammengesetzt zur Vorbereitung aller vor die Volksversammlung gehörigen Angelegenheiten; die Gewalt der neun Archonten als oberste Regierungsbehörde, als ausübende Gewalt, blieb bloß der ersten Klasse zugänglich und wechselte jährlich; der Areopag, aus gewesenen Archonten nach tadelloser Amtsführung auf Lebenszeit gebildet, erhielt neben seiner Gerichtsbarkeit das Wächteramt über Gesetz und Sitte, ein Veto gegen staatsgefährliche Beschlüsse des Rates und der Volksversammlung, — sollte also ein Gegengewicht gegen die Demokratie sein. Aber diese wurde dennoch, entsprechend dem lebhaften jonischen Stammescharakter, allmählich eben so scharf Verfassungsprinzip Athens und der Jonier, wie die Aristokratie in Sparta und bei den Dorern; und in gleichem Maße blieb Athen Vertreter der Demokratie, erbitterter Gegner aller und jeder Aristokratie. Und indem die jonische Erziehung allerdings auch kriegerische Tüchtigkeit, besonders Gewandtheit im Auge behielt, aber auch die Pflege einer höhern allgemeinen Bildung, die Pflege von Kunst und Wissenschaft betonte, erwuchs nach jeglicher Richtung hin ein feindseliger Gegensatz zwischen Joniern und Dorern, Athen und Sparta, der in der Folge die gesamte griechische Geschichte beherrschte. Nun wurde zwar, eben mit Spartas Hülfe, die im übrigen glanzvolle Tyrannis der Peisistratiden in Athen gestürzt (510), was aber keineswegs der Aristokratie zugute kam, sondern zur Herstellung, sogar Weiterbildung der Demokratie führte, trotz der Drohungen, der offenen und geheimen Machinationen Spartas.

So zerklüftet und gefahrvoll standen die Dinge, als Asien sich rüstete, Athen zu strafen, das kleine Griechenland zu zermalmen.

Schon 492 erhielt Mardonios den Auftrag, mit einer wohlgerüsteten Armee und Flotte über den Hellespont auf dem Landwege gegen Griechenland vorzugehen. Der Zug mißlang, da die Flotte am Vorgebirge Athos scheiterte. Mardonios mußte sich mit der Unterwerfung von Thrakien und Macedonien begnügen; doch wurden in bezeichnendem Übermute auch Herolde nach Griechenland geschickt, welche Erde und Wasser als Symbol der Unterwerfung verlangen sollten. Aber während die meisten griechischen Staaten und Städte dieser Forderung nachkamen, vergriffen sich Sparta und Athen in roher Weise an den Herolden, so das Rachegefühl Persiens stachelnd. Die beiden Feldherrn Datis und Artaphernes erhielten 490 eine große Flotte mit 100 000 Kriegern. Auf dem kürzesten Wege, direkt durch das Cykladenmeer, die

Inseln unterwerfend, zerstörend, die Bewohner in das Innere Asiens verpflanzend, nahten sie der attischen Küste, Tod und Verderben drohend. In ihrer Mitte der von den Athenern mit Spartas Hülfe vertriebene Tyrann Hippias. Eine doppelte Gefahr für Athen, wo Aufregung, Angst und Unentschlossenheit sich von Tag zu Tage mehrte. Gesandte eilten nach Sparta, um die Hülfe der ersten griechischen Großmacht zu erbitten. Das kurzsichtige Sparta weidete sich an der übeln Lage des gehaßten Vertreters demokratischen Verfassungslebens und gönnte ihm eine derbe Züchtigung. War doch der Peloponnes nicht direkt bedroht. Die Hülfe, die man schließlich doch nicht verweigern konnte, stellte man für später in Aussicht mit dem scheinbar bedauernden Hinweis auf einen alten, durch die Religion geheiligten Brauch, der gerade jetzt das Ausmarschieren verbiete. Unterdessen war die Beklommenheit Athens einer patriotischen Erregung gewichen, der Ausmarsch mit 10 000 Kriegern beschlossen, bloß von Platää eilten 1000 Bewaffnete den zum Verzweiflungskampfe Entschlossenen zu Hülfe. Die Leitung der Schlacht übernahm der heldenmütige Miltiades, der früher Gelegenheit gehabt hatte, die Perser und deren Kriegführung kennen zu lernen. In der Ebene von Marathon griff er die gelandete zehnfache persische Übermacht an und errang den unvergleichlichen Sieg (12. September 490). Wer wagt es, die Gefühle, den Jubel der Armee, des bangenden Athen zu schildern? Ganz allein hatte man sich selbst, ja ganz Griechenland gerettet! Denn die Perser zogen heim. Zum ersten male hatte die Weltgeschichte die Menschen belehrt, daß die Macht des Geistes, des Patriotismus, eines selbstbewußten freien Gemeinwesens die gewaltige Übermacht der willen- und gedanken- und begeisterungslosen Knechte eines Despoten bezwingen könne.

Vorüber freilich war die Gefahr noch keineswegs. Ein neuer und größerer Rachezug der Perser war mit Sicherheit vorauszusehen, und einer verhängnisvollen Überschätzung der eigenen Kraft gab man sich bei allem Selbstgefühl nicht hin. Mit überraschender Leichtigkeit und Einsicht fand sich Athen, dessen Name, Ruhm und That in aller Munde war, in der errungenen großen Stellung und in den neuen Aufgaben zurecht. Instinktiv erkannte man die Politik des sonst überaus geschätzten und allenthalben gerechten Aristides, der an den alten Grundlagen des attischen Staatslebens festhielt und dessen Schwerpunkt in der ackerbauenden landsässigen Bevölkerung suchte, als eine unzeitgemäße, irrige, und warf sich vertrauend in die Arme des Themistokles, der neue Wege und neue Ziele wies. Seine Absicht war, Athen zu einer Seemacht ersten Ranges umzugestalten, die griechische Handelsthätigkeit hier zu konzentrieren, die Interessen des gesamten handeltreibenden Griechentums an Athen zu ketten, die ausschließliche Landmacht Sparta aus ihrer ungerechtfertigten und — wie sich eben gezeigt hatte — unzuverlässigen hegemonialen Stellung zu verdrängen, die Fahne der athenischen Demokratie allenthalben

zu entfalten. Es geschah das Unerhörte, daß die athenische Bürgerschaft auf die in ihre Taschen fließenden reichen Erträgnisse der laurischen Silberbergwerke verzichtete zu gunsten einer Vermehrung der Flotte.

Die Durchführung der weitaussehenden Pläne des Themistokles wurden durch den dritten, zugleich gewaltigsten Rachezug der Perser unterbrochen. Diese hatten bei Marathon erkannt, wie schief ihre bisherige Beurteilung der Griechen gewesen. Darius' Sohn und Nachfolger Xerxes rüstete in so ungeheurem Maße, daß man erkennen mußte, es gelte selbst die entfernteste Möglichkeit eines nachhaltigen Widerstandes zu beseitigen. Im Frühling des Jahres 480 wälzte sich eine Völkerwanderung von 1 700 000 Menschen, begleitet von 1200 Kriegs- und Transportfahrzeugen, über den Hellespont nach Europa herüber. Solcher Gefahr gegenüber verstummten alle gewohnten Streitigkeiten in Griechenlands Kantonen, das nebenbuhlerische Streben Athens Sparta gegenüber wurde zurückgestellt, der Haß der Demokraten und Aristokraten — wennauch widerwillig — schwieg. Athen anerkannte Spartas Recht auf den Oberbefehl zu Lande und zu Wasser.

Die erste Stellung der Griechen am Tempepaß in Thessalien wurde gleich in den nächsten Tagen aufgegeben. Die Vorhut der Landmacht — 7000 Schwergerüstete, darunter 300 Spartiaten unter Leonidas — nahm nun Stellung im Thermopylenpasse, während die Flotte — 262 Schiffe, darunter 147 athenische — in etwa gleicher Linie am euböischen Vorgebirge Artemision hielt. Der Zugang zu Mittelgriechenland war somit bestmöglich gedeckt. Wiederholte Zusammenstöße bei Artemision waren für die Griechen meist siegreich; auch bei den Thermopylen schien die Übermacht nicht durchdringen zu können. Verrat half den Persern zur Umgehung der sonst uneinnehmbaren Stellung. Noch im letzten Augenblick gelang Leonidas die Rücksendung und dadurch die Rettung fast der gesamten Vorhut; er selbst fiel mit seinen 300 Spartanern und etwa 1000 Hülfstruppen in glorreichstem Kampfe. Nun mußte auch die Stellung am Artemision aufgegeben werden. Damit stand Mittelgriechenland den Feinden offen. Athen flüchtete seine Kriegsuntüchtigen und seine Habe nach dem Peloponnes; die Waffenfähigen gingen auf die Flotte, welche unter dem Spartaner Eurybiades sich in den Gewässern von Salamis zusammengezogen hatte. Die persisch gesinnte thebanische Regierung nahm den nahenden Xerxes mit offenen Armen auf, das verlassene Athen wurde zerstört, die ungeheueren Massen des Landheeres wälzten sich an Attikas Südküsten, die persische Armada umsegelte in majestätischem Zuge das Vorgebirge Sunion, — die Griechen aber auf ihrer Flotte waren uneins. Die Mehrzahl der Peloponnesier war für den weitern Rückzug an den Isthmus, Themistokles mit der Minorität für Standhalten, da die engen salaminischen Gewässer, in denen sich die persische Übermacht nicht entfalten konnte, einen Sieg der Griechen verbürgten. Themistokles war seiner Sache so sicher, daß er selbst vor schein-

barem Verrate nicht zurückbebte: er ließ Xerxes ermuntern, die Griechen gerade jetzt, wo sie uneinig seien, wo sie mit einem Schlage vernichtet werden könnten, anzugreifen. Es geschah. Die Griechen, namentlich die Athener, erfochten den glänzendsten Sieg (480), in dessen Folge die feindliche Flotte nach dem Hellespont zurückkehrte und Xerxes mit dem Hauptheere den Rückmarsch antrat.

Vor zehn Jahren hatte Athen allein sich selbst und ganz Griechenland siegreich zu Lande verteidigt; auch diese Seeschlacht war wesentlich durch Athen herbeigeführt und gewonnen worden. Wohl durfte man sich stolzem Selbstgefühle hingeben; wohl durfte man jubeln; aber die volle Rettung war noch fern; die Entscheidung stand noch aus. Man vernahm, daß Xerxes 300 000 auserlesene Truppen unter Mardonios in Thessalien zurückgelassen hatte, damit sie dort überwinternd im nächsten Frühjahr den letzten, vernichtenden Schlag ausführen sollten. Wie durfte man hoffen, einem solchen Heere eine entsprechende Macht ins Feld entgegenwerfen zu können? Wenn man alles erwog, wenn man alle zählte, kam auf je drei auserlesene persische Krieger kaum ein einziger waffenfähiger Grieche. Und dabei durfte man die alte griechische Volkskrankheit: Uneinigkeit, Neid, Eifersüchtelei u. s. w. gar nicht in Anrechnung bringen! Es war begreiflich, daß die Athener trotz Siegesbewußtsein nur mit bänglichen Gefühlen in die zerstörte Heimat zurückkehrten, ihre Stadt notdürftig wieder aufbauten. Wer hätte es ihnen verdenken mögen, wenn sie ihr Ohr den lockenden Versprechungen des Mardonios geliehen hätten, der mit genialem Scharfblicke gerade in ihnen den gefährlichsten Gegner erkannte und deshalb alles that, sie von den übrigen Griechen zu trennen! Wie, wenn bei Abweisung der persischen Angebote das doch immer engherzige und ehrgeizige aristokratische Sparta sich gegen Zusicherung unbedingter Herrschaft über ganz Griechenland an Xerxes verkaufte?! Nie hat ein Volk in so fürchterlicher Gefahr geschwebt, wie das griechische in den Wintermonaten von 480 auf 479; nie war Europa so sehr bedroht, eine Halbinsel Asiens zu werden; nie hat eine junge Kultur ihr Verderben so nahe vor Augen gesehen, wie jetzt die junge griechische, die eben die ersten Blüten zu treiben sich anschickte, von deren Früchten wir uns noch heute nähren! Ein Schwanken Athens oder Spartas bedeutete nichts geringeres als das Herüberfluten asiatischen Despotismus, asiatischer Barbarei, asiatischer Indolenz nach Griechenland, nach Europa. Aber auch nie hat ein Staat gleich dem athenischen so tief empfunden und danach gehandelt, daß verächtlich ist ein Volk, das nicht sein alles setzt an seine Ehre! Mochte kommen, was da wollte! Mochte Theben an Persiens Seite jauchzen, mochte der aristokratische Dünkel Spartas vielleicht zum Preisgeben hellenischer Nationalität führen können, mochte möglicher- aber nicht wahrscheinlicherweise das gesamte Griechenland vereint den Drängern entgegentreten und in ungeheuerem Blutbade vergehen — Athen wankte und schwankte keinen Augenblick: es konnte alles

verlieren, nur die nationale Ehre nicht! Die persischen Anerbieten wurden zornig zurückgewiesen, die athenischen Gesandten eilten in die griechischen Staaten und Städte, ganz Attika wurde ein Heer= und Rüstungsplatz.

Curtius schildert das Verhalten des Mardonios, der Athener und Spartaner vor der Schlacht und diese selbst folgendermaßen: „Es war offenbar nicht seine Absicht, den Ausgang des neuen Feldzugs wiederum von einer Schlacht abhängig zu machen. Darum benutzte er schon die Winterrast in Thessalien, um sich mit den griechischen Staaten und Heiligtümern in Verbindung zu setzen; er suchte bei den Orakeln eine Art Legitimation für seine Pläne zu erhalten; er verabredete mit den Argivern, daß sie durch eine feindliche Unternehmung die Spartaner am Auszuge verhindern sollten. Vor allem aber beschäftigten ihn die Verhandlungen mit Athen. Hier hatte er zum Vermittler den geeignetsten Mann in Alexander von Macedonien, der ein Vasall des Großkönigs und mit den ersten Familien des persischen Reichsadels verschwägert war, zugleich aber ein Heraklide von griechischem Blute, von Jugend auf griechischer Bildung zugewandt, als Hellene anerkannt in Olympia, ein bewährter Freund der griechischen Sache, welcher den Athenern schon so manche Dienste geleistet hatte, daß sie ihn zum Wohlthäter und Gastfreunde ihrer Stadt ernannt hatten. Durch ihn ließ Mardonios den Athenern seine versöhnlichen Gesinnungen aussprechen. Alles Geschehene solle vergessen sein; er wolle nicht den Untergang der Stadt; ja er wolle selbst Stadt und Heiligtümer wieder aufbauen und ihr Land groß machen. Sie sollten nur vom Hellenenbunde abtreten und sich ihm anschließen, ohne ihrer Selbständigkeit verlustig zu gehen. Man sieht, er hatte, vielleicht auf Anraten der Orakel, den Gedanken, unter persischem Protektorate einen griechischen Staatenbund zu errichten. Er hoffte trotz aller Verfeindung das jonische Athen immer noch leichter zu gewinnen, als das spröde Doriervolk, und sein Endziel war, mit Hülfe der attischen Flotte den Peloponnes zu gewinnen. Der Plan war gut angelegt, und die Verlockung für die Athener war groß. Man erwäge nur, wie sie eben von den Inseln und Küsten heimgekehrt waren, wie sie ohne Häuser, ohne Ernte in ihrem verwüsteten Lande sich kümmerlich wieder einzurichten beflissen waren und dabei in aller ihrer Not sich von den Spartanern noch mit arger Mißgunst behandelt sahen.

In Sparta fühlte man die ganze Bedeutung dieses Augenblicks. Man beeilte sich Gesandte nach Athen zu schicken, welche für den bevorstehenden Krieg die treueste Bundeshülfe und jede mögliche Erleichterung der Kriegsnot versprachen. In ängstlicher Spannung harrten sie auf den Beschluß der attischen Gemeinde, von welchem das Schicksal Griechenlands abhängig war.

In solchen Zeiten war Aristides an seiner Stelle, um den etwa schwankenden Bürgern klar zu machen, was das Vaterland von ihnen verlange. Nach seinem Vorschlage wurde in der entscheidenden Volksversammlung den

lakonischen wie den, von Alexander unterstützten, persischen Gesandten die Antwort erteilt, welche ewig denkwürdig bleiben wird, so lange das Gedächtnis der Geschichte auf Erden fortlebt. Öffentlich erklärten die Athener, daß ihnen ihre Freiheit um keine Schätze der Erde verkäuflich sei; sie seien die Feinde der Perser, der Zerstörer ihrer Heiligtümer, und würden es bleiben, so lange die Sonne ihre Bahn wandele, und um sich selbst auf das feierlichste an ihr Wort zu binden, ließen sie die Priester des Staats die schwersten Flüche über alle Bürger aussprechen, welche dem Hellenenbunde untreu würden.

Sowie sich die Spartaner durch das hochherzige Benehmen der Athener von ihrer Angst befreit sahen, waren sie wieder die alten saumseligen, selbstsüchtigen Bundesgenossen und dachten nicht mehr daran, ihre Versprechungen zu erfüllen. Als daher die attischen Gesandten nach Sparta eilten, um den Aufbruch des Mardonios aus Thessalien zu melden und zu schleuniger Erfüllung der Bundespflichten aufzufordern, wurden sie von den Behörden unter allerlei Vorwänden wochenlang hingehalten. Es konnte niemand daran zweifeln, die Spartaner wollten die neue Demütigung Athens nicht verhindern. Endlich aber ließen sie heimlich bei Nacht ausrücken, um den Athenern, welche mit den Platäern und Megareern zusammen am folgenden Tage auftraten und jede weitere Verhandlung abzubrechen drohten, höhnend zurufen zu können: „warum sie sich so ereiferten? der spartanische Heerbann sei ja schon nach dem Isthmus unterwegs“.

Sie hatten inzwischen ihren Zweck vollkommen erreicht. Als Mardonios, mit den Truppen des Artabazos vereinigt, gegen Süden vorrückte, waren die Athener, bei dem Ausbleiben aller Bundeshülfe, außer stande, ihre Grenzen zu verteidigen. Nachdem sie neun Monate lang im Besitze ihres Landes gewesen waren, mußten sie dasselbe wiederum räumen und von neuem alle Not der Auswanderung tragen, während man zu Sparta in aller Behaglichkeit das Fest der Hyakinthien feierte. Mardonios ließ um die Mitte des Julius durch die Feuerzeichen die zweite Besetzung Athens nach Sardes melden, aber er schonte das Land. Er hoffte noch immer auf eine Sinnesänderung der Athener; er konnte sich nicht anders denken, als daß das verräterische Verhalten Spartas eine günstige Wirkung ausüben müßte. Er schickte darum von Athen aus noch einmal einen Abgeordneten nach Salamis hinüber, den Hellespontier Murychides, und zwar mit so annehmbaren Vorschlägen, daß selbst Lykides — ein attischer Areopagit, wie es scheint — für die Annahme derselben sich offen erklärte. Aber mitten zwischen den verräterischen Freunden und den übermächtigen Feinden erhielt sich die heimatlose Gemeinde Athens einen so unüberwindlichen Freiheitsmut, daß jede Verhandlung zurückgewiesen und Lykides als Landesverräter getötet wurde. Als nun Mardonios jede Aussicht auf Versöhnung vereitelt sah, verwüstete er angesichts der geflüchteten Athener schonungslos ihre ganze Landschaft und zog dann, nachdem er eine

Streifschar bis Megara hatte vorgehen lassen, über den Kithäron zurück nach Böotien, um in einer für Reiterei günstigen und ihm befreundeten Landschaft die entscheidende Schlacht zu liefern. In dem wiesenreichen Thale des Asopos an der Grenze von Platää ließ er ein viereckiges Lager von großer Festigkeit aufrichten. Hier hatte er Theben, wo die größten Vorräte angehäuft waren, im Rücken, die Pässe nach Attika und dem Isthmus nahe vor sich. Mit Ausnahme der Phokeer, welche sich im Parnasse unabhängig hielten und mit kecken Streifzügen in die Ebenen herunterkamen, huldigte ihm das ganze mittlere Griechenland. Am engsten hatte sich Theben angeschlossen. Hier suchten die regierenden Familien mit den persischen Großen möglichst nahe Beziehungen anzuknüpfen; sie legten großen Wert darauf, daß in ihrem Lande das Hauptquartier der persischen Macht sei, der reiche Attaginos lud den fremden Heerführer bei sich zu Gaste. Perser und Thebaner lagen hier vertraulich neben einander; der alte Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren schien verschwunden zu sein und Mardonios mußte sich schon als Satrap in einem dem Perserreiche einverleibten Lande fühlen.

Inzwischen hatten sich die Peloponnesier mit den Athenern in Eleusis vereinigt. Der gemeinsame Führer war Pausanias, der an Stelle des minderjährigen Pleistarchos, des Sohnes des Leonidas, als Regent den Heerbefehl hatte; ein Mann von hochstrebendem Sinne, geistvoll und gewandt. Er führte 5000 Spartiaten, deren jeder von sieben Heloten begleitet war, und 5000 Lakedämonier, die auch schwerbewaffnet waren, ins Feld. Außerdem waren aus dem Peloponnese 1500 Tegeaten, 5000 Korinthier, denen sich 300 Potidäaten anschlossen, 600 Orchomenier, 3000 Sikyonier, 800 Epidaurier, 1000 Trözenier, 200 Lepreaten, 400 Achäer aus Mykenä und Tiryns, 1000 Phliasier, 300 Hermioneer, 1000 aus Euböa, 1500 von den westlichen Inseln und Küsten (Ambrakia, Leukas, Anaktoria, Kephallenia), 500 Ägineten, 3000 Megareer, 600 Platäer und endlich 8000 Athener. Es waren 38 700 Mann schwerbewaffnetes Fußvolk und 69 500 Leichtbewaffnete, und dazu noch 1800 leichtbewaffnete Männer aus Thespiä. Ein stattliches Heer, wie Hellas kein zweites wieder zusammengebracht hat, aber ohne Reiterei, denn alle Reitervölker waren auf persischer Seite. Darum durfte sich das Heer der Verbündeten nicht in die Ebenen begeben; es nahm seine Stellung am Abhange des Bergzuges, welcher Kithäron und Parnes verbindet, von Hysiä bis Erythrä, dem Perserlager gegenüber, und erwartete hier den Angriff des Feindes.

Mardonios säumte nicht die Stärke seines Heeres in vollem Glanze zu zeigen. Er ließ seine ganze Reiterei unter ihrem Obersten Makistios über den Asopos gehen, um die Verbündeten in ihren unteren Stellungen anzugreifen. Die Megareer wurden vorzugsweise bedrängt; sie hielten ruhig stand, meldeten aber dem Oberfeldherrn, daß sie abgelöst werden müßten, wenn sie nicht

aufgerieben werden sollten. Pausanias ließ umfragen, welches Kontingent den gefährlichen Posten einnehmen wolle. Alle schwiegen, nur die Athener waren sofort bereit, freiwillig den Vorkampf zu übernehmen. Olympiodoros führte eine Schar von 300 Auserlesenen an den gefährdeten Platz, indem er eine Schar Bogenschützen hinzunahm. Das Glück begünstigte die Tapferen. Denn als die übermütigen und höhnenden Reiterscharen von wohlgezielten Pfeilen empfangen wurden, stürzte das goldgeschirrte Roß des Makistios mit seinem Reiter und die Leiche desselben blieb nach heftigem Kampfe in den Händen der Griechen; von Schrecken ergriffen, flohen die Feinde in voller Unordnung zurück, der Kampfmut der Hellenen wurde durch diesen Erfolg nicht wenig gehoben.

Während im Perserlager der gefallene Reiterführer, einer der Edelsten des Kriegsheeres, unter wilden Ausbrüchen des Schmerzes beklagt wurde, beschlossen die Verbündeten, ihre Stellung zu verändern. Sie zogen westwärts an Hysiä vorüber, in das Stadtgebiet der Platäer, nach der Quelle Gargaphia. Hier hatten sie reichlicheres Wasser; hier hatten sie an Platää einen passenden Stützpunkt und vor sich ein breiteres Terrain, in dem sie ihre Fronte gegen Osten aufstellten, von der Gargaphia an, wo Pausanias mit dem rechten Flügel seinen Standort hatte, bis in die Asoposebene hinunter, wo die Athener lagerten. Dem rechten Flügel standen die Perser entgegen, dem linken die griechischen Hülfsvölker der Perser, dem Mitteltreffen der peloponnesischen und euböischen Kontingente die Meder, Baktrer und Inder.

Zehn Tage standen sich so die Heere gegenüber. Es wurden von persischer Seite immer neue Versuche gemacht, einzelne Abteilungen der Verbündeten abtrünnig zu machen. Auch wurden Reiterscharen ausgeschickt, um unter Führung der Thebaner die Proviantkolonnen zu überfallen, die vom Peloponnes her über den Kithäron kamen. Zum Beginne einer Schlacht fehlte der Mut und Mardonios forschte ängstlich an jedem Morgen nach dem Bescheide der griechischen Zeichenschauer, die in seinem Gefolge waren. Endlich drängten die Umstände. Das Heer der Verbündeten verstärkte sich jeden Tag, die Perser fingen an Mangel zu leiden und Mardonios beschloß nun, von peinlicher Ungeduld erfaßt, trotz der Gegenrede des Artabazos, zum entscheidenden Angriffe über den Asopos zu gehen. Alexander von Macedonien setzte in der Nacht vorher die Athener von dem bevorstehenden Angriffe in Kenntnis.

Diese Nachricht rief im Griechenheere die größte Unruhe hervor. Die Spartaner verlangten, daß die Athener den rechten Flügel einnehmen sollten, weil sie schon früher den Persern gegenüber gestanden hätten. Die Athener gaben ohne Widerrede nach; als aber die Feinde eine gleiche Umstellung machten, gingen die Truppen wiederum in ihre alten Stellungen zurück. Die Perser, durch solche Zeichen der Furchtsamkeit und Unentschlossenheit ermutigt, griffen zuversichtlicher an, thaten der ganzen Schlachtreihe großen Schaden und ver-

schütteten selbst die Gargaphia. Pausanias hielt es demnach für unmöglich, seine Stellung zu behaupten. Er gab Befehl, mit Einbruch der Nacht noch weiter westwärts zu gehen und zwischen den kleinen Quellbächen, welche sich unter Platää zu dem Flüßchen Oeroe vereinigen, seinen Standort zu nehmen, wo reichliches Wasser war und der schlüpfrige Boden gegen die Reiter einigen Schutz versprach. Aber der Befehl wurde nicht befolgt. Er fand unter den Spartanern selbst den heftigsten Widerspruch. Amompharetos blieb mit den Pitanaten bei der Gargaphia, während die Truppen des Mitteltreffens statt eines geordneten Rückzugs an den angewiesenen Platz noch einmal so weit rückwärts flohen und auf diese Weise ganz aus der Schlachtlinie entwichen. Die Athener aber waren ruhig auf ihrem Platze geblieben, um abzuwarten, wie die allgemeine Verwirrung sich lösen werde.

Unter unglücklicheren Umständen ist also wohl niemals ein Schlachttag angebrochen. Alle drei Heerhaufen waren ohne Zusammenhang und zumteil in sich gespalten. Erst gegen Morgen gelang es Pausanias, den rechten Flügel wieder zusammenzubringen. Er war noch auf dem Marsche begriffen, als die Perser heranstürmten. Denn dieses war amende noch die günstigste Folge der Unruhe und Unentschlossenheit der Verbündeten, daß die Perser, als sie am Morgen des Rückzugs gewahr wurden, denselben durchaus nur als Flucht ansahen und nun rasch verfolgen zu müssen glaubten, damit die Griechen nicht über das Gebirge entkämen. Deshalb erfolgte ein unordentlicher Angriff, an welchem sich nicht die volle Stärke des Heeres beteiligte. Die ganze Wucht des Angriffs warf sich auf die Spartaner; diese hatten, da das Mitteltreffen zurückgewichen war, keinen andern Zuzug zu erwarten als von den Athenern. Diese aber, bereit zum Anschlusse herbeizueilen, wurden durch die Böoter und die anderen medisierenden Griechen (es sollen etwa 50000 Mann gewesen sein) vom Asopos her angegriffen und in einen schweren Kampf verwickelt; also mußten die Spartaner und Tegeaten sich allein helfen. Eine zeitlang blieben sie in der Verteidigung und ließen sich von den Pfeilen der Perser überschütten, welche mit ihren geflochtenen Schilden einen Zaun um sich gebildet hatten und über denselben wegschossen. So fielen manche Tapfere ohne zum Kampfe gekommen zu sein. Endlich wurden die Zeichen zum Angriffe günstig. Jubelnd vernahmen die erbitterten Krieger den Befehl, mit gestreckter Lanze vorzugehen; die Schildwehr wurde niedergeworfen, die Perser stürzten den Speeren entgegen, Mann gegen Mann fochten sie mit den Griechen in dichtem Handgemenge, und Ströme von Blut flossen um das Heiligtum der Demeter. Zuletzt entschied den Kampf die schwere Rüstung und die ruhige Kühnheit der Spartaner; die Perser wichen, und als Mardonios selbst, durch einen Steinwurf des Aimnestos am Kopfe getroffen, zu Boden sank, da war kein Halt mehr. In verworrener Flucht drängte sich der Feind die schlüpfrigen Abhänge zum Asopos hinunter, um so schnell wie möglich das Lagerthor

zu gewinnen. Unten standen Massen von Kriegern, welche gar nicht zum Kampfe gekommen waren. Hier stand Artabazos, welcher Xerxes an den Hellespont begleitet hatte, mit 40 000 Mann frischer Truppen. Aber anstatt am Asopos eine neue Schlacht zu beginnen, trat er, sowie er die Flucht wahrnahm, den Rückmarsch nach Norden an; er wollte der Nachricht von der persischen Niederlage und dem Eindrucke derselben voraneilen, um nicht unter dem Abfalle der griechischen Völker zu leiden.

Als die Spartaner das Lager erreichten, waren die Athener noch mitten im heißesten Kampfe. Denn die Böoter fochten unter Führung der thebanischen Aristokraten, deren ganze Zukunft hier auf dem Spiele stand, mit verzweifeltem Mute; es war ein Kampf der heftigsten Parteiwut. Endlich gelang es Aristides die feindlichen Reihen zu werfen, und vor dem Lagerthore der Perser trafen nun die beiden tapferen Heeresflügel zusammen, deren jeder seine eigene Schlacht durchgekämpft hatte. Die Feigheit des Mitteltreffens wurde dadurch gestraft, daß die megarischen und phliasischen Truppen, welche erst auf die Kunde des Siegs wieder zum Vorscheine kamen, von den thebanischen Reitern überfallen und schlimm zugerichtet wurden.

Sowie nun die Athener zu den Spartanern stießen, welche ratlos vor den Lagerwällen standen, wurden die Verschanzungen erstiegen, die Thore geöffnet, und eine blutige Niederlage der in ihren eigenen Wällen zusammengedrängten Perser beschloß den heißen Schlachttag.

Diesmal hatten Athen und Sparta sich beide als die Vorkämpfer von Hellas bewährt. Die Athener hatten zuerst und zuletzt, im Reitergefechte wie im Festungskampfe, den Ausschlag gegeben; sie waren stets bereit gewesen den gefährlichsten Posten einzunehmen und hatten sich allein unter allen Kontingenten von Anfang bis zu Ende ordentlich gehalten. Die Spartaner dagegen machten auf den Ehrenpreis Anspruch, weil sie dem Kernvolke der Feinde gegenüber den Sieg gewonnen hätten, und die außerordentlichen Anstrengungen, welche sie zu diesem Auszuge gemacht hatten, so wie die bewunderungswürdigen Leistungen einzelner Spartiaten stimmten das Heer der Verbündeten zu ihren Gunsten. Unter diesen Umständen wurde die Freude über den großen Sieg und das Dankgefühl für die wunderbare Rettung des Landes durch den Hader unter den Verbündeten getrübt; die unheilvollsten Zerwürfnisse drohten auszubrechen, wenn Aristides sich nicht wiederum als der gute Genius der Athener und der Hellenen bewährt hätte; er war es, welcher auch hier den Forderungen einer uneigennützigen Vaterlandsliebe und einer höhern Sittlichkeit Eingang zu verschaffen wußte. Ihm verdankte man es, daß seine ehrgeizigen Amtsgenossen, namentlich Leokrates und Myronides, dem vermittelnden Vorschlage des Kleokritos aus Korinth beistimmten, weder Athen noch Sparta sondern den Platäern den Ehrenpreis zuzuerkennen. Und gewiß durfte niemand diese Anerkennung der kleinen Bürgergemeinde miß-

gönnen, welche eine so unerschütterte Hingebung an die Sache der Freiheit bewiesen hatte. Unter den größten Opfern von ihrer Seite war auf ihrem Boden, unter dem Schutze ihrer Landesheroen der Kampf ausgekämpft. So ward nach blutiger Feldschlacht der fast schwerere Sieg im eigenen Lager gewonnen; in gemeinsamem Einverständnisse wurde nun die reiche Beute gesammelt und in die den Göttern, den Feldherrn und den Streitern gebührenden Anteile gesondert. Zum ersten male entfaltete sich vor den Augen der Griechen die ganze Pracht des üppigen Morgenlandes; es war die Ausrüstung eines königlichen Hofhalts, die Xerxes seinem Stellvertreter zurückgelassen hatte; ein Harem mit Weibern und Eunuchen, Hofküche, Marstall, kostbare Zelte und Geräte, Massen von gemünztem Golde, Sklaven und Sklavinnen fielen den Siegern in die Hände, und wohl konnte Pausanias über die Thorheit der Menschen lachen, die solche Herrlichkeit genießen könnten und dennoch sich aufmachten, um die in Dürftigkeit lebenden Hellenen in ihren Bergkantonen anzugreifen.

Dann folgte die feierliche Bestattung der Gebliebenen und die Entsühnung des Landes, indem von dem Gemeinherde in Delphi neues, reines Opferfeuer geholt wurde. Wichtiger waren die Einrichtungen von bleibender Bedeutung.

Die Platäer hatten sich den Athenern ganz in die Arme geworfen. Es wird erzählt, daß sie auf den Vorschlag des Aimnestos beschlossen, ihr Gebiet Attika einzuverleiben, und zwar aus dem Grunde, weil Aristides von Delphi das Orakel erhalten haben sollte, daß den Athenern nur auf eignem Gebiete der Sieg gelingen würde. Diese Selbstvernichtung einer freien hellenischen Stadt und die daraus folgende Erweiterung des attischen Territoriums mußte aber Anstoß erregen, und Aristides konnte nicht wünschen, daß hieran das Friedenswerk, welchem er sich mit ganzer Hingebung widmete, scheitere. Andererseits durften die treuen Bundesgenossen den Angriffen ihrer unversöhnlichen Nachbarn, der Thebaner, nicht preisgegeben, es mußte für die dauernde Sicherstellung ihrer Stadt Sorge getragen werden. Es war daher ein vortreffliches Auskunftsmittel, daß man einmütig beschloß, das Weichbild der Stadt, als den Schauplatz des glorreichen Sieges, für ein heiliges und unverletzliches Landgebiet zu erklären, dessen Befehdung als ein öffentlicher Friedensbruch, dessen Verteidigung als die religiöse Pflicht aller Hellenen angesehen werden solle. Es wurde also dieses Gebiet ein neuer Mittelpunkt der Hellenen, zu dessen gemeinsamem Schutze gegen jeden Angriff alle Bundesstaaten verpflichtet waren, so daß von einer Beschränkung der Landesverteidigung auf die südliche Halbinsel nicht wieder die Rede sein durfte und zugleich für die Sicherheit der attischen Landesgrenzen eine neue Bürgschaft gewonnen wurde. Platää selbst behielt seine volle Selbständigkeit; die Stadt wurde neu aufgebaut, und vor ihrem Thore ein nationales Heiligtum Zeus des Befreiers gegründet, an dessen Altare alljährlich das Dank- und Siegesfest

erneuert werden sollte, und zwar alle vier Jahre mit besonderen Feierlichkeiten, mit Wettkämpfen und Preisverteilung. Während sich an diesem Feste alle Bundesstaaten durch Abgeordnete der Gemeinden und Festgesandtschaften beteiligen sollten, erhielten die Platäer das besondere Ehrenamt, für die Grabstätten der gefallenen Krieger Sorge zu tragen und ihre Gedächtnisfeier jährlich mit Opfern und Gebeten zu begehen. Endlich wurde auch eine neue eidgenössische Wehrverfassung begründet; es wurde beschlossen, daß eine Bundesmacht von 10 000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und 100 Kriegsschiffen stets bereit sein sollte, das Vaterland zu verteidigen. Ohne Zweifel wurden zugleich über die Verteilung der Kriegslasten und über die Leitung der Streitkräfte Bestimmungen getroffen.

Alle diese Einrichtungen, welche die auf dem Isthmus gegründete Eidgenossenschaft erneuerten, wurden von den versammelten Kontingenten als einer hellenischen Nationalversammlung im Namen des ganzen Volks beschlossen, und Aristides war es, welcher als der Mann des allgemeinen Vertrauens eine solche Einigung möglich machte; auf seinen Antrag wurden jene Beschlüsse gefaßt, welche dem blutigen Siege erst die wahre Weihe und Bedeutung gaben.

Die letzte That des versammelten Heeres war der Zug gegen Theben, um der übernommenen Verpflichtung gemäß an dem hartnäckigsten Bundesgenossen des Nationalfeindes die Strafe zu vollziehen. Elf Tage nach der Schlacht rückte Pausanias vor die Stadt und verlangte die Auslieferung der Parteihäupter, welche für die Politik Thebens verantwortlich waren. Erst nach zwanzigtägiger Belagerung wurde die Auslieferung erzwungen. Attaginos war inzwischen entkommen; Timagenidas aber und die übrigen Führer der Bürgerschaft ließ Pausanias als Landesverräter hinrichten, nachdem er das Bundesheer entlassen hatte.

Der Sieg von Platää war der erste, entscheidende Sieg des ganzen Kriegs; denn bei Marathon und Salamis war nur der Mut der Feinde gebrochen worden, hier war ihre Macht zugleich mit der ihrer Bundesgenossen vernichtet. Darum ist der Tag von Platää der eigentliche Rettungstag von Hellas; die Gefahr ist vorüber, und damit schließt ein Jahrzehnt griechischer Geschichte, welches alle früheren Zeitabschnitte derselben an Ereignissen außerordentlicher Art und folgenreicher Bedeutung weit übertrifft."

Das war die große Entscheidungsschlacht im Leben des griechischen Volkes, das die Rettung der griechischen und damit der europäischen Kultur, das der Anfang vom Ende der persischen Herrschaft über das Mittelmeer und damit der Anfang vom Ende der persischen Weltmacht überhaupt. An demselben Tage hatte auch die Flotte am Mykaleberg in Ionien unter König Leotychides von Sparta und dem athenischen Strategen Xanthippos die ungeheure Übermacht der Perser durch einen Sturm der gelandeten Mann=

schaft auf das feindliche Lager bewältigt: Jonien war frei und schloß sich bei der geringen Unternehmungslust der Peloponnesier an Athen an. Gleichzeitig fochten auf Sicilien die dortigen Griechen mit Erfolg gegen das vordringende asiatische Element der Karthager: der große Sieg des Tyrannen Gelon von Syrakus über die Karthager bei Himera soll am Tage von Salamis errungen worden sein!

Seit Plataä und Mykale gingen die Griechen aus der bisherigen Verteidigung zum Angriff über. Zunächst erfolgte die gemeinsame Bezwingung des nationalverräterischen Theben, dann die Vertreibung der Perser von ihren Festungen in Thrakien und am Hellespont. Nun aber ereignete es sich, daß Ehrgeiz und Herrschsucht den spartanischen Oberanführer Pausanias zu verräterischen Unterhandlungen mit den Persern verführte, wodurch Spartas Mißtrauen gegen so entlegene Unternehmungen derart gesteigert wurde, daß es sich mißmutig mehr und mehr zurückzog. Ohnehin fiel ja jetzt dem doch durchaus unspartanischen Element der Flotte die Hauptrolle zu; diese Windbeuteleien in die Ferne mochten den demokratischen Seekatzen aus Athen und deren Gelichter entsprechen; Spartas war nur ein vornehmes Zusehen in erhabener Ruhe aus olympischer Höhe würdig! Keine Spur davon, daß irgendwo in Sparta die Einsicht platzgegriffen hätte, mit welcher Entschiedenheit der Schwerpunkt der griechischen Politik aus dem Süden mehr und mehr nordwärts schwankte. Jeder Tag brachte neue Fortschritte und Erfolge der Flotte, d. h. zum großen Teile der Athener; jeder Fortschritt brachte neue Befreiungen aus persischem Joche; jede neue Befreiung brachte zahlreichern Anschluß an die Befreier, d. h. an die Athener, deren Wortführer Aristides und Kimon allgemeines Vertrauen genossen. Es gelang, der Sache eine gewisse Festigkeit zu verleihen: die Befreiten und Stammverwandten schlossen sich unter Athens Hegemonie zu einer Symmachie zusammen, deren Mittelpunkt die Insel Delos wurde, wo im hochnationalen Apolloheiligtum der Bundesschatz aufbewahrt wurde; die zunächst bloß zur Fortsetzung des Perserkrieges Verbundenen leisteten nach der nie angezweifelten oder angetasteten Schätzung des allezeit gerechten Aristides jährliche Matrikularbeiträge an Truppen, Geld und Schiffen; die Entscheidung aller Fragen der äußern Politik solle ruhen in der Synode aller gleichberechtigten Bundesglieder unter Athens Vorortschaft. Kimons Siege über die Perser und auch über die Seeräuber, die allseitige Sicherung des Meeres mehrten Umfang, Macht und Ansehen des neuen Bundes von Jahr zu Jahr; endlich stand Sparta vor der überraschenden und erschreckenden Thatsache, daß dieses demokratische Athen die zweite Großmacht Griechenlands geworden, die gleiche Ansprüche wie Sparta erhob und jedenfalls sich nimmermehr am gewohnten Gängelbande leiten ließ. Derartiges hatte man in Sparta doch niemals kommen sehen, sehen wollen. Vielleicht, daß es noch in letzter Stunde gelang, den Ausbau dieser zweiten Großmacht sei es mit List oder Gewalt zu verhindern.

Der allezeit kluge Themistokles hatte diese Wendung in Spartas Anschauungen jedoch vorausgesehen; ganz in der Stille, während aller Blicke an den kriegerischen Ereignissen im Osten hingen, hatte er zum Schutze gegen Spartas gefährliche Eifersucht die Befestigung Athens und ihrer Häfen begonnen. Das hieß, sich dem Machtbereich des festländischen Großstaates Sparta ganz und gar entziehen zu wollen; ein rascher Handstreich konnte den Ausbau stören, das Fertige zerstören. Sparta griff aber zu kleinlicher Ausrede: der Mauerbau sei zu sistieren, weil er den etwa wiederkehrenden Persern einen festen Punkt in Griechenland geben könnte! Themistokles ging nun selbst nach Sparta, um List gegen List zu setzen, und währenddem arbeitete die athenische Bevölkerung mit einzig dastehender Energie an dem Ausbau der Mauern; schließlich wurde es zu jedem Handstreich zu spät; Spartas Wut war grenzenlos, aber zu einem entscheidenden großen Kriege vermochte es sich jetzt noch nicht emporzuraffen. Wenigstens Themistokles sollte die Rache der Geprellten empfinden: sie klagten ihn der Mitschuld an des Pausanias Vergehen an; das undankbare Athen ließ seinen Wohlthäter, dessen herrische Art allerdings niemand ertragen mochte, gern fallen; der Verbannte floh zu den Persern, bei denen allein er Schutz fand, obgleich bis zu seinem Tode ein echter, in nationaler Gesinnung erhabener Hellene. Mittlerweile hatte Kimon 469 den großen Doppelsieg am Eurymedon mit Flotte und Landheer gegen die Perser errungen und wurde nun — als der Erste in Athen — der Fortsetzer der innern Politik des verstorbenen Aristides: Festhalten der alten Grundlagen des athenischen Staats im Innern, nach außen aber freundliches Einvernehmen mit Sparta. Die entgegengesetzten Ideeen des Themistokles vertrat der an Einfluß allmählich steigende Sohn des Xanthippos, der junge Perikles, der freie Entfaltung der demokratischen Elemente Athens und Ausdehnung seiner Macht über ganz Hellas ohne Rücksicht auf Sparta verlangte. Solch hohes Ziel — die Herstellung einer großgriechischen Einheit unter Athens ausschließlicher Hegemonie — hatte noch keiner den Athenern gesteckt; es konnte nur erreicht werden über Spartas Trümmern. Der furchtbare Entscheidungskampf um die Herrschaft nicht nur über Hellas, sondern über alle Griechen, d. h. also über das Mittelländische Meer nahte um so rascher, je mehr die Athener sich den Anschauungen des Perikles näherten, bis die Folgen eines grauenhaften Naturereignisses sie rascher als man rechnen konnte in seine Arme voll und ganz trieb.

2. Athens Niederlage bei Syrakus.

(413 v. Chr.)

Wie die Grundlagen des athenischen Aufschwunges: Marathon, Salamis, Platää wahrhaft beispiellos in der Weltgeschichte dastehen, so auch dieser Aufschwung selbst in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts 479—429. Miltiades, Aristides, Themistokles, Kimon, Perikles — jeder neue Name repräsentiert größere Thaten, höhere Ziele; keiner mehr als der Name des Perikles, an den sich schließlich alles anknüpft, was Großes, Erhabenes, Schönes in Athen geschehen und heute noch das Herz eines jeden Gebildeten höher schlagen macht. Wir wissen, daß des Perikles letztes Ziel nicht bloß die Gewinnung und Bewahrung der athenischen Großmachtstellung neben Sparta war, sondern die Zertrümmerung der spartanischen Vormacht und die Vereinigung sämtlicher Griechen unter athenischer Hegemonie, also die Weltherrschaft über das Mittelmeer und dessen Küsten. Der kriegerische Aufschwung Athens seit 490 war allerdings ein gewaltiger, reichte aber doch nicht aus (selbst wenn er ein ungleich größerer gewesen wäre), die Wahrscheinlichkeit des Gelingens eines solchen Riesenunternehmens zu garantieren. Ein beschränkter Haudegen wie Kimon hätte im Vertrauen auf die militärische Überlegenheit Athens ohne weiteres sofort losgeschlagen, — vorausgesetzt, daß er des Perikles hochfliegende Pläne hätte verstehen oder billigen können, was glücklicherweise nicht der Fall war. Nicht so Perikles. Dieser war so durchaus Hellene und nur Hellene, daß er, jeder Gewaltthätigkeit als etwas Unschönem abhold, zu dieser nur im Notfall als zum letzten Mittel greifen wollte. Keiner war ein so getreues Spiegel- und Ebenbild edlen hellenischen Wesens, wie er; keiner haßte und verachtete deshalb so gründlich wie er das

im versteinerten Sparta vertretene Zerrbild des Hellenismus, ein Zerrbild, welches jeder idealen Auffassung bar das Recht der Schönheit und des Geistes verleugnend in nicht selten bramarbasierender Weise bloß auf die Gewalt der Waffen und der körperlichen Stärke pochte, seine ganze Existenz und alles Recht in robuster Weise auf die Spitze des kurzen Schwertes stellte. Keiner erkannte mit solcher Sicherheit wie er in dem fein und gleichmäßig organisierten jonischen Wesen, speziell im Athenertum, den einzig wahren und würdigen Vertreter des gottbegnadeten Hellenismus, der berufen war aller Welt ein Sonnenblick zu sein; hier in Athen allein war die Möglichkeit gegeben, das Ideal erhebenden Menschenstrebens und nationalen Daseins zu verwirklichen und allen kommenden Geschlechtern zu zeigen, bis zu welcher Höhe das Ebenbild der Gottheit sich nicht nur erheben könne, sondern auch erheben solle. Und nur Athen war es wert und fähig, einen Menschen wie Perikles zu erzeugen, zu entwickeln und zu tragen.

Auf der mit eiserner Logik festgehaltenen Stufenleiter perikleischer Pläne war eine der ersten Sprossen: möglichstes Ignorieren Spartas und der spartanischen Händel insoweit dieselben nicht etwa die athenischen Kreise zu stören geeignet waren; Konzentrieren der gesamten Aufmerksamkeit Athens auf sich selbst; Erhebung Athens zunächst zum geistigen und künstlerischen Mittelpunkte der gesamten hellenischen Welt, und damit Schaffung eines Schwerpunktes, zu dem allmählich alles Hellenische mit oder gegen Willen gravitiere.

Daher zunächst die Proklamierung des allen Hellenen als erstrebenswertestes Gut erscheinenden Rechtes der Selbstbestimmung und Selbstregierung, welche alle Kräfte im Dienste des Ganzen zur höchsten Kraftentfaltung und daher zur Erreichung der höchsten politischen Macht ansporut; daher auch die Proklamierung vollkommenster Freiheit und Gleichheit aller athenischer Bürger — alles im strengsten Gegensatze zu dem griesgrämig dareinschauenden Sparta. So ruhte die Staatshoheit in Athen bei der Gesamtheit der Bürger, unter denen infolge der demokratischen Ausbildung der solonischen Verfassung in Bezug auf politische Rechte kein Unterschied mehr war. Höchster Souverän war die Volksversammlung, zu deren Besuch jeder Bürger, sofern er nicht in Verlust der Ehrenrechte verfallen, berechtigt war; der Ausschuß derselben war der Rat der 500, welcher über alles der Volksversammlung Vorzulegende sein Gutachten abgab, die Verwaltung leitete und kontrollierte, fremden Gesandten Audienz erteilte u. s. w.; dieser Rat wurde jährlich neu erlost und war rechenschaftspflichtig. Die Archonten waren daneben in ihrer Bedeutung sehr gesunken: auch jetzt noch traten sie nach abgelaufenem Amtsjahr und abgelegter Rechenschaft in den Areopag hinüber, dessen Befugnisse aber sehr geschmälert worden, so daß ihm nur die Entscheidung bei Mordklagen blieb. Dagegen hatte die Hiliäa an Macht und Geschäftsumfang sehr zugenommen: 6000 wurden jährlich aus den über 30 Jahre alten Bürgern

erlost, welche nach abgelegter Prüfung vereidet, in einzelne nach Bedürfnis mehr oder weniger zahlreich zusammengesetzte Gerichtshöfe verteilt, nach Anhörung von Anklage und Verteidigungsreden, Zeugenaussagen ꝛc. ihr Verdikt gaben „nach den Gesetzen und worüber keine Gesetze sind, nach gerechtester Gesinnung“; um so größer die Bedeutung dieser Hiliäa, da die Zunahme der Prozesse eine außerordentliche wurde, als manchen der Bundesgenossen die eigene Gerichtsbarkeit genommen ward.

Zu dieser Entfaltung und Sicherung der persönlichen und bürgerlichen Freiheiten gesellte sich eine besondere Pflege der Erziehung, der Kunst und der Wissenschaft. Der athenische Knabe besuchte vom siebenten Lebensjahre an eine der vielen Schulen, wo nach Erlernung der Elemente Homers Dichtungen Hauptbildungsmittel waren, wo auch Musik gepflegt, und daneben eifrige gymnastische Übungen in den sogenannten Gymnasien schulmäßig (doch nicht wie zu Sparta bloß zu kriegerischem Zweck) betrieben wurden. Nach erlangter Mündigkeit (im 18. Jahre) wurden diese Übungen fortgesetzt, die geistige Bildung weiter gepflegt im Umgang mit „Lehrern der Weisheit“ (Sophisten). Unter den Philosophen ragte Anaxagoras, der Lehrer des Perikles, hervor, den wie viele Andere der lebhafte geistige Aufschwung der Stadt nach Athen gelockt hatte; Lehrer in der Theorie der Redekunst war der aus Leontinoi in Sicilien herbeigewanderte Gorgias. Auf dem Gebiete der Kunst wurden wesentlich auf Perikles' Anregung die bewunderungswürdigen unsterblichen Werke geschaffen, denen vergebens sämtliche Kulturvölker nachgeeifert haben. Neben dem etwas frühern Theseustempel erbaute Mnesikles die Propyläen zur Burg, entstand das Erechtheion, das Muster des jonischen Stils; das Odeion zu musikalischen Aufführungen; vor allem der Parthenon (Athenetempel), von Iktinos und Kallikrates erbaut, von Phidias, dem Freunde des Perikles, und seinen Schülern ausgeziert. Derselbe Phidias schuf das Kolossalbild der Athene im Parthenon, den Zeus zu Olympia ꝛc.; neben ihm schufen die Meister Polyklet von Argos und Myron von Eleutherä in Böotien; in der Malerei besonders Polygnotos von Thasos. — Die epische Poesie hatte freilich abgeblüht, aber an ihre Stelle war die Prosa eines Herodot, die Lyrik eines Pindar getreten. Besonders entfaltete sich im Zusammenhang mit der nationalen Großthat der Perserkriege das Drama im perikleischen Zeitalter zu unerreichter Höhe — die Namen des Äschylos, Sophokles und Euripides nennen noch heute alle Kulturvölker nur mit größter Bewunderung —, und die reichen Bürger wetteiferten in der Ausstattung des Chors.

So wurde Athen die unbestrittene geistige und künstlerische Hauptstadt der ganzen hellenischen Welt, der ersehnte Wallfahrtsort aller Hochstrebenden, das Vorbild aller nacheifernden Städte. Doch nicht hierauf allein erstreckte sich die unvergleichliche Thätigkeit des Perikles. Auch der Pflege der prak-

tischen und kriegerischen Interessen wandte er seine volle Aufmerksamkeit zu, denn nur eine reiche und militärisch geschulte Bürgerschaft konnte die geistige Hauptstadt auch zur politischen Hauptstadt, zur Beherrscherin des Hellenentums erheben, die Weltherrschaft erzwingen. Die musterhafte Finanzverwaltung des athenischen Staates beschäftigte eine Menge von Beamten, darunter den gegen das sonst für die Beamten geltende Prinzip einjähriger Amtsdauer auf vier Jahre gewählten Epimeletes der öffentlichen Einkünfte: Perikles bekleidete dieses einflußreiche Amt regelmäßig. Die Beiträge der Bundesgenossen waren jetzt auf 600 Talente jährlich gestiegen; andere Staatseinnahmen flossen aus den gewöhnlichen Steuern und Einkünften, aus Markt- und Hafenzöllen; dazu kam eine außergewöhnliche Vermögenssteuer, dann die regelmäßigen Leiturgieen oder Ehrenleistungen der Reichen: die Choregie d. h. die Ausstattung des Chors für die theatralischen Aufführungen, zu deren Besuch die Armen aus der Staatskasse das Eintrittsgeld erhielten, damit niemand dieses gewaltigen Bildungsmittels zu entbehren brauche; — dann die Trierarchie d. h. die Ausrüstung und Befehligung eines Kriegsschiffs, wozu der Staat Rumpf, Mast und Sold der Mannschaft lieferte. Die oberste kriegerische Würde bekleideten die zehn jährlich gewählten Strategen; die Wehrpflicht war eine allgemeine und nahezu lebenslängliche; schon mit dem 18. Jahr begann die zweijährige Präsenzzeit zu Posten- und Festungsdienst im Lande. Die athenische Landmacht zählte ca. 29 000 Schwerbewaffnete, wozu noch leichte Söldnertruppen, Reiter und Bogenschützen kamen; die Seemacht bestand aus mindestens 300 Kriegsschiffen (Trieren). — In dieser einzigen hellenischen Großstadt war der Ackerbau selbstverständlich mehr und mehr in den Hintergrund getreten; der Großhandel bedingte das attische Leben; aus der ganzen Mittelmeerwelt strömten die Produkte herbei: von besonderer Wichtigkeit das Getreide und die Seefische der pontischen Gegenden, daher der Besitz der Wasserstraßen des Bosporos und des Hellespont eine Lebensfrage für Athen war. Überhaupt bildeten die Handelsinteressen ein wichtiges Moment für die Politik des Staates, Hafen- und Marktzölle waren eine wichtige Finanzquelle: daher mannigfache Begünstigung des Handels, rasche Erledigung der einschlägigen Prozesse, strenge Markt- und Hafenpolizei. Auch die Industrie im großen fand ihre volle Pflege.

So materiell, geistig, künstlerisch und kriegerisch musterhaft ausgerüstet durfte Athen wohl auf die Möglichkeit der Durchführung von Perikles' weltumfassenden Plänen rechnen.

Das schon erwähnte grauenhafte Naturereignis, das in seinen Folgen die Wirksamkeit Kimons lähmte, den stets glimmenden Haß zwischen Sparta und Athen zur hellen Flamme schürte und endlich fast die ganze athenische Bürgerschaft in die Arme des Perikles trieb, war ein Erdbeben, welches besonders Lakonien heimsuchte, Sparta zerstörte und die schwer bedrückten

Heloten ermunterte, in blutigem Aufstande Befreiung von ihren unbarmherzig herrischen, jetzt aber selbst schwer bedrängten Drängern zu erzwingen, Rache an ihnen zu nehmen. Es gelang Sparta, die anstürmenden Haufen zurückzuschlagen, welche nun die alte Feste des messenischen Landes und Aufstandes, Ithome, besetzten. Von hier aus entfachte der Aufstand neues Leben; es zeigte sich, daß Spartas Macht nicht ausreichte, die gefährliche Stellung zu nehmen. Entmutigung und Gefahr waren so groß, daß Sparta sich zum Erbitten athenischer Hülfe genötigt sah. Mit einer gewissen stolzen Befriedigung empfing Athen Spartas bittende Gesandte. Kimon war entschieden für, Perikles ebenso entschieden gegen die Gewährung der Hülfe. Noch einmal siegte Kimon; die Mehrzahl der Athener schwelgte in dem erhabenen Gefühle, als edler Retter des Todfeindes gepriesen zu werden. Aber dieser Todfeind glaubte in dem kaum angelangten Hülfscorps eine neue Gefahr, einen etwaigen Verbündeten der Aufständischen erkennen zu müssen, fürchtete sicher vor allem das drückende Gefühl widerwilliger Dankbarkeit und schickte die athenischen Truppen unter nichtssagendem Vorwande heim. Man kann sich die Erbitterung in Athen vorstellen! Der Gegensatz gegen Sparta wurde schroffer; Kimon, der böse Berater, mußte in die Verbannung gehen (461); Perikles wurde und blieb Herr der Situation; den von Sparta endlich bezwungenen Messeniern räumte Athen sogar Naupaktos als neue Heimat ein. Die Ereignisse jagten sich nun mit betäubender Schnelligkeit: Doris wurde von Phokis bedrängt; Sparta benützt die Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Mittelgriechenlands einzumischen, was Athen als Eingriff in seinen eigenen Machtbereich ansah; die Athen feindliche Aristokratie Böotiens verbündet sich mit Sparta, das Doris zu Hülfe eilt; die Athener unter Myronides werden bei Tanagra besiegt (456), siegen jedoch zwei Monate später in der entscheidenderen Schlacht bei Oinophytä. Folge: Sturz der Aristokratie und Sieg der Demokratie in den böotischen Städten, Versöhnung der Parteien in Athen, Ausbreitung der athenischen Bundesgenossenschaft auch auf peloponnesischem Boden; die Bundesgenossen werden mehr und mehr Unterthanen Athens, selbst der Bundesschatz wird von Delos nach Athen gebracht, das sich nun unter der Leitung seines großen Führers zur Verwirklichung des Planes eines panhellenischen Einheitsstaates stark genug fühlt. Unter dem Vorwande, dem von Phokis angegriffenen heiligen Delphi zu Hülfe zu kommen, erscheint aufs neue ein spartanisches Heer in Mittelgriechenland, um der athenischen Einheitslawine einen Damm entgegenzusetzen; nun erhebt sich die Aristokratie Böotiens, der Sturz der Demokratie gelingt, die Athener werden bei Koroneia geschlagen, das widerwillige Megara und Euböa benützen die Gelegenheit zum Abfall vom athenischen Bunde (445), ein spartanisches Heer bricht in Attika ein. Athens Zukunft, die perikleischen Pläne schweben in höchster Gefahr. Da gelingt dem großen Menschenkenner die Bestechung des spartanischen Ober-

kommandierenden; die Spartaner ziehen ab, Euböa wird bewältigt, Athen ist gerettet. Man hat erfahren, daß die Kräfte doch überschätzt worden; man benötigt dauernden Frieden, um größere Kräfte zum entscheidenden Schlage zu sammeln; er wird 445 auf 30 Jahre geschlossen. Zehn Jahre genügen zur vollständigsten Vorbereitung, aber auch zur Schärfung des Gegensatzes Athens und Spartas, des jonischen und dorischen Stammes, des demokratischen und aristokratischen Prinzipes in allen, selbst den kleinsten griechischen Gemeinwesen. Die Demokraten in Epidamnos verjagen 435 die regierenden Geschlechter, wenden sich in der nachfolgenden Bedrängnis um Hülfe nach Kerkyra, werden hier abgewiesen und wenden sich nach Korinth. Dieses leistet die erbetene Hülfe. Die Verwickelungen steigern sich zum Kampfe zwischen Kerkyra und Korinth, dem hervorragendsten Bundesgenossen Spartas. Das bedrohte Kerkyra erbittet Aufnahme in den atheniscnen Bund, Athen gewährt ein Schutzbündnis, da Perikles die Fluten des Kriegs vom Peloponnes her sich wälzen sieht und für die nahe Entscheidung die große Flotte Kerkyras den Athenern retten und sichern will. Das athenische Beobachtungsgeschwader greift in die Seeschlacht der Korinther und Kerkyräer ein, entscheidet dieselbe zu Gunsten der letzteren. Das erbitterte Korinth verlangt einen Rachezug des peloponnesischen Bundes, zu dem sich endlich Sparta schweren Herzens entschließt. So beginnt einer der leidenschaftlichsten und furchtbarsten Kriege in der Weltgeschichte, der peloponnesische Krieg (431—404), das Verderben Griechenlands. Die feindlichen Kräfte waren sich im allgemeinen gleich; zwar hatte Athen den 60 000 Schwerbewaffneten aus dem peloponnesischen Bunde nur 29 000 entgegenzusetzen, aber dafür war seine Flotte der feindlichen weitaus überlegen.

Gleich das erste Ereignis bezeichnet den wilden Charakter des beginnenden Bürgerkrieges: Theben überrumpelt das athenisch gesinnte Platää; die That mißlingt; die gefangenen Thebaner werden sämtlich hingerichtet! Dann erfolgt der mächtige Vorstoß der Peloponnesier gegen das Herz des Feindes, um denselben mit einem Schlage zu überwältigen. Aber Perikles räumt das platte Land, nimmt alle Bewohner Attikas in die von ihm beendigten großartigen Festungswerke der langen Mauern, welche Athen mit seinem Hafen, dem Piräus, sicher verbanden, auf und verharrt dem übermächtigen Festlandsfeinde gegenüber in dieser unangreifbaren Defensive; dafür ergreift er mit seiner Flottenübermacht die Offensive zur See und verwüstet die Küsten des Peloponnes. Da schleicht die gräßliche Pest in dem menschenüberfüllten Athen sich ein, in ihrem Gefolge unbeschreibliche Leiden, entsetzliche Scenen, Vertierung der verzweifelnden Belagerten. Das Maß des Unheils läuft über, als die Pest auch Perikles ergreift und diesen einzigen Vertreter, aber auch Bändiger der ausgesprochensten Demokratie fällt. Aber die unvergleichliche Spannkraft des hellenischen Geistes schnellt nach Erlöschen der Krankheit

wieder empor; Sparta erreicht in direktem Angriffe gegen Athen nichts. So wird denn versucht, diese Machtstellung von der Peripherie aus zu erschüttern. Vor allem gelingt der Sturz der Demokratie auf Lesbos, damit der Abfall dieses bedeutendsten Bundesgenossen von Athen: ein bedenkliches Beispiel für die übrigen abfalllustigen weil bedrückten Bundesgenossen. Athens Kraftanstrengung entsprach der drohenden Lage. Lesbos wurde wieder bezwungen und — den übrigen zum warnenden Exempel — gräßlich bestraft. Dann bringt ein glücklicher Zufall und der Feldherrnblick des athenischen Strategen Demosthenes Pylos an der messenischen Küste in Athens Besitz, das nun zur Offensive übergeht, indem es die Grundlagen der spartanischen Macht im Peloponnes selbst zu erschüttern versucht. Sparta erkennt die ungeheure Gefahr: ein Entsatzheer soll die Athener vertreiben; diesen aber gelingt die Einschließung eines spartanischen Truppencorps auf der Küsteninsel Sphakteria; eine Rettung desselben erscheint unmöglich, und so entschließt sich Sparta zu demütiger Friedensgesandtschaft nach Athen. An den überspannten Forderungen des von Kleon übelberatenen Athens scheitert das Friedenswerk. Spartas Fall scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein: seine Bürger auf Sphakteria müssen sich endlich ergeben und werden in jubelndem Triumphe in Athen eingebracht, wichtige Punkte des Peloponnes geraten in die Hände der Athener. Brasidas sucht seiner Vaterstadt durch einen Zug nach Thrakien, wo er athenische Bundesgenossen zum Abfall bringt, Luft zu machen. Die Kriegslist gelingt; Athen läßt sich verleiten, sein Hauptaugenmerk von Sparta ab- und dem Norden zuzuwenden; eine große Armee unter Kleon soll den Fortschritten des Brasidas entgegentreten; beide Führer fallen bei Amphipolis. Nun erst gewinnen in beiden Staaten die Friedensparteien die Oberhand: der sogen. Friede des Nikias wird 421 auf fünfzig Jahre abgeschlossen; der Zustand vor dem Kriege wird wieder hergestellt, die Gefangenen werden zurückgegeben.

So hatten denn die Athener Schritt für Schritt die perikleische Politik verlassen, ihren Albernheiten unter unfähiger Leitung mit dem Abschluß dieses Friedens die Krone aufgesetzt. Er war ein unnatürliches Machwerk und deshalb unhaltbar; eigentlich niemand mit demselben so recht zufrieden. Unzufrieden vor allem diejenigen, in denen noch eine Spur perikleischen Geistes vorhanden war: nach zehnjährigen furchtbaren Kämpfen hatte man nicht nur nichts für die panhellenische Einheit gewonnen, sondern hatte sich selbst jetzt so weit zurückgeworfen, daß ein förmlicher Bund mit Sparta gegen die Eifersucht der Mittel- und Kleinstaaten auf beide Großstaaten zustande kam. Die unergründliche Langmut des Athen günstigen Geschickes schenkte dem schwerverirrten Staate einen neuen Perikles, einen Verwandten desselben und Schüler des Sokrates, den mit allen Gaben des Geistes und Körpers verschwenderisch ausgestatteten Alkibiades, einen, wie ich sehe, bis heute beharr-

lich mißverstandenen Charakter, den man merkwürdigerweise weniger nach seinen politischen Absichten und Thaten, vornehmlich aber nach einigen der überquellenden Geistes- und Jugendkraft entspringenden allerdings sehr tollen Streichen zu beurteilen pflegt. Im Ernste wird aber doch niemand leugnen können, daß keiner so klar wie er die erhabenen Ziele perikleischer Politik erkannt und durchzuführen versucht hat. Die Zwangsjacke des Nikiasfriedens konnte Alkibiades um so weniger ertragen, je genauer er wußte, daß derselbe den Anschauungen eines großen und des fähigsten Teiles der athenischen Bürgerschaft keineswegs entsprach; bald genug erkannte man in diesem jungen Politiker den fähigsten Repräsentanten der bessern öffentlichen Meinung und mußte ihn schließlich als Fortsetzer perikleischer Politik, als Führer besonders Jung-Athens anerkennen. Da das allezeit bedächtige und überkluge Alt-Athen im Augenblick noch mächtig genug war, dem jungen Feuergeiste wenigstens in Athen noch Hindernisse zu bereiten, verstand er die Fremde seiner Politik dienstbar zu machen. Ein unvergleichlicher Schachzug, der einem Perikles zur Ehre gereicht hätte, war es, in dem Peloponnes selbst, in Argos, Arkadien, Elis, die Unzufriedenheit gegen Sparta zu schüren und ein Bündnis herzustellen, das die Grundlagen der spartanischen Macht erschütterte; in schwerer Schlacht (bei Mantinea, 418) stellte Sparta das alte Verhältnis zwar wieder her; aber selbst dem Blindesten mußte klar geworden sein, daß, wenn Athen nur wolle, die Existenz der ersten bisherigen Großmacht als Großmacht äußerst fraglich sei. Eine Nikias-Blindheit freilich entbehrte geradezu jeder Vorstellung von einem politischen Lichtstrahl!

Da brachte, wie vor siebzehn Jahren, eine hülfebittende Gesandtschaft einer fernen kleinen Stadt Klärung in die verworrenen Verhältnisse. Egesta auf Sicilien begehrte Hülfe von Athen gegen die Nachbarstadt Selinus. Sofort erwuchs in Alkibiades' Riesengeist der kühnste Gedanke, der einem hellenischen Kopfe entspringen konnte, eine Fortsetzung der ursprünglichen Idee des Perikles: als vor siebzehn Jahren die Gesandten Kerkyras in Athen erschienen waren, hatte Perikles die Gelegenheit ergriffen, den entscheidenden Kampf um die Vorherrschaft im innern Griechenland zu beginnen, zuerst Sparta niederzuwerfen und dann zur Begründung der panhellenischen Einheit durch Unterwerfung auch der fernsten Griechen fortzuschreiten; Sparta seinerseits richtete seine Angriffe sofort gegen das Zentrum der feindlichen Macht, — vergebens; später mit größerem Erfolge gegen die Peripherie. Die Angriffe Athens gegen Sparta selbst waren weitaus erfolgreicher, ja nahezu entscheidend geworden; aber kurzsichtige Beschränktheit hatte Athen um alle Früchte dieser Erfolge betrogen; ja, ein direkter Angriff gegen Sparta war momentan geradezu unmöglich. Wie nun, wenn eine erleuchtete Staatsweisheit, die perikleischen Ziele fest im Auge behaltend aber andere Wege wandelnd, diese sicilischen Zerwürfnisse dazu benützte, von der Peripherie aus Sparta den

tötlichen Streich zu versetzen, indem der aristokratische Dorismus auf seiner zweiten Hochburg, auf Sicilien, angegriffen und vernichtet wurde, die unvergleichliche Insel in die Gewalt Athens geriet und damit die Weltherrschaft über das Mittelmeer noch vor der Bewältigung Spartas, die dann doch als eine reife Frucht der neuen Politik in Athens Schoß fallen mußte, begründet wurde! Das gegen Asien bereits auf der ganzen Linie siegreiche Griechentum, schon von tiefgreifendem Einfluß auch auf Ägypten, dann in energischer Hand vom Kaukasus bis zu den Säulen des Hercules, von den Mündungen der Donau und der Rhone bis zur libyschen Küste zusammenfassend auf die gewaltige aber eines jeden höhern Schwunges bare, nur auf das Materielle gerichtete doch auch asiatische, insbesondere aber phönizisch-semitische Macht Karthagos zu werfen, dieselbe zu zerbrechen, zu vernichten! In solcher Stellung dann dem sich eben emporringenden römischen Wesen, ausgezeichnet durch kalten Egoismus, der in bäuerischer Tölpelhaftigkeit neben dem Götzen des krassesten Staatsgedankens keinen Sinn für die herrlichen Güter der Kunst und Wissenschaft gezeigt hat, einen unübersteiglichen Damm entgegenwerfend, Orient und Occident in dem weltbeherrschenden Athen vermittelnd, verbindend, versöhnend, von beiden befruchtet, beide befruchtend ein Staatswesen herzustellen, das die höchsten Ideale des Patriotismus, der Politik, des Rechtes in gleicher Berechtigung neben den Idealen in Kunst und Wissenschaft pflegte und beförderte! Welch unvergleichlicher Zukunft mußte das Menschengeschlecht entgegengehen, wenn die Gedanken des Alkibiades sich verwirklichten, verkörperten, wenn — mit einem Worte — Athen für die spätere Welt dieselbe Stellung und denselben Einfluß gewonnen hätte, welche Rom zufielen!! Es läßt sich nicht ausdenken.

VI, 6. Thukydides (ich füge auch einige Stellen aus Plutarch bei) erzählt im wesentlichen folgendes: „Der wahrhafte Grund des Unternehmens gegen Syrakus war, daß die Athener ganz Sicilien sich zu unterwerfen gedachten; als glimpflichen Vorwand aber gebrauchten sie, daß sie ihren Blutsverwandten und neuen Bundesgenossen zu Hülfe ziehen wollten. Am meisten reizten die Egestaner sie zu diesem Zuge, deren Gesandte anwesend waren und sie aufs eifrigste anstachelten. Diese nämlich waren Nachbarn der Selinuntier, und einiger Heiratsgeschichten und eines streitigen Landstücks wegen mit ihnen in Krieg verwickelt; die Selinuntier hatten die Syrakusaner als Bundesgenossen herbeigeholt und bedrängten jene feindselig zu Land und zu Wasser. Die Egestaner baten, ihnen Schiffe zu Hülfe zu senden. Unter vielen anderen, was sie zu diesem Zwecke vorbrachten, war der Hauptgrund: wenn erst die Syrakusaner die Freiheit der Leontiner ungestraft vernichtet und, nachdem sie dann auch die übrigen Bundesgenossen zugrundegerichtet, selber die Macht über ganz Sicilien besäßen, so sei Gefahr da, daß sie einmal der Verwandtschaft gemäß als Dorier den Doriern und auch als Pflanzvölker

ihren peloponnesischen Mutterstaaten zu Hülfe kämen und die Macht der Athener brechen hälfen. Darum gebiete es die Klugheit, in Verbindung mit den noch vorhandenen Bundesgenossen sich den Syrakusanern zu widersetzen, zumal sie selbst zu diesem Kriege ausreichende Geldmittel hergeben würden. Nachdem der Athener in den Volksversammlungen sowohl die Egestaner, die dergleichen oft vorbrachten, als auch ihre eigenen Mitbürger, die jenen zustimmten, angehört hatten, beschlossen sie, fürs erste Gesandte nach Egesta zu schicken, die wegen des Geldes sich überzeugen sollten, ob dessen so viel, wie jene sagten, im öffentlichen Schatz und in den Tempeln vorhanden sei, und die zugleich untersuchen sollten, wie es um ihren Krieg mit den Selinuntiern stünde.

Im nächsten Sommer zu Frühlingsanfang kamen die Gesandten der Athener aus Sicilien zurück und mit ihnen die Egestaner, welche sechzig Talente ungemünzten Silbers mitbrachten als Sold für sechzig Schiffe auf einen Monat, um deren Zusendung sie bitten wollten. Die Athener hielten nun eine Volksversammlung und hörten von ihren eigenen Gesandten und den Egestanern sowohl anderes Verlockendes, welchem die Wahrheit nicht entsprach, als auch von dem vielen Geld, welches in Tempeln und in Staatskassen bereit läge: da beschlossen sie, sechzig Schiffe nach Sicilien zu schicken und als Feldherrn mit unumschränkter Vollmacht den Alkibiades, den Sohn des Klinias, den Nikias und den Lamachus. Diese sollten den Egestanern gegen die Selinuntier Hülfe leisten und, wenn der Krieg ihnen die Mittel dazu ließe, Leontini wieder neu gründen helfen und auch sonst diejenigen Einrichtungen in Sicilien treffen, die ihnen für die Athener die vorteilhaftesten schienen. Am fünften Tage darnach wurde wieder eine Volksversammlung abgehalten, wie man die Ausrüstung der Schiffe so rasch als möglich ins Werk setzen könne, und um den Feldherrn zu bewilligen, was etwa noch zur Abfahrt notwendig sei. Da trat Nikias auf, der gegen seinen Willen zum Feldherrn gewählt war, und glaubte, der Staat habe sich nicht wohl beraten, sondern unter einem nichtsnutzigen und nur scheinbaren Vorwande stürze man sich in ein so maßloses Unternehmen wie die Eroberung von ganz Sicilien.

Von den Athenern aber, die noch auftraten, forderten die meisten den Kriegszug und daß man den gefaßten Beschluß nicht aufheben solle; einige indes sprachen auch dagegen. Am eifrigsten aber trieb zum Feldzug Alkibiades, einmal weil er auch sonst in Staatssachen Gegner des Nikias war, hauptsächlich aber, weil er die Feldherrnwürde eifrig wünschte und in dieser Stellung Sicilien und Karthago zu erobern gedachte, was im Fall des glücklichen Gelingens auch ihn selbst an Geld und Ehren heben würde. In einem andern Staat hätte er damals noch für zu jung gegolten; aber seiner vornehmen Abkunft wegen stand er in Ansehen.

Bei Erlernung der Wissenschaften hatte er sich gegen alle Lehrer sehr folgsam bezeigt, besonders aber gegen Sokrates. Der sah die trefflichen Anlagen des Knaben glänzend hervorschimmern; ihm flößten aber der Reichtum, der vornehme Stand, der Schwarm von Bürgern, Fremdlingen und Bundesgenossen, die den Knaben durch Schmeicheleien und Liebkosungen an sich zu locken suchten, Besorgnis ein; daher nahm er sich vor, ihn zu schützen und nicht außer acht zu lassen gleich einer Pflanze, die schon in der Blüte ihre Frucht verlieren oder verderben könnte. Schon in den ersten Jünglingsjahren wohnte er dem Feldzuge gegen Potidäa bei; da hatte er den Sokrates nicht nur zum Zeltgenossen, sondern auch zum Nebenmann im Kampf. In dem Treffen, welches hier vorfiel und sehr hitzig war, thaten sich beide außerordentlich hervor. Alkibiades wurde verwundet: da trat Sokrates vor ihn, um ihn zu beschützen, und rettete ihm vor aller Augen mit den Waffen das Leben.

In dem Treffen bei Delium (422), in dem die Athener geschlagen wurden, befand sich Alkibiades zu Pferd, während Sokrates sich mit einigen wenigen zu Fuß zu retten suchte. Als er diesen erblickte, sprengte er nicht vorbei, sondern blieb ihm zur Seite und beschützte ihn, obgleich die Feinde auf dem Fuß nachfolgten und viele niedermachten.

Nachdem nun die Athener ihn gehört hatten und nach ihm die Egestaner und etliche Verbannte aus Leontini, welche bittend auftraten und mit Erinnerung an die Eidschwüre für sich um Hülfe flehten, da drangen sie noch viel stärker auf den Kriegszug als vorher. Nikias sah nun wohl ein, daß er sie mit seinen Gründen nicht mehr auf andere Ansichten bringen würde; aber er dachte, daß er sie durch großen Umfang der Kriegsrüstungen, wenn er diese in hohem Maße von ihnen fordere, leicht andern Sinnes machen werde. Aber er nahm jenen durch die Massenhaftigkeit der Kriegsrüstungen keineswegs die Lust, sondern sie wurden jetzt erst noch viel eifriger. Alle in gleicher Weise ergriff die Begierde, mit auszuziehen. Die älteren hofften das Land zu unterwerfen, gegen welches sie zögen, oder doch bei so gewaltiger Kriegsmacht einer Niederlage nicht ausgesetzt zu sein; die jüngeren Alters waren, sehnten sich, entlegene Gegenden zu sehen und kennen zu lernen, und waren voll guter Hoffnung, wohlbehalten zu bleiben; der große Söldnerhaufe aber dachte, sowohl für den Augenblick Geld zu gewinnen, als auch die Herrschaft Athens so zu erweitern, daß sie immerwährenden Kriegssold zu erwarten hätten. Wenn nun manchem auch das alles nicht gefiel, so mußte er doch bei der allzugroßen Leidenschaftlichkeit der Mehrzahl fürchten, durch eine gegenteilige Abstimmung als schlecht gesinnter Bürger zu erscheinen, und schwieg deshalb.

Die Athener beschlossen allsogleich, die Feldherrn sollten in Betreff der Heereszahl unumschränkte Vollmacht haben und überhaupt freie Verfügung

in allem, was den Seezug angehe. Nun begannen die Rüstungen, und man schickte zu den Bundesgenossen und verfaßte auch die Dienstrollen für die Einheimischen. Bereits hatte sich der Staat von den Folgen der Pest und des langwierigen Krieges erholt, sowohl an Menge der nachgewachsenen jungen Mannschaft, als auch an Geldmitteln, die während des Waffenstillstandes gesammelt worden waren.

Da geschah es, daß in einer Nacht an den meisten Hermesbildern, die nach Landessitte in der Stadt Athen als viereckige Figuren aus Stein in großer Zahl sowohl an den Thoren, als auch bei den Tempeln aufgestellt waren, die Gesichter verstümmelt wurden. Die Thäter kannte niemand; es wurde ihnen aber von Staatswegen unter Aussetzung großer Preise nachgeforscht und man beschloß dazu noch, wenn jemand sonst einen verübten Religionsfrevel wisse, der könne ihn ohne Furcht für seine Person anzeigen, sei er nun Bürger, oder Fremder, oder Sklave. Die Sache wurde für um so wichtiger gehalten, als darin ein Vorzeichen für den Seezug zu liegen schien und man in ihr zugleich das Werk einer Verschwörung sehen wollte, die auf Umwälzung der Verfassung und Umsturz der Volksregierung gerichtet sei.

Durch einige Beisassen und Sklaven wurde nun zur Anzeige gebracht, zwar nicht in Betreff der Hermen, aber doch anderer Götterbilder, daß einige derselben bereits früher von jungen Leuten aus Mutwillen und in der Trunkenheit verstümmelt worden seien, und zugleich daß in gewissen Häusern die Mysterien durch freche Nachahmungen verhöhnt wurden. Beider Verbrechen beschuldigten sie auch den Alkibiades. Das ergriffen nun dessen Feinde mit beiden Händen, da er der Bevormundung des Volks durch sie selbst im Wege stand. Sie glaubten nämlich, wenn sie ihn ausgetrieben hätten, die ersten im Staat zu sein; darum vergrößerten sie die Sache und führten als Beweis an, daß er auch sonst in seiner Lebensweise Mißachtung der Gesetze und der bürgerlichen Gleichheit zeige.

Alkibiades wußte sich für den Augenblick gegen diese Beschuldigungen zu verteidigen und erklärte sich bereit, der gerichtlichen Untersuchung sich vor der Abfahrt zu stellen, wenn er aber freigesprochen werde, seine Feldherrnstelle weiter zu führen. Er beschwor auch die Athener, in seiner Abwesenheit den Verleumdungen seiner Person keinen Glauben zu schenken, sondern ihn lieber gleich hinzurichten, wenn er ein Unrecht begangen habe; es sei ihrerseits klüger gethan, vorher die gerichtliche Entscheidung eintreten zu lassen, als ihn mit einer derartigen Anklage belastet zu einem so wichtigen Unternehmen ausziehen zu lassen. Seine Feinde aber befürchteten, er möchte das Heer auf seiner Seite haben, wenn der Prozeß jetzt schon Platz greife, und auch das Volk möchte sich nachgiebig erweisen, indem es ihm deshalb zu Willen sei, weil die Argiver und ein Teil der Mantineer sich um seinetwillen dem Seezug angeschlossen hatten; so hintertrieben sie es für jetzt und schoben es für

weiter hinaus, indem sie andere als Redner anstifteten, welche sagten, er solle jetzt nur in See stechen und der Unternehmung keinen Aufenthalt bereiten; nach seiner Rückkehr solle innerhalb der Frist einer bestimmten Anzahl Tage seine Sache vor Gericht abgemacht werden. Sie wollten aber nur zuvor noch größere Beschuldigungen gegen ihn anbringen, welche sie in seiner Abwesenheit leichter aufzubringen hofften, um ihn dann zurückholen zu lassen und vor Gericht zu stellen. Demnach wurde beschlossen, Alkibiades solle absegeln. Darnach erfolgte die Abfahrt nach Sicilien. Der Mehrzahl der Bundesgenossen war angesagt worden, daß sie mit den Getreideschiffen und den leichten Fahrzeugen und was sie sonst an Kriegsrüstung zum Zuge stellten, sich vorher bei Kerkyra zu sammeln hätten, da von dort aus alle vereinigt über den ionischen Meerbusen nach dem iapygischen Vorgebirge hinsegeln wollten. Die Athener selbst und die von den Bundesgenossen in der Stadt anwesend waren, zogen am angesagten Tage nach der Morgenröte zum Piräus hinab und bestiegen die Schiffe, um unter Segel zu gehen. Mit ihnen zog so zu sagen das gesamte Volk hinab, was von Bürgern und Fremden in der Stadt war, indem die Einheimischen ein jeder den Seinigen das Geleit gaben, die einen ihren Freunden, die anderen ihren Verwandten oder Söhnen. Sie begleiteten sie, geteilt zwischen Hoffnung und bangen Klagen: Hoffnung, jenes Land zu erobern; Bangigkeit, ob sie die Ihrigen jemals wiedersehen würden, wenn sie bedachten, wie weit von der Heimat weg sie über das Meer gehen sollten.

In diesem Augenblicke, wo sie im Angesicht der nahen Gefahr von einander Abschied nehmen sollten, leuchtete ihnen die Größe des Wagnisses mehr ein, als damals, da sie den Zug beschlossen. Gleichwohl aber faßten sie wieder Mut beim Anblick der Macht, die sich vor ihnen entfaltete, wenn sie die Fülle alles einzelnen betrachteten. Die Fremden aber und die andere Menge waren gekommen, um das, was so großartig und kaum glaublich erschienen war, mit eigenen Augen verwirklicht zu sehen.

Denn zum ersten male bis auf diese Zeit ging aus einer einzigen Stadt und von *einer* hellenischen Macht eine so kostspielige und prachtvoll ausgerüstete Unternehmung aus. Und dieser Kriegszug wurde nicht weniger berühmt durch die staunenswerte Kühnheit des Wagnisses und durch Glanz und Pracht des Schauspiels, als durch Überlegenheit an Truppenzahl über die, gegen welche er gerichtet war, und dadurch, daß nie ein Seezug auf so große Weite von der Heimat weg unternommen worden war und nie mit so großer Hoffnung auf bevorstehende Vergrößerung der vorhandenen Macht.

32. Als man nun die Schiffe bemannt und alles an Bord gebracht hatte, was man mitnehmen wollte, wurde mit der Trompete das Zeichen zur Stille gegeben, und nicht auf jedem Schiffe einzeln, sondern alle zugleich verrichteten dann die herkömmlichen Gebete vor der Abfahrt, wozu ein Herold

die Worte vorsprach, indem man zugleich den Wein in den Krügen mischte, und Befehlshaber und Soldaten aus goldenen und silbernen Bechern spendeten. Das übrige Volk betete vom Land aus mit, sowohl die Bürger, als wer sonst anwesend und freundlich gesinnt war. Dann stimmten sie den Kriegsgesang an, und nachdem das Spendopfer vollendet war, fuhren sie ab, anfangs in langem Zuge segelnd und bis Aegina hin in Schnelligkeit wetteifernd.

Nach Syrakus aber kam Botschaft von vielen Seiten, daß die Flotte heransegele; aber lange wurde sie nicht geglaubt, vielmehr hörte man sogar in einer Volksversammlung noch beiderlei Redner, sowohl solche, welche an den Heereszug der Athener glaubten, als auch solche, die das Gegenteil behaupteten.

Die Athener aber und ihre Bundesgenossen waren bereits alle bei Kerkyra vereinigt. Dann gelangten sie nach Rhegium an der Spitze von Italien. Hier vereinigten sich alle wieder, und da die Stadt sie nicht aufnahm, so schlugen sie außerhalb derselben ein Lager beim Heiligtum der Artemis, wo man ihnen auch einen Markt gewährte; die Schiffe zogen sie ans Land und ruhten aus.

Darauf segelten sie mit der ganzen Macht an der Küste hin gegen Syrakus; als sie aber daselbst keine Schiffe bemannt fanden, steuerten sie weiter gegen Camarina, legten am Gestade an und schickten den Herold zu ihnen. Die Camarinäer aber nahmen sie nicht auf, sondern sagten, der geschlossene Vertrag laute nur, daß sie die Athener aufnehmen wollten, wenn sie mit einem Schiffe erschienen, außer wenn sie selbst deren mehrere herbeiriefen. Die Athener fuhren demnach unverrichteter Sache zurück, landeten auf dem Gebiet von Syrakus und plünderten. Als aber syrakusische Reiter erschienen und einige der zerstreuten Leichtbewaffneten zusammenhieben, fuhren sie wieder zurück.

Hier trafen sie das Schiff Salaminia, welches des Alkibiades wegen von Athen gekommen war, um ihn aufzufordern, zu seiner Verteidigung gegen die Staatsanklage zurückzukehren. Die Athener nämlich hatten nach Abgang der Flotte nichtsdestoweniger eine Untersuchung wegen der Mysterien und der Frevler an den Hermesbildern angestellt, und ohne die gemachten Anzeigen näher zu prüfen, gingen sie in ihrem Argwohn ganz darauf ein und ergriffen und fesselten auf das Wort schlechter Menschen hin ganz untadelige Bürger, auch mehrte sich von allen Seiten der Verdacht gegen den Alkibiades; demnach wollten sie ihn vor Gericht stellen und hinrichten, und schickten deshalb das Schiff Salaminia nach Sicilien, um ihn und die mit ihm Angeklagten nach Athen zu bringen. Der Auftrag lautete, ihm nur zu sagen, daß er zu seiner Verteidigung mitgehen solle; gefangensetzen dürften sie ihn nicht. Man mußte nämlich auf die eigenen Truppen in Sicilien Rücksicht nehmen, und durfte auch bei den Feinden kein Aufsehen erregen; vor allen Dingen

aber wünschte man, die Mantineer und Argiver, welche man durch jenen zur Teilnahme am Feldzug bewogen glaubte, beim Heer zu erhalten. So ging also Alkibiades und die mit ihm Angeschuldigten auf seinem eigenen Schiffe von Sicilien mit der Salaminia ab, als wolle er wirklich nach Athen. In Thurii angekommen, gingen sie aber nicht weiter mit, sondern verließen das Schiff und versteckten sich, weil sie sich fürchteten, so schwer verklagt und verleumdet sich vor Gericht zu stellen. Die von der Salaminia nun suchten zwar eine zeitlang nach dem Alkibiades und seinen Genossen; da diese aber wie verschwunden waren, so gingen sie wieder unter Segel nach der Heimat. Alkibiades aber, der nun schon so gut wie ein Verbannter war, fuhr nicht lange darnach auf einem Kauffahrer von Thurii nach dem Peloponnes hinüber, und die Athener verurteilten ihn und seine Genossen als gesetzwidrig Abwesende zum Tode.

Darnach teilten die beiden in Sicilien zurückgebliebenen Feldherrn der Athener das Heer in zwei Teile und verlosten diese unter sich.

Die Syrakusaner aber schickten Gesandte nach Korinth und Lakedämon; nachdem diese in Korinth angekommen waren, hielten sie daselbst ihren Vortrag und verlangten, daß man der Stammverwandtschaft gemäß ihnen zu Hülfe kommen solle. So beschlossen denn die Korinther zuerst für sich und allsogleich, ihnen mit allem Eifer beizustehen, und gaben den Syrakusanern auch ihrerseits Gesandte nach Lakedämon mit, um auch diese überreden zu helfen, daß sie den Krieg gegen die Athener im Lande selbst offen und entschieden betreiben und auch nach Sicilien eine Hülfsmacht schicken möchten. Als die korinthischen Gesandten nach Lakedämon kamen, war daselbst auch Alkibiades nebst seinen Mitflüchtlingen anwesend, der damals von Thurii aus sofort auf einem Lastschiffe zuerst nach Kyllene in Elis und dann nach Lakedämon gekommen war, und zwar auf besondere Einladung und unter Ausbedingung persönlicher Sicherheit; so traf es sich, daß in der Volksversammlung der Lakedämonier die Korinther und Syrakusaner und Alkibiades zugleich dieselben Anträge stellten und die Lakedämonier zu überreden suchten. Da die Ephoren und Behörden nur die Absicht hatten, Gesandte nach Syrakus zu schicken, um zu ermahnen, daß sie sich mit den Athenern nicht gütlich abfinden möchten, hingegen nicht gewillt waren, Hülfstruppen hinzusenden, so trat Alkibiades auf, um die Lakedämonier aufzureizen, und trieb zum Kriege.

Die Lakedämonier aber, die selber schon früher im Plane gehabt hatten, einen Feldzug gegen Athen auszuführen, bis jetzt aber noch gezögert und abgewartet hatten, wurden nun viel mutiger, da er ihnen über alle Punkte Aufschlüsse gab; denn sie waren überzeugt, das alles aus dem Munde eines aufs beste Unterrichteten gehört zu haben. Sie richteten ihre Gedanken sogleich auf die Befestigung von Dekelea und wollten auch sofort Hülfe nach Sicilien senden. Gylippus, den sie zum Anführer für die Syrakusaner bestimmten,

sollte mit diesen und den Korinthern sich beraten und den Umständen gemäß solche Mittel ergreifen, daß jenen aufs beste und rascheste geholfen werde. Der befahl nun, daß ihm die Korinther sofort zwei Schiffe nach Asien schicken und die übrigen, die sie zu senden gewillt seien, ausrüsten möchten, um bereit zu sein, wenn die günstige Zeit gekommen sei. Nachdem sie dies vereinbart, reisten die korinthischen Gesandten wieder von Lakedämon ab. Gylippus aber segelte gegen Syrakus. Dort war Lamachus im Treffen gefallen.

Als aber Nikias sah, wie die Macht der Feinde und seine eigene Verlegenheit von Tag zu Tag wuchs, da schickte er Boten nach Athen, da er sich für sehr gefährdet hielt und an keine Rettung mehr glaubte, wenn nicht jene entweder sein Heer abholten oder zahlreiche Verstärkung schickten. Weil er aber fürchtete, daß seine Abgesandten, sei es nun aus Mangel des Vortrags oder aus Vergeßlichkeit oder auch in der Absicht, dem Volke nach dem Munde zu reden, nicht den wahren Sachverhalt darstellen möchten, so schrieb er selbst einen Brief in der Meinung, daß so die Athener ohne Entstellung vonseiten des Boten seine wirkliche Ansicht von der Sachlage erfahren und einen der Wirklichkeit entsprechenden Beschluß fassen würden. Seine Abgesandten gingen nun mit diesem Briefe und den sonstigen Aufträgen ab; Nikias selbst aber nahm seine Pflicht wahr, indem er sich lieber mit aller Vorsicht im Lager hielt, als daß er seinerseits die Gefahr einer Schlacht gesucht hätte.

Im folgenden Winter kamen die Boten des Nikias nach Athen und richteten aus, was ihnen mündlich aufgetragen war, und wenn sie einer sonst etwas fragte, so standen sie Rede, und übergaben auch den Brief. Da trat der Staatsschreiber auf und las den Athenern den Brief vor, der also lautete: „Was früher vorgefallen ist, ihr Athener, das wißt ihr aus anderen Briefen; jetzt aber ist es nicht minder an der Zeit, daß ihr erfahret, wie die Dinge bei uns stehen, und darnach eure Beschlüsse fasset. Nachdem wir in den meisten Gefechten die Syrakusaner, gegen die wir ausgeschickt wurden, besiegt und die Verschanzungen erbaut hatten, in denen wir jetzt liegen, kam Gylippus, der Lakedämonier, mit einem Heere aus dem Peloponnes und einigen Städten Siciliens. In der ersten Schlacht ist er zwar von uns besiegt worden; in der folgenden aber wurden wir durch seine zahlreichen Reiter und Schützen übermannt und mußten uns in unsere Verschanzungen zurückziehen. Seitdem nun haben wir die Einschließung durch eine Mauer wegen der großen Zahl unserer Gegner abbrechen müssen und halten uns ruhig; denn wir könnten ja nicht das ganze Heer dazu verwenden, da die Bewachung der Mauern einen Teil der Schwerbewaffneten in Anspruch nimmt; jene aber haben längs der unsrigen auch eine einfache Mauer gebaut, so daß es nicht mehr möglich ist, sie einzuschließen, wenn man nicht vorher diese ihre Nebenmauer mit großer Macht angriffe und nähme. Es hat sich also so gewendet, daß wir, die wir andere einzuschließen gedachten, jetzt vielmehr selber eingeschlossen sind,

wenigstens zu Land; denn nach der Landseite können wir uns der Reiterei wegen nicht weit hinauswagen.

Ich wiederhole es euch, obgleich ihr es selbst schon wisset, daß der treffliche Zustand der Flottenmannschaft nicht von langer Dauer war, und es sind jetzt nur wenige unter der Bemannung, die es verstehen, ein Fahrzeug in Bewegung zu setzen und das Rudern in Ordnung zu halten. Von alledem aber das Schlimmste ist, daß ich, der Feldherr, keine Mittel habe, dem zu wehren, und daß wir keine Quellen haben, um unsere Schiffsbemannung zu ergänzen, wozu unseren Feinden viele Wege offen stehen.

Ich hätte euch zwar angenehmere Dinge melden können, nützlichere jedoch nicht, sofern ihr bei genauer Kenntnis der hiesigen Lage eure Entschlüsse fassen wollt. Und da ich eure Art und Weise recht gut kenne, daß ihr nämlich immer das Angenehmste hören wollt, hintendrein aber mit Anklagen kommt, wenn die Sache nicht nach Erwarten ausgeht, so hielt ich es für geratener, die Wahrheit darzulegen".

So lautete der Brief des Nikias; nachdem die Athener denselben angehört, entbanden sie den Nikias nicht vom Oberbefehl, sondern beschlossen, ein zweites Heer nachzusenden, See- und Landtruppen aus der Dienstrolle der Athener sowohl, als aus den Bundesgenossen. Als Mitfeldherrn wählten sie für ihn den Demosthenes und Eurymedon.

Sogleich als der folgende Frühling begann, fielen die Lakedämonier und ihre Bundesgenossen, so früh sie nur konnten, in Attika ein. Anführer war Agis, des Archidamus Sohn, König der Lakedämonier. Zuerst verwüsteten sie das ebene Land und gingen dann an die Befestigung von Dekelea, indem sie die Arbeit unter die einzelnen Städte verteilten. Dekelea ist aber von Athen selbst etwa hundert und zwanzig Stadien entfernt, und ungefähr eben so weit oder doch nicht viel weiter von der böotischen Grenze. Es war aber die Festung auf der Ebene selbst und zwar in der fruchtbarsten Gegend erbaut worden und bis nach Athen hin sichtbar. Die Peloponnesier in Attika samt ihren Bundesgenossen arbeiteten also an dieser Festung; die im Peloponnes aber schickten um dieselbe Zeit auf Lastschiffen die Schwerbewaffneten nach Sicilien.

Dort überraschte Gylippus nun die Athener, indem er ganz unerwartet mit Tagesanbruch die Verschanzung angriff und zuerst die größte, dann aber auch die zwei kleineren wegnahm, da deren Besatzungen nicht Stand hielten, wie sie sahen, daß die größere so leicht genommen worden war.

Das eine der beiden zuletzt genommenen Kastelle rissen sie nieder; die zwei anderen aber setzten sie wieder in Stand und legten Mannschaften hinein. Bei der Erstürmung dieser Kastelle waren viele Leute gefallen oder gefangen worden und auch sämtliche Vorräte in Feindeshand gefallen; denn da die Athener sich dieser Verschanzungen als Magazine bedienten, so lagen dort

viele Kaufmannswaren und Getreide aufgestapelt und auch viele Vorräte der Schiffsbefehlshaber, wie denn auch das Segelwerk für vierzig Dreiruderer und die übrigen Ausrüstungsgegenstände und auch drei ans Land gezogene Dreiruderer dort verloren gingen. Jetzt war auch nicht einmal mehr die Einfahrt für die Zufuhren an Lebensmitteln gesichert, weil sich die Syrakusaner dort mit Schiffen vor Anker gelegt hatten, um die Zufuhr zu hindern, so daß man um dieselbe bereits fechten mußte; auch sonst kam über das Heer Bestürzung und Mutlosigkeit.

Da aber erschienen Demosthenes und Eurymedon mit der athenischen Verstärkung. Auf ungefähr dreiundsiebzig Schiffen, eingerechnet die fremden, führten sie gegen fünftausend Schwerbewaffnete von den Athenern und den Bundesgenossen und eine nicht geringe Zahl von hellenischen und barbarischen Speerträgern und Schleuderern und Bogenschützen und auch sonst hinreichende Zurüstung. Die Syrakusaner nun und ihre Bundesgenossen erschraken im ersten Augenblick nicht wenig, daß die gänzliche Befreiung aus der Gefahr noch nicht gekommen sein sollte. Denn sie sahen, daß trotz der Befestigung von Dekelea nichtsdestoweniger ein fast gleich starkes Heer wie das erste herangekommen sei, und wie stark die athenische Macht sich nach allen Seiten hin zeige. Dem alten athenischen Heer hatte sich der Mut wieder erhöht, soweit dies nach den Unfällen möglich war. Demosthenes aber, als er sah, wie die Dinge standen, dachte, er dürfe nicht wie Nikias lange zaudern und sich nicht gleichen Schlägen aussetzen. Entweder werde er im Falle des Gelingens in den Besitz von Syrakus gelangen, oder er werde das Heer nachhause zurückführen und die mit zu Felde gezogenen Athener und den ganzen Staat nicht vergeblich sich aufreiben lassen. Als ihm aber die Sturmmaschinen, welche er herbeigeführt hatte, von den feindlichen Verteidigern der Mauer in Brand gesteckt und auch die vielfachen Angriffe seiner Heerhaufen abgeschlagen waren, glaubte er nicht länger mehr zögern zu dürfen. Am Tage nun schien es unmöglich, sich unbemerkt zu nähern und die Höhen zu ersteigen; daher befahl er, Lebensmittel auf fünf Tage zu verteilen, und nahm alle Steinmetzen und Zimmerleute und was man an Werkzeug brauchte, mit, um im Fall des Sieges Verschanzungen zu errichten. Er selbst nebst Eurymedon und Menander nahm das ganze Heer und rückte zur Zeit der ersten Nachtruhe vor; Nikias blieb in den Verschanzungen zurück. Sie nahmen auch die von dem ersten Angriff her bekannte Vormauer der Syrakusaner, wo die Besatzung keinen Widerstand leistete, und rissen die Brustwehren nieder. Die Syrakusaner aber mit den Bundesgenossen und Gylippus eilten jetzt aus den Verschanzungen herbei, und vom Schreck verwirrt wie sie waren, da das Wagestück in der Nacht diesen ganz unerwartet kam, stießen sie auf die Athener, wurden aber von ihnen geworfen und wichen fürs erste zurück. Während aber jetzt die Athener, gleich als ob sie schon gesiegt hätten, bereits mehr in Unordnung

vordrangen und die ganze noch nicht ins Gefecht gekommene Macht der Gegner so rasch als möglich durchbrechen wollten, damit diese sich nicht zum gemeinsamen Widerstand ordnen könnten, während sie im Angriff nachließen, stellten sich ihnen zuerst die Böotier in den Weg, schlugen sie beim Zusammenstoß und trieben sie in die Flucht.

Von diesem Augenblick an gerieten die Athener in große Verwirrung und Ratlosigkeit; sie brachten unter dem Schutze eines Vertrags ihre Toten ein. Von ihnen sowohl wie von den Bundesgenossen war eine große Zahl gefallen. Als die Feldherrn der Athener sahen, daß von Tag zu Tag die Schwierigkeiten wuchsen, besonders aber Seuchen ihre Leute bedrängten, so ließen sie allen so heimlich als möglich die Abfahrt aus dem Lager ansagen; auf das erste Zeichen solle man sich bereit halten. Während sie aber im Begriff waren, die Abfahrt auszuführen, da alles schon bereit war, so trat eine Mondfinsternis ein; es war nämlich gerade Vollmond. Da verlangte die Mehrzahl der Athener, die Feldherrn sollten Aufschub eintreten lassen; denn sie nahmen sich das Zeichen zu Herzen und Nikias, der auf göttliche Zeichen und dergleichen nur allzuviel gab, behauptete, man dürfe nicht einmal darüber beraten, ob früher abzufahren sei, bevor nicht dreimal neun Tage verflossen wären; so nämlich hatten die Wahrsager gedeutet. Deshalb also blieben die Athener wieder nach langem Zaudern.

Die Syrakusaner, die ihrerseits auch von alledem Kunde erhalten, paßten nun noch viel mehr auf, um die Athener nicht entwischen zu lassen, da diese nun auch selbst eingesehen hätten, daß sie ferner weder mit den Schiffen, noch mit der Landmacht ihnen überlegen seien; denn sonst würden sie sich nicht zur Abfahrt entschlossen haben.

Sie verschlossen nun sogleich den großen Hafen, dessen Mündung ungefähr acht Stadien weit ist, mit quergestellten Dreiruderern und Lastschiffen und Booten, die sie vor Anker legten, und trafen auch sonst Vorkehrungen, falls die Athener ein Seegefecht wagen sollten.

Als die Athener die Sperrung des Hafens sahen und auch die sonstigen Absichten der Syrakusaner merkten, schien es ihnen hohe Zeit, einen Beschluß zu fassen. Demnach traten ihre Feldherrn und die Hauptleute zusammen; in Rücksicht ihrer Verlegenheit in anderen Dingen und weil sie auch nicht einmal für den Augenblick genügende Lebensmittel mehr hatten und solche auch für die Zukunft sich nicht verschaffen konnten, wenn sie nicht zuvor eine Seeschlacht gewannen, beschlossen sie folgendes: die landeinwärts gelegene Verschanzung wollten sie verlassen und dicht bei den Schiffen selbst einen Raum von möglichst geringem Umfang, wie er für das Gepäck und die Kranken eben genüge, mit einer Mauer einfassen und durch eine Besatzung schützen; mit dem ganzen übrigen Heere aber wollten sie sämtliche Schiffe, sowohl die dienstfähigen als auch die weniger seetüchtigen, bemannen und eine Seeschlacht

wagen. Siegten sie, so wollten sie nach Catana fahren, wo nicht, die Schiffe in Brand stecken und in Schlachtordnung zulande abmarschieren, wo immer sie zunächst an einem befreundeten Platz einen Haltpunkt finden würden, sei er nun hellenisch oder barbarisch. Wie beschlossen, so thaten sie: von den Verschanzungen landeinwärts rückten sie in aller Stille ab und bemannten sämtliche Schiffe, indem sie jedermann nötigten, an Bord zu gehen, wer nur immer dem Alter nach tauglich und wie immer brauchbar schien. So wurden alle Schiffe voll, ungefähr hundert und zehn an der Zahl. Auch Bogenschützen und Speerträger von den Akarnaniern und anderen Söldnern schifften sie in großer Zahl ein, und auch die sonstigen Anstalten trafen sie, soweit es in so bedrängter Lage und bei ihrem verzweifelten Vorhaben möglich war.

Nikias nun ermutigte die Seinigen und befahl sogleich die Schiffe zu besteigen. Gylippus aber und die Syrakusaner konnten leicht merken, daß die Athener eine Seeschlacht wollten, zumal sie die Zurüstung selber sahen; auch waren sie vorher schon vom Anbringen der eisernen Fangarme benachrichtigt worden, und wie im übrigen, so trafen sie auch hiergegen ihre Vorkehrungen. Sie bekleideten nämlich die Vorderteile und weiterhin ein gutes Stück des Schiffes mit Leder, damit der Fangarm, wenn er ausgeworfen würde, abglitte und nichts zu fassen fände.

Nachdem auch die Feldherrn der Syrakusaner und Gylippus ihre Soldaten ermutigt hatten, bemannten sie auch ihrerseits rasch die Schiffe, als sie die Athener das Gleiche thun sahen.

Nikias brach nun auf, führte das Landheer ans Meer hinab und stellte es da in möglichst ausgedehnter Linie auf, um hieraus zur Ermutigung derer auf den Schiffen möglichsten Vorteil zu ziehen; Demosthenes aber und Menander und Euthydemus, welche als Feldherrn die Schiffe der Athener bestiegen hatten, setzten sich von ihrem Standlager aus in Bewegung und fuhren gerade auf die Sperrung des Hafens und den offengelassenen Raum los, um sich die Ausfahrt zu erzwingen.

Die Syrakusaner aber und ihre Bundesgenossen bewachten mit einem Teil ihrer Schiffe die Ausfahrt sowie auch die übrigen Teile des Hafens rings herum, damit sie die Athener von allen Seiten zugleich angreifen und auch ihre Landtruppen ihnen zuhülfe kommen könnten, wo immer ihre Schiffe ans Land getrieben würden. Als nun die Athener auf die Versperrung stießen, siegten sie beim ersten Anlauf über die dort aufgestellten Schiffe und suchten die Sperrung zu durchbrechen; als aber dann von allen Seiten die Syrakusaner und deren Bundesgenossen auf sie losstürzten, kam es nicht bloß bei der Sperrung zum Gefecht, sondern auch im ganzen Hafen selbst, und es wurde hitziger gekämpft, als je vorher. Denn auf beiden Seiten herrschte bei der Rudermannschaft der größte Eifer zum Ansegeln, wenn der Befehl dazu erteilt wurde; die Steuerleute wetteiferten gegenseitig, sich in

ihrer Kunst überlegen zu zeigen; die Schiffssoldaten thaten ihre Pflicht, wenn Schiff auf Schiff stieß, damit die Leistungen vom Verdeck nicht hinter der Geschicklichkeit der anderen zurückblieben. Jeder beeiferte sich, in dem, was ihm befohlen war, sich als den ersten zu zeigen. Als aber nun auf dem engen Raum viele Schiffe zusammenstießen — es war dies die größte Schiffszahl, die je auf so winzigem Raume gefochten hatte, da beiden Flotten zusammengenommen an zweihundert wenige fehlten —, so fanden sehr wenig Angriffe mit den Vorderteilen statt, weil man sich weder zum Anlauf zurückziehen, noch zwischendurchfahren konnte; Enterangriffe von der Seite aber, wie gerade ein Schiff im Fliehen oder beim Angriffe eines andern auf ein drittes stieß, kamen häufiger vor. So lange ein Schiff noch im Heranrudern war, schütteten die vom Verdecke Wurfspeere, Pfeile und Steine in Menge über dasselbe aus; waren aber beide Schiffe zusammengestoßen, so wurden die Soldaten handgemein und suchten das Schiff des Gegners zu besteigen. Es traf sich auch an vielen Punkten, daß wegen des Gedränges die einen ein Schiff enterten und auf der andern Seite selber geentert wurden. Zugleich erhob sich ein großes Getöse von so vielen zusammenstoßenden Schiffen und hinderte, verbunden mit dem Schrecken, daß die Stimmen der Befehlshaber gehört werden konnten.

Die Landtruppen am Ufer aber erlitten, während die Seeschlacht unentschieden schwankte, beiderseits gewaltigen Kampf und Aufregung des Gemüts. Denn da alle Hoffnungen der Athener nur auf ihren Schiffen beruhten, so konnte ihre Furcht wegen des Kommenden mit nichts verglichen werden; deshalb waren die Blicke derer vom Lande an den Seekampf gefesselt, dessen Verlauf sehr ungleichartig war. Weil nun der Schauplatz unter ihren Augen lag und nicht alle zugleich nach derselben Stelle blickten, so wuchs den einen der Mut, wenn sie irgendwo die Ihrigen siegreich sahen, und wendeten sich zur Anrufung der Götter, sie möchten sie doch nicht der Heimkehr berauben; die aber, welche eine Niederlage erblickten, wehklagten und erhoben Jammergeschrei und wurden durch den Anblick des Geschehenden mehr entmutigt, als die, welche selbst am Kampf beteiligt waren. Andere hinwiederum, die nach einer Seite hinschauten, wo das Seegefecht unentschieden schwankte, erlitten die schmerzlichste Aufregung wegen der langen entscheidungslosen Dauer des Kampfes, indem sie dazu mit dem ganzen Körper Zeichen und Winke gaben, wie die höchste Angst sie nach ihrer Auffassung des Geschehenden ihnen eingab; denn immer lag nur Haares Breite zwischen Entrinnen und Verderben. So war im Heere der Athener, so lange der Kampf ohne Entscheidung währte, alles zugleich zu hören: Klage, Geschrei, Siegesjubel, Wehruf der Geschlagenen und was sonst für vielgestaltige Laute ein gewaltiger Kampf großen Heeren abzwingt. Fast eben so ging es bei denen auf den Schiffen selbst, bis dann endlich die Syrakusaner und ihre Bundesgenossen, nachdem die Wage der

Seeschlacht lange hin und her geschwankt, die Athener zum Fliehen brachten, schon mit der Gewißheit des Sieges nachdrängten und unter lautem Geschrei und Zuruf ans Land sie verfolgten. Da sprang dann die Schiffsmannschaft, so viele ihrer nicht bereits auf der See gefangen worden waren, der eine hier, der andere dort ans Land und liefen dem Lager zu; die Landtruppen aber eilten teils den Schiffen zuhülfe, teils zur Verteidigung der Schanzen, was davon noch übrig war; noch andere, und zwar die meisten, schauten sich nur nach eigner Rettung um. In diesem Augenblick war die Verwirrung so entsetzlich wie sonst niemals, und die Athener hatten nun ähnliches erlitten, wie das, was sie selber den Feinden in Pylos angethan. Nun blieb den Athenern auch keine Hoffnung, sich zu Lande zu retten, wenn nicht ganz Unerwartetes eintrat.

Nach diesem gewaltigen Seekampfe, in welchem beide Teile viele Schiffe und Menschen verloren hatten, sammelten die siegreichen Syrakusaner und ihre Bundesgenossen die Schiffstrümmer und die Toten, segelten dann nach der Stadt und errichteten ein Siegeszeichen; die Athener aber dachten wegen der Größe der augenblicklichen Gefahr nicht einmal daran, um die Auslieferung ihrer Toten und Schiffstrümmer zu bitten, sondern faßten den Beschluß, sogleich in der Nacht abzuziehen. Demosthenes seinerseits kam zu Nikias und meinte, sie sollten die noch übrigen Schiffe bemannen und wo möglich mit Tagesanbruch die Durchfahrt erzwingen; denn, sagte er, sie selbst hätten mehr seetüchtige Schiffe übrig behalten, als die Feinde. Es waren nämlich den Athenern deren gegen sechzig übrig geblieben, den Gegnern aber nicht einmal fünfzig. Nikias nun trat seiner Meinung bei; als sie aber die Schiffe bemannen wollten, so weigerten sich die Mannschaften, sie zu besteigen; so entmutigt waren sie durch die Niederlage und so sehr verzweifelten sie, je wieder einen Sieg zu gewinnen. Demnach also vereinigte sich aller Meinung dahin, daß man zu Lande abziehen wolle.

Die Syrakusaner aber und Gylippus kamen ihnen mit dem Landheere zuvor und versperrten die Wege im Lande, welche die Athener notwendig berühren mußten, besetzten die Furten der Bäche und Flüsse, und stellten sich, wo es ihnen passend schien, auf, um das Heer der Feinde zu empfangen und am Weitermarsch zu hindern. Ihre Schiffe aber fuhren heran und zogen die Fahrzeuge der Athener vom Ufer herab; einige wenige hatten die Athener ihrem Vorhaben gemäß verbrannt, die übrigen nahmen die Syrakusaner in aller Ruhe, ohne daß jemand sie hinderte, wo gerade jedes ans Land getrieben war, ins Schlepptau und brachten sie nach der Stadt.

Als endlich dem Nikias und Demosthenes alles hinreichend vorbereitet schien, erfolgte der Aufbruch des Heeres am dritten Tag nach der Seeschlacht. Es war aber ein jammervoller Auftritt aus mehr als einer Ursache. Nicht nur zogen sie jetzt ab, nachdem sie alle ihre Schiffe verloren hatten, sondern

es bot sich auch beim Verlassen des Lagers dem Auge eines jeden Schmerzliches und den Sinn Verwundendes. Denn die Toten lagen unbegraben, und wenn einer einen Angehörigen daliegen sah, so ergriffen ihn Schmerz und Furcht zugleich, und die, welche lebend zurückgelassen wurden, verwundet oder krank, waren den Überlebenden ein noch schmerzlicherer Anblick als die Toten, und weit unglücklicher als die Gefallenen. Denn sie streckten flehend die Hände aus und wehklagten und brachten sie zur Verzweiflung, indem sie baten, man möge sie doch mitnehmen. Wenn einer wo einen Freund oder Angehörigen sah, so riefen sie jeden beim Namen an, und wenn ihre Zeltgenossen sich in Marsch setzten, so klammerten sie sich an sie fest und folgten ihnen, so weit sie konnten, und wenn einen dann die Kraft verließ und die Glieder ihnen versagten, so blieben sie unter Beschwörungen und Wehgeheul liegen, so daß das ganze Heer in Thränen unter diesem Widerstreit der Gefühle nur schwer abzog.

Dazu herrschte unter ihnen auch Beschämung und Selbstanklage; denn ihr Zug glich ganz und gar der flüchtigen Bevölkerung einer eroberten Stadt, und zwar nicht einer kleinen; denn nicht weniger als vierzigtausend Mann war die gesamte Masse stark, die sich in Marsch setzte. Und von diesen trugen nicht nur die Anderen, was jeder Brauchbares mitnehmen konnte, sondern sogar auch die Schwerbewaffneten und die Reiter zu ihren Waffen noch ihre Lebensmittel, teils aus Mangel an Waffenknechten, teils auch aus Mißtrauen; denn die meisten derselben waren schon früher oder eben jetzt zu den Feinden übergelaufen. Gleichwohl hatten sie auch so nicht das Genügende zum Mitnehmen, da kein Brot mehr im Lager war.

Es war dies der größte Glücksumschlag, den je ein hellenisches Heer erlitten. Gekommen, um Anderen Knechtschaft zu bringen, mußten sie nun abziehen in der Furcht, daß ihnen selber dieses Schicksal bevorstehe; anstatt glückverheißender Wünsche und Kriegsgesänge, in deren Geleit sie von der Heimat abgesegelt waren, brachen sie jetzt unter dem entgegengesetzten Zuruf auf; aus Seeleuten waren sie Soldaten geworden; anstatt Schiffsdienst zu thun, marschierten sie jetzt als Schwerbewaffnete. Und doch schien ihnen selbst dies alles noch erträglich gegen die Gefahr, die drohend über ihren Häuptern schwebte.

Als nun Nikias das Heer so mutlos und ganz umgewandelt sah, durchschritt er die Reihen, um sie zu ermutigen und zu trösten, so gut es anging, und wenn er irgendwo zerstreute Leute sah, die nicht in der Ordnung marschierten, so stellte er sie an ihren Platz; eben so that Demosthenes.

Nachdem sie so mehrere Tage unter fortwährenden Kämpfen marschiert waren, näherten sie sich dem Flusse Assinarus, teils durch die von allen Seiten angreifende Reiterei nach diesem Flusse gedrängt, nach dessen Über-

schreitung sie überdies Erleichterung hofften, teils aber auch aus Erschöpfung und Begierde zu trinken. Als sie am Fluß angekommen waren, stürzten sie ohne alle Ordnung hinein; jeder wollte nur zuerst hinüberkommen, und die nachdrängenden Feinde erschwerten bereits den Übergang. Denn da die Athener in einer Kolonne bei einander zu marschieren genötigt waren, so stürzte einer über den andern, und man trat sich gegenseitig nieder. Viele stürzten in die Lanzen und blieben sogleich tot; andere verwickelten sich in das Gepäck und wurden vom Strom mit fortgerissen. Die herangekommenen Syrakusaner aber schossen vom andern Ufer des Flusses auf die Athener herab, während die meisten derselben mit Gier tranken und in der tief-eingeschnittenen Bettung des Flusses wie in einen Knäuel verwickelt waren; die Peloponnesier aber stiegen ihnen nach in den Fluß hinab und töteten vorzüglich die noch in demselben Befindlichen, so daß das Wasser schnell verunreinigt war. Trotzdem aber wurde es, mit Schlamm und Blut vermischt wie es war, getrunken, und die Menge raufte sich noch darum. Endlich, als die Leichname schon in großer Zahl und über einander gehäuft im Flusse lagen, und das Heer teils am Flusse selbst, teils auch, was weiterhin entkam, von den Reitern zusammengehauen war, ergaben sie sich dem Gylippus. Da befahl denn Gylippus, sie lebendig gefangen zu nehmen; so brachte man die übrigen, außer denen, welche sie selbst versteckten, deren Zahl sehr groß war, lebendig ein. Was auf diese Weise vom Heere als Gefangene für das Gemeinwesen zusammenkam, war nicht viel; dagegen war die Zahl der heimlich auf die Seite Gebrachten groß, und ganz Sicilien war später voll davon. Eine bedeutende Zahl war aber auch gefallen; denn es war da ein großes Schlachten gewesen, und nicht geringer, als bei irgend einer Gelegenheit während dieses Krieges. Auch bei den anderen Angriffen, die während dieses Zuges zahlreich vorkamen, waren viele geblieben; viele hingegen entkamen auch teils bei dieser Gelegenheit selbst, teils später, indem sie nach längerer Sklaverei entliefen. Diesen war Catana Zufluchtsort.

Nachdem die Syrakusaner und ihre Bundesgenossen sich gesammelt und von den Kriegsgefangenen so viele als möglich samt der Waffenbeute mitgenommen hatten, zogen sie nach der Stadt zurück. Die übrigen von den Athenern und deren Bundesgenossen, so viele sie in Händen hatten, sperrten sie in die Steinbrüche, welche sie für den sichersten Gewahrsam hielten; den Nikias und Demosthenes töteten sie gegen den Willen des Gylippus. Dieser nämlich glaubte, es werde für ihn selbst die ruhmvollste Leistung sein, wenn er mit den Anderen auch seine Gegenfeldherrn den Lakedämoniern nachhause bringen könne. Zufällig traf es sich auch, daß der eine der beiden, Demosthenes nämlich, wegen der Ereignisse auf der Insel und bei Pylos für ihren ärgsten Feind galt, während der andere bei eben dieser Gelegenheit sich ihnen sehr hülfreich erzeigt hatte. Nun mußte auch dieser das Leben verlieren, obgleich

er von allen Hellenen meiner Zeit am wenigsten ein so unglückliches Schicksal verdiente“.

Diese Vernichtung der stolzesten Flotte und des mächtigsten Heeres, dieser glanzvollsten und nahezu erschöpfenden Anstrengungen Athens war nicht nur zugleich eine Vernichtung aller hellenischen Einheitsbestrebungen, ja aller hegemonialen Pläne Athens im engern Griechenland, sondern einerseits der Anfang vom Ende der stolzen Stadt selbst, damit die Hegemonie Spartas und die erfolgreiche Einmischung der einst so machtvoll zurückgeworfenen Perser in die griechischen Angelegenheiten, damit die fortschreitende Zersplitterung des griechischen Wesens und die fortschreitende Auflösung des griechischen Geistes in den Barbarismus inhalts- und charakterloser Schöngeisterei, — andererseits so zu sagen die Grundlage für die Ermöglichung der wachsenden Machtentfaltung Roms und Karthagos im Westen, Makedoniens im Norden und Osten: eine der verhängnisvollsten Wandlungen der Weltgeschichte, eine volle Umkehr ihres bisher so wunderbare Schöpfungen zeugenden Ganges. — — —

Die Ereignisse in Griechenland selbst nahmen einen raschen Verlauf. Die Spartaner befestigten Dekelea in Attika, um Athen aus nächster Nähe zu bedrängen; die mächtigsten Bundesgenossen fielen von Athen ab; Sparta verbündete sich mit Persien. Das Unglück verführte Athen zu einer Verfassungsänderung in oligarchischem Sinne, wogegen sich die Flotte unter Thrasybulos empörte und mit Alkibiades in Verbindung trat. Die Oligarchie wurde gestürzt, Alkibiades zurückberufen. Vorübergehend neigte sich der Sieg wieder auf Seiten Athens; Alkibiades gewann sogar die große Schlacht bei Kyzikus (410); als aber sein Unterfeldherr gegen Befehl bei Ephesos einen Kampf annimmt und denselben verliert, wälzt der Pöbel die Schuld auf Alkibiades, der sich nach Thrakien rettet. Nach bewundernswerten Anstrengungen erringen die Athener einen letzten glänzenden Sieg bei den Arginusen (406); Lysandros aber vernichtet bei Ägospotamoi (405) ihre letzte Flotte, nähert sich langsam, unter Einsetzung oligarchischer Regierungen allerorten, Athen, sperrt den Piräus, Pausanias belagert die Stadt von der Landseite, die Verhungernden schließen Frieden um jeden Preis (404): die langen Mauern werden geschleift, die auswärtigen Besitzungen werden aufgegeben, Spartas Hoheit anerkannt, die letzten Kriegsschiffe ausgeliefert, die Verbannten müssen zurückgerufen werden, aus deren Reihen die größere Anzahl der 30 Tyrannen als neue Regierung in oligarchisch-spartanischem Sinne eingesetzt wird: das Werk Solons, Themistokles', Perikles', die Ergebnisse der Großthaten von Marathon, Salamis, Platää vernichtet und begraben. Zwar gelingt bald die Befreiung wenigstens aus den herrsch-, hab- und rachsüchtigen, bluttriefenden Krallen der Dreißig (durch Thrasybulos), sowie die Herstellung der solonischen Verfassung in Athen; der allgemeine Haß gegen

die drückende Herrschaft der spartanischen Oligarchie führt zu einem Bunde zwischen Theben, Athen, Korinth und Argos, welchen Persien unterstützt, um Spartas gefahrdrohende Übermacht zu brechen: die peloponnesische Flotte wird 394 bei Knidos durch eine persische mit dem Athener Konon an Bord vernichtet: die spartanische Hegemonie im Aegäischen Meer wird gestürzt, die Festungswerke Athens durch Konon mit persischem Gelde wieder hergestellt; aber auch der antalkidische Frieden (387) zwischen Sparta und seinen griechischen Gegnern durch den persischen König diktiert: die Griechenstädte in Asien werden persisch, einige Inseln werden Athen zugesprochen, allen übrigen großen und kleinen Städten von Hellas garantiert Persien in Verbindung mit Sparta die Autonomie; die spartanische Suprematie ist noch einmal mit persischer Hülfe befestigt; Persien hat entschieden, Persien ist der Herr, Sparta der verkommene Büttel des persischen Willens! Dann ergreift es mit meisterhafter Frechheit eine günstige Gelegenheit, um seinen Gesinnungsgenossen in Theben die Herrschaft zu überantworten und dieselbe durch eine rechtlose Besatzung zu stützen; aber Pelopidas und den Seinen in Verbindung mit Athen gelingt der Überfall und der Sturz der Oligarchen, Theben nimmt unter Pelopidas und Epaminondas einen kurzen glänzenden Aufschwung, der zwar den Bund mit dem neidischen Athen auflöst, aber in den großartigen Waffenthaten bei Leuktra und Mantinea (371, 362) Spartas Suprematie definitiv stürzt und durch Wiederherstellung Messeniens sowie durch Begründung eines unabhängigen arkadischen Staates Spartas Ohnmacht besiegelt. Es zeigt sich jedoch, daß auch Theben das widerhaarige verkommene Griechentum nicht einigen und nicht bemeistern kann: dazu ist wenigstens bis zu einem gewissen Grade die jugendfrische, kriegsfrohe und von hellenischer Bildung getragene makedonische Dynastie berufen.

---

3. Die Schlacht bei Gaugamela.

(331 v. Chr.)

Unter einem aus Argos eingewanderten Fürstengeschlecht, das stets die Verbindung mit Griechenland pflegte, aber langezeit gegenüber dem trotzigen Adel und den rohen Massen keine durchaus entscheidende Macht sowie keine geregelte Erbfolgeordnung besaß, hatte sich das Barbarenvolk der Makedonen — nur einzelne Stämme waren den Griechen näher verwandt — in jahrhundertelanger Entwicklung zu einem einigermaßen geordneten Staatsleben zusammengeschlossen. Besonders hatte König Archelaos (ca. 400) wohlthätig gewirkt, indem er feste Plätze und Kunststraßen anlegte, eine Kriegsmacht auf hellenische Weise organisierte, überhaupt dem hellenischen Einfluß breitern Raum schaffte. Aber erst als der, durch längern Aufenthalt als Geisel zu Theben an den Vorzügen des Epaminondas und Pelopidas gebildete Philipp II. seinen und des Landes Feinden den Thron abringt (359), wird Makedonien durch innigen Anschluß an griechisches Wesen ein Staat im besten Sinne des Wortes und durch eine musterhafte militärische Organisation der trefflichen kriegerischen Volkskräfte sofort auch eine Großmacht, die sich erhabene Ziele stecken durfte. Eines der ersten war, die unsägliche Zersplitterung und Haltungslosigkeit der griechischen Stämme zu benützen, um der neuen gräzisierten und militärischen Großmacht die Hegemonie über Griechenland zu erwerben; eines der höchsten aber: das so in starker Hand zusammengefaßte Griechentum im Anschluß an die makedonischen Heere zu einem gewaltigen Kriegs- und Rachezug gegen Persien zu führen. Es ist wahr, daß damit das griechische Wesen und dessen noch waltenden Kräfte makedonischen Interessen dienstbar gemacht werden sollten; aber es ist nicht weniger wahr, daß die makedonische Politik

dem seit 413 unablässig herab- und verkommenden Griechentum, das allmählich jedes höhern Schwunges entbehrte, mit solchem Ziele doch wieder einmal eine ideale Richtung gab, in deren Verfolg das durch griechische Bildung gehobene Makedoniertum mit dem durch die naturwüchsige, kernige makedonische Kraft regenerierten Griechentum zu einem gesunden neuen Ganzen zusammengeschweißt und zur belebenden Weltherrschaft geführt werden konnte. Es thut nichts zur Sache, ausführlich darzulegen, wie es Philipp II. gelang, die griechischen Wirren zur Intervention zu benützen, in den Amphiktyonenbund als gleichberechtigtes Mitglied aufgenommen zu werden; — genug, daß es gelang trotz dem leidenschaftlichen Widerstreben des Atheners Demosthenes, der den unzweifelhaften Beweis lieferte, daß man ein überaus bedeutender Redner und feuriger Patriot, aber zugleich ein herzlich schlechter Politiker sein könne, indem er unablässigen „zusammenhängenden Krieg“ gegen Philipp als den gefährlichsten Feind hellenischer Freiheit seit den Perserkriegen predigte, wenn nötig selbst im Bunde mit Persien; — ungefähr so, wie gewisse deutsche Staatsmänner und hochweise Bierbankpolitiker Friedrich den Großen, beziehentlich König Wilhelm als die gefährlichsten Feinde deutscher Reichsfreiheit haßten und zu ihrer Bekämpfung bereit waren, sich mit Moskowiten und Franzosen, wenn nötig gar mit dem Satan zu verbinden. Glücklicherweise siegte Philipp bei Chäronea (338) über das vereinigte Theben-Athen, führte frisches Blut in den entarteten griechischen Körper, und wurde nun wirklich von den in Korinth versammelten Griechen als Oberfeldherr in dem bevorstehenden Kriegszug gegen die Perser anerkannt: bloß das altersschwache Sparta hielt sich in blöd-eifersüchtigem Mißvergnügen fern und stellte sich selbst kalt. Mochte man zusehen, was man mit diesen lächerlichen Neuerungen auf dem Gebiete der Kriegskunst ohne das bewährte wuchtige Dreinschlagen altspartanischer Tapferkeit den Persern gegenüber ausrichte!

Schon standen einzelne Truppenabteilungen auf asiatischem Boden; das bessere Selbst fing an in den Griechenherzen durchzubrechen, aufgeregte Erwartung erfüllte Griechenland. Da kam die plötzliche Nachricht von Philipps Ermordung, lediglich einer That der Privatrache (336). Sofort gewannen die kleinen politischen Geister wieder die Oberhand und entfachten die Städte zum Aufstand gegen den kaum 20jährigen Nachfolger Philipps, den „Knaben Alexandros“, zur Wiedererkämpfung hellenischer „Freiheit“. Allein der hochbegabte Zögling eines Aristoteles bemeisterte mit wenigen wuchtigen Schlägen die armen Verführten und erzwang die Übertragung der Oberfeldherrnwürde auf sein erhabenes Haupt.

Das einst so kräftige Weltreich der Perser war in innerer Auflösung begriffen: es zeigte sich eben wieder, daß auch der tüchtigste Despotismus nichts Dauerndes zu schaffen vermag. Die frühere Ordnung war Palastrevolutionen, Kämpfen der einzelnen Satrapen unter einander, vielfachen

Aufständen gewichen; der Eunuche Bagoas setzte die Könige ein und ab, bis ihn 336 Darius Codomannus vergiften ließ. Dennoch konnten die makedonisch-griechischen Pläne sehr gewagt erscheinen! Des jugendlichen Alexanders Genie hatte sich in großen Unternehmungen noch nicht bewährt; eine einzige Satrapie des Weltreiches vermochte ein, wennauch nur der Zahl nach dem makedonischen gewachsenes Heer aufzustellen; die ungeheure Ausdehnung des Perserreiches war an sich schon ein gewaltiges Hindernis, wennauch nicht gegen Angriff, wohl aber gegen Überwältigung und Unterwerfung durch einen obzwar militärisch überlegenen doch wenig zahlreichen Feind; und kein Zweifel, daß der Perser wußte, Alexander lasse in Flanke und Rücken Feinde genug, welche bei der geringsten Schlappe desselben sich erheben würden. Geld hatte man noch so reichlich wie früher; gierig hatten in den letzten Jahrzehnten die Griechen darnach gegriffen; das würde jetzt nicht anders geworden sein. Seit einem halben Jahrhundert hatte die persische Diplomatie die Geschicke der einstigen Besieger gelenkt; wozu also besondere militärische Anstrengungen gegen einen wahnwitzigen Knaben, der einen großen Teil seiner Truppen unter Antipater in der Heimat als Bewacher der Griechen und der Balkan-Donau-Völker zurücklassen mußte und mit bloß 40 000 Mann in Kleinasien erschien (334). Ein Satrapenheer genügte wohl, den Eindringling unschädlich zu machen. Aber dieses Satrapenheer wurde am Flusse Granikos geschlagen; die Griechen an der kleinasiatischen Westküste leisteten dem Sieger keinen nennenswerten Widerstand, auch die Südküste unterwarf sich ihm; Kleinasien war in wenigen Monaten ganz in seiner Hand; und die Kunde flog durch die Welt, daß die Lösung des gordischen Knotens — der Aberglaube knüpfte daran die Erwerbung der Herrschaft über Asien — dem jungen Helden, den man nicht mehr einen Abenteurer schalt, durch die Schärfe des Schwertes gelungen sei! Nun erst entwickelte der Perserhof eine energische Thätigkeit: die Perserflotte erhielt Befehle zu entsprechenden Operationen, ungeheure Heerscharen wurden in der Nähe der furchtbaren kilikischen Pässe zusammengeballt, Darius selbst übernahm den Oberbefehl. Aber der rasche Alexander fand den ersten und gefährlichsten dieser Pässe noch unbesetzt, bemächtigte sich auch des zweiten und dritten, stieg in die Ebene von Sochoi hinab. Unterdessen haben die Perser ihre ursprüngliche Stellung verlassen, stehen in der Ebene um Issos, Alexander somit in ihrem, sie in seinem Rücken; beide müssen in verkehrter Front schlagen. Wie einst die Enge der salaminischen Gewässer ein Verbündeter der Griechen war, so verhindert die schmale Küstenebene die Entfaltung der unentwirrbaren Menschenmenge. Darius selbst beginnt die Flucht, ein ungeheures Gemetzel vollendet die völlige Niederlage; eine unermeßliche Beute, selbst das Zelt mit den königlichen Frauen fällt in Alexanders Hände (Okt. 333). Die Folge von Granikos war die Beherrschung der kleinasiatischen Küsten, die Folge von Issos die Gewinnung aller persischen

Mittelmeerküsten, auch Ägyptens. Welche Ereignisse, welche Ergebnisse in einer so kurzen Spanne Zeit, mit so unscheinbaren Mitteln! Darius bot zweimal Frieden an, aber schon verlangte Alexander unbedingte Unterwerfung und Anerkennung des neuen Herrn von Asien. So weit war man nun doch noch nicht. Im Gegenteil! Die langwierige Unterwerfung der Küstenlandschaften, die gediegene Neuordnung auch in Ägypten durch Alexander hatte willkommene Zeit und Gelegenheit gegeben, die Hülfsmittel auch der entferntesten Provinzen heranzuziehen, gleichsam alle Völker zu bewaffnen. Was war denn eigentlich Großes und Entscheidendes geschehen? Wenn man alles recht erwog, so hatte der kecke Eindringling sich bisher noch bloß in einem Teile der Peripherie des Reiches bewegt, sich auf die Gewinnung der allezeit Ungetreuen beschränkt, dem Reichskörper doch nicht mehr als bloß die Haut geritzt, den Stoß ins Herz, das Eindringen in das gewaltige Ganze offenbar gescheut. Die Unzuverlässigen waren verloren worden; vielleicht war es geradezu ein Glück; jedenfalls aber konnte, was momentanes Unglück eingebüßt, wiederkehrendes Waffenglück zurückgewinnen! Dann aber wehe den Besiegten, wehe insbesondere diesem Alexander, diesen Griechen!

Erst im Jahre 331 konnte Alexander von Memphis aufbrechen. Sein kleines Heer drang mutig in das Innere Asiens ein, das noch nie den Fuß eines griechischen Kriegers gesehen. Die Wunder einer bereits in halben Trümmern liegenden alten Welt blickten mit Staunen auf die Handvoll Krieger, die ohne einen Feind gesehen zu haben am Euphrat erschienen, ihn überschritten, am Tigris anlangten. Nun aber — schon war es November geworden — zeigten sich in der fernen Ebene von Arbela dunkle Linien in unendlicher Ausdehnung: es war der Feind, das zahllose Reichsheer des Darius. Noch kurze 24 Stunden — und die Entscheidung konnte gefallen sein. Wer mochte in Alexanders Seele lesen, wer dem Fluge des gewaltigen Geistes folgen können! Noch kurze 24 Stunden, — und die kleine Heldenschar konnte von dem durch die weite Ebene begünstigten Massenheer geschlagen, erdrückt, gefangen sein; ein Rückzug, eine Rettung war kaum denkbar: man stand zu tief in Feindesland, zu weit weg von der Operationsbasis; die Niederlage war der Untergang; zugleich der Untergang eines jungen unvergleichlichen Ruhmes, — was schwerer wog — der Untergang alles bisher neubelebenden Geschaffenen; die Empörung der widerhaarigen Griechen, das Ende Makedoniens, schließlich die Zertrümmerung aller hellenischen Kultur durch Asiens feindliche Rachsucht, der schreckliche Triumph des durch einen entscheidenden Erfolg außerordentlich gekräftigten Despotismus, Knechtschaft und geistiger Tod in Asien, Afrika, Europa, überall.

Noch kurze 24 Stunden, — und auch dieses, das letzte Reichsheer konnte wie jenes bei Issos vor zwei Jahren geschlagen, aufgelöst, zertrümmert sein; und Alexander war der wirkliche Herr Asiens, Afrikas, Europas; und er

konnte, ein zweiter Gott, den Völkern zum Segen werden, sie befreien, die belebenden Ströme hellenischer Kultur in unzähligen Kanälen an alle Enden der Welt leiten, die Weltteile vermählen, die Völker verbrüdern und ihnen die Wege zu den höchsten Zielen menschlicher Gesittung in aristotelischem Geiste zeigen und ebnen; am Ganges wie an der Donau, am Himalaya wie an den Säulen des Hercules, an der libyschen Wüste wie an den Alpen ertönten dann griechische Laute, entzückte man sich an den Werken griechischer Kunst, sah man die Dramen des Sophokles, studierte man Sokrates, Plato und Aristoteles, schuf man in allseitiger Anregung und Befruchtung Großartigeres, Erhabeneres, Göttlicheres als alle Vorzeiten. Der gewaltige Geist des Perikles hatte gedacht und erstrebt eine panhellenische Einheit, der Riesengeist Alexanders sah in lockender, nicht allzuweiter Ferne eine von griechischem Geiste getränkte Universalmonarchie des Friedens und der Eintracht und der Bildung, das verkommende griechische Wesen verjüngt durch Zufuhr neuer kräftiger Säfte, regeneriert und unendlich gehoben durch Weisung hoher Ziele: im engen Kreise hatte sich der Sinn verengert, stets wuchs der Mensch mit seinen höheren Zwecken!

Solche Gegensätze bargen die nächsten 24 Stunden. Die beginnende Schlacht sollte auf Jahrtausende hinaus über Leben und Entwicklung der ganzen Menschheit entscheiden.

Droysen schildert die Ereignisse vor der Schlacht und diese selbst wie folgt: „Das Heer zog am Orontes hinab dem Euphrat zu; etwa 40 000 Mann Fußvolk und 7000 Reiter stark erreichte es um den Anfang August Thapsakos, den gewöhnlichen Übergangsort. Eine Abteilung Makedonen war vorausgesandt worden, zwei Brücken über den Strom zu schlagen; sie waren noch nicht ganz vollendet, denn das jenseitige Ufer hatte der Perser Mazaios, mit etwa 10 000 Mann zur Deckung des Flusses abgesandt, bisher besetzt gehalten, so daß es für die viel schwächere makedonische Vorhut zu gewagt gewesen wäre, die Brücken bis an das jenseitige Ufer fortzuführen. Beim Anrücken der ganzen Armee zog sich Mazaios eilends zurück; zu schwach, um den Posten gegen Alexanders Übermacht zu behaupten, hätte er seine Truppen aufopfernd höchstens das Vorrücken der Feinde in etwas verzögern können, was für den Großkönig, dessen Rüstungen bereits vollendet waren, kein erheblicher Gewinn gewesen wäre.

Alexander ließ sofort den Bau beider Brücken vollenden und sein Heer auf das Ostufer des Euphrat hinüberrücken. Selbst wenn er vermutete, daß das persische Heer in der Ebene von Babylon, in der es sich gesammelt hatte, zum Kampfe und zur Verteidigung der Reichsstadt bereit stand, durfte er nicht, wie siebzig Jahre früher die Zehntausend, den Weg längs des Euphrat, den jene genommen hatten, einschlagen. Die Wüsten, durch welche derselbe führt, wären in der Hitze des Sommers doppelt mühselig gewesen, und die

Verpflegung eines so bedeutenden Heeres hätte die größten Schwierigkeiten gehabt. Er wählte die große nördliche Straße, welche nordostwärts über Nisibis durch das kühlere und weidenreiche Hügelland an den Tigris und dann an der linken Seite des Stromes hinab in die Ebene von Babylon führt.

Da brachte man eines Tages einige der feindlichen Reiter, die in der Gegend umherschwärmten, gefangen vor den König; sie sagten aus: daß Darius bereits von Babylon aufgebrochen sei und auf dem linken Ufer des Tigris stehe, entschlossen, seinem Gegner mit aller Kraft den Übergang über den Strom zu wehren; seine jetzige Macht sei viel größer als die in den issischen Pässen; sie selbst wären auf Kundschaft ausgesendet, damit sich das Perserheer zur rechten Zeit und am rechten Orte den Makedonen gegenüber am Tigris aufstellen könne.

Alexander durfte nicht wagen, einen so breiten und reißenden Strom, wie der Tigris ist, unter den Pfeilen der Feinde zu überschreiten; er mußte erwarten, daß Darius die Gegend von Ninive, wo der gewöhnliche Heerweg über den Strom führt, besetzt halten werde; es kam alles darauf an, möglichst bald auf derselben Seite des Stromes mit dem Feinde zu sein; es galt den Übergang unbemerkt zu bewerkstelligen. Alexander veränderte sofort die Marschroute und ging, während ihn Darius auf der weiten Ebene der Trümmer von Ninive erwartete, nordöstlich in Eilmärschen auf Bedzabde. Kein Feind war in der Nähe, die Truppen begannen den sehr reißenden Strom zu durchwaten; mit der größten Anstrengung, doch ohne weiteren Verlust, gewannen sie das östliche Ufer. Alexander gewährte seinen erschöpften Truppen einen Tag Ruhe; sie lagerten sich längs den bergigen Ufern des Stromes.

Das war am 20. September. Der Abend kam, die ersten Nachtwachen rückten auf ihre Posten am Fluß und auf den Bergen; der Mond erhellte die Gegend, die vielen den makedonischen Berglanden ähnlich schien; da begann sich das Licht des Vollmondes zu verdunkeln; bald war die Scheibe des hellen Gestirnes völlig in Dunkel gehüllt. Es schien ein großes Zeichen der Götter; besorgt traten die Kriegsleute aus ihren Zelten; viele fürchteten, daß die Götter zürnten; andere erinnerten, daß, als Xerxes gegen Griechenland gezogen, seine Magier die Sonnenfinsternis, die er in Sardes gesehen, dahin gedeutet hätten, daß die Sonne das Gestirn der Hellenen, der Mond das der Perser sei; jetzt verhüllten die Götter das Gestirn der Perser, zum Zeichen ihres baldigen Unterganges. Dem Könige selbst deutete der zeichenkundige Aristandros: das Ereignis sei zu seinen Gunsten, noch in demselben Monate werde es zur Schlacht kommen. Dann opferte Alexander dem Mond, der Sonne, der Erde, und auch die Opferzeichen verhießen Sieg. Mit Anbruch des Morgens brach das Heer auf, um dem Heere der Perser zu begegnen.

In südlicher Richtung, auf der linken Seite die Vorhöhen der gordyäischen Gebirge, auf der rechten Seite den reißenden Tigris, zog das

makedonische Heer weiter, ohne auf eine Spur der Feinde zu stoßen. Endlich am 24. wurde von der Vorhut gemeldet, im Blachfelde zeige sich feindliche Reiterei, wie stark, lasse sich nicht erkennen. Das Heer wurde rasch geordnet und rückte zum Kampf fertig vor. Bald kam die weitere Meldung: man könne die Zahl der Feinde auf ungefähr tausend Pferde schätzen. Alexander ließ die königliche und eine andere Ile der Hetären und von den leichten Reitern (den Plänkelern) die Päonen aufsitzen und eilte mit ihnen, indem er dem übrigen Heere langsam nachzurücken befahl, dem Feinde entgegen. Sobald die Perser ihn heransprengen sahen, jagten sie mit verhängtem Zügel davon; Alexander setzte ihnen nach, die meisten entkamen, manche stürzten, sie wurden niedergehauen, einige gefangen. Vor Alexander gebracht, sagten sie aus, daß Darius nicht weit südwärts bei Gaugamela an dem Flusse Bumodos in einer nach allen Seiten hin ebenen Gegend stehe, daß sein Heer sich wohl auf eine Million Menschen und mehr als vierzigtausend Pferde belaufe, daß sie selbst unter Mazaios auf Kundschaft gesandt gewesen seien. Sofort machte Alexander Halt; ein Lager wurde am Wasser aufgeschlagen und sorgfältig verschanzt; in der Nähe einer so ungeheuren Übermacht war die größte Vorsicht geboten; vier Tage Rast, die den Truppen gegönnt wurden, reichten hin, alles zur entscheidenden Schlacht vorzubereiten.

Da sich weiter keine feindlichen Truppen zeigten, so war vorauszusetzen, daß Darius eine für seine Streitkräfte günstige Gegend besetzt habe und sich nicht wie früher durch das Zögern seiner Feinde und seine eigene Ungeduld in ein ihm ungelegenes Terrain hinauslocken lassen wolle. Alexander beschloß deshalb, ihm entgegenzurücken. Während alle unnötige Bagage und die zum Kampf untauglichen Leute im Lager zurückblieben, brach das Heer in der Nacht vom 29. zum 30. September, etwa um die zweite Nachtwache, auf. Gegen Morgen erreichte man die letzten Hügel; man war dem Feinde auf sechzig Stadien nahe, aber die Hügel, die man vor sich hatte, entzogen ihn noch dem Blick. Dreißig Stadien weiter, als das Heer über jene Hügel kam, sah Alexander in der weiten Ebene, etwa eine Stunde entfernt, die dunklen Massen der feindlichen Linie. Er ließ seine Kolonnen Halt machen, berief die Freunde, die Strategen, die Ilarchen, die Anführer der Bundesgenossen und Soldtruppen, und legte ihnen die Frage vor, ob man sofort angreifen oder an Ort und Stelle sich lagern und verschanzen und das Schlachtfeld zuvor rekognoscieren solle? Die meisten waren dafür, das Heer, das von Kampflust brenne, sogleich gegen den Feind zu führen; Parmenion dagegen riet zur Vorsicht: die Truppen seien durch den Marsch ermüdet, die Perser, schon länger in dieser für sie günstigen Stellung, würden wohl nicht versäumt haben, sie auf jede Weise zu ihrem Vorteil einzurichten; man könne nicht wissen, ob nicht eingerammte Pfähle oder heimliche Gruben die feindlichen Linien deckten; die Kriegsregel erfordere, daß man sich erst orientiere und lagere. Diese An-

sicht des alten Feldherrn drang durch; Alexander befahl, die Truppen in der Ordnung, wie sie in die Schlacht rücken sollten, auf den Hügeln im Angesicht der Feinde (bei Börtela) sich lagern zu lassen. Das geschah am 30. September morgens.

Darius seinerseits, obschon er langezeit die Ankunft der Makedonen erwartet und in dem weiten Blachfelde jedes Hindernis bis auf das Dorngestrüpp und die einzelnen Sandhügel, die den stürmischen Angriff seiner Reiterschwärme oder den Lauf der Sensenwagen hätten stören können, aus dem Wege geräumt hatte, war durch die Nachricht von Alexanders Nähe und dem sehr eiligen Rückzuge seiner Vorposten unter Mazaios in einige Unruhe versetzt worden; doch in der stolzen Zuversicht seiner Satrapen, die kein unberufener Warner mehr störte, und den endlosen Reihen seines Heeres, vor denen kein Charidemos oder Amyntas dem dichten Häuflein der Makedonen den nur zu gerechten Vorzug zu geben wagte, endlich in den eigenen Wünschen, die so gern ihre Blindheit für besonnene Kraft halten und die zuversichtlichen Worte der Schmeichler lieber hören, als die ernsten Mahnungen des schon Geschehenen, fand der Perserkönig bald Beruhigung und Selbstvertrauen; seine Großen überzeugten ihn leicht, daß er bei Issos nicht dem Feinde, sondern dem engen Raume erlegen sei; jetzt sei Raum für die Kampflust seiner Hunderttausende, für die Sensen seiner Kriegswagen, für seine indischen Elephanten; jetzt sei die Zeit gekommen, den Makedonen zu zeigen, was ein persisches Reichsheer sei. Da sah man am Morgen des 30. auf der Hügelreihe nordwärts das makedonische Heer geordnet und wie zur Schlacht geschart heranrücken; man erwartete, daß es sofort zum Angriff vorgehen werde; auch die persischen Völker ordneten sich über die weite Ebene hin zur Schlacht.

Es erfolgte kein Angriff, man sah den Feind sich lagern; nur ein Reiterhaufe, mit einigen Scharen leichten Fußvolkes untermischt, zog von den Hügeln herab, durch die Ebene und, ohne sich der Linie der Perser zu nahen, wieder zum Lager zurück. Der Abend kam; beabsichtigten die Feinde einen nächtlichen Angriff? Das persische Lager, ohne Wall und Graben, hätte nicht Schutz gegen einen Überfall gewährt; die Völker erhielten Befehl, die Nacht hindurch unter den Waffen und in Schlachtordnung zu bleiben, die Pferde gesattelt neben sich bei den Wachtfeuern zu halten. Darius selbst ritt während der Nacht an den Linien entlang, um die Völker durch sein Antlitz und seinen Gruß zu begeistern. Auf dem äußersten linken Flügel standen die Völker des Bessos, die Baktrianer, Daer und Sogdianer, vor ihnen hundert Sensenwagen, zu ihrer Deckung links vorgeschoben 1000 baktrische Reiter und die massagetischen Skythen, Mann und Roß gepanzert. Rechts auf Bessos folgten die Arachosier und Berginder; dann eine Masse Perser, die aus Reiterei und Fußvolk gemischt war, dann die Susier und Kadusier, welche sich

an das Mitteltreffen anschlossen. Dieses Mitteltreffen umfaßte zunächst die edelsten Perserscharen, die sogenannten Verwandten des Königs nebst der Leibwache der Apfelträger; zu beiden Seiten derselben die hellenischen Söldner, die sich noch im Dienst des Königs befanden; ferner noch im Mitteltreffen die Inder mit ihren Elephanten, die sogenannten Karier, Nachkommen der einst nach den oberen Satrapien Deportierten, die mardischen Bogenschützen, vor ihnen fünfzig Sensenwagen. Das Zentrum, welches in der Schlacht am Pinaros so bald durchbrochen war, zu verstärken, waren hinter demselben die Uxier, die Babylonier, die Küstenvölker des Persischen Meeres und die Sitakener aufgestellt; es schien so in zwei- und dreifachen Treffen fest und dicht genug, um den König in seine Mitte aufzunehmen. Auf dem linken Flügel, zunächst an den Mardiern, standen die Albaner und Sakasener, dann Phratapherues mit seinen Parthern, Hyrkanern, Tapuriern und Saken, dann Atropates mit den medischen Völkern, nach ihnen die Völker aus Syrien diesseit und jenseit der Wasser, endlich auf dem äußersten linken Flügel die kappadokischen und armenischen Reitervölker, vor ihnen fünfzig Sensenwagen.

Die Nacht verging ruhig; Alexander hatte, nachdem er mit seinem makedonischen Geschwader und dem leichten Fußvolke vom Rekognoscieren des Schlachtfeldes zurückgekommen war, seine Offiziere um sich versammelt und ihnen angezeigt, daß er am folgenden Tage den Feind anzugreifen gedenke: er kenne ihren und ihrer Truppen Mut, mehr als Ein Sieg habe ihn erprobt; vielleicht würde es notwendiger sein ihn zu zügeln, als anzufeuern; sie möchten ihre Leute vor allem erinnern, schweigend anzurücken, um desto furchtbarer beim Sturm den Schlachtgesang zu erheben; sie selbst sollten besonders Sorge tragen, seine Signale schnell zu vernehmen und schnell auszuführen, damit die Bewegungen rasch und mit Präzision vor sich gingen; sie möchten sich überzeugen, daß auf jedem der Ausgang des großen Tages beruhe; der Kampf gelte nicht mehr Syrien und Ägypten, sondern dem Besitz des Orients; es werde sich entscheiden, wer herrschen solle. Mit lautem Zuruf antworteten ihm seine Generale; dann entließ sie der König, gab den Truppen Befehl, zur Nacht zu essen und sich dann der Ruhe zu überlassen. Bei Alexander im Zelte waren noch einige Vertraute, als Parmenion, wie erzählt wird, hereintrat, und nicht ohne Besorgnis von der unendlichen Menge der persischen Wachtfeuer und dem dumpfen Tosen, das durch die Nacht herübertöne, berichtete: die feindliche Übermacht sei zu groß, als daß man bei Tage und in offener Schlacht sich mit ihr zu messen wagen dürfe; er rate, jetzt bei Nacht anzugreifen, das Unvermutete und die Verwirrung eines Überfalls werde durch die Schrecken der Nacht verdoppelt werden. Alexanders Antwort soll gewesen sein, er wolle den Sieg nicht stehlen. Weiter wird erzählt, daß Alexander sich bald darauf zur Ruhe gelegt und ruhig den übrigen Teil der

Nacht geschlafen habe; schon sei es hoher Morgen, schon alles bereit zum Ausrücken gewesen, nur der König habe noch gefehlt, endlich sei der alte Parmenion in sein Zelt gegangen und habe ihn dreimal bei Namen gerufen, bis Alexander sich endlich ermuntert, sich rasch gerüstet habe.

Am Morgen des 1. Oktobers rückte das makedonische Heer aus dem Lager auf den Höhen, dort beim Gepäck wurde thrakisches Fußvolk zurückgelassen. Bald stand das Heer in der Ebene in Schlachtordnung; in der Mitte die sechs Taxen der Phalanx, auf ihrer Rechten die Hypaspisten und weiter die acht Ilen der makedonischen Ritterschaft; der Linken der Phalanx, der Taxis des Krateros, sich anschließend die Reiter der hellenischen Bundesgenossen, dann die thessalische Ritterschaft. Den linken Flügel führte Parmenion, der mit der pharsalischen Ile, der stärksten der thessalischen Ritterschaft, die Spitze des Flügels bildete. Auf der Spitze des rechten Flügels, mit dem Alexander den Angriff machen wollte, an die königliche Ile sich anschließend, ein Teil der Agrianer, der Bogenschützen und Balakros mit den Akontisten. Da bei der ungeheueren Übermacht des Feindes Überflügelung unvermeidlich war und doch dem Gewaltstoß der Offensive, der die Entscheidung bringen mußte, nur so viel Kräfte entzogen werden durften als die Rücken- und Flankendeckung der angreifenden Schlachtlinie durchaus forderte, ließ Alexander hinter den Flügeln seiner Linie rechts und links je ein zweites Treffen formieren, das, wenn der Feind die Linie im Rücken bedrohte, Kehrt machen und so eine zweite Front bilden, wenn er gegen die Flanke losging, mit einer Viertelschwenkung sich im Haken an die Linie anschließen sollte. Als Reserve des linken Flügels rückten auf: das thrakische Fußvolk, ein Teil der Bündnerreiter unter Koiranos, die odrysischen unter Agathon, am weitesten links die Söldnerreiter unter Andromachos; auf dem rechten Flügel: Kleandros mit den alten Söldnern, die Hälfte der Bogenschützen unter Brison, der Agrianer unter Attalos, dann Aretes mit den Sarissophoren, Ariston mit den päonischen Reitern, am Flügel rechts die neugeworbenen hellenischen Reiter unter Menidas, die heute an der gefährlichsten Stelle ihre Waffenprobe machen sollten.

Die Heere beginnen vorzurücken; Alexander mit der makedonischen Ritterschaft, dem rechten Flügel, ist dem feindlichen Zentrum den Elephanten der Inder, dem Kern des feindlichen Heeres, der doppelten Schlachtlinie gegenüber von dem ganzen linken Flügel der Feinde überragt. Er läßt aus der rechten Flanke halbrechts vorrücken, des Kleitos Ile und das leichte Volk zu ihrer Rechten voran, dann die zweite, die dritte u. s. w. Ile, die Hypaspisten u. s. w., staffelförmig eine Abteilung nach der andern; Bewegungen, die mit der größten Stille und Ordnung ausgeführt werden, während die Feinde bei ihren großen Massen eine Gegenbewegung aus ihrer linken Flanke nicht ohne Verwirrung versuchen. Immer noch überragt ihre Linie bei weitem die der

Makedonen, und die skythischen Reiter des äußersten linken Flügels traben schon zum Angriff gegen die leichten Truppen in Alexanders Flanke vor, sind ihnen schon nahe. Ohne sich durch dieses Manöver irremachen zu lassen, setzt Alexander seine Bewegung halbrechts vorwärts fort; nicht mehr lange und er wird an der hier zum Gebrauch der Sensenwagen geebneten Stelle vorüber sein. Von deren vernichtendem Einbrechen — es stehen hier hundert Wagen der Art — hat sich der Perserkönig besondern Erfolg versprochen; er befiehlt jetzt jenen skythischen und den tausend baktrischen Reitern, den feindlichen Flügel zu umreiten und damit das weitere Vorrücken des Feindes zu hindern. Alexander läßt gegen sie die hellenischen Reiter des Menidas vorgehen; ihre Zahl ist gering, sie werden geworfen. Die Bewegung der Hauptlinie fordert hier möglichst festen Widerstand, die päonischen Reiter unter Ariston werden zu Menidas' Unterstützung vorgeschickt; vereint stürmen sie vor, so heftig, daß die Skythen und die tausend Baktrier weichen müssen. Aber schon jagt die Masse der anderen baktrischen Reiter an Alexanders Flügel vorüber, die geworfenen sammeln sich um sie, die ganze Übermacht stürzt sich auf Ariston und Menidas; auf das heftigste wird gekämpft; die Skythen, Mann und Roß gepanzert, setzen den Päonen und Veteranen hart zu, deren viele fallen; aber sie weichen nicht, sie machen, Ile um Ile, ihren Choc, sie drängen die Übermacht für den Augenblick zurück.

Die makedonische Front hat sich indes in schräger Linie weiter und weiter vorgeschoben; jetzt sind die makedonischen Ilen und die Hypaspisten den hundert Sensenwagen des linken Flügels gegenüber, da brechen diese los und jagen gegen die Linie heran, die sie zerreißen sollen. Aber die Agrianer und die Bogenschützen empfangen sie unter lautem Geschrei mit einem Hagel von Pfeilen, Steinen und Speeren; viele werden schon hier aufgefangen, die stutzenden Pferde bei den Zügeln ergriffen und niedergestoßen, das Riemenzeug durchhauen, die Knechte herabgerissen; die anderen, welche auf die Hypaspisten zujagen, werden entweder von den dicht verschildeten Rotten mit vorgestreckten Spießen empfangen und von den stürzenden Gespannen im Laufe gehemmt, oder jagen durch die Öffnungen, welche die schnell rechts und links eindublierten Rotten bilden, unbeschädigt und ohne zu beschädigen, hindurch, um hinter der Front den Reitknechten in die Hände zu fallen.

Nun beginnt die ganze Massenlinie des Perserheeres, die sich bisher links geschoben, wie zum Angriff vorzurücken, während das Reitergefecht in Alexanders Flanke von Ariston und Menidas nur noch mit der größten Anstrengung unterhalten wird. Jetzt dem Feind vielleicht auf Pfeilschußweite nahe, läßt Alexander in rascherem Tempo vorgehen, befiehlt zugleich, daß Aretas mit den Sarissophoren — es ist die letzte Kavallerie seines zweiten Treffens — den schwer Kämpfenden unter Menidas und Ariston zuhülfe eile. Sowie man persischerseits diese Bewegung sieht, traben die nächsten

Reitermassen des Flügels den Baktriern nach; es entsteht so eine Lücke in ihrem linken Flügel. Der Moment, den Alexander erwartet, ist da. Er läßt das Signal zum Choc geben, an der Spitze von Klitos' Ile sprengt er voran, die anderen Ilen, die Hypaspisten folgen mit Alala! in Sturmschritt; dieser Keilangriff reißt die feindliche Linie völlig aus einander; schon sind auch die nächsten Phalangen, Koinos, Perdikkas heran, mit vorstarrenden Spießen stürmen sie auf die Schlachthaufen der Susianer, der Kadusier, auf die Scharen, die den Wagen des König Darius decken; nun ist kein Halten, kein Widerstand mehr. Den wütenden Feind vor Augen, inmitten der plötzlichsten, wildesten, lärmendsten Verwirrung, der mit jedem Augenblick wachsenden Gefahr für seine Person ratlos gegenüber, giebt er alles verloren, wendet sich zur Flucht; nach tapferster Gegenwehr folgen die Perser, ihres Königs Flucht zu schirmen; die Flucht, die Verwirrung reißt die Schlachthaufen der zweiten Linie mit sich. Das Zentrum ist vernichtet.

Zugleich hat die ungeheuere Heftigkeit, mit der Aretas in die feindlichen Haufen eingebrochen, das Gefecht im Rücken der Linie entschieden; die skythischen, baktrischen, persischen Reiter suchen, von den Sarissophoren, den hellenischen, päonischen Reitern auf das heftigste verfolgt, das Weite. Der linke Flügel der Perser ist vernichtet.

Anders der rechte. Der raschen Bewegung des Angriffes haben Alexanders Schwerbewaffnete nur mit Mühe folgen, sie haben nicht geschlossen bleiben können; zwischen der letzten Taxis, der des Krateros, und der rechts ihr nächsten, die Simmias führt, ist eine Lücke entstanden; Simmias hat Halt machen lassen, da Krateros und der ganze Flügel Parmenions in schwerer Gefahr ist. Ein Teil der Inder und der persischen Reiter der feindlichen Mitte hat jene Lücke rasch benutzt, hat sich da hindurch, vom zweiten Treffen nicht gehindert, auf das Lager gestürzt, die wenigen Thraker, leicht bewaffnet und keines Angriffs gewärtig, vermögen den mörderischen Kampf in den Lagerpforten nur mit größter Anstrengung zu halten; da brechen die Gefangenen los, fallen ihnen während des Kampfes in den Rücken; die Thraker werden bewältigt; schreiend und jubelnd stürzen sich die Barbaren ins Lager zu Raub und Mord. Wie die Führer der zweiten Linie links, Sitalkes, Koiranos, der Odryser Agathon, Andromachos inne werden, was geschehen ist, lassen sie Kehrt machen, führen ihre Truppen so schnell wie möglich gegen das Lager, werfen sich auf den schon plündernden Feind, überwältigen ihn nach kurzem Gefecht; viele Barbaren werden niedergemacht, die anderen jagen ohne Ordnung rückwärts, auf das Schlachtfeld zurück, den makedonischen Ilen ins Eisen.

Parmenion hatte — denn zugleich mit jenem Durchbruch durch die Lücke waren die anderen Inder und Perser, die parthischen Reiter mit ihnen, der thessalischen Ritterschaft in die Flanke gekommen — an Alexander die Meldung

gesandt, daß er in schwerer Gefahr sei, daß er Sukkurs haben müsse, oder alles sei verloren. Die Antwort des Königs soll gelautet haben: Parmenion müsse vonsinnen sein, jetzt Hülfe zu verlangen, mit dem Schwert in der Hand werde er zu siegen oder zu sterben wissen. Aber die schon begonnene Verfolgung giebt Alexander auf, um erst zu helfen; er eilt mit allem, was er an Truppen zurstelle hat, nach dem rechten persischen Flügel, der noch steht; er stößt zuerst auf die schon aus dem Lager zurückgeschlagenen Perser, Inder, Parther, die sich schnell (im Kehrt) sammeln und geschlossen in Ilentiefe ihn empfangen. Das Reitergefecht, das sich hier entspinnt, ist furchtbar und lange schwankend; Mann gegen Mann wird gerungen; die Perser kämpfen um ihr Leben; an sechzig von den Hetären fallen, sehr viele, unter ihnen Hephästion, Menidas, werden schwer verwundet; endlich ist der Sieg auch hier entschieden; die sich durchgeschlagen, überlassen sich unaufhaltsam der Flucht.

Ehe Alexander so kämpfend bis zum rechten Flügel der Perser hindurchdrang, hatte auch die thessalische Ritterschaft, so schwer sie von Mazaios bedrängt wurde, das Gefecht wieder hergestellt, die kappadokischen, medischen syrischen Reitermassen zurückgeschlagen; sie war bereits im Verfolgen, als Alexander bis zu ihr kam. Da er auch hier das Werk gethan sah, jagte er zurück und in der Richtung, die der Großkönig genommen zu haben schien, über das Schlachtfeld; er setzte ihm nach, so lange es noch hell war. Er erreichte, während Parmenion das feindliche Lager am Bumodos, die Elephanten und Kamele, die Wagen und Lasttiere der ungeheueren Bagage nahm, den Lykos-Fluß, vier Stunden jenseit des Schlachtfeldes. Hier fand man ein furchtbares Gewirre flüchtender Barbaren, noch gräßlicher durch die Dunkelheit der einbrechenden Nacht, durch das erneute Gemetzel, durch den Einsturz der überfüllten Flußbrücke; bald machte die Furcht den Heerweg frei, aber Alexander mußte, da Pferde und Reiter von der ungeheueren Anstrengung auf das äußerste ermüdet waren, einige Stunden rasten lassen. Um Mitternacht, als der Mond aufgegangen war, brach man von neuem auf nach Arbela, wo man Darius, sein Feldgerät, seine Schätze zu erbeuten hoffte. Man kam im Laufe des Tages dort an, Darius war fort; seine Schätze, sein Wagen, sein Bogen und Schild, sein und seiner Großen Feldgerät, ungeheuere Beute fiel in Alexanders Hände.

Dieser große Sieg auf der Ebene von Gaugamela kostete nach Arrian von der makedonischen Ritterschaft allein 60 Tote; es waren über 1000 Pferde, davon die Hälfte bei der makedonischen Ritterschaft, gestürzt oder getötet; nach den höchsten Angaben fielen makedonischerseits 500 Mann: Zahlen, die gegen den Verlust der Feinde, der auf 30 000 Mann, ja 90 000 Mann angegeben wird, unverhältnismäßig erscheinen, wenn man nicht bedenkt, daß einerseits, bei der trefflichen Bewaffnung der Makedonen, im Handgemenge

nicht viele tötlich verwundet wurden, und daß andererseits erst beim Verfolgen das Fleischhandwerk beginnen konnte; alle Schlachten, nicht bloß des Altertums, beweisen, daß der Verlust der Fliehenden bis ins Unglaubliche größer ist, als der der Kämpfenden.

Mit dieser Schlacht war Darius' Macht gebrochen; von seinem zersprengten Heere sammelte sich im ganzen ein Heer von etwa 3000 Reitern und 6000 Mann zu Fuß; mit diesen wandte sich Darius in unaufhaltsamer Flucht nordostwärts durch die Pässe Mediens gen Ekbatana; dort hoffte er vor dem furchtbaren Feinde wenigstens für den Augenblick sicher zu sein, dort wollte er abwarten, ob sich Alexander mit den Reichtümern von Susa und Babylon begnügen, ihm das altpersische Land lassen werde, das mächtige Gebirgswälle von dem aramäischen Tieflande scheiden; erstieg der unersättliche Eroberer dennoch die hohe Burg Irans, dann war des Großkönigs Plan, weit und breit verwüstend über die Nordabhänge des Hochlandes nach Baktrien, dem letzten Quartier des einst so weiten Reiches, zu flüchten".

Die so lange schwankende Schlacht, der so streitige Sieg war gewonnen; Persiens letzte Armee geschlagen, zerstreut, vernichtet; die Hauptstädte öffnen ihre Thore; Darius fällt durch die Hand ehrgeiziger Verräter; Oxus, Jaxartes und Indus sehen die makedonischen Waffen, werden die östlichsten Grenzen. Im Jahre 325 ist der Herr der Welt wieder in Susa: er feiert seine Hochzeit mit der persischen Königstochter, 80 seiner Freunde vermählt er mit persischen, baktrischen, medischen Fürstentöchtern, 10 000 aus dem getreuen Heere mit persischen Frauen; er pflegt und erweitert alle einheitschaffenden Mittel; überall ist er selbst, ordnet, befiehlt, zeigt; der glänzende Hof bewirtet die Großen des Reiches ohne Unterschied der Nationalität: der Makedone soll sich nicht als Eroberer, der Asiate nicht als der Besiegte fühlen; so wird auch das Heer reorganisiert und wird das sichtbare Zeichen der neuen Einheit: die Barbaren werden in dasselbe eingestellt, in griechischer Sprache unterrichtet, makedonisch einexerziert und mit den Makedonen zu taktischen Körpern vereinigt. Wohl murren die enttäuschten Makedonen, da sie als Herren der Besiegten die Früchte unvergleichlicher Siege und Anstrengungen genießen zu können gehofft hatten; aber der Gewaltige duldet keinen Widerspruch, keinen Widerstreit gegen seine weltumfassenden, völkerverbrüdernden Pläne. Straßen, Häfen, Städte entstehen; die großartigsten Pläne reifen immer rascher; Gesandtschaften von überall (vielleicht auch aus Rom) umdrängen den neuen Thron. Da reißt der Tod am 8. Juni 323 den erst 32jährigen Helden und Staatsmann ohnegleichen hinweg, und der Genius der Menschheit verhüllt stöhnend sein Antlitz.

Um die Fetzen des herrenlosen Reiches streiten und kämpfen in unendlichem, rohem, verbrecherischem, bluttriefendem Schlachten und Morden die kleinen Geister der Generale des Unvergeßlichen in mehr denn zwei Jahr-

zehnten, bis sich seit der Schlacht bei Jpsos (301) unabhängige Reiche herausbilden, darunter drei Großmächte: Makedonien unter den Antigoniden, Asien unter den Seleukiden, Ägypten unter den Ptolemäern. Die Ideale Alexanders sind verloren, versumpft, vergessen. Aber so gewaltig war sein kurzes Wirken doch gewesen, daß schon jetzt und noch für Jahrhunderte hinaus hellenisches Wesen und griechische Sprache die Welt beherrschte, das starre Asien öffnete und befruchtete, die Völker des Erdkreises wenigstens bis zu einem gewissen Grade vereinte und verbrüderte, den Römern endlich den Weg zur Weltherrschaft bahnte.

4. Die Schlacht bei Sena Gallica (Metaurus).

(207 v. Chr.)

Die Weltherrschaft, zunächst die Beherrschung der Mittelmeerländer, welche das demokratische Athen vergebens erstrebt, die der Monarch Alexander bei längerem Leben wohl würde erlangt haben, behielt das Schicksal der unter den denkbar verschiedensten Verfassungsformen unaufhaltsam wachsenden Stadt Rom vor, deren langsame und schwere Machtentwickelung nur in der des brandenburgisch-preußischen Staatswesens eine ungefähre Analogie findet.

Den Anfängen der einen wie der andern Macht hätte wohl niemand die spätere Größe vorauszusagen gewagt! Dort und hier ein Haufe Lehmhütten an einem schmutzigen, kleinen Fluß; dort und hier Feinde ringsum; dort und hier aber auch die Aufgabe, als Mark zu wachen gegen das Übergreifen eines fremdartigen Volkes, für die Existenz der eigenen Nationalität; daher unablässiges Ringen und Kämpfen, und damit rastloses Stählen der eigenen Kraft, Stärkung des Selbstgefühles zum Rufe dort: civis romanus sum — und hier: „Ich bin ein Preuße!“ Dort und hier aber endlich auch dieselbe eiserne Konsequenz in Glück und Unglück, lange Jahrhunderte hindurch bis zur Erringung der nationalen Einheit! Dann aber dort maßloses Umsichgreifen und verhältnismäßig rascher Sturz, hier maßvolles Selbstbeschränken! Welch große Lehrmeisterin ist doch die Geschichte!! — — —

Die Italiker haben wohl zur selben Zeit wie ihre griechischen Brüder sich vom arischen Urstamm in Hochasien abgelöst, um gen Westen zu ziehen. Es scheint, als wären sie auf dem Landwege in Italien eingerückt, ein Volk von gleicher Sprache und gleicher Nationalität. Dann ging die Sprache aber

in viele Dialekte, die Nation in eine ganze Reihe von Völkerschaften aus einander, die sich langezeit erbittert bekämpften. Eine derselben, die Bewohner der breiten Ebene im Süden des untern Tiberlaufes (Latium), die Latiner, welche den latinischen Dialekt, das Latein, sprachen, wurden die Herren der Halbinsel. Als ein vorwiegend ackerbauendes Volk hatten sie einen konservativen, jedoch nicht starr am Alten hängenden Sinn, Würde und Festigkeit des Charakters; ihre Küste war ohne Häfen und lud nicht zu Seefahrten ein, sie hatten daher auch nicht jenen abenteuerlichen Unternehmungsgeist, der den seefahrenden Nationen eigen zu sein pflegt. Die Sabiner in den wilden Berglandschaften der Apenninen zeichneten sich durch strenge Sitten und Gebräuche, Strenge in religiösen Dingen, starres Festhalten an den alten patriarchalischen Zuständen, zähe Tapferkeit, Liebe zur freien Natur aus. Aus der Verbindung dieser Latiner und Sabiner entstand das Volk der Römer, wesentlich im Gegensatz zum feindseligen, fremdgearteten Volke der Etrusker, welche nördlich des Tiber lebten: ihrem Vordringen zu wehren, errichteten jene an geeigneter Stelle, auf Hügeln am Tiber, eine Art Militärkolonie, eine Grenzfestung, Rom.

Die junge Pflanze gedieh zusehens, wurde selbständig, schließlich den Stammesgenossen überlegen, die mit den Waffen in der Hand zur Anerkennung der hegemonialen Stellung Roms, teilweise auch zur Übersiedelung in die rasch wachsende Stadt gezwungen wurden. Hier waren bloß die Patrizier vollberechtigte Bürger; sie wählten den König, der ihr Oberpriester, oberster Richter und Kriegsherr war; er wählte sich aus ihnen 300 Senatoren, die als Senat sich nur auf den Ruf des Königs versammelten und Antwort auf die Fragen, die ihnen dieser vorlegte, mit Ja oder Nein gaben; befolgte der König den Rat des Senates nicht, so hatte dieser kein Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Der König regierte nach herkömmlichen Gesetzen; wollte er eines derselben ändern oder ein neues einführen, so berief er alle waffenfähigen Patrizier, die dann über die Vorschläge entweder bejahend oder verneinend abstimmten. Das älteste römische Heer bestand aus 300 Reitern und 3000 Fußsoldaten. Die zur Ansiedlung in Rom oder auf dessen sich stets vergrößerndem Gebiete gezwungenen Latiner blieben freie, zumteil wohlhabende und geachtete, persönlich ganz unabhängige Menschen, waren jedoch als Plebejer ohne politische Rechte, hatten keinen Anteil an dem Senate und an der Volksversammlung, während sie zu den Staatslasten verpflichtet waren. Die Klienten endlich — wohl die ursprünglichen, von den erobernden Latinern unterjochten Landesbewohner — waren unmündig, trieben ein Gewerbe, führten einen Kramladen oder saßen als Erbpächter auf den Grundstücken der Patrizier. Jeder Klient hatte unter den Patriziern einen Patron, der ihn vor Gericht und in allen übrigen staatsbürgerlichen Beziehungen vertrat; dafür mußte er dem Herrn in allem hold und gewärtig sein, seine Ehre fördern,

ihm in jeder Geldverlegenheit aushelfen, bei der Ausstattung der Töchter, bei der Loskaufung aus der Gefangenschaft u. s. w.

Eine Änderung der Verfassung wird dem König Servius Tullius zugeschrieben: er teilte das Gesamtvolk nach dem Vermögen ein und maß darnach den Heerdienst und die politische Berechtigung, so daß das Übergewicht den Reichen zufiel. Diese Reformen riefen eine patrizische Revolution hervor, welche seine gewaltsame Entthronung und Ermordung zur Folge hatte. Sein Nachfolger, Tarquinius Superbus, welcher absolut regierte, wurde 510 verjagt; die Republik proklamiert; ein Teil der königlichen Gewalt wurde zwei auf ein Jahr gewählten Konsuln übertragen, die völlig gleichberechtigt waren und durch die Möglichkeit des wechselseitigen Widerspruchs eine Garantie gegen jeglichen Mißbrauch ihrer Amtsgewalt boten, für deren Anwendung sie übrigens nach Ablauf des Amtsjahres verantwortlich waren. Die priesterliche Gewalt wurde einem Andern auf Lebenszeit übertragen, dem auch der Königstitel beigelegt, im pontifex maximus aber ein Vorgesetzter gegeben wurde. Die richterliche Gewalt wurde ebenfalls beschränkt: keine Magistratsperson solle einen römischen Bürger mit Umgehung der Provokation (Berufung an die Volksversammlung) töten und körperlich züchtigen. Der Senat wurde zumteil aus den reichen Plebejern ergänzt: in ihm war seit Einführung der Republik der Schwerpunkt der Staatsgewalt, da die Mitgliedschaft lebenslänglich war; dadurch war auch die Einheit der Politik gewahrt. In der Zeit der Not, wenn die Vereinigung der Gewalten in einer Hand und ein einheitliches rasches Handeln geboten erschien, wurde ein Diktator gewählt mit unumschränkter, unverantwortlicher, der Provokation nicht unterliegender Amtsgewalt, die aber höchstens sechs Monate dauerte.

Durch diese Verfassungswirren momentan geschwächt, unterlag Rom in einem Kampfe mit Etrurien, mußte seine Besitzungen auf dem rechten Tiberufer abtreten und durfte sich des Eisens nur zum Ackerbau bedienen. Diese Niederlage Roms benützten die latinischen Städte zu einem Unabhängigkeitskriege, an dessen Ende Rom sich begnügen mußte, mit 30 latinischen Städten für die Zukunft bloß ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen. Die größte Gefahr erwuchs der jungen Republik aus den inneren Zerwürfnissen. Die Patrizier waren wieder alles, die Plebejer nichts; selbst die Kinder aus gemischter Ehe mußten Plebejer werden; das Gemeindeland war ausschließlich im Besitze der Patrizier und entrichtete keine Steuern. Durch die feindlichen Einfälle, durch unentgeltliche Kriegsdienste und stets steigende Steuerlast waren die Plebejer verarmt, den Patriziern verschuldet; zu unerschwinglichen Zinsen gezwungen haftete der Schuldner mit seiner Person für die Zahlung; viele schmachteten gefesselt und mißhandelt in den Schuldgefängnissen. Da verweigerten die Plebejer in drohender Feindesgefahr den Kriegsdienst; durch Versprechungen geködert besiegten sie den Feind, sahen sich aber

als Sieger betrogen. Das unwürdige Spiel wiederholte sich. Nun wanderten sie aus (494), um jenseit des Anio auf dem heiligen Berg eine Plebejerstadt zu gründen. Damit stand Roms Existenz auf dem Spiele. Die Patrizier mußten nachgeben: die Plebejer erhielten in den unverletzlichen Tribunen eine ausgiebige Schutzobrigkeit gegen alle Übergriffe und das Recht, sich als eine politische Korporation zu konstituieren, als solche Beschlüsse zu fassen. Sie kehrten nach Rom zurück.

Bald stellten sich neue Mißstände heraus. Die Patrizier blieben ja im Alleinbesitz des durch glückliche Kriege sich außerordentlich mehrenden Gemeindelandes (jede unterworfene Stadt mußte einen Teil ihres Gebietes als Gemeindeland an Rom abtreten!); sie blieben im Alleinbesitz der Staatsämter und in deren Verwaltung an keine bestimmten Gesetze gebunden; nur ihnen war das ungeschriebene Recht bekannt, das willkürlich ausgeübt wurde! Nach langjährigem erbitterten Streite, den sich die Feinde zu Nutzen machten, begab sich eine aus drei Männern bestehende Kommission nach Athen, um die solonischen Gesetze ꝛc. zu studieren. Dann erhielten zehn Patrizier (decemviri) unumschränkte Gewalt zur Herstellung von zwölf Gesetztafeln (451, 450). Nun wollten die Dezemvirn dieser Gewalt nicht entsagen; erst als die Plebejer mit neuer Auswanderung drohten, dankten jene ab. Das Ergebnis war die Herstellung einer nur sehr bescheidenen Rechtssicherheit. Bald aber folgte die Bestimmung, daß die Volksversammlungsbeschlüsse der Plebejer gleiche Gültigkeit mit denen der Patrizier haben sollten; die Kinder aus gemischten Ehen sollten dem Stande des Vaters folgen; manche wichtige Ämter wurden auch den Plebejern geöffnet.

Mitten in diese Verfassungskämpfe fiel der gallische Ansturm. Die Gallier (Kelten) hatten sich seit dem 6. Jahrhundert im nördlichen Italien ausgebreitet, die Etrusker zurückgedrängt, und sie bedrängten und zerbröckelten diese zu Roms Vorteil auch in der Folgezeit. Dann warfen sie sich auf Rom selbst; dessen furchtbare Niederlage an der Allia (18. Juli 390) und Zerstörung mit Ausnahme des Kapitols; die Rettung durch ein großes Lösegeld. Neue Mißstände und Bedrückungen der Plebejer. Endlich (366) die Annahme der drei Gesetze: 1) die gezahlten Zinsen sollen vom Kapital abgezogen und der Rest innerhalb drei Jahren in gleichen Raten gezahlt werden; 2) niemand soll mehr als fünfhundert Morgen Staatsacker besitzen; 3) unter allen Umständen soll ein Konsul aus den Plebejern gewählt werden.

Durch diese politische Gleichstellung der Patrizier und Plebejer hörten die verderblichen Kämpfe derselben zwar auf; aber nun bildete sich die Oligarchie des Amtsadels, der regierenden patrizischen und plebejischen Familien aus; ihre Übermacht und Willkür dem regierten Volke gegenüber führte allmählich neue Mißverhältnisse herbei, durch welche die in den Dienst der Unterdrückten tretenden Tribunen ungemein an Bedeutung gewannen. Bis

dahin aber waren vom geeinten Volke bereits jene Thaten geschehen, welche Rom zum Herrn von Italien machten; war bereits auch jene Entscheidungsschlacht geschlagen, welche den Römern die Weltherrschaft sicherte.

Die eigentliche Grundlage der römischen Erfolge in den nächsten hundert Jahren war neben der Aussöhnung der Parteien die vollkommenere Heeresorganisation und die größere Zentralisation ihres Staatswesens. Der erste Krieg gegen die lose Konföderation der Samniter (342—340) brachte zwar noch keine Entscheidung, weil die Latiner sich empörten (340—337) und von den bedrängten Römern politische Gleichstellung verlangten: ein Konsul und die Hälfte des Senates solle aus den Latinerstädten genommen werden. Als aber die Latiner definitiv geschlagen und unterjocht waren, gelang auch unter allerdings oft sehr großen Gefahren (die caudinischen Päſſe!) sowie unter Anwendung (selbst politisch betrachtet) verwerflicher Mittel in zwei weiteren Kriegen (325—304; 298—290) die Bewältigung der Samniter und der mit ihnen verbündeten Etrusker, Umbrer, Herniker und Äquer, einige Jahre später auch der Sabiner und der am weitesten gegen Süden vorgedrungenen Gallier. Bald genug ergab sich auch eine Gelegenheit, die Waffen nach Süditalien zu tragen, dem zahlreiche griechische Niederlassungen den Namen Groß-Griechenland gegeben: dort Tarent die größte und mächtigste Handels- und Fabrikstadt, welche trotz der Hülfe des herbeigerufenen Pyrrhus von Epirus, eines Meisters in der griechisch-makedonischen Taktik, trotz des Beistandes einiger der bisher unterworfenen Völker und trotz wiederholter Siege des Pyrrhus in den Jahren 282—272 volländig bewältigt wurde. Bis zum Jahre 266 wurde ganz Mittel- und Süditalien römisch; die neuen Eroberungen wurden mit dem ganzen Staate zu einem festen Organismus zusammengeschlossen: einige Städte erhielten das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht (Munizipien) entweder mit eigener Verwaltung, oder ohne solche, in welch letzterem Falle sie von Rom aus verwaltet wurden; in anderen Städten wurden römische Bürger angesiedelt, denen ein Teil der Ländereien abgetreten werden mußte. Diese Kolonieen waren ein Abbild Roms, indem die neuen Bürger das volle Bürgerrecht behielten und im Verhältnis zu den alten Bürgern, die zu Insassen ohne politische Rechte herabsanken, ein höher berechtigtes Patriziat bildeten; die Kolonieen waren somit Zwingburgen, von wo aus das eroberte Gebiet in Unterwürfigkeit gehalten und gesichert wurde. Andere Städte endlich wurden Bundesgenossen mit bald mehr bald weniger politischen Rechten nach besonderen mit Rom abgeschlossenen Verträgen; sie stellten Hülfstruppen oder Schiffe.

Während sich Rom zu einer kontinentalen Großmacht entwickelte, war Karthago an Afrikas Nordspitze aus gleich kleinen Anfängen eine maritime Großmacht geworden: mit semitischer Zähigkeit und Schachergenialität hatte es sich die Nordküste Afrikas, Sardinien und einen Teil Siciliens unterworfen;

seinem Umsichgreifen schienen sämtliche Inseln und Küsten des westlichen Mittelmeerbeckens unterliegen zu müssen. Aber wenigstens Sicilien lag wesentlich im Machtbereiche Roms: man kann sich diese gesegnete Insel kaum in anderen Händen denken als in denjenigen des Herrn von Italien! Und auch sonst mochte Rom wohl zusehen, daß sein eigenes Aufstreben nicht beeinträchtigt werde durch die politischen und merkantilen Ziele seines semitischen Nachbars! Dem kleinen Syrakus, das einst die alleinige Herrschaft über die Insel erstrebt hatte, erging es nun, wie es allen Kleinen in der großen Politik und in der Gesellschaft von Großmächten zu ergehen pflegt: es wurde möglichst ausgenützt und dann verspeist.

Der erste punische Krieg (264—241) war zunächst das Ergebnis der Frage, wem Sicilien gehören solle. Die Waffen entschieden nach langem Schwanken des Kriegsglückes endlich, endlich für Rom. Merkwürdiges Ereignis: eine kontinentale und arme Großmacht, welche Kriegsschiffe nur vom Hörensagen kennt, wagt den Kampf mit einer maritimen und finanziellen Großmacht, baut Flotten, die immer wieder zugrunde gehen, ist endlich so erschöpft, daß Privatleute das Geld zum Baue einer neuen, der letzten Flotte beisteuern müssen, und besiegt schließlich die Seemacht auf deren ureigenstem Element! Karthago mußte auf Sicilien verzichten, die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben, über 16 Millionen Mark Kriegskostenentschädigung zahlen. Drei Jahre später konnte es, von seinen unbezahlten Söldnern hart bedrängt, mit keinem Ruder und keinem Pfeil verhindern, daß Rom ihm auch Sardinien entriß. Bis zum Jahr 222 konnte Rom endlich alle Gallier in Oberitalien unterwerfen, seinen Machtbereich bis an die Alpen ausdehnen: Italien in seinen natürlichen Grenzen war fertig, umfaßte unter Roms scharfer Herrschaft auch die geographisch zu ihm gehörigen Inseln! Freilich bedurfte es sicher noch einer langen Reihe von Jahren, bis Italien auch innerlich so schön fertig war, wie jetzt schon äußerlich! Und es war sehr fraglich, ob der Haß des besiegten Nachbars Zeit lassen würde zur Konsolidierung der noch verworrenen und allerseits feindseligen Verhältnisse.

Karthago hatte unterdessen durch Hamilkar Barkas' Eroberungen im südlichen und östlichen, damals sehr silberreichen Spanien den erlittenen Verlust mehr als ersetzt. Hamilkars Schwiegersohn hatte dann Carthagena gegründet und war bis zum Ebro vorgedrungen. Kein Zweifel, daß dort ein Revanche-Kampf vorbereitet wurde, auf breitester Basis, mit den ausreichendsten Hülfsmitteln und — wenn der rechte Führer kam — auch zur rechten Zeit. Rom hatte gerechte Ursache, mit größter Besorgnis hinüberzublicken, beizeiten die geeigneten Vorkehrungen zu treffen. Zunächst schloß es ein Bündnis mit den griechischen Städten der spanischen Ostküste, namentlich mit Sagunt; Hasdrubal konnte noch nicht umhin, die Verpflichtung einzugehen, den Ebro nicht zu überschreiten, d. h. die punische Macht nicht allzusehr aus-

zubreiten. Dann aber (221) erhob das Heer den jugendlichen, kollegialen und genialen Sohn Hamilkars, den Römerhasser Hannibal, einen seltenen Feldherrn und Staatsmann, zu seinem Anführer. Er belagert Sagunt; Rom droht, dann klagt es in Karthago; Sagunt fällt, Karthago macht gemeinsame Sache mit Hannibal. Dieser überschreitet mit 90 000 Fußsoldaten, 11 000 Reitern und 37 Elephanten die Pyrenäen, dann in furchtbarem Marsche die Alpen und betritt mit nur noch 20 000 Fußsoldaten und 6000 Reitern die Poebene, um die Gallier gegen Rom aufzurufen. Dieses hat den Angriff nicht von dieser Seite erwartet und wirft seine Heere zu spät in den Norden. Seltsame Ereignisse: in diesem zweiten punischen Kriege (218—201) greift nun die Seemacht die kontinentale Großmacht auf deren eigenstem Elemente an und siegt, siegt unaufhörlich, an dem Ticinus, an der Trebia, am trasimenischen See; die gallischen Stämme erheben sich. Es folgt Hannibals Siegeszug dem Adriatischen Meere entlang nach Apulien, um Roms Bundesgenossen abtrünnig zu machen; der ungeheure Sieg bei Cannae, der Abfall von Süditalien, der Campaner und Samniter, der Bund mit Makedonien, die Eroberung von Tarent (wo die Makedonen landen sollten), der Abfall von Syrakus: das gesamte römische Staatsgebäude wankte, schwankte; seinen Fall mußte der nächste entscheidende Sieg herbeiführen. Schon aber erleidet Hannibal hie und da kleine und größere Schlappen, da er von Karthago keine Unterstützung erhält; das Gefüge des römischen Staates rückt noch einmal energisch zusammen; ein römisches Heer geht sogar nach Spanien und bedrängt Hannibals dort zurückgebliebenen Bruder Hasdrubal. Aber schon hat Hannibal den Riesenplan entworfen, seinen Bruder mit ausreichenden Truppenkräften nach Italien zu rufen, mit ihm vereint in Übermacht mit einem einzigen Schlage der Macht Roms den endlichen Todesstoß zu versetzen.

So war denn wieder einmal das Schicksal und die Zukunft der Welt auf die Spitze des Schwertes gestellt! Gelang die geplante Vereinigung, so verschwand Rom von der Karte, vielleicht sogar von der Erde; das neue Reich zerfiel in seine landschaftlichen und so gegensätzlichen Bestandteile, die einem rücksichtslos aussaugenden Handelsvolke tributpflichtig wurden; das Mittelmeer wurde eine semitische See; das Griechentum vom Semitentum aufgesogen verlor die auf das Ideale gerichtete Seite seines Wesens, bewahrte und steigerte bloß seinen materiellen Zug, und der Schacher beherrschte in sinnbetörendem Cancan das künftige Leben der unglückseligen Menschheit! Gelang jedoch die Vereinigung nicht, so war der Bruder und damit auch Hannibal, in letzter Konsequenz jedoch Karthago definitiv verloren, seine Besitzungen mußten auf Rom übergehen, d. h. Rom wurde der Herr des Mittelmeers und, indem es so seine natürlichen Grenzen überschritt, in die Unendlichkeit des Raumes zur Weltherrschaft gestoßen. Wir wissen, wie es gekommen und danken der Vorsehung dafür, daß es so gekommen! „Man

stand jetzt, schreibt Mommsen, im elften Kriegsjahr. Die Gefahr schien geschwunden, die einige Jahre zuvor die Existenz des Staates bedroht hatte; aber nur um so mehr fühlte man den schweren und jährlich schwerer werdenden Druck des Krieges. Die Staatsfinanzen litten unsäglich. Man hatte nach der Schlacht von Cannae eine eigene Bankkommission aus den angesehensten Männern niedergesetzt, um für die öffentlichen Finanzen in diesen schweren Zeiten eine dauernde und umsichtige Oberbehörde zu haben; sie mag gethan haben, was möglich war, aber die Verhältnisse waren von der Art, daß alle Finanzweisheit daran zu Schanden ward. Gleich zu Anfang des Krieges hatte man die Silber- und die Kupfermünze verringert, den Legalkurs des Silberstückes um mehr als ein Drittel erhöht und eine Goldmünze weit über den Metallwert ausgegeben. Sehr bald reichte dieses nicht aus, man mußte von den Lieferanten auf Kredit nehmen und sah ihnen durch die Finger, weil man sie brauchte, bis der arge Unterschleif zuletzt die Ädilen veranlaßte, durch Anklage vor dem Volk an einigen der schlimmsten ein Exempel zu statuieren. Man nahm den Patriotismus der Vermögenden, die freilich eben verhältnismäßig am meisten litten, oft in Anspruch und nicht umsonst. Die Soldaten aus den besseren Ständen und die Unteroffiziere und Reiter insgesamt schlugen, freiwillig oder durch den Geist der Corps gezwungen, die Annahme des Soldes aus. Die Eigentümer der von der Gemeinde bewaffneten und nach dem Treffen bei Benevent freigesprochenen Sklaven erwiderten der Bankkommission, die ihnen Zahlung anbot, daß sie dieselbe bis zum Ende des Krieges ausstehen lassen wollten. Als für die Ausrichtung der Volksfeste und für die Instandhaltung der öffentlichen Gebäude kein Geld mehr in der Staatskasse war, erklärten die Gesellschaften, die bisher diese Geschäfte in Akkord gehabt hatten, sich bereit, dieselben vorläufig unentgeltlich fortzuführen. Es ward sogar ganz wie im ersten punischen Kriege mittels einer freiwilligen Anleihe bei den Reichen eine Flotte ausgerüstet und bemannt. Man verbrauchte die Mündelgelder, ja man griff endlich im Jahre der Eroberung von Tarent den letzten lange gesparten Notpfennig an (1 144 000 Thlr.). Dennoch genügte der Staat seinen notwendigsten Zahlungen nicht; die Entrichtung des Soldes stockte namentlich in den entfernteren Landschaften in besorglicher Weise. Aber die Bedrängnis des Staates war nicht der schlimmste Teil des materiellen Notstandes. Überall lagen die Felder brach; selbst wo der Krieg nicht hauste, fehlte es an Händen für die Hacke und die Sichel. Der Preis des Medimnos (ein preußischer Scheffel) war gestiegen bis auf fünfzehn Denare (zehn Mark), mindestens das Dreifache des hauptstädtischen Mittelpreises, und viele wären geradezu Hungers gestorben, wenn nicht aus Ägypten Zufuhr gekommen wäre und nicht vor allem der in Sicilien wieder aufblühende Feldbau der ärgsten Not gesteuert hätte. Wie aber solche Zustände die kleinen Bauerwirtschaften zerstören, den sauer zurückgelegten Spar-

schatz verzehren, die blühenden Dörfer in Bettler- und Räubernester verwandeln, das lehren ähnliche Kriege, aus denen sich anschauliche Berichte erhalten haben. — Bedenklicher noch als diese materielle Not war die steigende Abneigung der Bundesgenossen gegen diesen Krieg, der ihnen Gut und Blut fraß. Zwar auf die nichtlatinischen Gemeinden kam es dabei weniger an. Der Krieg selber bewies es, daß sie nichts vermochten, so lange die latinische Nation zu Rom stand; an ihrer größeren oder geringeren Widerwilligkeit war nicht viel gelegen. Jetzt indes fing auch Latium an zu schwanken. Die meisten latinischen Kommunen in Latium, Etrurien, dem Marsergebiet und dem nördlichen Campanien, also eben in denjenigen italischen Landschaften, die unmittelbar am wenigsten von dem Kriege gelitten hatten, erklärten im Jahre 209 dem römischen Senat, daß sie von jetzt an weder Kontingente noch Steuern mehr schicken und es den Römern überlassen würden, den in ihrem Interesse geführten Krieg selber zu bestreiten. Die Bestürzung in Rom war groß, allein für den Augenblick gab es kein Mittel, die Widerspenstigen zu zwingen. Zum Glück handelten nicht alle latinischen Gemeinden so. Die gallischen, picenischen und süditalischen Kolonieen, an ihrer Spitze das mächtige und patriotische Fregellae, erklärten im Gegenteil, daß sie um so enger und treulicher sich an Rom anschlössen — freilich war es diesen allen sehr deutlich dargethan, daß bei dem gegenwärtigen Kriege ihre Existenz wo möglich noch mehr auf dem Spiele stand als die der Hauptstadt, und daß dieser Krieg nicht bloß für Rom, sondern für die latinische Hegemonie in Italien, ja für Italiens nationale Abhängigkeit geführt ward. Auch jener halbe Abfall war sicherlich nicht Landesverrat, sondern Kurzsichtigkeit und Erschöpfung; ohne Zweifel würden dieselben Städte ein Bündnis mit den Phönikiern mit Abscheu zurückgewiesen haben. Allein immer war es eine Spaltung zwischen Römern und Latinern, und der Rückschlag auf die unterworfene Bevölkerung blieb nicht aus. In Arretium zeigte sich sogleich eine bedenkliche Gährung; eine im Interesse Hannibals unter den Etruskern angestiftete Verschwörung ward entdeckt und schien so gefährlich, daß man deswegen römische Truppen marschieren ließ. Militär und Polizei unterdrückten diese Bewegung zwar ohne Mühe; allein sie war ein ernstes Zeichen, was in jenen Landschaften kommen könne, seit die latinischen Zwingburgen nicht mehr schreckten. — In diese schwierigen und gespannten Verhältnisse schlug plötzlich die Nachricht hinein, daß Hasdrubal im Herbst des Jahres 208 die Pyrenäen überschritten habe und man sich darauf gefaßt machen müsse, im nächsten Jahr in Italien den Krieg mit den beiden Söhnen Hamilkars zu führen. Nicht umsonst hatte Hannibal die langen, schweren Jahre hindurch auf seinem Posten ausgeharrt; was die faktiöse Opposition daheim, was der kurzsichtige Philippus von Makedonien ihm versagt hatte, das führte endlich der Bruder ihm heran, in dem wie in ihm selbst Hamilkars Geist mächtig war. Schon standen 8000

Ligurer, durch phönikisches Gold geworben, bereit, sich mit Hannibal zu vereinigen; wenn er die erste Schlacht gewann, so durfte er hoffen gleich dem Bruder die Gallier, vielleicht die Etrusker gegen Rom unter die Waffen zu bringen. Italien war aber nicht mehr, was es vor elf Jahren gewesen; der Staat und die Einzelnen waren erschöpft, der latinische Bund gelockert, der beste Feldherr soeben auf dem Schlachtfeld gefallen und Hannibal nicht bezwungen.

Wie in den Zeiten der schwersten Gefahr bot Rom wieder dreiundzwanzig Legionen auf; man rief Freiwillige zu den Waffen und zog die gesetzlich vom Kriegsdienst Befreiten zur Aushebung mit heran. Dennoch wurde man überrascht. Freunden und Feinden über alle Erwartung früh stand Hasdrubal diesseit der Alpen 207; die Gallier, der Durchmärsche jetzt gewohnt, öffneten für gutes Geld willig ihre Pässe und lieferten was das Heer bedurfte. Wenn man in Rom beabsichtigt hatte, die Ausgänge der Alpenpässe zu besetzen, so kam man damit wieder zu spät; schon vernahm man, daß Hasdrubal am Padus stehe, daß er die Gallier mit gleichem Erfolge wie einst sein Bruder zu den Waffen rufe, daß Placentia berannt werde. Schleunigst begab sich der Konsul Marcus Livius zu der Nordarmee, und es war hohe Zeit, daß er erschien. Etrurien und Umbrien waren in dumpfer Gährung; Freiwillige von dort verstärkten das phönikische Heer. Sein Kollege Gaius Nero zog aus Venusia den Prätor Gaius Hostilius Tubulus an sich und eilte mit einem Heere von 40 000 Mann, Hannibal den Weg nach Norden zu verlegen. Dieser sammelte seine ganze Macht im bruttischen Gebiet, und auf der großen von Rhegion nach Apulien führenden Straße vorrückend traf er bei Grumentum auf den Konsul. Es kam zu einem hartnäckigen Gefecht, in welchem Nero sich den Sieg zuschrieb; allein Hannibal vermochte wenigstens, wenn auch mit Verlust, sich durch einige seiner geschickten Seitenmärsche dem Feinde zu entziehen und ungehindert Apulien zu erreichen. Hier blieb er stehen und lagerte anfangs bei Venusia, alsdann bei Canusium, Nero, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, dort wie hier gegenüber. Daß Hannibal freiwillig stehen blieb und nicht von der römischen Armee am Vorrücken verhindert ward, scheint nicht zu bezweifeln; der Grund, warum er grade hier und nicht weiter nördlich sich aufstellte, muß gelegen haben in Verabredungen Hasdrubals mit Hannibal, oder in Vermutungen über dessen Marschroute, die wir nicht kennen. Während also hier die beiden Heere sich unthätig gegenüberstanden, ward die im hannibalischen Lager sehnlichst erwartete Depesche Hasdrubals von Nero aufgefangen; sie ergab, daß Hasdrubal beabsichtige, die flaminische Straße einzuschlagen, also zunächst sich an der Küste zu halten und dann bei Fanum über den Apennin gegen Narnia sich zu wenden, an welchem Orte er Hannibal zu treffen gedenke. Sofort ließ Nero nach Narnia als dem zur Vereinigung der beiden phönikischen Heere ausersehenen Punkt die hauptsächlichste Reserve

vorgehen, wogegen die bei Capua stehende Abteilung nach der Hauptstadt kam und dort eine neue Reserve gebildet ward. Überzeugt, daß Hannibal die Absicht des Bruders nicht kenne und fortfahren werde, ihn in Apulien zu erwarten, entschloß sich Nero zu dem kühnen Wagnis, mit einem kleinen aber auserlesenen Heere von 7000 Mann in Gewaltmärschen nordwärts zu eilen und womöglich in Gemeinschaft mit dem Kollegen den Hasdrubal zur Schlacht zu zwingen; er konnte es, denn das römische Heer, das er zurückließ, war immer stark genug, um Hannibal entweder standzuhalten, wenn er angriff, oder ihn zu geleiten und mit ihm zugleich an dem Ort der Entscheidung einzutreffen, wenn er abzog. Nero fand den Kollegen Marcus Livius bei Sena Gallica, den Feind erwartend; sofort rückten beide Konsuln aus gegen Hasdrubal, den sie beschäftigt fanden den Metaurus zu überschreiten. Hasdrubal wünschte die Schlacht zu vermeiden und sich seitwärts den Römern zu entziehen; allein seine Führer ließen ihn im Stich, er verirrte sich auf dem ihm fremden Terrain und wurde endlich auf dem Marsch von der römischen Reiterei angegriffen und so lange festgehalten, bis auch das römische Fußvolk eintraf und die Schlacht unvermeidlich ward. Hasdrubal stellte die Spanier auf den rechten Flügel, davor seine zehn Elephanten, die Gallier auf den linken, den er versagte. Lange schwankte das Gefecht auf dem rechten Flügel und der Konsul Livius, der hier befehligte, ward hart bedrängt, bis Nero, seine strategische Operation taktisch wiederholend, den ihm unbeweglich gegenüberstehenden Feind stehen ließ und um die eigene Armee herummarschierend den Spaniern in die Flanke fiel. Dies entschied. Der schwer erkämpfte und sehr blutige Sieg war vollständig; das Heer, das keinen Rückzug hatte, ward vernichtet, das Lager erstürmt. Hasdrubal, da er die vortrefflich geleitete Schlacht verloren sah, suchte und fand gleich seinem Vater einen ehrlichen Reitertod. Als Offizier und als Mann war er wert, Hannibals Bruder zu sein. Am Tage nach der Schlacht machte sich Nero wieder auf und stand, nach kaum vierzehntägiger Abwesenheit, abermals in Apulien Hannibal gegenüber, den keine Botschaft erreicht und der sich nicht gerührt hatte. Die Botschaft brachte ihm der Konsul mit; es war der Kopf des Bruders, den der Römer den feindlichen Posten hinwerfen hieß, um also dem großen Gegner, der den Krieg mit Toten verschmähte, die ehrenvolle Bestattung des Paullus, Gracchus und Marcellus zu vergelten. Hannibal erkannte, daß er umsonst gehofft hatte und daß alles vorbei war. Er gab Apulien und Calabrien und sogar Metapont auf und zog sich mit seinen Truppen zurück in das bruttische Land, dessen Häfen sein einziger Rückzug waren. Durch die Energie der römischen Feldherrn und noch mehr durch eine beispiellos glückliche Fügung war eine Gefahr von Rom abgewandt, deren Größe Hannibals zähes Ausharren in Italien rechtfertigt und die mit der Größe der cannensischen den Vergleich vollkommen aushält. Der Jubel in Rom war grenzenlos; die Geschäfte

begannen wieder wie in Friedenszeit; jeder fühlte, daß die Gefahr des Krieges überwunden sei." — —

Was nun folgte, war eben bloß Ergebnis dieser Schlacht. Der geniale Scipio trug den Krieg nach Afrika hinüber; Hannibal wurde zum Schutze der Vaterstadt zurückgerufen; er unterlag bei Zama (202). Im Frieden (201) mußte Karthago alle Kriegsschiffe bis auf zehn ausliefern, eine ungeheure Kriegsentschädigung zahlen, alle Besitzungen außerhalb Afrika aufgeben, Geiseln stellen und sich verpflichten, keinen Krieg ohne Roms Erlaubnis zu führen! Auch Oberitalien wurde von neuem und mit entsprechender Grausamkeit unterworfen.

Dann begannen die Kriege gegen die aus der Monarchie Alexanders d. Gr. hervorgegangenen Reiche: Makedonien, Syrien, Ägypten, Bithynien, Kappadocien, Pergamum, Pontus &c., deren despotische Regenten keine Stütze in dem Volke fanden und in einem schwelgerischen Hofleben ihre Kraft vergeudeten. Griechenland, als Anhängsel von Makedonien, kam selbstverständlich ebenfalls in die Gewalt der Römer, und in demselben Jahre (146) wurde Karthago, dessen zähe Lebenskraft Roms berechtigte Angst erregte, dem Erdboden gleich gemacht. Bis 133 war auch fast ganz Spanien, sowie ein Teil des südlichen Frankreichs erobert: das Mittelmeer nun thatsächlich eine römische See.

Solche Erfolge verdankte Rom seinen Bürgertugenden: der Einfachheit der Sitten, dem Gemeinsinn und der Vaterlandsliebe, dem Mut und der Tapferkeit, der Ausdauer und Beharrlichkeit *); und seinen Staatsgrundsätzen: es darf kein selbständiges Volk neben sich dulden, denn die Götter selbst haben Rom zur Weltherrschaft berufen **); die widerstrebenden Völker soll es unablässig bekriegen, die unterworfenen und wenig gefährlichen schonend behandeln ***); ist der Widerstand gebrochen, so soll es sich die Vorzüge der Völker, sowohl die materiellen als die geistigen, aneignen.

Die erzählten raschen und großen Erfolge Roms hatten selbstverständlich schwerwiegende Folgen für die Zustände in Rom selbst. Ungeheuere Reichtümer und Sklavenmassen flossen in die neue Welthauptstadt, nach Italien überhaupt. Der kleine Bauer wurde durch die von Sklaven bestellten Großhöfe sowie durch die Macht des Kapitals ruiniert, das Getreide durch die überseeische Einfuhr entwertet; die sozialen Gefahren und Gebrechen

*) Cic. Flacc. 12, 28. — Cic. Herren. IV, 44, 57. — Cic. Planc. 30, 90.

**) „Abi, nuntia Romanis, coelestes ita velle, ut mea Roma caput orbis terrarum sit; proinde rem militarem colant, sciantque et ita posteris tradant, nullas opes humanas armis Romanis resistere posse") (Liv. lib. I, Cap. 16).

***) „Parcere subjectis et debellare superbos" (Virg. Aen. VI, 854).

„Imperet bellante prior jacentem
Lenis in hostem" (Horat. Carm. saec. 51).

stiegen von Jahr zu Jahr. Der neue, von Gold strotzende Amtsadel führte eine Kliquenregierung durch Mißbräuche aller Art herbei, durch Käuflichkeit der Stimmen, Bestechlichkeit der Beamten, selbst des Senats. Dadurch, daß an die Stelle des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht die Entscheidung durch das Los bei der Aushebung entschied, geriet auch das Heerwesen in Verfall. Erpressungen seitens der Oberbefehlshaber und Statthalter nahmen in erschreckendem Maße überhand. Luxus und Schwelgerei der Reichen vergifteten alle guten Sitten. Die beiden Gracchen griffen zwar als Tribunen beizeiten das soziale Übel bei der Wurzel an. Der ältere erneuerte das vergessene Licinische Ackergesetz und wollte, daß die von König Attalus ererbten Schätze zur Einrichtung von Ackerwirtschaften unter das Volk verteilt werden sollten; — aber er wurde von den Aristokraten erschlagen. Der jüngere nahm zehn Jahre später (123, 122) diese Reformen in erweitertem Maßstabe auf, indem er auch regelmäßige Verteilung von Getreide unter das Volk zu billigen Preisen, die Einkleidung der Soldaten auf Staatskosten, die Entziehung der Gerichtsbarkeit dem Senate (der Amtsaristokratie, die auch in eigenen Angelegenheiten, über Erpressungen in den Provinzen zu Gericht saß) und deren Übertragung an die Ritter, d. h. die kaufmännische Geldaristokratie, sogar das römische Bürgerrecht für die Bundesgenossen forderte. Aber auch er wurde von den Aristokraten erschlagen, die durch übermütige Benutzung ihres Sieges die Kluft zwischen sich und dem Volke immer größer machten. Der Krieg gegen Jugurtha von Numidien (111 — 106) deckte die Schlechtigkeit der Senatspartei völlig auf, und als in den Cimbern und Teutonen die ersten Germanen in das Reich einbrachen und Entsetzen bis zur Hauptstadt verbreiteten, konnte nur ein plebejischer Demokrat, Marius, Rom retten (102, 101). Seine Reformversuche führten dann wieder zu Straßenkämpfen in der Hauptstadt, und endlich erhoben sich (91 — 88) sogar die Bundesgenossen, welche alle Lasten der römischen Bürgerschaft trugen und vergebens politische Gleichberechtigung forderten: sie sagten sich von Rom los und beschlossen, ein neues italisches Reich mit neuer Hauptstadt zu gründen. Die Gefahr ging, zumteil durch Sullas Kriegsthaten, vornehmlich aber durch das schließliche Zugeständnis der politischen Gleichberechtigung vorüber. Die Zahl stimmfähiger Bürger aber wuchs dadurch ins Ungeheure, sodaß den demagogischen Umtrieben das weiteste Feld geöffnet wurde. Auch die Heeresverfassung wurde in der bedenklichsten Weise geändert: an die Stelle des Bürgerheeres trat ein auf dem Werbesystem beruhendes, aus der arbeitsscheuen Masse hervorgegangenes, dem Bürgerstande schroff entgegenstehendes käufliches Soldatenheer. Das alles konnte doch nur die Monarchie und zwar die absolute vorbereiten.

Die nächsten vierzig Jahre waren denn auch eine in jeder Beziehung widerliche Zeit. An der Spitze der beiden Parteien standen zunächst Marius

und Sulla. Dieser sollte das Heer gegen den König Mithridates von Pontus führen; ein Volksbeschluß übertrug Marius den Oberbefehl. Sulla gewann das Heer für sich und erstürmte Rom: er war faktisch Herr des Staates und vollführte selbstverständlich eine Reaktion zu Gunsten seiner Partei. Während dann Sulla Krieg führte, eroberten die Marianer Rom und schwelgten in fünftägigem schrecklichen Morden. Als nun Sulla als Sieger zurückkehrte, vernichtete er die Marianer und beschmutzte sein Andenken durch eine wahrhaft entsetzliche Schreckensherrschaft. Zum Diktator auf unbestimmte Zeit ernannt, selbst mit dem Recht auf Leben und Vermögen der Bürger ausgestattet, traf er nun Einrichtungen, deren Ziel war: nach Schwächung der Beamtengewalt die Herrschaft des Senates zu sichern. Im J. 79 legte der ausschweifende Wüstling die Diktatur nieder, um in Puteoli bloß seinem Vergnügen zu leben. Nach Sulla war Pompejus der erste Mann im Staate, glücklich im Kriege gegen Lepidus, der mit Gewalt Sullas Verfassung beseitigen wollte; glücklich auch gegen den Marianer Sertorius, der in Spanien ein neues Rom gründen und von da Italien beherrschen wollte; glücklich sodann gegen die in furchtbarem Aufstande sich erhebenden Sklavenmassen in Italien; glücklich ferner gegen die schwer lastende Gefahr des in diesen Bürgerkriegszeiten außerordentlich gewachsenen Seeräuberunwesens; glücklich endlich auch gegen den unruhigen Mithridates, nach dessen definitiver Niederwerfung Pompejus einen Triumphzug durch Asien hielt, wo er ohne Ermächtigung vonseiten des Senates die Verhältnisse ordnete, Syrien zur Provinz machte, in Palästina Thronstreitigkeiten entschied und das Land tributpflichtig machte: Kleinasien bis zum Euphrat war in römischer Gewalt. Pompejus' schönstes Verdienst aber ist es, die Gegensätze, welche durch die übertrieben-aristokratische Gesetzgebung des Sulla geschärft worden waren, durch seine Verfassungsänderungen vom J. 70 gemildert, und den ungeheuren Erpressungen der aristokratischen Statthalter in den Provinzen gesteuert zu haben. Aber gerade diese Verdienste brachten die Senatspartei gegen ihn auf.

Noch war Pompejus mit der Ordnung der asiatischen Verhältnisse beschäftigt, als die demokratische Partei in Rom in der Besorgnis, daß an die Stelle des Senates bald ein Einziger, eben Pompejus, treten und eine Militärherrschaft aufrichten würde, noch beizeiten die Optimaten zu stürzen und die Leitung des Staates an sich zu reißen gedachte. Führer war Catilina; sein Plan: Rom in Brand zu stecken, in der Verwirrung die Führer der Optimaten zu ermorden, mit seinen meist lüderlichen Genossen die Herrschaft zu ergreifen. Der Konsul Cicero, ein Mann des Gefühls und des Worts aber nicht der konsequenten That, entlarvte noch rechtzeitig den Plan. Catilina fiel bei Pistoria (62).

In demselben Jahre kehrte Pompejus nach Rom zurück; wenn er wollte schon jetzt Monarch. Aber er entließ das Heer! Nun wunderte er sich, daß

man ihn nicht als Monarch behandelte, seine Ordnung der asiatischen Verhältnisse bemängelte, seinen Soldatenbelohnungsplänen die Genehmigung versagte! Um durchzudringen, verband er sich mit dem volksbeliebten Cäsar und dem reichen Crassus (Triumvirat, 60 v. Chr.). Gegen solchen Bund war jeder Widerstand eitel: Cäsar ließ sich die Provinz Gallien, Crassus den Orient zur Verwaltung übertragen; Pompejus blieb, auf seinen Lorbern ausruhend, in Rom.

Dem von hoher politischer Einsicht, seltenem Feldherrntalent, unerschöpflicher Willenskraft und Energie getragenen Cäsar war es wesentlich darum zu thun, durch die Eroberung Galliens ein kriegsgeübtes, ihm unbedingt ergebenes Heer zu gewinnen, dadurch zugleich die beweglichen und dem Reiche mit einer Invasion drohenden keltischen Völkerschaften zu gewinnen. Es gelang ihm alles vortrefflich: bis zum Jahre 51 war der Rhein zur Grenze des römischen Reiches gemacht worden; zwei Züge Cäsars über den Rhein sollten die Germanen schrecken — ähnlich, wie Alexander d. Gr. vor seinem Abmarsch nach Persien seinen Rücken durch Schreckmärsche gegen die Balkan- und Donauvölker gesichert hatte.

Nun wandte Cäsar seine Waffen gegen Pompejus, den der Neid auf des Freundes wachsenden Ruhm und Einfluß wieder in die Arme der Senatspartei getrieben hatte. Der Senat beschloß, daß Cäsar aus seiner Provinz zurückkehren, seinen Oberbefehl niederlegen und sein Heer entlassen solle. Dieser, das feste Ziel der Monarchie im Auge, antwortete mit der Überschreitung des Rubicon, seines Grenzflusses, und mit dem Marsche gegen Rom. Kopflos flüchtete Pompejus mit den Seinen nach Griechenland. In unglaublich kurzer Zeit war Cäsar Herr über Italien und Spanien, setzte dann als Diktator nach Griechenland hinüber, schlug bei Pharsalus (48) den Pompejus trotz dessen Übermacht, verfolgte ihn nach Ägypten, fand jedoch nur noch den Leichnam des Ermordeten. Nachdem er auch hier die Verhältnisse geordnet, ging er nach Asien, um den aufständischen Sohn des Mithridates, Pharmaces, zu züchtigen (47), von dort nach Afrika, wo er bei Thapsus (46) die noch sehr starken Pompejaner wie es schien entscheidend schlug; von dort nach Spanien, wo diese sich wieder gesammelt, und siegte in der schweren Schlacht bei Munda (45). Nun häufte das knechtische Rom alle Ehren und Würden auf sein Haupt: er war thatsächlich unumschränkter Monarch. Von seiner Macht gedachte er den edelsten, patriotischen Gebrauch zu machen, den durch beispiellosen Luxus der Großen, durch Gesetz- und Zuchtlosigkeit verkommenen Staat wieder zu beleben und zu kräftigen: daher Anlage von Kolonieen, Arbeit an öffentlichen Bauten, besseres Schuldrecht; Strenge gegen Amtsverkauf, Ehebruch, Ehescheidung, gegen Gewaltthätigkeit und Unruhestiftung; besondere Sorge für die Provinzen, Schutz derselben vor dem Raubsystem der Statthalter und Wucherer, Verschmelzung derselben mit

Italien zu einem einheitlichen Ganzen. Aber schon am 15. März 44 fiel Cäsar, zerlöchert von den Dolchen der haßerfüllten Optimaten, von denen nur Brutus den ehrlichen Glauben besaß, daß die Republik wiederhergestellt werden könnte. Eitles Hoffen! Cäsars Großneffe und Adoptivsohn, Cäsar Octavianus, schloß mit Antonius und Lepidus ein zweites Triumvirat (43), die Gegner wurden bei Philippi vernichtet (42); dann entledigte sich der schlaue und ehrgeizige Erbe zunächst des Lepidus, endlich auch, — nachdem er seine Heere in Kämpfen gegen die Völker in den östlichen Alpen, in Pannonien und Dalmatien geübt — bei Actium (2. Sept. 31) des Antonius: nun thatsächlich Alleinherrscher, obgleich er die republikanischen Namen und Formen schonte; Liebling des Volkes, dessen materielles Wohl er förderte; im übrigen Vollstrecker der Pläne seines Großoheims; Beschützer der Künste und Wissenschaften. Knirschend, aber nicht mehr gefährlich, beugte sich die verrottete Aristokratie in den Staub vor dem Erhabenen, vor Augustus.

Wehe nun dem Volke, auf das sich die in den kraftvollen Händen eines Einzigen konzentrierte Macht des ungeheuren Reiches werfen würde! Wehe Allen, die es wagten, sich der Ausbreitung dieser Macht über den ganzen Erdkreis zu widersetzen! Wehe Allen, die in nationalem Selbstgefühl das Glück nicht schätzen wollten, Römer werden zu dürfen! Wehe vor allem den Germanen — — Rom kann nie verzeihen, wo es auch nur einmal hat zittern müssen!!

5. Die Teutoburger Schlacht.

(9 n. Chr.)

Gleichfalls ein Zweig des arischen Stammes, hatten die Germanen in unvordenklicher Zeit ihre asiatische Urheimat verlassen, um westwärts zu wandern. In Europa drängten sie die verwandten Kelten über den Rhein und Main zurück, — eine ungeheure Flut, die noch lange nicht zur Ruhe kam. An der Nordsee nannten sie sich Ingävonen, im westlichen Deutschland Istävonen, in Mitteldeutschland Herminonen. Im Osten schweiften die Sueven. Von einem Gefühl oder gar Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit der zahlreichen Einzelstämme noch lange keine Spur. Ein merkwürdiges Volk! Wohl gab es Priester für ganze Gaue und Stämme, aber keinen geschlossenen Priesterstand; der Hausvater war auch Hauspriester. Wohl gab es Gottesdienst, aber nicht in Tempeln und vor Götterbildern, sondern im Urwald. Tiefe und innige Frömmigkeit zeichnete den Germanen aus, denn seine Gottheiten waren nicht bloße Naturgötter, sondern zugleich sittliche Mächte; dabei kampfesfroh wie ihre Anbeter; die gefallenen Helden allein wurden von Schlachtenjungfrauen, den Walküren, in die Walhalla der Götter zu genußreichem Weiterleben geführt. Den Asen und Menschen feindlich gesinnt kämpften ohne Rast die Riesen, die Dursen (Repräsentanten übermäßiger Naturkräfte); unter ihnen Lohho (Loki), der verneinende Geist; zu seiner Tochter Hela (Göttin der Unterwelt) mußten alle ohne Heldentod Verstorbenen hinuntersteigen. Einst aber wird der Weltbrand (Muspilli) die Götter- und Menschenwelt vernichten; doch ersteht eine neue, schönere, bessere.

Alle waren gleich frei und mieden engern Zusammenschluß, es sei denn, daß Schutz von Person und Eigentum solchen gebieterisch verlangten.

Besonders im Norden saßen sie auf Einzelhöfen, sonst in geschlossenen Dörfern, ja nicht in Städten. Dem Adel wurde eine höhere Würdigkeit, nicht aber höheres politisches Recht zuerkannt. Ein Anrecht auf Heeresdienst und auf Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gewährte bloß Freiheit und Grundbesitz. Am Neu- und Vollmond hielten die bewaffneten Freien ihre Gauversammlungen ab, berieten über Krieg und Frieden, wählten unter Umständen den Fürsten, übten Gericht, die Jünglinge wurden feierlich wehrhaft gemacht: aus diesen, die noch ohne eigenen Landbesitz waren, erwuchsen die kriegsfrohen Gefolgschaften der Fürsten. Nur im Kriege einigten sich mehrere Gaue in Stämme zur Wahl des Herzogs, des Oberfeldherrn: schauerlicher Kriegsgesang erschütterte schon im Vorhinein den Feind. Königliche Gewalt zeigte sich erst spät, das Ergebnis von Parteikämpfen im Innern, von Verteidigungs- oder auch Eroberungskriegen. Ein König im Hause, der Herr über Weib, Kind und Gesinde, alles der Ehre und Treue opfernd, war aber immer der Hausvater, die Familie durchaus selbständig, die Frau in höherer Ehre und Achtung als bei irgend einem andern Volke: nicht selten schwang sie mit kraftvollen Händen die Streitaxt zum Schutze der nach unglücklicher Schlacht bedrohten Wagenburg, der Kinder, der gefährdeten Ehre und Freiheit.

Kein Wunder, daß schon ein Jahrhundert vor Christus das gewaltige Rom zwölf Jahre lang vor den aus der jütischen Halbinsel gen Süden sich wälzenden Cimbern und Teutonen erzitterte!*) Der cimbrische Schrecken wurde dort sprüchwörtlich. Wir wissen auch, daß einer der Hauptgründe für die geplante Eroberung Galliens bei Cäsar der war, schon dort dem heranflutenden germanischen Völkerozean einen festen Damm entgegenzusetzen; schon stand der suevische Heerkönig Ariovist auf gallischem Boden, hatte festen Fuß gefaßt; bei Belfort oder Mülhausen wirft ihn Cäsar in schwerer Schlacht über den Rhein zurück: Gallien wird

*) „Keltische und germanische Elemente lassen sich in ihnen nicht mit Sicherheit unterscheiden: eine Verbindung beider Nationalitäten entspräche der allgemeinen Lage der Verhältnisse. Damals waren sie zu einer einzigen streitbaren Kriegsschar verbunden. Für die Universalgeschichte ist der Gegensatz wichtig, in welchem sie gegen die Römerwelt auftreten. Sie selbst waren bereits nicht ohne Einfluß derselben geblieben: weit abweichend von den Galliern, die einst gegen Rom heranzogen, sehen wir sie mit eisernen Harnischen ausgerüstet, mit zweizackigen Speeren und großen Schwertern versehen; ihre Helme mit hohen Federbüschen stellten Tierköpfe mit offenem Rachen dar. Sie verbanden vorgeschrittene Kriegskunst mit barbarischen Impulsen. Bei dem Heer waren auch die Frauen auf ihren Karren mit ihren Kindern: es war nicht viel anders als bei der sogenannten Völkerwanderung; Wahrsagerinnen, die barfuß daherschritten, ihr linnenes Obergewand mit ehernem Gürtel geschürzt. Mit gezücktem Schwert gingen sie den Gefangenen entgegen, schnitten ihnen über ehernen Amphoren den Hals ab und weissagten aus dem Niedertröpfeln ihres Blutes — eine ganz gallische Sitte“ . . . „Teutonen, die dem germanischen Stamme angehört zu haben scheinen, und Cimbern, die wahrscheinlich aus beiden (Kelten und Germanen) gemischt waren.“
(Rankes Weltgeschichte, 2. Tl., 2. Abtlg., S. 59 u. 64.)

nicht germanisiert, sondern romanisiert. Erst Augustus hatte wieder Zeit und Macht, die Lösung der germanischen Frage näher ins Auge zu fassen. Wollte er sein Reich durchaus sicherstellen, so blieb ihm thatsächlich nichts anderes übrig, als Germaniens Romanisierung zu versuchen, zu erzwingen. Er zweifelte nicht am Gelingen der, wie er wohl erkannte, schwierigen Aufgabe, indem er die besten Truppen und die tüchtigsten Feldherrn gegen die Germanen schickte: hatten doch politisch weiter vorgeschrittene Völker, hatten doch machtvolle Staaten sich Rom unterwerfen müssen.

Tragisches Geschick! Kaum in das Leben der Weltgeschichte eingetreten; kaum noch sich bewußt, was es heißt, eine Nation zu sein, ein Vaterland zu haben; kaum noch sich erfreuend an den herzerhebenden Gesängen von der Väter Heldenthaten; noch unbewußt, welch Großes die Zukunft in ihrem Schoße barg, sollte dieses gute Volk schon jetzt aus der Geschichte gestrichen werden, ahnungslos wie die grüne Saat hinstirbt und verwest, die der knatternde Hagel aus wüstem Himmel zerschmettert; sollte dieses treue Volk gezwungen werden sich zu wandeln in römische Lügenbrut, wie der Diamant in schwerem Feuersdrange sich trügend wandeln muß zum nichts; sollte dieses poetisch so begabte Volk gemartert werden, seine tönende, brausende Sprache zu vertauschen mit dem leeren, zukunftslosen Salonlatein der Welthauptstadt, wie der Wilde sein Gold vertauscht gegen die wertlosen Perlen von glitzerndem Glase; sollte dieses Denkervolk seine großen geistigen Anlagen verkrüppeln lassen zu den Künsteleien einer Sophistik, die bloß nach dem Beifall eines gebildet sein wollenden Pöbels hascht, — wie der Löwe auf Geheiß der leichtgeschürzten Bändigerin dem applaudierenden Publikum seine Sprungkünste ohne Empfindung der darin liegenden Schmach zeigt: denn in der Freiheit geblieben, wäre er der majestätische König geworden, der Allen gebot!

Welch eminente Gefahr bargen die augusteischen Pläne aber auch für ganz Europa, für die weitere Entwickelung der Menschheit! Die Romanisierung der Germanen mußte ein Verrömern und schließliches Erstarren des ganzen Weltteiles zur Folge haben! Und es ist nicht auszudenken, was dann übrig bliebe, wenn man es unternehmen könnte, alles das aus der Weltgeschichte zu streichen, was die geistige und materielle Kraft speziell des germanischen Stammes gethan, geschaffen, errungen! Denn Luther und Lessing, und Schiller und Goethe, und Kant und Hohenzollern — wer vermöchte sie Alle zu nennen — waren bloß möglich auf spezifisch germanischem Boden.

Das Unternehmen gegen Deutschland schien gelingen zu wollen. Des Augustus Stiefsöhne Drusus und Tiberius bekämpften zunächst die vorwiegend keltischen Alpenvölker Rhätier, Vindeliker, Noriker, Pannonier von Etsch und Inn und vom Rhein aus, um zunächst die Alpenpässe zu sichern. Bis zum Jahre 15 v. Chr. war nun auch die Donau Grenzfluß zwischen den Germanen und dem Reiche geworden. In dem ganzen Rheinthal erhoben

sich eine Reihe Festungen als sichere Operationsbasis gegen das offene Nordwestdeutschland. Drusus drang in den Jahren 12 — 9 v. Chr. erfolgreich in Deutschland ein, errichtete Aliso an der Lippe, besetzte einen Teil des Chattengebietes, gelangte durch die Maingegenden bis zur Elbe. Seinem Nachfolger Tiberius gelang es, durch Entzweiung der Germanen und durch Bildung einer römischen Partei unter ihnen die Unterwerfung zu vollenden. Quinctilius Varus, ein Verwandter des Kaisers, wurde als Statthalter nach Germanien geschickt, um es als Provinz einzurichten und zu verwalten. „Er soll — so erzählt A. Pfaff in seiner Deutschen Geschichte — habsüchtig gewesen sein: arm war er einst als Statthalter in das reiche Syrien gekommen, reich hatte er die arm gewordene Provinz verlassen. Das konnte aber in Rom seinem Ansehen nicht schaden; im Gegenteile, so machten es ja die ersten Männer des Staates, und es gereichte ihm erst nach seinem Unglücke zum Vorwurf. Er war schon hoch in den Jahren und liebte den Frieden und die Freuden der Tafel mehr als Krieg und Strapazen. Als geübter Geschäftsmann schien er um so geeigneter, das eroberte Germanien friedlich zur Provinz zu gestalten. Zu diesem Ende führte er einen Schwarm von Sachwaltern und Beamten mit sich, er schlug sein Hauptquartier an der Weser, im Lande der Cherusker, auf, und während er hier durch Luxus und Bildung die Häuptlinge bezauberte, betrieben seine Unterbeamten und Soldaten das Geschäft der Civilisierung weit und breit im Lande, trieben Steuern ein, führten die Bewohner vor das römische Tribunal, brachten nach römischen Begriffen in römischer Sprache Recht und Ordnung ins Land, straften, geißelten, töteten in römischer Weise. Nach der Katastrophe, welche darauf folgte, machte man in Rom freilich alles dieses dem Varus zum Vorwurf. Die Schriftsteller ereifern sich in Deklamationen wegen seiner Treulosigkeit; weil er die Germanen ihre Unterjochung zu schnell und zu sehr habe fühlen lassen; weil er sich eingebildet habe, die Germanen seien eben solche Menschen, wie die übrigen Provinzialen; weil er nicht gesehen habe, wie fest diese Barbaren an ihrer eigenen Sitte und am heimischen Rechte hingen, und wie tief innerlich verhaßt ihnen die Toga des Beamten und das Rutenbündel des Liktors sei. Als ob jemals die Römer das germanische Wesen begriffen hätten! Alle diese Vorwürfe fallen auf das ganze Rom und seine Politik zurück, in deren Sinn und Auftrag Varus, der alte Konsular, gekommen war. Drei Jahre lang hatte er sein Wesen so getrieben; die guten Freunde, die er unter den Häuptern der Cherusker zählte, mancher alte Häuptling, der sich mutlos in die Verhältnisse schickte oder darin einen Vorteil für die Seinigen zu sehen glaubte, mancher ehrgeizige Jüngling, der sich mit Leib und Seele dem neuen Herrn verkaufte und endlich die ruhige Miene des Volkes selbst hatten ihn vollkommen beruhigt. Diese anscheinende Ruhe des Volkes hat die ganze Entrüstung der kaiserlichen Schriftsteller erregt. Nur verstohlen auf ihre

rostenden Schwerter blickend, hätten die Germanen den Varus listig in Sicherheit gewiegt. So wären sie ins Lager gekommen, hätten ihm ersonnene Rechtshändel vorgelegt, zum Scheine einander verklagt, sich dann bedankt, daß er alles so schön zu entscheiden und zu schlichten wisse, und daß in der neuen römischen Ordnung ihre germanische Wildheit schon merklich nachzulassen beginne. Ja, sie hätten ihn erst vom Rhein an die Weser gelockt, sich Besatzungen und Truppen ausgebeten, um seine Macht zu zersplittern u. s. w. Und während er nun sorglos und nachlässig geworden, sei heimlich der Aufstand vorbereitet worden.

Die Seele und der Führer des Aufstandes war Arminius, der Sohn des Sigimer, eines Fürsten der Cherusker: ein Jüngling von schnellem Sinne und tapferer Hand. Die Römer kannten ihn wohl; von ihnen hatte er, wie Marbod, den Krieg und die Politik gelernt. Er führte die cheruskischen Hülfstruppen und war mit dem römischen Bürgerrechte, mit der römischen Ritterwürde beehrt worden. An Bildung stand er über den Barbaren; aus seinen Augen leuchtete das Feuer des Genius. So schilderten ihn selbst die Schmähungen der Römer. Er hatte — so erzählten sie weiter — den Plan des Aufstandes gefaßt. In der steten Umgebung des Varus, und von den Römern wie von den Germanen hochgeehrt, soll er das volle Vertrauen des Varus genossen haben, welcher von Segestes, ebenwohl einem Häuptling der Cherusker und eifrigem Römerfreund, vergebens vor dem Armin gewarnt worden sei. Man hat sich wohlmeinend bemüht, den Arminius von dem Verdacht der vorsätzlichen Verschwörung zu reinigen. Man hat gesagt, daß er bloß die gute Gelegenheit rasch und glücklich ergriffen habe. Überflüssige Mühe! Der Held, welcher sein Vaterland befreit, bedarf der Entschuldigungen nicht. Man braucht freilich nicht alles aufs Wort zu glauben, was zu Rom von der Treulosigkeit des Arminius behauptet und von den Schriftstellern rednerisch ausgesponnen ward. Aber bei dem Mangel anderer Nachrichten läßt sich auch das Gegenteil nicht beweisen. Es kam die Nachricht von einer Empörung ins Lager, welche unter entfernt wohnenden Stämmen ausgebrochen sei. Um sie niederzuschlagen, brach Varus mit seinem ganzen Heere aus dem Lager an der Weser auf, unbekümmert um die wiederholten Warnungen des Segest. Der soll gebeten haben, man möge ihn und den Armin und alle Führer der Cherusker verhaften; ohne sie werde das Volk nichts wagen und es werde sich dann die Schuld oder Unschuld der Einzelnen durch die Untersuchung herausstellen. Aber Varus glaubte schon im eigenen Lande zu sein. Auch hielt er sich des Armin und der Anderen für versichert, sie waren mit ihren Völkern bei seinem Heere; sie sollten ihn begleiten.

Das römische Heer — erzählt Gustav Herzberg weiter — setzte sich gegen Süden in Bewegung, hinein in die deutschen Wiesen, Berge und Urwälder. Da man deutsche Führer hatte, so konnte der Zug zunächst den rohen

Wegen des Landes folgen, die immerhin erträglich waren, so lange kein Regen fiel, der bei der Jahreszeit allerdings bald zu erwarten war. Bedenken aber mußte es für jeden, der die Dinge nicht völlig mit Varus' Augen ansah, erregen, daß man auch den ganzen Schwarm der Nichtstreitenden, der Weiber und Kinder, mitnahm; mochte es, wie man annehmen mag, auch immerhin in Varus' Absichten liegen, bei einem passenden Punkte den Troß nach Aliso abführen zu lassen. Durch einen ungeheuren Wagenzug und zahllose Saumtiere beschwert, dehnte sich nun die Marschsäule in gefahrvoller Länge aus; auch militärisch war sie schlecht, ja liederlich geordnet, Bewaffnete und Unbewaffnete zogen in bunter Mischung durch einander her. Vorerst ging die Sache aber noch ohne Schaden ab. Denn die deutschen Häuptlinge mit ihren Gefolgschaften begleiteten das Heer noch eine Weile. Varus war nun sogar, trotz der Mahnungen des Segest, so gedankenlos, nicht einmal darauf zu halten, daß die Fürsten auf dem Marsche unter seinen Augen blieben. Er ließ sie vielmehr ruhig seinem Zuge folgen, bis man ihm dann mitteilte, daß sie abmarschiert seien, um die Aufgebote ihrer Stämme heranzuführen. Noch immer sieht Varus in unerhörter Arglosigkeit die Dinge vollkommen rosig an; vielleicht verlief dieser Tag auch noch ohne jede feindliche Erscheinung.

Inzwischen waren die deutschen Fürsten zu ihren in den benachbarten Bezirken überall sich sammelnden Aufgeboten gestoßen. Und nun schlägt der Aufstand in hellen Flammen auf. Nun bricht sich der ungestüme Freiheitsdrang dieser schwer mißhandelten Menschen in schwerterklirrender Begeisterung Bahn. Der deutsche Kriegsruf, Feuerzeichen, Hörnersignale rufen von Gau zu Gau alles Volk zwischen dem Harz und dem Taunus, und von der Ems bis zum Main aus seinen Höfen auf zu der wilden Jagd auf die Legionen und ihre Adler. Je größere deutsche Heerhaufen zusammentreffen, desto glühender lodert der Kampfeszorn der deutschen Mannen empor und reißt alles mit fort, um den Bahnen des Armin zu folgen. Segest sogar muß sich dem Ungestüm seiner Cherusker fügen, die auch ihn zum Kampfe gegen Varus zwingen; sein eigener Bruder Sigimer (gewiß nicht identisch mit dem damals vielleicht schon verstorbenen gleichnamigen Vater Armins) und dessen Sohn Sesithakus schließen sich voll Enthusiasmus der Sache Armins an. Den einzigen Häuptling aber, der sich standhaft weigert, gegen Varus zu fechten, den Ampsivarierfürsten Bojocalus läßt Armin in Fesseln legen. Und nun wirft man sich zuerst allerorten auf die kleinen vereinzelten römischen Posten, die Varus bisher im Lande ringsum zerstreut hatte. Bald sind sie alle bis auf den letzten Mann überwältigt. Nun gilt es, den großen Kampf mit dem Hauptheer der Legionen zu kämpfen; jetzt, so hoffen die Germanen, auf einem Boden, wo die überlegene Taktik und Bewaffnung den Römern nicht zugute kommen soll.

Ihre Hoffnung geht bald in Erfüllung. Varus ist, so scheint es, an jenem ersten Tage noch vollkommen unbelästigt geblieben; nur werden während der Nacht oder am folgenden Tage seine deutschen Wegweiser ihm bei passender Gelegenheit entlaufen sein. Und nun sieht sich das römische Heer (nach einer beliebten Rechnung nunmehr am 9. September des Jahres 9 n. Chr.) inmitten unwegsamer Waldungen. Der Zug geht durch unebenes Land, durch immer wieder von höchst unbequemen Thalschluchten durchschnittenes Waldgebirge. Die römischen Ingenieure und die ihnen zugeteilten Truppen sind jeden Augenblick genötigt, mit Axt und Grabscheit zu arbeiten. Mächtige Bäume müssen gefällt, das dichte Unterholz muß gerodet, Laufbrücken müssen geschlagen werden. Und nun bricht auch ein furchtbares Ungewitter herein. Ein gewaltiger Sturm saust durch den deutschen Urwald, zerbricht morsche Riesenbäume, schleudert abgebrochene Äste auf die Römer nieder. Ströme von Regen aber machen den Boden ungangbar; Menschen, Tiere und Wagen kommen auf dem durchweichten Boden nur schrittweise und mit höchster Anstrengung vorwärts.

Da endlich erscheinen zu beiden Seiten der langen römischen Kolonnen die lange und sehnsüchtig von Varus erwarteten Germanen; aber bald müssen die Römer erkennen, daß neben den empörten Elementen jetzt die wildere Empörung der Menschen dieses Landes über sie hereingebrochen ist. Anfangs greifen die Germanen nur erst tastend an; aus dem Waldesdickicht fliegen die scharfen deutschen Wurfspieße in die römischen Linien hinein. Geraume Zeit sieht es noch aus wie eine grobe Neckerei, so daß Varus noch immer den Römern befehlen mag, die plumpe Unart nicht zu erwidern; noch denkt er wohl einen Augenblick, hier walte nur ein grober Unfug der Barbaren vor, den man durch Drohung mit ernster richterlicher Ahndung dämpfen könne. Aber bald fällt die letzte Maske; bald werfen sich schwere deutsche Haufen auf einzelne Glieder der Marschkolonne; mit großer Schlauheit greifen sie immer an solchen Punkten an, wo die Soldaten mit Scharen des Trosses und der Unbewaffneten gemischt und deshalb völlig außer Stande sind, sich schnell und zu wirksamer Gegenwehr zu sammeln.

In solcher Weise setzte sich der entsetzliche Marsch der Römer stundenlang fort. Endlich erreichten sie einen weiten, hochgelegenen, offenen Platz, wo sie dann sofort Halt machten, nach hergebrachter Weise ihr Lager stark verschanzten, und ihre Lage gründlich erwogen. Unleugbar war man in eine böse Schlinge gefallen; aber, so bedeutend bisher die Verluste gewesen sein mögen, militärisch war die Lage noch immer keine verzweifelte, so furchtbar beschwerlich jetzt auch der Troß wurde. Drusus und Tiberius, Sentius und Germanicus wären sicher imstande gewesen, sich auch jetzt noch aus der deutschen Umklammerung herauszulösen. Nun aber machte es sich in schlimmer Weise fühlbar, daß Varus nur dem Namen nach ein Feldherr war, noch mehr,

daß er das deutsche Volk nur im Frieden und die Kriegführung in Deutschland gar nicht kennen gelernt hatte. Und noch mehr: auch die Armee war in diesen Kämpfen nicht erfahren. Immerhin rühmt einer der Zeitgenossen dieser furchtbaren Katastrophe das vortreffliche soldatische Material, welches der unselige Varus damals unter seinem Befehle gehabt habe. Indessen, die hier fechtenden drei Legionen (die XVII., XVIII. und XIX.) waren seit dem Jahre 6 n. Chr. neu formierte Abteilungen. Mochten auch immer viele alte Soldaten sich in ihren Reihen befinden, so hatten sie eben doch als neue Legionen noch keinen großen Krieg in Germanien bestanden, und Varus war nicht der Mann, seinem Heere einen frischen, kriegsmutigen Geist einzuhauchen; mehrere der höheren Offiziere endlich waren der Lage ebensowenig gewachsen wie der klägliche Oberfeldherr.

Unter diesen Umständen entschloß man sich allerdings zu solchen Schritten, wie sie die gewöhnlichste militärische Einsicht vorschrieb. Einerseits richtete man jetzt den Weitermarsch nach Westen, um vor allem durch einen Quermarsch die römische Heerstraße von der Weser nach Aliso wieder zu gewinnen. Andererseits aber verbrannte und beseitigte man alle irgend entbehrlichen Wagen und alles überflüssige Gepäck. Dann brachte man die Masse in eine vernünftige militärische Marschordnung. So setzte man am 10. September den Zug fort. Geraume Zeit über ging es jetzt besser; man hatte zwar noch immer Verluste zu beklagen, aber man erreichte doch, während zugleich das Wetter sich besserte, offene Gegenden, durch welche man mit neuer Zuversicht vordrang. Zum Unglück für die Römer kamen sie aber nunmehr in die dichten Gehölze des Lippischen Waldes. Und nun hatten die Germanen wieder gewonnenes Spiel. Wohl versuchten die Römer jetzt in geschlossenen Massen zu Fuß und zu Roß sich der Feinde durch kräftige Stöße zu erwehren. Aber das waldbedeckte Terrain hemmte jede Entwickelung. Reiterei und Fußvolk hinderten einander gegenseitig, thaten einander durch Überreiten und Geschosse selbst schweren Schaden. So war die Folge, daß dieser Tag die Armee, die sich schlecht und kopflos geführt sah, die sich bereits verloren fühlte, völlig erschütterte. Todmüde, halb ausgehungert, erreichte man nach gewaltigen Verlusten am Abend wieder einen Platz, wo man das Lager aufschlug: aber man war bereits so erschöpft, daß man sich nur noch flüchtig und unvollkommen verschanzen konnte.

Endlich am 11. September brach die volle Vernichtung über die Römer herein. Die Germanen waren dem Armin in immer dichteren Massen zugezogen. Zugleich hatte sich das Unwetter mit verstärkter Wut erneut. Während die mit dem Klima dieses Landes von Jugend auf vertrauten, leicht bewaffneten Germanen wenig davon litten, konnten die Römer vor Wind und Regen nur mühsam vorwärts kommen, konnten sie bei dem Gefechte kaum

sicher Fuß fassen. Es kam dazu, daß der Regen die Bogensehnen der Schützen unbrauchbar machte, die Pila und die Schilder der Römer verdarb. So schleppte sich das Heer im elendesten Zustande vorwärts, bis man endlich (so scheint es) den Dörenpaß erreichte. Von hier war freilich das rettende Aliso nur noch wenige Stunden entfernt. Aber auch das offene Land vor diesem Passe, die hier sich ausbreitende Ebene, die sogen. Senne, mußte verderblich werden, da der Regen den schweren Kleiboden des Landes völlig durchweicht hatte. Und die Wut der Germanen, die um so frischer und begeisterter stritten, je stärker die Zuversicht des nahen vollkommenen Sieges sie erfüllte, ließ nur wenige Römer so weit kommen. Denn nun, bei der „Döre“, die man wohl durch Verhaue gesperrt, deren Seiten man ebenfalls besetzt hatte, entbrannte der letzte Kampf in grauenhafter Wildheit. Allmählich löste sich die Schlacht in eine Kette von Einzelgefechten auf, die seitens der Römer nun völlig planlos geführt wurden, wo die einzelnen Offiziere nur noch um Ehre und Leben fochten. Zuerst gab dann einer der Unterfeldherrn, Vala Numonius, das Beispiel schmählicher Flucht, indem er die Reiterei zusammenraffte, mit ihr aus dem Kampfe ausbrach und die Flucht „nach dem Rhein“ d. i. nach Aliso antrat, die ihm persönlich hernach doch nicht gelang. Varus endlich, der bereits verwundet war und alles verloren sah, wollte nicht in die Hände der Germanen fallen; wie einst sein Großvater bei Pharsalus, sein Vater bei Philippi gethan, so fand er jetzt den Tod durch sein eigenes Schwert. Und soviel soldatisches Ehrgefühl lebte noch in dieser Stunde bei seiner Umgebung, daß die Krieger die Leiche des Mannes auf der Stelle, wo er geendet, in die Erde begruben. Bald folgten viele andere höhere Offiziere dem Beispiel ihres Führers; unter ihnen einer der beiden „Lagerinspektoren“ (praefectus castrorum), Lucius Eggius. Der Adlerträger der XVII. Legion, schwer verwundet wie er war, riß den Adler von der Stange, barg ihn unter seinem Gewande, stürzte sich damit in den blutigen Sumpf. Die Soldaten in Masse dagegen bohrten sich teils selbst das Schwert in die Brust, teils ließen sie sich zuletzt, völlig kraftlos wie sie waren, fast ohne Gegenwehr niederhauen. Und mit dem Erlöschen des Gefechts nahm nun die Metzelei einen immer furchtbareren Charakter an. Jetzt nahmen die Germanen schreckliche Rache an ihren bisherigen Bedrängern. Es dauerte lange, bis die wilde Mordlust der Gier nach Beute Raum gab. Nun erst dachte man auch daran, Gefangene in großer Menge zu machen. Während nun gar viele der Nichtstreitenden, auch der Weiber und Kinder, nach dem nahen Aliso entkamen, fielen mit einer Menge der Civilpersonen, besonders der Rechtsgelehrten, sehr zahlreiche Krieger aller Rangstufen in die Hände der Deutschen; unter ihnen auch der eine „Lagerinspektor“ Cejonius, der es vorgezogen hatte, sich zu ergeben, anstatt den Tod im Kampfgetümmel oder durch eigne Hand zu suchen.

Als endlich das Gemetzel ausgetobt hatte, hielt Arminius von einer Erhöhung eine flammende Rede an sein Volk; jedenfalls Feuerworte, in denen er von der gesühnten Schmach der Germanen sprach, die Tapferkeit der Mannen und den gewaltigen Sieg pries; aber auch bitterer Hohn floß über die Lippen des Herzogs, als er nun die Adler der Legionen und die übrigen Feldzeichen der Römer erobert vor sich sah; auch der Adler der XVII. Legion ist doch noch in die Hände der Deutschen gefallen. Noch aber hatte das Blutvergießen kein Ende. Denn als nun die Germanen ihren Sieg feierten und ihren Gewinn prüften, da kam unleugbar bei dem grimmig gereizten Volke die ganze dämonische Rachsucht des rauhen Naturvolkes, die man so lange im Herzen genährt, und die düstere Seite des Kultus in grauenhafter Weise zutage; mag auch immerhin die römische Phantasie in Schilderung der Greuel sich arger Übertreibung schuldig gemacht haben. Nicht nur, daß man die Leiche des Varus wieder ausgrub und mit grimmigen Hieben zerfleischte (selbst der Neffe Segests, der junge Sesithakus soll sich bei der Beschimpfung der Leiche des Legaten beteiligt haben), es wurden auch mehrere der verhaßten römischen Sachwalter unter grausamen Qualen ermordet. Greuel, denen Caldus Cälius, ein gefangener Römer von uraltem Geschlecht, sich entzog, indem er mit seinen Ketten sich selbst den Kopf zerschmetterte. An den Altären aber, die man in den, der letzten Blutstätte benachbarten Hainen errichtete, wurden die angesehensten römischen Offiziere, die man gefangen genommen, den germanischen Göttern zum Siegesdank geopfert. An zahlreichen Galgen wurden andere namhafte Römer aufgeknüpft. Noch nach sechs Jahren bleichten auf dieser Schreckensstätte die Gebeine der erschlagenen Römer, trugen die Baumstämme die entfleischten Häupter der Ermordeten.

So ging die fürchterliche „Schlacht im Teutoburger Walde“ zuende; die „Hermannsschlacht“, wie man sie heute gern nennt. So jener grauenhafte Kampf und Sieg, der die Herrschaft der kaiserlichen Römer in Deutschland für immer gebrochen hat. So verliefen jene blutigen Tage, welche deutsche Geschichtschreibung und deutsche Dichtung seit Ulrich von Hutten bis auf die Gegenwart immer wieder neu zu ergründen, historisch und dramatisch neu zu beleben, immer deutlicher zu verstehen nicht müde geworden sind. Dies war der erste jener gewaltigen Kämpfe, die Arminius mit den Römern bestanden hat; jener ungeheuren Kämpfe, die in unserem Jahrhundert ein gewaltiges Denkmal zu feiern bestimmt ist, aufgerichtet auf der Höhe des Teut oder der Grotenburg bei Detmold, eines 1200' über den Spiegel des Meeres, 800' über die Senne sich erhebenden, weit vorspringenden und weithin die Landschaft beherrschenden, unten bewaldeten, oben freien Berges, nicht allzufern von dessen Fuße die letzten Schläge gegen das Heer des Varus geführt worden sind. Drei Legionen, drei Abteilungen der Reiterei und sechs Auxiliarkohorten, — von denen nur wenige Trümmer sich nach Aliso gerettet

hatten —, also nahezu 27 000 Mann, die Varus nach der Weser geführt, waren so gut wie gänzlich vernichtet worden. Das war die furchtbare Nachricht, die Augustus im September des neunten Jahres nach Chr. Geburt mitten in seiner Freude über die dalmatischen Siege erhielt.

Die Kunde von diesem schrecklichen Ereignis — erzählt Pfaff — wirkte um so erschütternder in Rom, weil man dort nicht mehr wie in den Zeiten der Republik die Kraft in sich fühlte, große Unglücksfälle zu ertragen. Vor dem zweiten punischen Kriege konnte die Republik noch 770 000 Streiter ins Feld stellen. Die kaiserliche Weltherrscherin wußte nicht, wie sie die Thore der Stadt verteidigen sollte, falls die Germanen heranstürmten. Die waffenfähige Mannschaft hatte in dem entnervten Italien furchtbar abgenommen. Eine allgemeine Aushebung ward angeordnet; wer sich dem Krieg entziehen würde, ward mit Güterkonfiskation und Ehrlosigkeit bedroht. Doch viele verloren lieber Vermögen und Ehre, als daß sie gegen die Germanen zogen; es schien, als ob die Liebe zum Leben im umgekehrten Verhältnis zu dessen moralischem Werte gewachsen sei. Um ihnen die Todesfurcht zu vertreiben, wurden sie mit Hinrichtungen bedroht, deren auch einige erfolgten. Die Veteranen wurden aufgeboten, Freigelassene und Sklaven wurden unter die Waffen gesteckt. Mit Angst sah man auf die in Rom befindlichen Fremden, besonders auf die Leibhüter des Kaisers. Sie mußten, unbewaffnet, sämtlich die Stadt verlassen und wurden auf Inseln verteilt. Der alte, kluge, gewiegte Kaiser, der das Gebäude seines langen Lebens plötzlich so mit Einem Schlage vernichtet wähnte, verlor die Besinnung. Er geberdete sich wie ein Wahnsinniger, ließ Haar und Bart wachsen, zerriß seine Kleider, stieß den Kopf an die Wand und schrie: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Die Feste und Spiele hörten auf, das laute Rom ward stumm und still. Aber die Nachtwachen wurden vermehrt, denn schon fürchtete sich der Kaiser in seinem Rom selbst. Den Statthaltern in den Provinzen wurden ihre Vollmachten verlängert, um dort nichts zu gefährden. Wie einst im cimbrischen Kriege, wurden dem Jupiter feierliche Spiele gelobt. So hoffte man den Zorn der Götter und die Unglückszeichen zu versöhnen. Denn zahllos und merkwürdig waren die Wunder und Zeichen, welche damals in Italien geschahen; am merkwürdigsten wohl jenes, welches hoch oben an den Alpenhängen gesehen ward. Die hohen Alpenfirsten hatten sich bedeutsam zugenickt und angestoßen und helle Feuersäulen stiegen aus den Bergesgipfeln zum Himmel*).

*) Dio Cassius erzählt: „Als Augustus das Unglück des Varus vernahm, zerriß er seine Gewänder, und war nicht nur höchst betrübt über den Verlust seiner Armee, sondern auch in großer Angst wegen der Deutschen und Gallier. Insbesondere fürchtete er, daß sie gegen Italien und Rom rücken möchten, wo fast keine jungen Leute mehr vorhanden waren, die sich für den Waffendienst geeignet hätten, während die

Indessen hatte der Ruf der Freiheit und die Freude des Sieges die Germanen in Einer großen Begeisterung vereint. Auch Männer wie Segest konnten diesem allgemeinen Zug nicht widerstehen. Sein Sohn Sigimund, der unter den Römern eine Priesterwürde im Lande der Ubier bekleidete, zerriß die priesterliche Binde und eilte in die frei gewordene Heimat. Doch die Befürchtungen des Kaisers vor einem neuen cimbrischen Zuge erwiesen sich als grundlos. Die Germanen waren zunächst bedacht, die römischen Kastelle und Befestigungen in ihrem Lande zu brechen und diese Arbeit war bei ihrer Unkenntnis des Belagerungswesens nicht so leicht. Auch hatte sich seit jenen cimbrischen Zeiten gar vieles geändert. Seitdem Gallien zur römischen Provinz geworden, seitdem Kastelle und Legionen am rechten Rheinufer standen, zogen die Germanen ohne besondere Not nicht mehr in Masse über den Rhein. Das, was sie vom Ackerbau erfahren hatten, begannen sie in Germanien anzuwenden, und dort die Früchte zu gewinnen, die sie vorher im Gallierlande gesucht hatten. Aus den unsteten Sueven waren gesetzte Markomannen und Hermunduren geworden. Als Tiberius mit dem eilig zusammengebrachten Heere nach Gallien kam, fand er die Rheingrenze noch unverletzt. Auch das Kastell am Taunus scheint noch gestanden zu haben.

---

verbündeten Völkerschaften, die sonst Dienst gethan, vernichtet waren. Er traf seine Vorbereitungen für diesen äußersten Fall, so gut er konnte. Da sich kein Bürger von dienstpflichtigem Alter freiwillig einreihen lassen wollte, ließ er das Los werfen und bestrafte jeden fünften Mann unter 35 Jahren und jeden zehnten darüber mit Güterkonfiskation und Entziehung der Bürgerrechte. Als auch dieses Mittel nicht fruchten wollte, ließ er einige hinrichten. So brachte er endlich eine Rekrutierung von entlassenen Veteranen und emanzipierten Sklaven zusammen, und sandte, was er zusammenbringen konnte, in aller Eile unter Tiberius nach Deutschland“.

Dio führt auch eine Menge schrecklicher Wunder an, die um diese Zeit geschehen sein sollten. Es erscheint nicht uninteressant, sie hier anzuführen, da daraus hervorgeht, in welchem Zustande sich der öffentliche Geist befand, als man an solche Dinge glaubte und sie so auslegte. Die Gipfel der Alpen sollten eingefallen und drei Feuersäulen aus ihnen emporgestiegen sein. Der Tempel des Kriegsgotts auf dem Marsfeld, dem der Gründer Roms entstammte, war durch einen Blitz getroffen worden. Der nächtliche Himmel glühte verschiedene male wie von Feuer. Mehrere Kometen schossen empor; feurige Meteore in Gestalt von Speeren fuhren vom nördlichen Himmel gegen die römischen Standlager. Auch eine an der Grenze aufgestellte Statue der Victoria, die den Weg nach Deutschland zeigte, hatte sich aus freien Stücken herumgedreht und deutete jetzt nach Italien. Diese und andere Wunder standen, wie die Menge glaubte, im Zusammenhange mit dem Hinschlachten der Legionen des Varus und zeigten den Zorn der Götter gegen Rom. Augustus selbst war nicht frei von Aberglauben; diesmal bedurfte es keiner übernatürlichen Schrecknisse, um die Bestürzung und den Jammer, den er empfand, zu vermehren. Noch Monate lang nach dem schrecklichen Tage, da er die Meldung über jene Schlacht erhalten, stieß er den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ So berichtet uns sein Biograph Suetonius, und wenn ein Schriftsteller des Altertums auf die Niederlage des Varus zu sprechen kommt, so hebt er die Wichtigkeit dieses Schlags gegen die Macht Roms und die Bitterkeit, mit der derselbe empfunden ward, hervor.

Tiberius verdoppelte die Vorsicht seiner Kriegsführung. Er war mehr bedacht, die Ruhe in Gallien zu erhalten, als die Germanen aufzusuchen. Er entfernte sich nicht weit vom Strome und nur ohne Gepäck und nach genauer Beratung im Kriegsrate. Vier Jahre nach dem Untergange des Varus starb Kaiser Octavian. In den letzten Jahren seines Lebens sehr verstimmt, verbat er sich die Besuche und Gesellschaften in seinem Hause, indem er den germanischen Krieg als Ursache der Trauer anführte. In seinem Testament befahl er, die Grenzen des Reiches nicht weiter auszudehnen.

Kurz vor seinem Tode hatte Augustus dem Sohne des Drusus, dem jüngern Germanicus, den Oberbefehl in Gallien und den Schutz der Rheingrenze übertragen. Der Gedanke an den Ruhm des Vaters, das brennende Verlangen, die Schmach des Varus zu tilgen, vor allem eine unter den Legionen ausgebrochene, nur mit den äußersten Mitteln gedämpfte Meuterei und die Notwendigkeit, dem gefährlichen Lagerleben rasch ein Ende zu machen, trieben den Germanicus noch in demselben Jahre über den Rhein. Mit 12 000 Legionssoldaten, sechsundzwanzig Kohorten Hülfstruppen und acht Reiterschwadronen eilte er durch den cäsischen Wald (bei Koesfeld) über den Damm des Tiberius und überfiel die keines römischen Wagnisses gewärtigen Marsen (im Osnabrückschen), als sie eben in ihrem heiligen Haine ein Fest feierten. Die Römer errangen leichten Sieg, erschlugen viel überraschtes Volk, zerstörten eine Art Tempelgehege der Tanfana und zogen sich dann eilends zurück, nicht ohne schwere Anfechtung; denn die Nachbarn, Brukterer, Tubanten, Usipeten, waren auf die Kunde von diesem Überfalle herbeigeeilt und verlegten die Wege. Dieser Streifzug sollte nur das Vorspiel größerer Thaten sein. Kaum den Frühling erwartend, unternahm Germanicus mit einer gewaltigen Armee, acht Legionen, 15 000 Mann Hülfstruppen, ohne die noch zahlreicheren Scharen der Germanen vom linken Rheinufer, einen kombinierten Angriff. Während er nämlich den Cäcina mit einem Teile des Heeres die niederdeutschen Stämme beschäftigen ließ, drang er selbst, begünstigt durch ungewöhnliche Trockenheit des Bodens, plötzlich und unerwartet vom Mittelrheine her ins Land der Chatten ein. Viele wurden gefangen und niedergemacht, viele retteten sich schwimmend über die Eder und suchten in den Wäldern und im Cheruskerlande eine Zuflucht. Ihr Hauptort Mattium — vermutlich in dem lachenden Thale bei Gudensberg in Niederhessen, wo jetzt das Dörfchen Maden steht — wurde zerstört, dann kehrten die Römer schnell an den Rhein zurück und befestigten das Drususkastell am Taunus.

Neben diesen Zügen scheinen auch die Intriguen nicht gefehlt zu haben, und der wichtigste Erfolg beider war der erneute Bruch unter den Germanen. Die Römerfreunde erhoben aufs neue ihr Haupt. Der Privatzwist der Führer war wieder aufgeschossen, schlimmer als vorher. Wenn der Geschichtschreiber Tacitus, dessen mächtiger Griffel diese Vorgänge aufgezeichnet hat,

recht berichtet war, dann hat es den alten Segestes besonders geschmerzt, daß ihn die eigene Tochter Thusnelda verlassen habe und dem Helden Armin als Gattin gefolgt sei. Er sandte Boten zu den Römern, darunter den Sohn Sigimund, den jungen Römerpriester, der sich in der Begeisterung vergessen hatte und nun reuig um Verzeihung bat. Er rief die Römer ins Land, zuhülfe gegen Armin und die Patrioten. Bereitwillig ward ihm die Hülfe gebracht, doch muß seine Sache schlimm gestanden haben, denn der römische Feldherr zog es vor, statt ihn in der Heimat zu unterstützen, ihn aus dem Cheruskerlande, wo er mit seinem Anhange hart bedrängt war, hinweg zu führen. In seinem Gefolge wurden edle Frauen gefangen, auch die Tochter Thusnelda, des Arminius Weib. Mehr an den Gatten, als an das eigene Unglück denkend, ertrug sie ohne Thränen und Klage, die Hände über der Brust gefalten, die Blicke gesenkt auf den schwangern Leib, stolz und schweigend ihr Los. Auch einen Teil der Beute aus der Teutoburger Schlacht brachten die Verräter dem römischen Heere wieder zu. Mancherlei trug Segestes dem Germanicus vor, um die Teilnahme am Freiheitskampfe vergessen zu machen und den neuen Verrat in helleres Licht zu stellen. Als römischer Bürger habe er stets römische Gesinnung gehegt; seine Gegner nannten ihn zwar einen Verräter; aber er habe nur in der Überzeugung gehandelt, daß Römer und Germanen imgrunde dieselben Interessen hätten. Er ziehe den Frieden dem Kriege, den Unruhen und den Neuerungen vor, welche das Volk nur verdürben, — und was der Phrasen mehr sind, mit welchen sich zu allen Zeiten der Verrat geschmückt hat. Germanicus gab ihm und den Seinen eine Versorgung in Gallien. Thusnelda gebar in der Gefangenschaft den Knaben Thumelicus, von dem wir nur noch erfahren, daß er in Ravenna zu einer schimpflichen Beschäftigung aufgezogen ward. Aber den Arminius stachelte der Gedanke an Weib und Kind zu rasendem Schmerze. Rastlos eilte er im Lande der Cherusker umher und bot zu den Waffen auf. „Möge Segestes“, rief er, „das knechtische Land bebauen; nie werden die Germanen vergessen, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruten und Beile und die Toga gesehen.“

Die Cherusker und ihre Nachbarvölker ergriffen die Waffen; auch Inguiomer, des Arminius Oheim, ein Mann von großem Ansehen bei den Römern, welcher der ersten Erhebung fremd geblieben, schloß sich jetzt an; es ist, als ob es des Arminius Feuergeiste damals gelungen sei, die einfachen Stämme über ihr bisheriges Leben zu erheben, sie mit einem großen Nationalgefühle zu durchdringen. Germanicus machte große Zurüstungen; mit vierzig Kohorten schickte er den Cäcina an die Ems, Pedo führte die Reiter durch das Land der Friesen; er selbst mit vier Legionen fuhr über den Zuydersee. So vereinigte sich das Heer an der Ems. Die Chaucen wurden zur Bundesgenossenschaft gebracht, die tapferen Brukterer, die ihr eigenes Land bei dieser

Gelegenheit verwüsteten, zur Flucht genötigt und unter der Beute ein Legionsadler des Varus wieder aufgefunden. Das Heer kam endlich in die Nähe des Waldes, wo des Varus erschlagene Legionen lagen. Ihnen die letzte Ehre zu erzeigen, schien dem Germanicus eine heilige Pflicht. Die düsteren Waldesgründe wurden durchforscht, der sumpfige Boden mit Brücken und Dämmen versehen. So gelangte man an die Stelle, wo die Gebeine zerstreut umher lagen. Noch waren die Spuren beider Lager vorhanden; das erste, weit und gut abgesteckt, deutlich dreier Legionen Werk; dann im verfallenen und flachen Graben die letzte Stellung der zusammengeschmolzenen Reste, mitten auf dem Felde ihre bleichenden Knochen, hier und da zerstreut oder in Haufen liegend, wie sie fliehend oder zusammenstehend gefallen waren. An den Bäumen grinsten die aufgehängten Schädel, in den Hainen standen noch die barbarischen Altäre, wo die gefangenen Hauptleute den Opfertod gelitten; die wenigen Soldaten im Heere, die jenem schrecklichen Unglück entronnen waren, zeigten die Stelle im Walde, wo die Legaten gefallen, wo die Adler genommen, wo sich Varus ins Schwert gestürzt, wo Armin zu den Germanen geredet hatte. Tief bewegt brachte das Heer die Gebeine, ob Freund oder Feind war nicht mehr zu erkennen, in einem großen, gemeinsamen Grabhügel zur Ruhe; das erste Rasenstück legte der Feldherr selbst auf den Hügel.

Indes hatte Arminius Zeit gewonnen, seine Völker zu ordnen. Es kam zu einem für die Römer ungünstigen Treffen, und Germanicus beeilte sich, das Heer an den Rhein zurück zu bringen. Dieser Rückzug hätte leicht verhängnisvoll werden können. Nur zwei Legionen konnten wegen des seichten Wassers zu Schiff transportiert werden, und die beiden anderen, welche Vitellius an der Küste zurückführen sollte, wurden von der Flut eingeholt und entgingen nur mit Mühe dem Tode in den Wellen. Die vierzig Kohorten aber, welche Cäcina auf dem von Domitius einst angelegten Knüppeldamm an den Rhein zu führen hatte, waren, in unwegsamen Schluchten und Morästen eingeschlossen, von den Germanen umringt auf dem Punkte, das Schicksal des Varus zu leiden. Schon hatten sie in mehrtägigem, fruchtlosem Kampfe ihre Feldgeräte verloren und sahen mit erschöpften Kräften den sichern Untergang vor Augen. Wie einst das Heer des Drusus in ähnlicher Lage, verdankten sie ihre Rettung nur dem Siegesübermut der Germanen, welche, den Ermahnungen des Arminius nicht folgend, auf Inguiomers Antrieb das Lager voreilig angriffen und hier vor der überlegenen Kriegskunst der Römer unterlagen. Aber die Kunde ihrer Unfälle hatte solchen Schrecken am Rhein verbreitet, daß man dort bereits das ganze Heer verloren gab und die Brücke abgebrochen hätte, wenn nicht Agrippina, des Germanicus Gemahlin, mit rascher Entschlossenheit diesem Vorhaben entgegengetreten wäre.

Kaiser Tiberius war mit diesen Vorgängen aus vielen Gründen sehr unzufrieden. Auch diese letzten Kriege in Germanien hatten wieder viele Menschen und Pferde gekostet, ohne etwas anderes als trübe Erinnerungen, schwere Bedrängnis und beinahe eine verstärkte Wiederholung der Varianischen Niederlage einzubringen. Auch beunruhigten ihn die Macht, der Unternehmungsgeist und die außerordentliche Popularität des kaiserlichen Neffen. Er beschloß deshalb, ihn abzuberufen und an das andere Ende des Reiches in den Orient zu schicken. Um so mehr drängte es den Germanicus, vorher den Krieg zu einem rühmlichen Ende zu bringen. Er sparte kein Mittel, dem Heere neuen Mut einzuflößen, er bot alle Hülfsmittel, die ihm Gallien, Spanien und Italien darreichten, auf; große Aushebungen wurden in Gallien veranstaltet, zahlreiche Hülfsvölker zogen heran; Germanicus nahm jetzt den Plan des Vaters wieder auf: vom Meere aus in das Herz des Landes einzudringen. Eine Flotte von tausend eigens auf Flut und Ebbe eingerichteten Schiffen sammelte sich an der batavischen Insel. Indessen machte Germanicus mit sechs Legionen einen Zug über den Unterrhein an der Lippe her, stellte die Linien seines Vaters und, wie aus der Erzählung des Tacitus hervorzugehen scheint, auch die Feste Aliso wieder her, während sein Legat Silius ins Land der Chatten streifte. Dann fuhr er mit acht Legionen auf einer Flotte in die Ems ein. Nach einem Kampfe mit den Angrivariern, die sich in deren Rücken erhoben, zogen die Legionen an die Weser, wo am jenseitigen Ufer Arminius mit den Seinen ihrer harrte. Unter den römischen Hauptleuten befand sich ein Bruder des Arminius, Flavus, der im fremden Dienst ein Auge eingebüßt hatte. Mit ihm ließ Arminius um eine Unterredung nachsuchen, die ihm gern gewährt ward. Als nun Flavus sich am Ufer eingestellt hatte, rief ihm der Bruder die Frage zu: wo er sein Auge verloren habe und um welchen Preis? Jener nannte die Schlacht, auch den Sold und die Ordensketten und Ehren, die er empfangen. Da verwunderte sich Armin mit bitterem Spotte, wie wohlfeil doch die Knechtschaft zu haben sei! Und als jener fortfuhr, von der Größe des Reiches, von der Macht und dem Reichtum des Kaisers, seiner Strenge gegen die Feinde, seiner Milde gegen die Reuigen zu reden, und wie er sogar Thusnelda und ihr Kind schone; da hielt ihm Arminius das Recht des Vaterlandes entgegen und die angestammte Freiheit und die heimischen Götter; er mahnte ihn auch an der Mutter Gebot; er beschwor ihn, daß er nicht sein Haus und Geschlecht und seinen ganzen Stamm verraten möchte, statt ihnen Führer und Genoß zu sein. So wurden sie immer heftiger und es wäre wohl zum Zweikampf gekommen, wenn nicht der breite Weserstrom die Streitenden getrennt hätte. Aber mit drohenden Worten kündigte Arminius den Römern die Schlacht an.

Am folgenden Tage ging Germanicus über den Fluß. Die batavischen Reiter unter Chariovalda waren vorausgegangen, aber von den Cheruskern

in ein rings umschlossenes Thal gelockt, umringt und mit dem Führer zum größten Teil erschlagen worden. Bald erfuhr der Feldherr, daß die zahlreichen Scharen der Germanen in einem dem Kriegsgotte heiligen Haine zur Schlacht versammelt seien. Die Nacht verging unter Vorbereitungen. Vor der Schlacht hielt Germanicus eine Rede ans Heer, die uns zeigt, wie ernst seine Lage gewesen und wieviel ihm am guten Ausgange gelegen war. Zur Ermutigung der Römer wird in dieser Rede die schlechte Bewaffnung der Deutschen beschrieben. Die Germanen, heißt es, seien in der Schlacht nicht so gefährlich, wie man aus der Größe ihrer Leiber schließe; denn ihnen fehle der Panzer, der Helm und der eisenbeschlagene Schild der Römer. Nur leichtes Flechtwerk und schwache bemalte Breter dienten ihnen als Schilde. Lanzen hätten nur die vordersten, die Hintermänner bloß Stangen und Spieße. Im Angriff tapfer, aber ohne Disziplin achteten sie auf der Flucht weder Ordnung, noch Gebot. In der Ebene Idistaviso, oder wie man korrigiert hat, Idisiaviso, ward folgenden Tages die Schlacht geschlagen. Die Lage dieser Ebene ist nicht näher bekannt. Zwischen der Weser und einer Hügelkette breitete sie sich unregelmäßig aus. Im Rücken erhob sich im Halbkreis ein Waldgebirge, von welchem die Germanen herabstiegen. Die Cherusker hielten die Höhen. Vor dem römischen Heere zogen die gallischen und germanischen Hülfstruppen auf; hinter ihnen die Bogenschützen; dann Germanicus mit den Legionen, den Reitern und den leichten Truppen; dann die Kohorten der übrigen Bundesgenossen.

In wohlberechneter Aufstellung hatte auch Arminius seine Scharen verteilt. Aber die wilde Kampfeslust seiner Cherusker, die den Römern schon öfters zustatten gekommen, ließ sich auch diesmal nicht halten. Vor der Zeit eilten sie von ihren Höhen herab und wurden von den Römern vorn, in den Flanken, im Rücken gefaßt. So wandten sie sich bald in wirrem Gedränge nach allen Seiten. Es hätte der acht siegverkündenden Adler, die sich dem Germanicus zeigten und die der römischen Einbildungskraft nie zu versagen pflegten, kaum bedurft. Vergebens suchte Arminius, obwohl schwer am Kopfe verwundet, durch Zuruf und Gewalt die Schlacht zu halten. Doch bahnte er sich, hoch zu Rosse gewaltig vordringend, aber vom Blute unkenntlich, mitten durch die Kohorten einen Ausweg. Man erzählte später, er sei schon gefangen gewesen, aber die Chaucen, denen er in die Hände gefallen, hätten den gefeierten Helden nicht festzuhalten gewagt. Viele Germanen kamen teils in der Schlacht, teils auf dem Rückzug in der Weser um. Manche stiegen in die Wipfel der Bäume und wurden von den Bogenschützen erlegt. Von der fünften Tagesstunde bis zur Nacht hatte die Schlacht gedauert, zwei Meilen weit war der Weg mit Leichen und Waffen bedeckt. Auf dem Schlachtfelde begrüßten die Römer den Germanicus als Imperator — das Zeichen des glorreichsten Sieges — und errichteten eine stolze Trophäe mit den Namen

der besiegten Völker. Das aber schmerzte die Germanen tiefer als ihre Wunden. Man hatte erwartet, sie bis über die Elbe zurückweichen zu sehen; jetzt eilten sie noch einmal zum Kampfe. Eine enge feuchte Ebene zwischen dem Flusse und der Waldung, von tiefen Sümpfen umzogen und auf einer Seite vom Grenzwall der Angrivarier gedeckt, ward diesmal zum Kampfplatz ausersehen. Hier stellte sich das Fußvolk auf; die Reiter legten sich als Hinterhalt in die Waldung.

Wenige Tage nach der ersten Schlacht bestanden hier zum zweiten male die Germanen einen langen und verzweifelten Kampf. Lange stürmte Germanicus vergebens gegen den Wall. Erst als die Wurfgeschosse aufgeräumt hatten, gelang den prätorischen Kohorten der Sturm. So drangen die Römer bis in den Wald. Schritt um Schritt ward gekämpft. Denn der von Sumpf und Strom umschlossene Ort bot keinem Teile einen Ausweg dar. Doch die schlechte Bewaffnung der Germanen gereichte ihnen wieder zum Nachteil. Ihr Körper war unbeschützt, und eng zusammengedrängt, konnten sie ihre Speere und die Kraft ihrer Leiber nicht gebrauchen. Sie erlagen den kurzen Schwertern der römischen Soldaten. Arminius, schwer verwundet, nahm an diesem Kampfe nicht teil. Sein Oheim Inguiomer führte die deutschen Krieger. Erbittert durch so zähen Widerstand, befahl Germanicus, alles nieder zu machen; denn nur die Vernichtung dieses Volkes könne den Krieg beendigen. Dennoch scheint diese Schlacht, die größte und letzte, welche ein Römerheer in Deutschland geliefert hat, keineswegs zum Vorteil des Imperators ausgefallen zu sein. Im Reitertreffen erklärten die Römer selbst den Sieg für unentschieden. Spät am Abend gingen sie zurück und bezogen ein festes Lager. Doch auch hier verweilten sie nur, um aus erbeuteten Waffen ein großes Siegesdenkmal aufzurichten mit der mehr stolzen, als wahrheitsgetreuen Überschrift: „Nach Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars und dem Jupiter und dem Augustus geweiht". Dann führte Germanicus, obwohl es erst mitten im Sommer war, das Heer zurück und gab Lager und Trophäen preis. Nur die Angrivarier wurden noch im Vorbeigehen heimgesucht. Einige Legionen gelangten auf dem Landwege wieder an den Rhein, die übrigen wurden auf der Ems eingeschifft. Ein Sturm zerstreute und vernichtete die Flotte, viele Soldaten kamen um, viele andere wurden in weite Ferne verschlagen. Des Germanicus Trireme ward ans Land der Chaucen geworfen, wo er lange verzweifelnd umherirrte und nur durch seine Begleiter am Selbstmorde verhindert ward. Ein Teil der Schiffe sammelte sich wieder. Auch mancher von den Schiffbrüchigen kam zurück und hatte Wunderdinge zu erzählen von Wirbeln und Strudeln, von ungeheuren Vögeln, Meerungeheuern, Tiermenschen und dergl., die er in der Angst gesehen haben wollte.

So große Anstrengungen und Verluste diesen Krieg auch bis jetzt begleitet hatten, sie vermochten den stolzen Geist des Germanicus nicht zu entmutigen. Im Gegenteil, größer als je war sein Verlangen, als Sieger aus diesen schweren Kämpfen hervorzugehen. Alles, was er besaß, setzte er daran, die ungeheuren Opfer, die der Krieg gekostet, wieder zu ersetzen. Und um die unerschöpflichen Hülfsmittel des römischen Reiches den staunenden Germanen zu beweisen, schickte er noch in demselben Herbste, gleich nach dem Schiffbruch der Flotte und dem Untergang so vieler Menschen, den Silius mit 33000 Mann ins Land der Chatten, er selbst mit einer noch größern Macht fiel verheerend ins Gebiet der Marsen ein. Hier soll er noch einen Legionsadler des Varus gefunden haben. Ja, als er nun die Winterquartiere bezog, mochte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß den Germanen der Mut entsinken und mit ihrer Unterwerfung der Krieg zuende gehen werde. Der Krieg ging wohl zuende, doch nicht so, wie er es sich gedacht. Der Kaiser Tiberius befahl, ihn einzustellen. Ihm schien der Nutzen dieses Krieges zu klein und der Ruhm des Neffen zu groß. Vergebens bat Germanicus, ihm nur noch ein Jahr zu lassen, um sein Unternehmen zu vollenden. „Große Schlachten habe er geschlagen", schrieb ihm der Kaiser zurück, „doch habe der Sturm noch größern Schaden angerichtet. Er, Tiberius, sei von Augustus neunmal nach Germanien geschickt worden und habe mehr durch Klugheit ausgerichtet, als durch Gewalt. Da die römische Ehre nunmehr gerächt sei, so möge man die Cherusker und die anderen widerspenstigen Völker ihren inneren Zwistigkeiten überlassen."

Mit den Feldzügen des Germanicus nahmen die römischen Waffen einen glänzenden Abschied aus dem innern Germanien. Die Teutoburger Schlacht ward durch sie gerächt, aber in ihren Folgen nichts geändert. Was schon Augustus gewollt, das führte Tiberius aus: das innere Deutschland ward aufgegeben. Zu den Gründen der Reichspolitik kamen noch Rücksichten anderer Art. Die Kriege in Germanien waren eine Schule großer Feldherrn und ein Schauplatz kühner Entwürfe gewesen. Hier waren die kaiserlichen Heldensöhne herangereift, neben deren strahlender Größe die Verworfenheit ihres Hauses nur um so tiefer im Schatten stand. Germanicus starb zwei Jahre darauf in Spanien durch Gift. Vorher feierte er noch in Rom einen glänzenden Triumph über alle germanischen Völker, die bis zur Elbe wohnten. Viele germanische Gefangene, auch Thusnelda mit ihrem armen Kinde, auch ihr Bruder Sigimund zogen in Sklavenketten auf. Der Vater Segestes sah vom Ehrenplatze diesem Schauspiele zu. Abbildungen der Berge, Flüsse und Schlachten wurden vorbeigetragen. Aber Germanien war und blieb frei und der Krieg in Germanien war beendet.

Die inneren Zwistigkeiten der germanischen Völker, auf welche Kaiser Tiberius gerechnet hatte, ließen nicht lange auf sich warten. So ging es schon

damals, im Anfange unserer Geschichte: auf die Tage großer Begeisterung und großer Thaten folgte eine Zeit des kleinen, erbärmlichen Haders. Doch zunächst, so lange Arminius lebte, trägt dieser Streit das Gepräge eines größern, politischen Charakters. Marbod, der Heerkönig der Markomannen, hatte sich an den deutschen Freiheitskriegen nicht beteiligt, nur darauf bedacht, die Grenzen seines Reiches zu erweitern. Die Semnonen und Langobarden waren von ihm abgefallen und hatten sich dem freien cheruskischen Völkerbunde angeschlossen, an dessen Spitze Arminius stand. Doch auch unter den Cheruskern trat die frühere Zwietracht der Häupter wieder hervor. Der ehrgeizige Inguiomer, der es zuerst mit den Römern und dann mit seinem Volke gehalten, konnte die Unterordnung unter des Bruders Sohn nicht ertragen. Er schloß sich mit den Seinigen dem Marbod an. Zwischen Arminius und Marbod kam es endlich zum Kampfe. Mit zahlreichen Heeren trafen sie auf einander; nicht in der alten Weise, mit vereinzelten Haufen, sondern in regelmäßiger Kriegführung, wie sie es von den Römern gelernt hatten. Arminius erinnerte die Seinen an die Siege, die sie im Freiheitskampfe errungen, während Marbod, der Trabant des Cäsar, des Vaterlandes Verräter, sich mit Geschenken den Frieden erkauft habe. Jener hingegen nannte den Arminius einen unsinnigen, treulosen Menschen, der den Varus hinterlistig überfallen und Weib und Kind in die Knechtschaft gestürzt habe. Mit unentschiedenem Ausgange ward gestritten. Doch zog sich Marbod zurück; denn viele gingen von ihm über zu Arminius, dem Vorkämpfer der Freiheit. In sein Land zurückgekehrt, rief endlich Marbod die Hülfe des Kaisers an. Tiberius versagte sie ihm, da er ihm ja vordem gegen die Cherusker auch nicht habe helfen wollen. Aber Drusus, der Sohn des Kaisers, stellte sich mit einem Heere an der Grenze auf, um seine Unterhandlungen mit beiden Teilen zu beginnen. — Diese römischen Unterhandlungen stürzten den Marbod ins sichere Verderben. Durch römische Intriguen ermutigt, benutzte Catualda, ein Heerführer der Gothonen, die mißliche Lage des Markomannenkönigs, brach in dessen Land ein und bemächtigte sich im Einverständnisse mit gewonnenen Markomannenhäuptlingen der Königsburg in Bojenheim und der von Marbod dort aufgehäuften Schätze. Marbod floh an die Donau und warf sich endlich den Römern in die Arme. Tiberius wies ihm den Aufenthalt in Ravenna an, angeblich als ehrenvolles Asyl, in Wahrheit als Haft. Eine Rede, die der Kaiser im Senate hielt, zeigte die Wichtigkeit des Mannes, der, wie Tiberius behauptete, den Römern gefährlicher gewesen, als einst Philippus den Athenern. Jetzt war er endlich in ihrer Gewalt und konnte dazu dienen, den süddeutschen Völkern mit seiner Rückkehr zu drohen. Noch achtzehn Jahre verbrachte Marbod in Italien ein ruhmloses Dasein. Nicht besser erging es bald nachher seinem Nachfolger, dem Gothen Catualda, dem, von den Hermunduren unter Vibilio verjagt, Forum Julium (Frejus) als Aufenthalt

angewiesen ward. Die Germanen, welche mit dem Marbod und dem Catualda herübergekommen, wurden wieder über die Donau gebracht, zwischen der March und Gussenbach angesiedelt und erhielten den Vannius, vom Stamme der Quaden, zum König.

Drei Jahr nach Marbods Niederlage starb Armin, nicht eines natürlichen Todes; er fiel, wie Tacitus bemerkt, durch die Arglist der Seinigen. In jener Zeit, etwas vor diesem Ereignis, verlas Tiberius im Senate den angeblichen Brief eines Chatten, Adgandestrius, der ihn um Gift gebeten habe, um den Arminius aus dem Wege zu räumen. Er aber habe es verweigert, und mochte sich deshalb wohl, wie Tacitus hinzusetzt, jenen alten Römern vergleichen, welche die Vergiftung ihres Feindes Pyrrhus verhinderten. Der furchtbare Hohn, welcher in dieser Nebeneinanderstellung liegt, erinnert uns sogleich an die zahllosen Mordthaten des Tiberius, erinnert uns an Germanicus, der am Gifte der kaiserlichen Kreaturen starb. Arminius mag wohl mit Gift verfolgt und durch Arglist umgekommen sein, nur muß es nicht gerade das Gift und die Arglist der Germanen gewesen sein. Doch über diesen Vorgängen liegt vollkommenes Dunkel. Wir besitzen über die letzten Schicksale des Helden keine Nachrichten. Wir erfahren nur, daß er, der Freiheitsheld, zuletzt verfolgt worden sei, weil er der Freiheit des Volkes nachgestellt und die Gewalt seines Heerfürstentums zu mißbrauchen versucht habe, um ein römisch geartetes Königtum zu gründen. Das soll den Haß des Volkes gegen römische Herrschaft, der noch größer als die Liebe zu seinem Helden war, auf ihn gelenkt haben. Doch gewisser noch mochte ein solcher Verdacht den Neid und die Feindschaft der kleinen Häuptlinge, „seiner Verwandten“ aufregen. So starb Arminius im 37. Jahre seines Lebens.

Zwölf Jahre hat er die Germanen als Heerfürst geführt, „in den Schlachten nicht immer siegreich, im Kriege unbesiegt. Nicht wie andere große Könige und Kriegsfürsten hat er die Römer in den Anfängen ihrer Macht bekämpft, sondern das Reich hat vor ihm gezittert, als es auf dem Gipfel der Weltherrschaft stand“. In diesen Worten faßt der große Geschichtschreiber der Römer sein Urteil über den ersten Helden unserer Nation zusammen. Groß und unberechenbar sind die Folgen seiner Thaten für Deutschland gewesen. Wie er die Stämme der Germanen zuerst zu großen Thaten vereinigt, zu einem großen Nationalgefühle erhoben hat, so lebte sein Andenken in den Liedern des Volkes fort. Den Schriftstellern im römischen Reiche war es nicht gegeben, von dem Freiheitshelden der Germanen viel zu sagen. Auf ihrem Standpunkte erscheint sein Bild nur in abgerissenen, aber auch so noch heldenhaften Zügen. Erst der hohe, ernste Geist des Tacitus hat es erschaut und begriffen und als ein echtes großes Heldenbild der Nachwelt überliefert“.

Armins jähes Ende war auch das Ende des deutschen Einheitsgedankens und deshalb auch die Rettung Roms auf die Dauer einiger Jahrhunderte. Wo germanisches und römisches Wesen im Laufe der nächsten 140 Jahre sich begegneten, da unterlag das erstere: am Rhein, an der Donau römisches Leben, römische Sitten; Rom baute die Straßen, Rom hatte den Handel, und Roms glänzende Legionen lockten die germanischen Jünglinge in immer größerer Zahl in ihre bewunderten Reihen. Der Südwesten, wo die Weltbeherrscher in den Besitz der Zehntlande kamen, wurde sogar alles verrömert. Auch im Osten begann Roms Arm nach Daciens schwerer Eroberung (106) die germanischen Stämme zu umklammern; der andere Arm hatte sich schon im J. 84 Britanniens bemächtigt: diese ungeheuren Krebsscheren griffen unaufhaltsam weiter aus! Sie wurden noch beizeiten durch einen allgemeinen Angriff meist suevischer Germanen: durch den sogenannten Markomannenkrieg (166 — 180) unschädlich gemacht. Nach Belgien, über den Rhein, über die Donau bis zum Adriatischen Meere hin flogen die jauchzenden Völker: Kaiser Commodus mußte den Frieden durch massenhafte Landanweisungen an den Grenzen und durch Aufnahme der Germanen ins Heer erkaufen. Noch einige Jahrzehnte — und die ungezählten Stämme erscheinen vereinigt in den großen Völkergruppen der freien Franken am Mittel- und Niederrhein, der schwerttragenden Sachsen von der Niederelbe bis zum Niederrhein, des Bundesvolks der Alemannen im Südwesten, und der Gothen, die von der Elbe und Weichsel gen Südosten ziehend die Römer über die untere Donau werfen, ein merkwürdiges, selbständiges Reich im Norden des Schwarzen Meeres und in den Karpathenländern aufrichten. Zwischen den Großen die Kleineren: an der Nordsee die Friesen, an der Elbe die Langobarden, am Rhein bei den Alemannen die Burgunder, in der Mitte die Thüringer. Alle aber in unruhiger Gährung, die meisten gen Süden drängend, besiegt und siegend; überall krachen die Fugen des Reichsgebäudes; Constantin sucht es durch den Kitt des Christentums zu festigen (c. 300); schon aber erhebt sich in diesem selbst die Zwietracht; schon öffnet sich auch das Gothentum dem welterobernden Glauben. Vielleicht, daß das Gothenreich ein reineres Christenreich wird, als Alt- und Neurom geworden! Vielleicht, daß jenes in staatlicher und religiöser Beziehung die Stammverwandten an und um sich krystallisiert, einen groß-germanischen und arianischen Staat neben dem römischen und athanasianischen begründet! Vielleicht, daß Europa Raum bietet für zwei christliche Großmächte, und daß der neue Glaube des Verzeihens und der Liebe die alten Gegensätze mildert! Da bricht aber auch schon der Todfeind aller und jeder Kultur, namentlich des Christentums, über Europas Grenzen hervor.

6. Die Schlacht bei Troyes (Châlons).

(451 n. Chr.)

Man wird kaum die Tragweite des Sieges der vereinigten Christenheere über die zahllosen Hunnenscharen Attilas ermessen können, wenn man sich nicht kurz vergegenwärtigt, was das Christentum für Europa bereits geworden war. W. Giesebrecht erzählt in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit unter anderm folgendermaßen: „Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner innern göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christentum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüter, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, der ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch grausame Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schar der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr den Ingrimm der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden. Aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Tau, unter dem die Saat des Evangeliums nur um so kräftiger aufschoß.

Das Christentum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer großen Gemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das große Gottesreich darstellen soll und die allerorten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem

Vorbilde der jüdischen Synagogen, die weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden überall ihre Verfassung und äußeren Ordnungen aus. Im Anfange galten alle ihre Mitglieder als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeinde mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, willig diente. Auch gab es kein äußeres Band, welches die einzelnen gleichberechtigten Gemeinden mit einander verknüpfte, obgleich sie alle durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in innigster Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannigfacher Art, sowohl in wie an den Gemeinden, hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich infolge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, der die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich zog und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er sich selbst wieder in eine vielgliedrige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an auch die Gemeinden unter einander zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter die Stadtgemeinden zurück, diese hinter die großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehen über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu beraten. Und unter den Metropoliten gewannen schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria, Rom, zu deren Range sich auch die von Konstantinopel und Jerusalem in der Folge zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung teils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, teils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen bald allein den Ehrennamen der Patriarchen in Anspruch, den früher alle Bischöfe führten, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Metropolit in Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler dastand und überdies seine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apostelfürsten Petrus selbst begründet war. So hatte die christliche Kirche durch sich selbst eine geordnete Gestalt gewonnen, die ihr einen festen Bestand zu sichern und ihr die Erreichung ihrer ewigen wie ihrer irdischen Zwecke zu erleichtern schien. Solche bestimmte Ordnungen erschienen um so unerläßlicher, als trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Not lehrte beten, und als in den Zeiten der entsetzlichen Bedrängnis die alten Götter taub blieben gegen die Bitten der Gläubigen, erstarb der Glaube an ihre Macht; die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die

Kraft des Gebetes wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den christlichen Gemeinden gefährliche politische Verbindungen gesehen und sie deshalb auf die grausamste Weise verfolgt. Constantin blickte tiefer; er erkannte, daß das Christentum für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben sei, so daß der Staat, im Kampfe mit ihm gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue unwiderstehliche Kraft gewinnen könne. Deshalb erklärte er sich offen für den Christenglauben, begünstigte die Bischöfe auf alle Weise und bereicherte die Kirchen. Die neue Hauptstadt sollte nach seinem Willen eine Christenstadt durch und durch gleich von ihren Anfängen sein. Der Übertritt zum Christentum, früher mit den härtesten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrscher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende seines Lebens empfing er selbst noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus ihrer engen Verbindung mit dem Staate der Vorteil, daß sie bei einer eben damals ihre ganze Existenz bedrohenden Spaltung ihren Zusammenhang nicht nur erhielt, sondern sogar stärker einigende Formen gewann. Schon hatten sich nämlich bedeutende Männer im Morgen- und Abendlande bestrebt, die großen Glaubenslehren des Christentums nicht allein mit dem Herzen aufzufassen, sondern auch geistig zu durchdringen und systematisch zu verbinden; eine theologische Wissenschaft entstand, mit ihr aber drohten sofort dogmatische Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu lösen. Die Lehre des Arius, daß Christus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen sondern gottähnlichen Wesens sei, bewegte zu jener Zeit die ganze Christenheit, erhitzte die Gemüter der Gläubigen gegen einander, und einer großen Trennung der Kirche schien kaum noch vorzubeugen. Da berief Constantin das erste allgemeine Konzil nach Nicäa, eine Reichssynode nach dem Muster der Provinzialsynoden, wie sie bisher allein bestanden hatten; hier wurde die Lehre des Arius von den versammelten Bischöfen verurteilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntnis festgestellt. Dem Beschluß der Bischöfe gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen und sicherte so die Einheit der rechtgläubigen Kirche und ihrer Lehre (325).

Aber bei weitem größer als der Gewinn, den die Kirche aus ihrer Vereinigung mit dem Staate zog, waren offenbar die Vorteile, die dieser durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ und „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!“, eine Religion, welche ihre Bekenner anweist, Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden Herrn, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam zu sein, und in diesem

Gehorsam ein Gott besonders wohlgefälliges Werk sieht, wie sie denn vor allem die Tugenden des Duldens und der Ergebung erhebt, welche endlich das unbefriedigte Herz des Menschen nicht auf ein irdisches Glück, sondern auf die Seligkeit der jenseitigen Welt verweist — eine solche Religion verhieß jenem Staate, den Constantin begründete, eine festere Grundlage zu geben, als sie die am feinsten berechnende Staatsklugheit gewähren konnte.

Und doch fand gerade in dieser Religion die neubegründete Despotie die Grenze ihrer Gewalt und stieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es schon nicht ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfassung damals noch in vielen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ, und so die aus dem Staat verjagte Freiheit sich gleichsam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrscher selbst in der Gemeinde sich als Brüder den Brüdern gleichstellen und sich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten, so war doch noch bei weitem wichtiger, daß in der christlichen Kirche innerhalb des Staates eine Macht festen Bestand erhielt, die, obschon in der Welt stehend, doch sich in ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Überirdischen verknüpft, die deshalb von keiner menschlichen Gewalt in ihrem innersten Wesen anzutasten ist, zumal sie die Verheißung hat, daß sie die Welt endlich überwinden wird. Und diese Macht hatte in den Bischöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbesiegbarer Gotteskraft furchtlos die Herrscher darauf hinwiesen, daß es eine äußerste Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenseit derselben das Gebot für die Christen stehe: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“.

Nach Constantin hat das Heidentum noch einmal die christliche Kirche zu überwältigen gesucht, der Zwiespalt über die Lehre brach abermals aus und der neugeschlossene Bund zwischen Kirche und Staat schien keineswegs gesichert, bis endlich Theodosius durch kaiserliches Edikt die Götzenopfer völlig verbot, den Arianismus als ketzerische Lehre im Römerreich ausrottete und das Nicänische katholische Glaubensbekenntnis zur unbestrittenen Geltung brachte (381). Seitdem war das römische Reich ein christlicher Staat, und die einige katholische Kirche wurde Staatskirche. Wie wenig aber die Bischöfe willenlos dem Kaiser sich zu beugen gedachten, erfuhr Theodosius an sich selbst. Wegen der Grausamkeiten, die er bei Bestrafung des aufständischen Thessalonich geübt hatte, schloß ihn der Bischof Ambrosius von Mailand von der Kirchenthür aus, rief ihm das Wort entgegen: „Du hast wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!“ und nahm ihn erst nach achtmonatlichen schweren Bußübungen wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Überall machte sich nun der Einfluß der Kirche in der Gesetzgebung des Staates geltend: die unsittlichen Schauspiele wurden aufgehoben oder beschränkt, das Los der Sklaven und Gefangenen gemildert, das Eheband gewann eine neue

Weihe, das Weib eine edlere und würdigere Stellung, die Waisen und Witwen traten unter den Schutz des Staates. Kirche und Staat beherrschten fortan mit- und nebeneinander das Leben der Menschen, und auf ihrem Verhältnis zu einander beruhte jede wichtige Entwickelung des Lebens. Zu einer schrankenlosen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war ihm möglich, die Macht der Kirche über die Seelen zu brechen.

Es war die Frage, ob es diesem neubegründeten und mit der christlichen Kirche so eng verbündeten Reiche nicht endlich doch gelingen würde, der Germanen Herr zu werden und sie dauernd zu unterwerfen. Leicht war die Aufgabe nicht, zumal die Germanen schon die Waffen des Reiches fast allein in Händen hatten und mit ihnen die Entscheidung selbst in den wichtigsten inneren Fragen herbeiführten. Alamannische Söldner waren es, die Constantin zuerst zum Kaiser ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Teil aus Germanen gebildet hatte, überwand er dann seine Widersacher und stieg zur Alleinherrschaft auf; an seinem Hofe zu Konstantinopel bildeten die Franken eine wichtige Partei und er war der erste, der die Ehren des römischen Konsulats einem Franken erteilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber so oft sie sich erboten, ihm gegen Sold, wenn er es verlangte, ein Hülfsheer von 40 000 Mann zu stellen, machte er mit ihnen Friede und Bündnis; auch in den Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger lag die Hauptentscheidung bei den Germanen. Mochte man nun auch einzelne germanische Häuptlinge mit empörender Hinterlist bekämpfen und ihre Scharen vernichten, mochte man den Schrecken, wie man sagte, als Grenzwächter setzen, mochte selbst der tapfere Julian noch einmal siegreich in die deutschen Länder eindringen: solche Siege fruchteten nichts für die Dauer, und der Schrecken war nicht wie man wähnte eine unübersteigliche Mauer. Zu gut kannten die Germanen schon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre Stärke bestand. Bald nach Julians Tode hatte Valentinian wieder unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen; er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu schützen, indem er die Franken gegen sie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römischen Truppen einsetzte. Zu derselben Zeit vermochte sein Bruder Valens, der als Mitkaiser im Osten regierte, schon nicht mehr die Westgothen vom Reiche fern zu halten. Wie hätten da noch die Römer sich stolzen Siegeshoffnungen hingeben können!

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der schon ein halbes Jahrtausend die Geschichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günstig entscheiden? In der That, hätte der blutige Hader der widerstrebenden Nationalitäten zuletzt in einem Kriege zwischen Christentum und Heidentum geendet, so wäre der letzte Ausgang desselben unzweifelhaft siegreich für Rom gewesen. Aber ein Glaubenskrieg

wurde nicht gekämpft. Denn bereits hatten das Christentum nicht nur einzelne Deutsche angenommen, sondern auch das große Volk der Gothen wandte sich in der Mehrzahl ihm zu. Noch ehe Theodosius die christliche Kirche als Staatskirche anerkannt hatte, war der Glaube an Christus schon bei dem mächtigsten deutschen Stamme verbreitet.

Nicht allmählich ist der alte Glaube der Germanen erstorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war; nicht glaubenslos waren sie, als das Evangelium zu ihren Ohren und Herzen drang, sondern schnell und gleichwie durch besondere Fügung trat die neue Lehre an die Stelle der alten: sie wurden bekehrt wie Paulus vor Damaskus. Und was zog die Deutschen so schnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und fesselte sie an dieselbe mit unwiderstehlicher Macht? Man hat wohl darauf Gewicht gelegt, daß ihre alten Glaubenslehren zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weise auf die dem Christentum eigentümlichen Dogmen hinweisen, sodaß sie in diesem gewissermaßen ihre Erklärung und Erfüllung fänden; so habe sich, meint man, bei den Germanen ein naturgemäßer leichter Übergang vom Heidentum zum Christentum gebildet. Aber sehr viel wirksamer war doch ohne Zweifel, daß alle jene tiefsten Lehren von Christus als dem Erlöser der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet ist, von dem unmittelbar persönlichen Verhältnis des Menschen zu seinem himmlischen Vater und zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinschaft der Christen — daß alle diese Lehren unmittelbar mit dem natürlichen Freiheitssinn der Germanen, mit ihrer ureignen Neigung: in den höchsten wie in den kleinsten Dingen überall ein persönliches Verhältnis festzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Wesen im innersten Einklang standen, sodaß alles, was bisher als dunkle Ahnung in ihrem Bewußtsein geschlummert hatte, durch das Evangelium ihnen licht und klar wurde. Und dann ist das Christentum eine Religion des Kampfes; Christus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie zugleich mit liebreicher Huld im Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sichern Lohn — ein solcher streitender Glaube war vor allem den Germanen faßlich. Als Kriegsfürsten stellten sie sich den Heiland vor, als Dienstmannen seines Heeres sahen sie sich an, ihr Verhältnis zu ihm war das der unverbrüchlichen Diensttreue, das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältnis, das sie kannten.

Während die römische Welt auf die Feststellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienstes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein besonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Christentum innerlichst mit dem Gemüte; sie suchten nichts mit größerer Sehnsucht, als sich im Glauben der Person des Erlösers zu vergewissern und sich in Treue mit ihm auf das engste zu verbinden. Deshalb schlossen sie sich auch wohl zuerst der

wenn nicht tiefern, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Person Christi an, weil in ihr der Heiland ihnen menschlich näher trat, von ihrer Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte. Wie sie in allem den Inhalt des christlichen und kirchlichen Lebens ihrer eigentümlichen Denk- und Sprechweise anzupassen suchten, um ihn sich möglichst nahe zu bringen, so wurde auch das Christentum in deutscher Sprache ihnen sofort Bedürfnis; erst in der Muttersprache drang das Wort Christi mit seiner vollen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz. Das erste deutsche Buch, von dem wir wissen, ist die noch teilweise erhaltene Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Vulfila.

Nur sehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte hat sich das Christentum zu allen deutschen Stämmen verbreitet. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern vorangeschritten; sie waren es auch, die zuerst den Versuch machten, auf breiter Grundlage einen großen staatlichen Verband herzustellen, ein Völkerreich neben dem römischen zu errichten. Der lebhafteste und unternehmendste von allen deutschen Stämmen, waren die Gothen ebenso beflissen als fähig, fremde Güter, sobald sie dieselben nur als Güter erkannt hatten, bei und in sich aufzunehmen; wie sie zu siegen verstanden, wußten sie auch mit edler Milde die Besiegten zu schonen und gerecht über Unterworfene zu herrschen. Ein solches Volk schien wert zu gebieten, und daß es schon von altersher unter erblichen Königen gestanden und Gehorsam gegen Königsgebot gelernt hatte, mußte ihm den Weg zur Herrschaft über andere Völker erleichtern. So gelang es den Gothen, als Kaiser Aurelian Dacien aufgegeben und sie das Land besetzt hatten, von der untern Donau aus ein weitausgedehntes Reich zu gründen.

Von der Theiß bis zum Schwarzen Meere und zu den Mündungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zum Gestade der Ostsee erkannten zahlreiche germanische und halbgermanische Volksstämme ihre Herrschaft an, wie die Alanen, Bastarnen, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, dann römische Kolonisten in Dacien, endlich im Osten und Norden Sarmaten und Slawen, Litauer und finnische Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reiches zusammengewürfelt und die Verbindungen derselben gewiß sehr lose. Wie die Herrschaft geübt wurde, wissen wir nicht, aber die Zeichen geistiger Bildung und eine gewisse Kultur haben dem Reiche nicht gefehlt. Am Schwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, die sich unter den Gothen nach langem Verfall erholten, die Äcker in Dacien wurden besser bebaut als vordem, eine eigene Schriftsprache bildeten die Gothen aus und zeichneten ihre gesetzlichen Vorschriften auf.

So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südosten Europas an den Mündungen der Donau und am Schwarzen Meere ein deutsches Volk unter königlicher Herrschaft ein Reich gründete, an das sich große Hoffnungen

knüpften. Wäre hier die Kraft des gothischen Stammes unzersplittert und unerschüttert geblieben, wie anders würden sich die Schicksale nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas gestaltet haben! Aber eine so außerordentlich merkwürdige Erscheinung dieses Gothenreich war, ebenso schnell ging sie vorüber und gewann keine andere Bedeutung, als den Deutschen zu zeigen, daß auch ihnen die staatenbildende Kraft nicht fehle. Und welcher Gewinn war es nicht, daß den Geistern einmal aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieses Kaiserreich Roms, und eine andere Kirche, als die, welche sich die allgemeine nannte und mit der Herrschaft der Kaiser im Bunde stand!

Als um das Jahr 370 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt wie es war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen nomadisierenden Horden nicht lange stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; der größte Teil der Westgothen dagegen, die bereits von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung bestanden und bei denen das Christentum vornehmlich Eingang gefunden hatte, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200 000 streitbare Männer wurden mit Weib und Kind von Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der untern Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, über den sich die römische Beamten aber bald genug wegsetzten. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von den Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers (378). Valens wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich. Dem neuen Kaiser gelang es, mit den Gothen wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Konstantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen Donau und Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thrakien und Kleinasien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Schon war das ganze Ostreich mit Gothen überschwemmt, die Legionen waren von ihnen erfüllt, und bald sah man sie auch am Hof zu Konstantinopel den mächtigsten Einfluß üben: das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers, Gothen wurden die vertrautesten Genossen des Kaisers, Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; der strenggläubige Kaiser sah sogar den Gothen die Hartnäckigkeit nach, mit der sie an ihrem arianischen Irrtum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und lag in der größten Verwirrung, welche der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt hier an sich zu reißen. Da erhob sich gegen

ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius geteilt hatte (395). Denn unmöglich schien es, die Einheit festzuhalten, nachdem sich in Sitte und Sprache bereits ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte, als selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr auseinandergingen; auch machten die Angriffe, welche oft auf die Grenzen des Reiches im Osten und Westen zu gleicher Zeit gerichtet wurden, eine festgeordnete Teilung der Kräfte des Reiches nötig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den bessern und gesicherteren Anteil hielt; Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, welches der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen die Westgothen nach kurzer Zeit von neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste und tapferste Geist unter ihnen hervorthat, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balten. Siegreich durchzog er mit seinen Gothen Thrakien und Makedonien und verbreitete solchen Schrecken, daß man ihn zu begütigen suchen mußte. Als zwischen den Höfen zu Konstantinopel und Rom Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Konstantinopel nicht allein für sich selbst Ruhe zu gewinnen, sondern auch den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängnis versetzte.

Man hatte sich nicht verrechnet; im Jahre 401 fiel Alarich in Italien ein. Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die zum Ärger der Christenheit am Ostertage 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Ausgang. „Wir siegten im Kampfe", sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho schloß endlich mit Alarich einen Vertrag, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyrien, das zum abendländischen Reiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Konstantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn gegen Konstantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche, im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich den kühnen Mut, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügellose Massen der verschiedenartigsten Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mitteleuropas, welches der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und mehr als eine halbe Million Menschen folgten seinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verliehen, ihnen das Blut aller Römer zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man in Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Menge ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären der Götzen opfern. Aber der Sturm toste aus. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in seinen Dienst genommen, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Scharen; überdies wütete der Hunger in der großen und zügellosen Masse. Der größte Teil des Heeres fand in Italien den Tod und nur spärliche Überreste kamen nach den Alpen zurück. Radagais selbst geriet in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Not Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämtlich in ihre Gewalt, Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt. Die Länder der Helvetier und einen Teil Rhätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über den Rhein und die Donau gingen; das südliche Gallien verheerten die Sueven, Alanen und Vandalen, zogen aber bald meist weiter über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten; an den Küsten Galliens landeten die Sachsen und nahmen die sichersten Hafenplätze ein. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlandes gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen so großer Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangern Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verrats an, mit Fassung ertrug er den Tod. Die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reiches herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden zum großen Teil niedergemetzelt. Was sich von ihnen retten konnte, flüchtete zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt; gegen Rom zückte er das Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte der Westgothenkönig im Jahre 408 gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie etwa eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug des Feindes zu erkaufen. Und schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und verließ sie nicht eher, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger zum dritten male vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August des Jahres 410. So war es denn zu dem äußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange geahnt hatten, wenn sie auf die Verderbnis Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß, ihren Boden stampfte der dröhnende Huf fremder Reiterscharen, und dem Schwerte des Bezwingers mußte der stolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgnis für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben", dennoch zeigte er sich hochherzig und milde im Siege. Ein Teil der Stadt ging freilich beim Sturme in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unteritalien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermutet inmitten seiner Siege. Die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Eroberer Roms, in dem Bett des Busento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolkes wurde Athaulf, der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs, zum König erhoben; Mut und Geist strahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer.

Das Schicksal Roms lag in Athaulfs Händen, und wie er selbst später gestand war sein erster Gedanke, den römischen Namen auszulöschen, alles Römerland seinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Es fehlte ihm weder an Kraft noch an Geist, um ein solches Werk anzugreifen. Aber die Erwägung, daß seine Gothen nicht nach einem für alle gleichen Rechte regiert werden und ohne ein solches Recht der Staat nicht bestehen könnte, ließ ihn von demselben abstehen; nicht minder hielt ihn wahrscheinlich die Liebe zu Honorius' Schwester Placidia zurück, die als Gefangene oder als Geisel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Schönheit und die Feinheit ihrer Bildung den jungen germanischen

Fürsten bezaubert hatte. Athaulf stand von seinem ersten Vorhaben ab und setzte sich nun zum Ziel, mit den Kräften der Gothen das römische Reich herzustellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaisers zog Athaulf nach Gallien, das großenteils in den Händen der Germanen war, und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer, unterwarf einen Teil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers zu Rom und nahm sich in der Vermählung mit Placidia den langersehnten Lohn. Aber gerade diesen Lohn mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte alsbald gegen das Reich, das er hatte verteidigen wollen, sein Schwert ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen ging, um auch spanisches Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand. Nach seinem Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseit der Pyrenäen fort; erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Teile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land. Die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen nach Afrika hinüber, wo sie auf der Stelle des alten Karthago eine Kriegsherrschaft gründeten (429) und sich als Seeräuber geraume Zeit allen Völkern am Mittelmeere furchtbar machten; das Volk der Alanen unterwarf sich diesseit und jenseit der Pyrenäen den Gothen.

Denn auch auf gallischem Boden, wo noch immer die Könige der Westgothen ihren Herrschersitz zu Toulouse hatten, war inzwischen weiter und weiter die Macht ihres Volkes ausgebreitet worden, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft Galliens zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Gothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen: aber schon beschritten auch die Burgunder selbständig die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von neuem verheerend das Land durchzogen. Zum letzten male brachte hier den römischen Namen zu Ehren der treffliche Aëtius, als er nach Honorius' Tode für den unmündigen Valentinian III. die Regierung führte. Er war von vornehmer Abkunft, am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, hatte er sich doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut gemacht; Arbeit galt ihm als Lust; Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben; dabei war er ohne Habsucht, ohne niedere Leidenschaften, gegen die Einflüsterungen schlechter Ratgeber taub. Gab es einen Mann, um Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nach einander, überwältigte den innern Krieg und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen her. Aber doch konnte auch

er den germanischen Eroberungen in Gallien nicht wehren. Die Westgothen drangen nördlich bis zur untern Loire vor; die Burgunder breiteten sich, nachdem sie ihre Herrschaft in Obergermanien durch unglückliche Kämpfe gegen Römer und Hunnen verloren und neue Wohnsitze im Juragebirge und auf der Westseite der Alpen gewonnen hatten, von hier nach und nach bis zur obern Loire aus; in ihre alten Wohnsitze in Obergermanien rückten Alamannen ein. Das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem Könige Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Das römische Reich bewahrte von Gallien nichts als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen so überall in Gallien vordrangen, begannen sie auch bereits jenseit des Ozeans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, eine leichte Beute jedes Feindes. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, von sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land ohne Leitung und Führung in der hülflosesten Lage. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Bischof Germanus von Auxerre, der von Gallien hinübergekommen war und durch die eindringliche Kraft seiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermutigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachsen, aber bald drangen die Feinde von neuem in das offene Land, und vergeblich wandten sich die Briten im J. 446 an Rom um Beistand. „Die Barbaren", ließen sie Aëtius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken." Von Aëtius zurückgewiesen, gaben sie sich endlich in den Schutz sächsischer Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Scharen ihres Volkes und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit verbreiteten deutschen Stammes, griffen dann die Briten selbst an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel ausdehnten. Die Briten, von der unwiderstehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen teilweis ihr Inselland und wandten sich zu ihren Stammgenossen an der Nordwestküste Galliens, wo sich das keltische Wesen noch am reinsten gegen das Römertum behauptet hatte und durch sie jetzt neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens suchten dann auch die Britannen, die der heutigen Bretagne den Namen gegeben haben, mit den Waffen sich gegen Gothen und Römer eine selbständige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Alamannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — kämpften um den Besitz Galliens,

alles war hier in wild gährender Bewegung; da führte 451 auch der Hunne Attila ein gewaltiges Heer (zu 700000 Mann wird es angegeben) über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis zur Loire, in glücklichen Kämpfen vor.

Einst schien sich an der untern Donau der Kampf zwischen Römern und Deutschen entscheiden zu sollen, aber vor einem gewaltigern Feinde hatten hier die streitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die östlichen germanischen Stämme waren den Hunnen erlegen, Konstantinopel zahlte demselben Feinde Tribut und hatte ihm die Donaumündungen geräumt. Römer und Germanen in gleicher Weise beugten sich im Osten vor den Mongolen. Aber im Westen hatten die Deutschen den Streit gegen Rom sofort aufs neue begonnen und mit besserem Erfolge geführt, als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert, und auf gallischem Boden schien sich entscheiden zu sollen, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon neigte sich hier der Sieg wahrscheinlich den Germanen zu, als auch hier der Mongole herbeistürmte, um die auf dem neuen Plan streitenden Kämpfer zu überfallen und in gleicher Weise zu unterwerfen. Nicht darum handelte es sich in diesem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder den Germanen gehören, sondern ob das ganze Europa den Hunnen dienstbar werden sollte.

So fürchterlich schon früher die Beutezüge der hunnischen Horden gewesen waren, so gewannen sie doch eine neue, noch vernichtendere Gewalt, seitdem Attila die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in seiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zusammenhang kam jetzt erst in die mannigfachen Unternehmungen des siegreichen Volkes, dessen Schreckensherrschaft sich unter einem Haupte dauernd zu befestigen drohte. Alle Stämme des innern Germaniens mußten sich Attila beugen, sobald sie angegriffen wurden. Die östlichen deutschen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Konstantinopel und Rom brachten ihm zitternd Tribute dar; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und Elbe war sein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Persönlichkeiten nicht arm, aber sie alle verdunkelte die außerordentliche Erscheinung dieses Mongolenhäuptlings. Nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker zusammengefallen, erschlafft oder gelöst waren, vermochte ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote standen als ein heller Blick, fester Wille und kühner Mut, eine so einzige Stellung zu gewinnen.

An den östlichen Grenzen Daciens hatte er sich seine Residenz erwählt. In Eile war sie aufgeführt und bestand nur aus hölzernen Gebäuden, aber sie war weitläufig, volkreich und alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten; unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte sie in sich. An dem Hofe des Chans herrschte die ausgesuchteste Pracht, die sogar Griechen und

Römer in Verwunderung setzte; selbst an geistigen Genüssen fehlte es nicht, denn aus den entferntesten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürsten lebhafte Geister herbei. Gesandtschaften aus allen Teilen der Welt begegneten sich hier, neben der hunnischen Sprache wurde die gothische, lateinische und griechische nebeneinander gehört. Attila selbst ließ in seiner Körperbildung seinen Ursprung nicht verkennen; er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Gesichtsfarbe war dunkel, die Nase aufgestülpt, die Augen klein, und der Bart nur spärlich. Aber stolz trat er auf, und das Auge blitzte nach allen Seiten; Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die einen ernsten, fast finstern Ausdruck hatten. Er lebte einfach, aus hölzernen Gefäßen nahm er Speise und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von den anderen Hunnen. Aber darum wollte er doch als Herr der Welt anerkannt und geehrt sein. Als man ihm einst ein Bild zeigte, auf dem die römischen Kaiser auf goldenem Throne sitzend dargestellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Hunnen, ließ auch er sich auf seinem Königsstuhl abbilden und vor ihm die römischen Kaiser, wie sie Geldsäcke herbeischleppten und vor ihm ausschütteten. Er war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem Blick die ganze Welt überschaute. Es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah, mit seinem Einfluß leitete er den Hof zu Konstantinopel, zu Rom lauschte man auf sein Wort, zu Karthago bei dem Vandalenkönig fand man seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er in Händen zu haben wähnte, glaubte er seinem Willen die ganze Welt beugen zu können".

Eine große weite Ebene, die Catalaunischen Felder der Alten, dehnt sich weit und breit um die Stadt Châlons, im Nordosten von Frankreich, aus. Lange Reihen von Pappelbäumen, die den Lauf der Marne bezeichnen, und wenige zerstreut liegende Dörfer sind die einzige Unterbrechung im größten Teile dieser einförmigen Gegend. Aber etwa 1½ Stunden von Châlons, bei den kleinen Dörfern Chape und Cuperly, zeigt der Boden Reihen von begrasten Erdhügeln und daneben Gräben, die deutlich das Werk von Menschenhand in vergangenen Jahrhunderten erkennen lassen und die dem geübten Auge zeigen, daß dieser stille Fleck einst das befestigte Lager eines ungeheuren Kriegsheeres war.

Die lokale Tradition giebt diesen alten Erdwerken den Namen: „Attilas Lager"; auch ist kein Grund vorhanden, die Richtigkeit dieser Benennung in Frage zu stellen, oder zu bezweifeln, daß wirklich hinter diesen Wällen vor 1400 Jahren der mächtigste heidnische König, der je in Europa regierte, die Überreste seiner ungeheuren Armee musterte, welche auf dieser Ebene gegen die christlichen Heere von Toulouse und Rom gekämpft hatte. Hier war es, wo Attila sich vorbereitete, seinen Besiegern bis auf den Tod zu widerstehen; hier türmte er die Schätze seines Lagers zu einem großen Haufen empor,

welcher sein Scheiterhaufen werden sollte, wenn sein Lager gestürmt würde. Hier war es, wo die gothischen und römischen Streitkräfte ihren Feind in seiner Verzweiflung bewachten, aber ihn nach jenem großen und schrecklichen Schlachttag nicht anzugreifen wagten.

Der Sieg, welchen der römische Feldherr Aëtius mit den ihm verbündeten Gothen hier über die Hunnen davontrug, war der letzte Sieg des kaiserlichen Roms. Aber in der langen Kette seiner Triumphe sind wenige, die an Wichtigkeit und schließlichem Vorteil für die Menschheit vergleichbar sind dieser letzten Waffenthat. Jedoch sie öffnete keine neue Siegesbahn für Rom, sie befestigte nicht die Trümmer seiner Macht, sie hemmte nicht die rasch verlaufende Ebbe seines Glückes. Die Mission des kaiserlichen Roms war bereits erfüllt. Es hatte die Civilisation Griechenlands angenommen und dieselbe in all seinen Provinzen verbreitet; es hatte die Schranken engherziger Nationalität unter den verschiedenen Staaten und Volksstämmen, die um die Küsten des Mittelländischen Meeres wohnten, zerbrochen; es hatte diese und viele andere Völkerschaften in ein wohl organisiertes Kaisertum verschmolzen, sie durch gleiche Gesetze, gleiche Verwaltung und gleiche Einrichtungen zusammengehalten. Unter dem Schutze seiner vollen Macht war der wahre Glaube auf Erden entstanden, und während seines Falles war er zur Reife gediehen und hatte sich über alle Provinzen, die je unter seinem Scepter standen, verbreitet*).

Die Herrschaft der Siebenhügelstadt hätte zu keinem heilbringenden Zweck für die Menschheit wiederhergestellt oder verlängert werden können; aber es war außerordentlich wichtig für die Menschheit, welche Völker Roms reiche Erbschaft an Macht unter sich teilen würden: ob die germanischen Krieger aus den Bruchstücken seines Territoriums Staaten und Königreiche bilden und freie Mitglieder des Gemeinwesens des christlichen Europa werden würden; oder ob die heidnischen Wilden aus den Steppen Mittelasiens die Überreste einer klassischen Bildung und die ersten staatlichen Einrichtungen der getauften Germanen in dem trostlosen Chaos einer barbarischen Eroberung vernichten würden. Die christlichen Westgothen Theodorichs fochten und siegten bei Troyes neben den Legionen des Aëtius. Ihr gemeinsamer Sieg über die Hunnen rettete nicht nur eine zeitlang das alte Rom vor Vernichtung, sondern sicherte auch dem germanischen Element für Jahrhunderte die Macht und den Ruhm der Civilisation des modernen Europa.

Um die Wichtigkeit der Schlacht von Troyes für die Menschheit ganz würdigen zu können, müssen wir fest im Auge behalten, wer und was die Germanen waren und welcher große Unterschied zwischen ihnen und den anderen Völkern bestand, die das römische Reich angriffen: dabei ist zu bemerken,

*) Siehe die Einleitung zu Rankes „Geschichte der Päpste“.

daß die gothischen und skandinavischen Völker in die germanische Rasse mit eingeschlossen werden. Die Germanen unterschieden sich von den sarmatischen und slawischen, sowie von allen anderen Völkern, welche die Griechen und Römer mit dem Namen Barbaren bezeichneten, durch zwei bemerkenswerte Eigenschaften: durch ihre persönliche Freiheit und ihre Ansichten über Menschenrechte, dann durch die Achtung, die sie dem weiblichen Geschlecht zollten, und durch die Sittsamkeit, deretwegen die germanischen Frauen unter allen Völkern des Nordens berühmt waren. Dies waren die Grundlagen jener Biederkeit des Charakters, jener Selbstachtung und Sittenreinheit, welche bei den Germanen und Gothen schon in den heidnischen Zeiten zu finden sind, und welche, nachdem ihre Gefühle durch das Christentum geläutert worden waren, jene herrlichen Charakterzüge hervorbrachten, welche das Zeitalter des Rittertums und der Romantik charakterisieren. Welche Folgen die Vermischung des germanischen Elements mit dem klassischen bei dem Fall des weströmischen Kaiserreiches für die Menschheit gehabt hat, ermessen wir am besten, wenn wir beobachten, über welch großen Teil der Erde der Einfluß des germanischen Elementes jetzt verbreitet ist.

Er erstreckt sich mehr oder weniger über den ganzen Westen von Europa, vom Norden des Bothnischen Meerbusens bis zum südlichsten Vorgebirge Siciliens, von der Oder und dem Adriatischen Meer bis zu den Hebriden und bis Lissabon.

Die Sprache, welche in einem großen Teil dieses Ländergebietes gesprochen wird, ist zwar nicht vorherrschend die germanische, aber selbst in Frankreich, Italien und Spanien hat der Einfluß der Franken, Burgunder, Westgothen, Ostgothen und Langobarden nicht nur der Sprache, sondern auch dem Blut und den staatlichen Einrichtungen sichtbar und unauslöschlich seinen Stempel aufgedrückt. Deutschland, die Niederlande, der größte Teil der Schweiz, Dänemark, Norwegen, Schweden und England sind alle in Sprache, Abstammung und Gesetzen entschieden germanisch. Aber ganz Südamerika ist bevölkert von Spaniern und Portugiesen, ganz Nordamerika und Australien von Engländern. Abgesehen von dem stets steigenden Einfluß der germanischen Rasse in Afrika und in Indien: es ist genug, daß halb Europa und ganz Amerika und Australien mehr oder weniger vollständig in Sprache, in Abstammung, oder in Gesetzen, oder in allem germanisch ist.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts hatten sich germanische Völker in vielen der schönsten Provinzen des römischen Kaiserreiches niedergelassen, hatten die Einwohner derselben unterjocht, während die Römer bis zu einem beträchtlichen Grad jenen moralischen Sieg über sie erlangten, welchen die Künste und feineren Sitten der Besiegten so oft über die rohen Sieger davongetragen haben. Die Westgothen besaßen den Norden von Spanien und Gallien südlich von der Loire; Franken, Alamannen, Alanen und Burgunder

hatten sich in andern gallischen Provinzen festgesetzt, und die Sueven waren Herren eines großen Teils des südlichen Spaniens. Ein Vandalen-König regierte in Nordafrika und die Ostgothen hatten sich in den nördlichen Provinzen Italiens festgesetzt. Von all diesen Mächten und Staaten war der der Westgothen unter ihrem König Theodorich, dem Sohn des Alarich, bei weitem der erste an Macht und Bildung.

Der Druck, den die Hunnen auf Europa ausübten, war — wie wir oben gesehen — zum ersten mal im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fühlbar geworden; sie waren lange dem chinesischen Kaiserreich furchtbar gewesen, aber die Waffengewalt, die ein anderer nomadischer Stamm aus Mittelasien über sie errang, trieb die Hunnen von ihren Eroberungen in China westwärts; und nachdem diese Bewegung einmal der ganzen Kette barbarischer Völker, die nördlich vom Schwarzen Meer und dem römischen Reich wohnten, mitgeteilt worden war, brach ein Stamm wilder Krieger nach dem andern über die Grenzen des civilisierten Europa. Die Hunnen überschritten die Tanais im Jahre 375 und unterwarfen rasch die Alanen, die Ostgothen und andere Stämme, die damals an der Donau entlang wohnten. Die Armeen des römischen Kaisers, welche ihr Vordringen aufzuhalten versuchten, wurden aufs Haupt geschlagen, und Pannonien und andere Provinzen südlich von der Donau wurden eilig von der siegreichen Reiterei dieser neuen Eindringlinge besetzt. Nicht nur die entarteten Römer, sondern auch die kühnen und rauhen Krieger Germaniens und Skandinaviens erschraken vor der Zahl, der Wildheit, der abschreckenden Häßlichkeit und der blitzähnlichen Schnelligkeit der Hunnen. Seltsame und scheußliche Märchen wurden erfunden und geglaubt, welche den Ursprung derselben auf die Verbindung heimlicher, schwarzer, mitternächtiger Hexen mit den bösen Geistern der Wüste zurückführten.

Volk um Volk, Stadt um Stadt fiel vor ihnen. Dann trat eine Pause in ihrer Siegesbahn im südwestlichen Europa ein, wahrscheinlich veranlaßt durch Zwistigkeiten unter ihren Häuptlingen und auch weil sie ihre Waffen zu Angriffen auf skandinavische Völker brauchten. Aber als Attila (oder Etzel) ihr Anführer wurde, richteten sich ihre Waffen mit vermehrter Gewalt gegen den Westen und Süden und ihre Myriaden marschierten unter der Führung eines gewaltigen Geistes zum Umsturz der neuen und alten Mächte der Erde.

Attilas Ruhm ist nicht durch die parteiische und verdächtige Vermittelung der Chronikschreiber und Dichter seines eigenen Volkes bis auf uns gekommen. Nicht von hunnischen Autoritäten erfahren wir, wie umfassend seine Macht war, sondern von seinen Feinden, aus der Litteratur und den Sagen der Völker, die er mit seinen Waffen heimsuchte, erhalten wir den unzweifelhaften Beweis seiner Größe. Neben den ausdrücklichen Erzählungen byzantinischer, lateinischer und gothischer Schriftsteller haben wir den besten Beweis von der traurigen Wirklichkeit seiner Eroberungen, wenn wir ermessen, bis zu welcher Aus-

dehnung er und seine Hunnen den Stoff zu den frühesten deutschen und skandinavischen Dichtungen lieferten. Durch ihre Wildheit tragen viele dieser Sagen sicheres Zeugnis für den Schrecken, in dem das Andenken Attilas bei den kühnen Kriegern stand, welche dieselben verfaßten und sich daran ergötzten. Attilas Heldenthaten und die Wunder seines überirdischen Pferdes und Zauberschwertes kehren zu verschiedenen malen wieder in den Sagen Norwegens und Islands; und das Nibelungenlied ist voll von ihnen. Etzel oder Attila ist darin als Träger von zwölf mächtigen Kronen geschildert; er verspricht seiner Braut die Länder von dreißig Königen, die sein unwiderstehliches Schwert alle unterworfen. Er ist thatsächlich der Held des zweiten Teiles dieses merkwürdigen Gedichtes und ein großer Teil der Handlung geht in seiner Hauptstadt, der Etzelnburg in Ungarn, vor sich.

Wenden wir uns von dem sagenhaften zu dem historischen Attila, so sehen wir deutlich, daß er kein gewöhnlicher barbarischer Eroberer war. Vollkommene militärische Geschicklichkeit kann in seinen Feldzügen nachgewiesen werden; er verließ sich bei der Vergrößerung seines Reiches weit weniger auf die rohe Gewalt seines Heeres, als auf den unbegrenzten Einfluß, welchen ihm sein großer Geist über die Zuneigung von Freunden und die Furcht von Feinden erwarb. Außerordentlich mäßig im Privatleben, peinlich gerecht auf dem Richterstuhl, angesehen bei einem Volk von Kriegern wegen seiner Kühnheit, Kraft und Geschicklichkeit in jeder kriegerischen Übung, ernst und bedächtig im Rat, aber rasch und unbarmherzig in der Ausführung, gewährte er Schutz und Sicherheit allen, die unter seiner Herrschaft standen, führte jedoch einen Vernichtungskrieg gegen alle diejenigen, welche sich ihr widersetzten, oder von ihr zu entkommen suchten. Er berücksichtigte die nationalen Leidenschaften und Vorurteile, den Glauben und den Aberglauben der verschiedenen Völker, über die er herrschte, und auch derjenigen, welche er unter sein Scepter zu bringen suchte, und wußte all diese Gefühle zu seinem Vorteil auszubeuten. Seine eigenen Krieger glaubten, daß er der Liebling der Götter und von ihrem Geist durchdrungen sei, und folgten ihm mit fanatischem Eifer; seine Feinde hielten ihn für das vorbestimmte Werkzeug des himmlischen Zornes gegen sie, und obgleich sie nicht an seine Religion glaubten, machte ihre eigene sie vor ihm zittern.

In einem seiner ersten Feldzüge erschien er vor seinen Truppen mit einem alten eisernen Schwert in der Faust, welches, so sagte er ihnen, der Gott sei, den ihre Vorfahren verehrt hätten. Es ist gewiß, daß die nomadischen Stämme von Nordasien, welche Herodot unter dem Namen Scythen beschrieb, von den frühesten Zeiten an ein bloßes Schwert als Gott verehrten. Zu Attilas Zeit nahm man an, daß dieser Schwertgott von der Erde verschwunden sei, aber nun verkündigte der Hunnenkönig, daß er ihn durch eine besondere Offenbarung erhalten habe. Es wurde erzählt, ein Hirte, der auf

der Pußta die Spur einer verwundeten jungen Kuh verfolgte, habe das geheimnisvolle Schwert aufrecht in der Erde steckend gefunden, als ob es vom Himmel herabgeschleudert worden wäre. Dieser Hirte brachte es dem Attila, der von nun an, wie die Hunnen glaubten, den Geist des Todes in der Schlacht schwang, und die Seher prophezeiten, daß dieses Schwert die Welt zerstören würde. Ein Römer, der als Gesandter im hunnischen Lager war, erzählte in seinen Denkschriften, wie Attila zu dieser übernatürlichen Waffe gekommen war, und welch ungeheuern Einfluß der Besitz derselben ihm über die Gemüter der barbarischen Völker gab. Aus seinem angenommenen Titel können wir die Geschicklichkeit ersehen, mit welcher er sich des Glaubens und der Sagen anderer Nationen sowohl als seiner eigenen bediente; er nennt sich selbst „Attila, Nachkomme des großen Nimrod; erzogen in Engaddi; durch die Gnade Gottes König der Hunnen, der Gothen, der Dänen und der Meder, die Geißel der Welt".

Auf einer alten Medaille ist Attila mit einem Teraphim oder einem Kopf auf der Brust dargestellt. Nimrod, dargestellt mit einem schlangenhaarigen Haupte, war der Gegenstand der Verehrung für die ketzerischen Anhänger des Marcion. Denselben Kopf steckte Antiochus Epiphanes als Palladium an den Thoren Antiochiens auf. Dem Andenken Nimrods wurde noch von vielen eine mystische Verehrung geweiht, und indem sich Attila Erbe dieses gewaltigen Jägers vor dem Herrn nannte, nahm er das ganze babylonische Königreich für sich in Anspruch.

Die sonderbare Behauptung in seinem Titel, daß er in Engaddi erzogen worden sei, wo er sicherlich nie gewesen war, wird leichter zu verstehen sein in Bezug auf das zwölfte Kapitel des Buches der Offenbarung, wo von einer mit der Sonne bekleideten Frau die Rede ist, die in der Wüste, wo ihr Gott einen Ort bereitet hat, einen Sohn gebären sollte, der einen Drachen mit sieben Köpfen und zehn Hörnern bekämpfen und alle Völker mit einer eisernen Rute regieren sollte. Diese Prophezeihung wurde zu jener Zeit von den Christen allgemein auf die Geburt Constantins bezogen, der das Heidentum und die Stadt der sieben Hügel überwältigen sollte, und sie wird noch so erklärt; aber es ist augenscheinlich, daß die Heiden sie in einem andern Licht angesehen haben müssen, da sie dieselbe für eine Weissagung auf die Geburt desjenigen Großen hielten, der die weltliche Macht Roms bezwingen würde. Deshalb ist die Behauptung, daß er in Engaddi erzogen worden, nur ein Anspruch darauf, jenes Kind zu sein, das in dem von Gott bereiteten Ort in der Wüste geboren worden. Engaddi bedeutet einen Ort in der Wüste, wo Palmen und Reben wachsen; er war nahe bei Zoar, einer Zufluchtsstätte, welche in dem Thal von Siddim verschont blieb, als der Herr des Himmels alles übrige mit Feuer und Schwefel zerstörte, und könnte deshalb vorzugsweise ein von Gott in der Wüste bereiteter Ort genannt werden.

Es bedarf keiner Erklärung, warum er sich von Gottes Gnaden König der Hunnen und Gothen nannte, und es ist nicht schwer einzusehen, warum er die Namen der Meder und Dänen beifügte. Seine Heere waren im Kampf gestanden gegen das persische Königreich der Sassaniden, und es ist sicher, daß er den Angriff und Umsturz der medisch-persischen Macht plante. Wahrscheinlich hatte er einige der nördlichen Provinzen dieses Königreichs gezwungen, ihm Tribut zu zahlen, und dies würde erklären, warum er sich König der Meder nannte, da sie im Süden seine fernsten Unterthanen waren. Aus gleicher Ursache mag er sich König der Dänen genannt haben, da sich seine Macht wohl bis zum nächsten skandinavischen Volk nordwärts erstreckt haben mag; und dieses Erwähnen der Meder und Dänen als seiner Unterthanen konnte zugleich den gewaltigen Umfang seiner Herrschaft bezeichnen*).

Das weite Gebiet nördlich von der Donau und dem Schwarzen Meere und östlich vom Kaukasus, über welches Attila anfangs in Gemeinschaft mit seinem Bruder Bleda und dann allein herrschte, kann nicht ganz genau abgegrenzt werden, aber es muß, außer den Hunnen, viele Völker slawischer, gothischer, teutonischer und finnischer Abstammung umfaßt haben. Auch das Land südlich von der Donau, von der Sau bis Novi in Thrazien, war eine hunnische Provinz. Das war das Reich der Hunnen im Jahre 445, einem denkwürdigen Jahre, in welchem Attila seine Hauptstadt gründete und sich seines Bruders durch ein Verbrechen entledigte, welches er, so scheint es, nicht nur aus selbstsüchtigem Ehrgeiz beging, sondern auch um die Sagen und Prophezeiungen, welche damals durch das ganze Römerreich verbreitet waren, und die der wachsame, unbarmherzige Hunne wohl kannte, zu seinem Vorteile zu benützen.

Das Jahr 445 unserer Zeitrechnung vollendete das zwölfte Jahrhundert seit der Gründung Roms. Die Römer hatten die zwölf Geier, die dem Romulus erschienen sein sollen, als er die Stadt gründete, auf die Zeit der römischen Machtdauer gedeutet; die zwölf Geier waren zwölf Jahrhunderte. Diese Auslegung des Erscheinens der Schicksalsvögel war unter den gelehrten Römern geläufig, selbst als viele von diesen zwölf Jahrhunderten noch nicht abgelaufen waren und die Kaiserstadt im Zenith ihrer Macht stand. Aber als die angedeutete Zeit ihrer Vollendung näher kam und Rom unter den Angriffen der Barbaren schwächer und schwächer wurde, sprach man immer mehr von dem schrecklichen Vorzeichen; und zu Attilas Zeiten erwarteten die Menschen den plötzlichen Untergang des römischen Staates mit dem letzten

*) Im Nibelungenlied sagt der alte Dichter, der den Empfang der Heldin Chrimhilde bei Attila beschreibt, Attilas Herrschaft sei so ausgedehnt gewesen, daß unter seinen Kriegerunterthanen russische, griechische, wallachische, polnische und selbst dänische Ritter waren.

Flügelschlag des letzten Geiers. Überdies gehörte zu den zahlreichen Sagen, die mit der Gründung der Stadt und dem Brudermord des Remus zusammenhingen, noch eine sehr schreckliche, welche erzählte, daß Romulus seinen Bruder nicht durch Zufall oder im übereilten Streit getötet habe, sondern mit Vorbedacht und mit Rücksicht auf Warnungen überirdischer Mächte. Man glaubte, daß das Vergießen von Bruderblut der Preis gewesen sei, um welchen der Gründer Roms vom Schicksal dessen zwölfhundertjähriges Bestehen erkauft habe.

Wir können uns deshalb denken, mit welchem Schrecken die Bewohner des Römerreiches in diesem, dem zwölften Jahrhundert nach der Gründung Roms, die Kunde vernommen haben müssen, daß das königliche Brüderpaar, Attila und Bleda, ein neues Capitol gegründet hätte, das bestimmt sei, über das alte Capitol an der Tiber zu herrschen, und daß Attila, wie Romulus, die Gründung dieser neuen Stadt durch Brudermord geweiht habe, so daß für den neuen Zeitraum von Jahrhunderten, der damals begann, die Herrschaft zu Gunsten der Hunnen von den düsteren Geistern des Schicksals erkauft worden sei durch ein Opfer von gleicher Schrecklichkeit und gleichem Werte wie dasjenige, durch welches sie früher für die Römer erlangt worden war.

Es muß bemerkt werden, daß nicht nur die Heiden, sondern auch die Christen der damaligen Zeit diese Sagen und Prophezeiungen kannten und daran glaubten, wie sehr sie auch auseinandergehen mochten in ihren Ansichten über das Wesen der überirdischen Vermittelung, durch welche solche Mysterien der Menschheit offenbart würden. Wenn wir übrigens zu den zwölf Jahrhunderten, welche durch die dem Romulus erschienenen Geier angedeutet sind, für die sechs Vögel, die dem Remus erschienen, sechs Lustra oder Zeiträume von fünf Jahren (nach welchen die Römer ihre Zeit rechneten) hinzufügen, so kommen wir genau zu dem Jahre 476, in welchem das römische Kaiserreich durch Odoaker gestürzt wurde.

Ein Mordversuch auf Attila (wie man glaubt, auf Anregung Theodosius des Jüngern, Kaisers von Konstantinopel) trieb die Hunnen im Jahre 445 gegen das oströmische Kaiserreich und verzögerte für einige Zeit den gegen Rom geplanten Angriff. Vielleicht war ein wichtigerer Verzögerungsgrund die Empörung einiger hunnischen Stämme im Norden des Schwarzen Meeres gegen Attila, welche etwa zu dieser Zeit ausbrach. Attila unterdrückte diesen Aufstand; nachdem er so seine Macht befestigt und die Vermessenheit des oströmischen Kaisers durch schreckliche Verwüstung seiner schönsten Provinzen bestraft hatte, schickte er sich 450 an, seine ungeheuren Streitkräfte zur Eroberung des westlichen Europa in Bewegung zu setzen. Er versuchte umsonst, den König der Westgothen von seinem Bündnis mit Rom durch diplomatische Intriguen loszubringen; so beschloß er denn, zuerst die Macht Theodorichs zu brechen und dann mit überwältigender Macht vorzudringen,

um die letzten Funken des dem Schicksal verfallenen römischen Kaiserreiches auszutreten.

Die seltsame Einladung einer römischen Fürstin gab ihm einen Vorwand zum Krieg und seinem Überfall das Aussehen eines ritterlichen Unternehmens. Honoria, die Schwester Valentinians III., des Kaisers von Westrom, hatte zu ihm geschickt und ihm ihre Hand und ihr vorgebliches Recht auf einen Teil der kaiserlichen Macht anbieten lassen. Dies war entdeckt und über Honoria strenge Gefangenschaft verhängt worden. Attila gab nun vor, die Waffen zum Schutz seiner Braut zu ergreifen, und verkündigte, daß er auf Rom marschiere, um Honorias Rechte geltend zu machen.

Zwei Anführer der Franken (welche damals am Niederrhein ansässig waren) standen mit einander im Kampf: während der eine bei den Römern um Beistand nachsuchte, erbat der andere Hülfe und Schutz von den Hunnen. Auf diese Weise erlangte Attila einen Verbündeten, dessen Mitwirkung ihm den Übergang über den Rhein sicherte; und dieser Umstand war es auch, welcher ihn veranlaßte, den Angriff auf Gallien in nördlicher Richtung zu unternehmen. Das Hunnenheer vergrößerte sich stets durch Krieger jeden Stammes, den es unterworfen hatte; deshalb ist kein Grund vorhanden, die alten Geschichtschreiber willkürlicher Übertreibung zu zeihen, wenn sie Attilas Heer auf siebenhunderttausend Mann schätzten. Nachdem er den Rhein überschritten hatte, wahrscheinlich etwas unterhalb Coblenz, schlug er den König der Burgunder, der sein Vordringen hindern wollte. Dann teilte er seine ungeheuren Streitkräfte in zwei Heere, von denen eines auf Tongres, Arras und die anderen Städte dieses Teiles von Frankreich marschierte, während das Hauptheer unter Attila selbst die Mosel aufwärts marschierte und Besançon und andere Städte des Burgunderlandes zerstörte. Einer der besten Biographen Attilas bemerkt ganz richtig, daß, nachdem Attila auf diese Weise den östlichen Teil Frankreichs erobert hatte, er sich zu einem Überfall des westgothischen Gebietes jenseit der Loire anschickte. Er marschierte gegen Orléans, wo er den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen beabsichtigte; und mit Leichtigkeit bemerken wir, daß er nach einem systematischen Plan vorging: sein rechter Flügel stand im Norden zum Schutze der verbündeten Franken; sein linker Flügel im Süden, um die Burgunder zu verhindern, sich wieder zu sammeln, und um die Alpenpässe nach Italien zu bedrohen; das Zentrum führte er gegen Orléans, dessen Eroberung seinen Übergang in das westgothische Gebiet erleichtern mußte. Der ganze Plan ist dem der verbündeten Mächte von 1814 sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß ihr linker Flügel durch die Pässe des Jura in der Richtung auf Lyon in Frankreich eindrang und daß das militärische Objekt dieses Feldzuges die Einnahme von Paris war.

Erst im Jahre 451 begannen die Hunnen die Belagerung von Orléans; während ihres Feldzuges im östlichen Gallien hatte sich der römische Feldherr Aëtius eifrig bemüht, eine Armee zu sammeln und zu organisieren, die, verbunden mit den Westgothen, fähig wäre, den Hunnen im Felde trotzzubieten. Er reihte jeden römischen Unterthan ein, den Vaterlandsliebe, Mut oder Zwang unter die Fahne zu bringen vermochte; und an die Seite dieser Truppen, welche den stolzen Namen römischer Legionen annahmen, stellte er die zahlreichen Streitkräfte der barbarischen Hülfstruppen, welche Sold, Überredung oder die allgemeine Furcht vor den Hunnen in das Lager des letzten römischen Feldherrn führte.

König Theodorich bemühte sich mit gleichem Eifer. Orléans widerstand den Belagerern tapfer wie in späterer Zeit; der Übergang über die Loire wurde geschickt verteidigt; Aëtius und Theodorich bewerkstelligten nach mancher Kriegslist und unter vielen Schwierigkeiten eine Vereinigung ihrer Heere im Süden dieses wichtigen Flusses.

Beim Herannahen der Verbündeten von Orléans hob Attila augenblicklich die Belagerung auf und zog sich gegen die Marne zurück. Er wollte mit dem Zentrum allein keine entscheidende Schlacht gegen die vereinigten Kräfte seiner Feinde wagen, und ging deshalb auf seine Operationsbasis zurück; er rief seine beiden Flügel von Arras und Besançon herbei und konzentrierte die ganze hunnische Armee auf der großen Ebene von Châlons-sur-Marne. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, wie klug dieser Platz von dem hunnischen Feldherrn gewählt war, um seine zerstreuten Truppen zusammenzuziehen; und die Bodenformation war außerordentlich günstig für die Operationen der Kavallerie, in welcher Attilas Hauptstärke lag.

Es wird erzählt, daß während des Rückzuges von Orléans ein christlicher Einsiedler sich dem Hunnenkönig genaht und ihm gesagt habe: „Du bist die Geißel Gottes zur Züchtigung der Christen". Attila nahm augenblicklich diesen Schreckenstitel an, der sein landläufiger Beiname geworden ist.

Die vereinigten Heere der Römer und Westgothen trafen endlich ihren großen Gegner auf dem weiten Schlachtfeld von Châlons' Ebene. Aëtius befehligte den rechten Flügel der Verbündeten, Theodorich den linken; Sangipan, der König der Alanen, dessen Treue verdächtig war, wurde absichtlich in das Zentrum und in die vorderste Schlachtlinie gestellt. Attila kommandierte an der Spitze seiner eigenen Landsleute das Zentrum; die Ostgothen, die Gepiden und andere unterworfene Verbündete der Hunnen wurden an den Flügeln aufgestellt. Einige kleine Gefechte scheinen der Schlacht vorangegangen zu sein, in welchen Aëtius im Vorteil war, da es ihm gelang, einen Hügel zu besetzen, von wo aus er den linken Flügel der Hunnen bedrohte. Attila erkannte die Wichtigkeit der Stellung, die Aëtius auf der Anhöhe eingenommen hatte, und begann die Schlacht durch einen wütenden Angriff auf

diesen Punkt der römischen Schlachtlinie; eine Anzahl seiner besten Truppen aus dem Zentrum eilte dem linken Flügel zuhülfe. Da die Römer durch ihre Stellung im Vorteil waren, schlugen sie die Hunnen zurück; und während der rechte Flügel der Verbündeten diesen Vorteil errang, griff ihr linker Flügel unter Theodorich die Ostgothen an, die den rechten Flügel von Attilas Heer bildeten. Der tapfere Westgothenkönig wurde von einem Wurfspieß getroffen; durch seine Reiterei, die in der Verwirrung über ihn wegsetzte, fand er den Tod. Aber die durch den Tod ihres Königs wutentbrannten, nicht entmutigten Westgothen warfen die ihnen gegenüberstehenden Feinde über den Haufen und stürzten sich dann auf das hunnische Zentrum, welches in blutigem, unentschiedenem Kampfe mit den Alanen rang.

In dieser Gefahr ließ Attila sein Zentrum ins Lager zurückgehen, und als dasselbe Schutz hinter den Verschanzungen und Wagen gefunden hatte, schlugen die hunnischen Bogenschützen die Angriffe der rachedürstenden gothischen Reiterei ohne Schwierigkeit zurück. Aëtius hatte den bereits errungenen Vorteil nicht ausgenützt, und als die Nacht sich über diese Mordscene senkte, stand Attilas linker Flügel noch fest, aber sein rechter war in die Flucht geschlagen und sein Zentrum zurückgedrängt.

Da Attila für den nächsten Morgen einen Sturmangriff erwartete, stellte er seine besten Bogenschützen vor den Wagen auf, und traf alle Vorbereitungen zu einem verzweifelten Widerstand. Und da die „Geißel Gottes“ beschlossen hatte, daß kein Mensch sich rühmen solle, sie gefangen oder getötet zu haben, so ließ er in der Mitte seines Lagers einen großen Holzstoß von den hölzernen Sätteln seiner Reiterei errichten, rings herum wurden die Kriegsbeute und die Reichtümer, die er erworben hatte, gehäuft; dann setzte er seine Frauen, die ihn im Feldzug begleitet hatten, darauf, er sich selbst auf die Spitze, bereit in den Flammen zu sterben und seine siegreichen Gegner um ihre kostbarste Beute zu bringen, wenn es ihnen gelingen sollte, sein Lager zu stürmen.

Als aber der Morgen anbrach und das Blutbad und die Leichname beschien, die meilenweit die Ebene bedeckten, ersahen die siegreichen Verbündeten auch die entschlossene Stellung ihres Gegners; sie trafen keine Maßregeln, ihn in seinem Lager einzuschließen und durch Hunger die Unterwerfung zu erzwingen, die durch das Schwert zu gefährlich war. Attila durfte die Überreste seines Heeres unbelästigt und selbst mit einem Anschein von Erfolg zurückführen.

Es ist wahrscheinlich, daß Aëtius aus politischer Klugheit vermeiden wollte, zu siegreich zu erscheinen. Er fürchtete den Ruhm, den seine Verbündeten, die Westgothen, erworben hatten, und zitterte, daß Rom einen zweiten Alarich finden könnte in Prinz Thorismund, der sich in der Schlacht ausgezeichnet hatte und der auf dem Schlachtfeld zum Nachfolger seines

Vaters Theodorich gewählt worden war. Er überredete den jungen König, sofort in seine Hauptstadt zurückzukehren, und befreite sich auf diese Weise zu gleicher Zeit von der Gegenwart eines gefährlichen Freundes und eines furchtbaren, obwohl besiegten Feindes.

Attilas Angriffe auf das weströmische Kaiserreich wurden bald erneuert, aber nie mit solcher Gefahr für die Zukunft der civilisierten Welt, wie vor seiner Niederlage bei Troyes. Bei seinem Tode, zwei Jahre nach dieser Schlacht, wurde das große Reich, das sein Genie gegründet hatte, durch die erfolgreichen Aufstände der unterworfenen Völker aufgelöst. Der Name der Hunnen flößte einige Jahrhunderte lang dem westlichen Europa keinen Schrecken mehr ein, und ihre Macht verschwand mit dem Leben des großen Königs, durch den sie so erhöht worden war.

Bloß dem altersschwachen Rom brachte dieser Tod und Fall keine Rettung. Aëtius wurde ermordet (454), die Vandalen plünderten Rom (455), die Schattenkaiser waren Spielbälle meist in den Händen der deutschen Heerführer in Italien: einer derselben, Odovakar, stürzt an der Spitze gemischter germanischer Stämme den letzten Kaiser: Romulus Augustulus, und macht dem weströmischen Reiche ein Ende (476). Die Sieger erhielten ein Drittel des italischen Grundeigentums, die römischen Einrichtungen blieben jedoch bestehen. Der Haß der katholischen Römer gegen die arianischen Eroberer erleichterte jedoch Odovakars Fall gegen den aus Nordosten in Italien eindringenden Ostgothen Theodorich d. Gr., der nun weithin herrschend Italien zu glänzender, aber kurzer Blüte führte. Nach seinem Tode (526) half der römische Religionshaß am Untergang des Ostgothenreiches: es zerfiel (553) fast gleichzeitig mit dem nordafrikanischen Vandalenreiche vor den Angriffen der oströmischen Feldherrn Belisar und Narses. Italien wurde oströmische Provinz; nur der Norden der Halbinsel fiel in den Besitz der hereinstürmenden Langobarden, die hier rücksichtslos herrschten, aber im Laufe der Zeit vom Arianismus zum Katholizismus übergingen, endlich auch Sprache und Bildung der Unterworfenen annahmen.

Erfreulicher als im Süden gestalteten sich die germanischen Verhältnisse im Norden, im Westen und in der Mitte des Weltteils, hier vornehmlich durch die Tüchtigkeit der Franken am linken Rheinufer, welche der Merovinger Chlodovech um 500 zu einem Frankenreiche vereinigte; nachdem dieser den Rest der römischen Herrschaft in Gallien erobert, die Alamannen geschlagen, das Christentum angenommen, die Westgothen besiegt, eroberten seine Nachfolger auch das südliche Gebiet der Thüringer, Burgund, Bayern: die germanische, allerdings stark mit romanischen Elementen getränkte Großmacht war somit fertig. Ihre Grundlage (Königsgewalt, Heerverfassung, Rechtspflege) war durchaus germanisch; die Verschmelzung der beiden Nationalitäten gelang nördlich der Loire ziemlich rasch, im Süden Galliens dagegen sehr

langsam. Das ganze Reich wurde in Grafschaften eingeteilt, in denen ein Graf als der vom Staatsoberhaupt ernannte Vertreter der königlichen Gewalt und Rechte schaltete und waltete; unter seinem Vorsitz hielt die Gemeinde auch die Gerichtstage ab. Über mehrere Grafschaften wurden als Heerführer Herzoge gesetzt, die in den deutschen Teilen des Frankenreiches als Vertreter der einzelnen Stämme dem Könige gegenüber bald eine mehr selbständige Herrschergewalt einnahmen. Diesen weltlichen Großen traten die geistlichen Würdenträger mit wenn möglich noch weitgreifenderen Ansprüchen gegenüber. Dazu kamen die Übel der zersplitternden Reichsteilungen, der schwankenden Thronfolge, des sittlichen Verfalls des Königshauses; dazu gesellten sich lokale und nationale Gegensätze, die sich in wachsender Schroffheit gestalteten. Das Ergebnis war ein rasches Sinken des Frankenreiches im 7. Jahrhundert, d. h. zu jener Zeit, als von Arabien aus eine neue Religion die Völker Vorderasiens zum Erringen der Weltherrschaft aufrief, als der Mohamedanismus bereits auch Afrikas Nordküste bedeckte und sich anschickte, auch das christliche Europa von Westen her zu überfluten.

Wohin man auch blicken mochte: das Auge entdeckte nirgends mehr einen festen Damm, der imstande gewesen wäre, den Anprall dieser neuen Völkerwogen auszuhalten! Das Frankenreich war nur noch eine haltlose, vielfach ruinenhafte Feste. —

7. Die Schlacht bei Poitiers.

(732 n. Chr.)

Moses hatte am Fuße des Sinai die Widerspenstigen und Abtrünnigen mit der Schärfe des Schwertes zur Anerkennung seiner Sendung und zur Anbetung Jehovahs gezwungen, der alle Liebe und Strenge auf das auserwählte Volk konzentrierte. Jesus Christus hatte allen Völkern einen neuen Gott, ein Himmelreich der Liebe, dessen Abbild die Erde werden solle, gepredigt: der leidende Heiland starb am Kreuze, von Wenigen beweint, von den Wenigsten verstanden; seine Lehre bedurfte Jahrhunderte zu langsamer, friedlicher Verbreitung durch das Wort. Mohamed predigte ebenfalls keinen Stammesgott, sondern einen Weltengott, überzeugte aber seine Araber durch Schwerthiebe von der alleinigen Richtigkeit seiner Anschauung, drückte den Söhnen der Wüste den Säbel in die nervige Faust, damit sie allen Völkern der Welt die Vorzüge ihres Gottes beweisen könnten, der seinen in der Schlacht verblutenden Aposteln die höchsten Ehren und unnennbare Freuden verhieß und verlieh. Der neue, und wie er behauptete einzige und allein wahre Prophet hatte die Genugthuung, noch bei seinen Lebzeiten sich als obersten Herrscher und Priester, als ersten Poeten und Gottgesandten vom größern Teile seines Volkes anerkannt zu sehen. Und auch seine Nachfolger gingen hin in alle Welt, aber schauerliche Ströme Blutes belehrten die Völker von der Vorzüglichkeit des neuen Glaubens, zu dessen Anerkennung ganz Vorderasien und Nordafrika in kurzen siebzig Jahren gezwungen wurde. Die nächste Folge war die Seeherrschaft über das Mittelmeer. Von solcher ungeheuren Basis ausgehend stürzte sich der von einer einzigen, alle weltliche und geistliche Machtvollkommenheit in sich konzentrierenden Hand geleitete moha-

medanische Fanatismus nunmehr auf Europa, den Hort des Christentums, des Propheten Befehlen gehorchend, die Verheißungen desselben voll heißer Inbrunst ersehnend. Schon 711 fiel mit König Roderichs Niederlage bei Xeres de la Frontera das Westgothenreich in Spanien gegen Tariks Scharen dahin: der Halbmond strahlte in unüberwindlichem Glanze bald genug über den Ebro hinaus, die steile Wand der Pyrenäen hemmte seine Fortschritte nicht, blutlechzend stieg er in die gesegneten Fluren Frankreichs hinab, und zur selben Zeit erhob am Rheine das germanische Heidentum abermals drohend sein Haupt. Das Ende des Frankenreiches, das Ende des Christentums und in letzter Konsequenz das des Germanentums war da.

Ein deutsches Fürstengeschlecht, das der Karolinger, brachte die Rettung, indem es sich unter schweren Kämpfen aus kleinen Anfängen an der eigenen Kraft wie an der Schwäche der Merovinger rastlos emporrankte. Ursprünglich war der Majordomus (Hausmeier) Vorsteher des königlichen Hauses und Gutes, dann Vertreter des Königs gegenüber dessen mit Gütern belehnten Gefolgsleuten; allmählich wurden sie im Kampf der Aristokratie gegen die Königsgewalt die Häupter der Großen, von denen sie zuletzt sogar zu ihrem Amte gewählt wurden; schließlich die eigentlichen Regenten des Landes. Den Grund zur Größe des neuen Regentenhauses legte bereits Pippin der Ältere (oder von Landen); Pippin der Mittlere (oder von Heristal) erzwang 687 in siegreicher Schlacht das Zusammenbleiben der auseinanderfallenden Reichsteile und verlegte den Mittelpunkt des Reichs in die Rheinlande. Neben ihm waren die Merovinger nur Schattenkönige ohne Macht und Einfluß. Sein Sohn Karl Martel (714—741) befestigte Macht und Einfluß seines Hauses und des ganzen Reiches durch Kämpfe nach allen Seiten: mit den widerspenstigen Herzogen, mit Friesen und Sachsen, vor allem aber als Vorkämpfer und Retter der christlich-germanischen Kultur gegen den unüberwindlich erscheinenden Islam.

Die zwischen Poitiers und Tours sich ausdehnende breite Ebene, meist Weideland, scheint von der Natur für die Evolutionen zahlreicher Armeeen, besonders jener großen Reitercorps bestimmt zu sein, welche vorzugsweise das Schicksal der Nationen in jenen Jahrhunderten entschieden, die auf den Fall Roms folgten und der Befestigung der heutigen europäischen Mächte vorangingen. Auf dieser Ebene erfocht auch Karl Martel i. J. 732 jenen großen Sieg, der dem Siegeszug der Araber im westlichen Europa ein Ziel setzte, das Christentum vom Islam befreite, die Überreste der alten und die Keime der neuen Civilisation bewahrte und das Übergewicht der indoeuropäischen über die semitische Familie der Menschheit wiederherstellte.

Weniger französische, als deutsche und englische Historiker haben die Bedeutung dieser Schlacht gewürdigt. Gibbon widmet mehrere Seiten seines großen Werkes der Beschreibung dieser Schlacht und den Betrachtungen der

wahrscheinlichen Konsequenzen, wenn Abderrahmans Unternehmung nicht durch den fränkischen Fürsten vereitelt worden wäre. Schlegel spricht in Ausdrücken inniger Dankbarkeit von diesem gewaltigen Siege, indem er erzählt, wie die Waffen Karl Martels die christlichen Völker des Westens von der tödlichen Faust des alles zerstörenden Islam erretteten und befreiten. Ranke nennt den Anfang des 8. Jahrhunderts, als einerseits der Mohamedanismus Italien und Gallien zu überfluten drohte und andererseits das Heidentum seinen Weg aus Sachsen und Friedland nochmals über den Rhein erzwang, eine der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte. Dieser den christlichen Einrichtungen drohenden Gefahr warf sich ein jugendlicher Fürst germanischer Abstammung mit der ganzen Energie, welche die Notwendigkeit der Selbstverteidigung hervorruft, entgegen, rettete jene Einrichtungen und verbreitete sie schließlich über neue Gebiete. Arnold schätzt den Sieg Martels als eine der hervorragendsten Befreiungen, welche auf Jahrhunderte hinaus das Glück der Menschheit sicherten, höher selbst als Armins Sieg.

Unter einem ihrer fähigsten und berühmtesten Anführer gingen die Mohamedaner an die Unterwerfung der im Norden der Pyrenäen gelegenen Länder. Durch die Wiedereinsetzung des Kalifen Abderrhaman Ibn Abdillah Alghafeki in die Statthalterschaft Spaniens (729) war ihnen ein Feldherr wiedergegeben, der sich bereits bei der Eroberung Afrikas und Spaniens ausgezeichnet hatte. Sein Heldenmut und seine Freigebigkeit hatten ihn zum Abgott des Heeres gemacht; auf mehreren Streifzügen in Gallien hatte er Land und Leute bereits kennen gelernt; als guter Muselman dürstete er nach Rache für die Vernichtung einiger im Norden der Pyrenäen abgeschnittenen Scharen wahrer Gläubigen. Auch seine Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe wird gerühmt. Die ersten Jahre seiner zweiten Verwaltungsperiode in Spanien zeichneten sich aus durch Abschaffung oder Einschränkung der Mißbräuche, die sich unter seinen Vorgängern in das Regierungssystem eingeschlichen, sowie durch umfassende Vorbereitungen für die beabsichtigte Eroberung Galliens. Seine in Spanien gesammelten Truppen wurden verstärkt durch eine große Anzahl auserlesener berberischer Reiter, die von bereits erprobten arabischen Offizieren befehligt wurden. Im Sommer d. J. 732 überschritt er die Pyrenäen an der Spitze von 80000 Kampf- und Beutelustigen; dieser Angabe arabischer Chronisten gegenüber erzählen christliche von Hunderttausenden, doch mit geringerer Wahrscheinlichkeit.

Karl Martel hatte zwar in beständigem Kampfe um die Gewalt und in schweren Kriegen mit den wilden Stämmen der heidnischen Friesen, Bayern, Sachsen und Thüringer seinem kriegerischen Mute schwerwiegende Erfahrung beigesellt, unter den Franken sogar eine Miliz von Veteranen gegründet. Dennoch hat man gefragt, ob wir in unserer Bewunderung seines Sieges bei Tours nicht zu sehr bloß nach dem Erfolge urteilen und ob Karl nicht zu rasch

war, als er das Schicksal der germanischen und christlichen Welt in einer Hauptschlacht aufs Spiel setzte. Wenn wir jedoch erwägen, daß Karl kein stehendes Heer besaß und daß die seiner Fahne folgenden fränkischen Krieger an großem Unabhängigkeitssinne litten, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß es gar nicht bei ihm stand, dem Feinde vorsichtiger entgegenzutreten und ihn nur allmählich zu erschöpfen. Die Verheerungen der sarazenischen leichten Reiterei durch ganz Gallien waren so schrecklich, daß es den Franken unmöglich gewesen sein muß, ihre Entrüstung länger zurückzuhalten. Und selbst wenn Karl seine Leute hätte überreden können, ruhig zuzusehen, wie die Araber noch mehr Städte stürmten und noch mehr Gegenden verwüsteten, hätte er keine Armee zusammenhalten können, wenn der gewöhnliche Zeitraum eines Feldzuges abgelaufen war. Wenn der arabische Bericht über die Desorganisation der mohamedanischen Streitkräfte richtig ist, so war die Zeit der Schlacht vonseiten Karls eben so gut gewählt, wie sie unzweifelhaft gut geschlagen wurde.

Die mönchischen Chronikschreiber, denen wir einen Bericht über diesen denkwürdigen Feldzug entnehmen müssen, legen Zeugnis ab von dem Schrecken, welchen der Überfall der Sarazenen hervorrief und von der Heftigkeit dieses großen Kampfes. „Die Sarazenen“, so sagen sie, „und ihr König, welcher Abdirames hieß, kamen von Spanien mit all ihren Frauen und Kindern und ihrer ganzen Habe in so großer Menge, daß kein Mensch sie zählen oder schätzen konnte. Sie brachten ihre Waffen und alles was sie hatten mit sich, als ob sie von nun an immer in Frankreich wohnen sollten.“

„Als dann Abderrahman das Land mit der Menge seines Heeres angefüllt sieht, dringt er über die Gebirge, wälzt sich über Hügel und Ebenen, plündert weit das Land der Franken, und schlägt sie alle mit dem Schwert, so daß, als Odo (Graf von Aquitanien) kam, um an der Garonne mit ihm zu kämpfen und vor ihm floh, Gott allein die Zahl der Erschlagenen wissen konnte. Dann verfolgt Abderrahman den Grafen Odo, und während er den heiligen Altar in Tours zu plündern und zu verbrennen trachtete, trifft er den Anführer der austrasischen Franken, Karl, einen Kriegshelden von Jugend, an, den Odo hatte warnen lassen. Da kämpfen sie beinahe sieben Tage lang mächtig, dann stellen sie sich zuletzt in Schlachtordnung auf; und die Völker des Nordens, welche fest wie eine Mauer und undurchdringlich wie eine Eisschicht standen, schlugen die Araber gänzlich mit der Schärfe des Schwertes.“

Die europäischen Schriftsteller stimmen alle darin überein, daß der Tod Abderrahmans eine der Hauptursachen der Niederlage der Araber war; als diese sahen, daß ihr Anführer getötet war, liefen sie in der Nacht aus einander zur angenehmen Überraschung der Christen, welche erwartet hatten, sie am nächsten Morgen aus ihren Zelten hervorkommen und den Kampf

erneuern zu sehen. Ein geistlicher Chronikschreiber schätzt den Verlust der Araber auf 375 000 Mann, während nach ihm nur 1007 Christen gefallen sein sollen — ein Unterschied, den er dem unmittelbaren Eingreifen der Vorsehung zuschreiben zu müssen glaubt.

Es ist interessant, diesen magern und zweifelhaften Bericht durch die Mitteilungen arabischer Chronisten zu ergänzen. Diese erzählen uns, daß ein Krieg zwischen dem Grafen der fränkischen Grenzmark und den Moslemin geführt wurde, daß der Graf all seine Leute sammelte und eine zeitlang mit zweifelhaftem Erfolg kämpfte. „Aber“, so sagen die arabischen Chronikschreiber, „Abderrahman trieb sie zurück, und die Krieger des Abderrahman wurden eingebildet durch ihre wiederholten Erfolge und sie waren voll Vertrauen in die Tapferkeit und Kriegserfahrung ihres Emirs. So schlugen die Moslemin ihre Feinde, setzten über die Garonne, verwüsteten das Land und machten zahllose Gefangene. Und diese Armee ging wie ein verheerender Sturm durch alle Orte; das Glück machte die Krieger unersättlich. Beim Übergang über den Fluß warf Abderrahman den Grafen zurück, welcher sich in seine Feste flüchtete, aber die Mohamedaner stürmten sie, drangen mit Gewalt ein und erschlugen den Grafen, denn alles wich vor ihren Säbeln, welche die Räuber des Lebens waren. Alle Stämme der Franken zitterten vor diesem schrecklichen Heere, und sie begaben sich zu ihrem Könige Caldus und beschrieben ihm die Verwüstung, welche die mohamedanischen Reiter verursacht hatten, und wie sie nach Belieben durch das ganze Land von Narbonne, Toulouse und Bordeaux ritten, und sie erzählten dem König auch von dem Tode ihres Grafen. Dann bat sie der König, guten Muts zu sein, und bot ihnen Hülfe an. Und im 114. Jahre (der Hedschra) bestieg er sein Pferd und nahm mit sich ein unzählbares Heer und zog gegen die Moslemin. Und er traf auf sie bei der großen Stadt Tours. Und Abderrahman und andere weise Reiter sahen die Unordnung der mohamedanischen Truppen, welche mit Beute beladen waren, aber sie wagten es nicht, das Mißfallen ihrer Soldaten zu erregen durch den Befehl, alles zu verlassen außer ihren Waffen und Schlachtrossen. Und Abderrahman vertraute auch auf die Tapferkeit seiner Krieger und auf das gute Glück, welches ihn immer begleitet hatte. Aber“, bemerkt der arabische Geschichtschreiber, „solcher Mangel an Disziplin ist immer verhängnisvoll für ein Heer. Abderrahman und seine Krieger griffen Tours an, um noch mehr Beute zu gewinnen, und sie kämpften so gewaltig, daß sie die Stadt beinahe vor den Augen der Armee, die zu ihrer Rettung kam, stürmten, und die Wut und Grausamkeit der Moslemin gegen die Bewohner der Stadt war wie die Wut und Grausamkeit rasender Tiger. Es war augenscheinlich“, fügt der Araber hinzu, „daß Gottes Strafe solchen Übertretungen folgen mußte, und das Glück wandte daraufhin den Moslemin den Rücken.“

„Bei dem Fluße Owar*) standen die beiden großen Heere der zwei verschiedenen Sprachen und Glaubensbekenntnisse einander gegenüber. Die Herzen Abderrahmans, seiner Offiziere und Soldaten waren erfüllt von Zorn und Stolz und sie zuerst begannen den Kampf. Die mohamedanischen Reiter stürzten wütend und in großer Anzahl auf die Bataillone der Franken ein, welche kräftig widerstanden, und von beiden Seiten fanden viele bis zum Untergang der Sonne den Tod. Die Nacht trennte die beiden Heere, aber mit dem Morgengrauen erneuerten die Muselmanen die Schlacht. Ihre Reiter hatten sich bald den Weg bis zur Mitte des christlichen Heeres gehauen; aber viele der Muselmanen fürchteten für die Sicherheit der Beute, welche sie in ihren Zelten aufgehäuft hatten, und ein falsches Gerücht ging durch ihre Reihen, daß einige Feinde das Lager plünderten, worauf verschiedene Schwadronen mohamedanischer Reiter wegritten, um die Zelte zu beschützen. Aber dies machte den Eindruck einer Flucht und das ganze Heer wurde verwirrt; während Abderrahman sich bemühte, die entstandene Verwirrung zu lösen und jene zur Schlacht zurückzuführen, umdrängten ihn die fränkischen Krieger und er wurde von vielen Speeren durchbohrt, daß er starb. Dann floh das ganze Heer vor dem Feinde und viele starben auf der Flucht. Die große Niederlage der Moslemin und der Verlust ihres tapfern Anführers Abderrahman fand statt im 115. Jahre."

Es wäre schwer, von einem Gegner ein ausdrücklicheres Geständnis seiner Niederlage zu verlangen, als es hier die Araber den Europäern gegenüber thun. Die Punkte, in denen ihre Erzählung von derjenigen der Christen sich unterscheidet, — wie viele Tage der Kampf dauerte, ob die belagerte Stadt wirklich gerettet wurde oder nicht —, sind von wenig Bedeutung, verglichen mit der zugegebenen Thatsache, daß die Franken und Sarazenen ihre Kräfte in einem entscheidenden Kampfe maßen, in welchem die ersteren siegten. Die bleibende Wichtigkeit der Schlacht von Tours in den Augen der Moslemin wird nicht nur durch die Ausdrücke „die tödliche Schlacht" und „die schändliche Niederlage" bewiesen, welche ihre Geschichtschreiber immerwährend anwenden, wenn sie darauf zu sprechen kommen, sondern auch durch die Thatsache, daß die Sarazenen keine weiteren ernstlichen Eroberungsversuche jenseit der Pyrenäen wagten.

Auf dem Boden dieses Sieges allein gelang dann die Vereinigung des Frankenreiches durch Pippin den Kleinen (741—768), der auch mit den Herzogen von Thüringen, Alamannien, Bayern und Aquitanien glücklich kämpfte und jenes Bündnis mit dem römischen Stuhle abschloß, welches diesen von Konstantinopel und den Langobarden unabhängig, Pippin selbst

*) Wahrscheinlich die Loire.

aber zum König der Franken machte (752), die schließliche Christianisierung Deutschlands und Karls des Großen Wirksamkeit vorbereitete. Man denke sich einmal Karl den Großen aus der Weltgeschichte weg! Wer mag ihren weitern Lauf ohne die grundlegende Thätigkeit dieses gewaltigen Geistes, dessen Existenz ohne Poitiers unmöglich gewesen wäre, ermessen? Wer ermessen, wie sich das Schicksal der Welt gestaltet hätte, wenn an der Seine und am Rhein an die Stelle des Kreuzes der Halbmond getreten wäre?!

8. Die Schlacht auf dem Lechfeld.

(955 n. Chr.)

Die gewaltige Bedeutung Karls des Großen — keinem Herrscher erteilt die Weltgeschichte mit mehr Recht diesen stolzen Beinamen — sowie seine Thaten in umfassender Weise zu betrachten, ist nicht Aufgabe dieses Buches. Genug, wenn wir wissen, daß die Geschichte Europas im sogen. Mittelalter wesentlich auf seinen Schultern ruht, daß er in langen Kriegen Deutschland christianisierte (die Sachsenkriege!), was noch deutsch war unter seinem Scepter vereinigte, der wüsten Avarenmacht an der mittlern und untern Donau den Todesstoß versetzte, das sich im deutschen Osten bis nach Thüringen hin einschleichende und einfressende Slawentum zu germanisieren, die immer heftiger werdenden Angriffe der Nordgermanen (Normannen) zurückzuschlagen begann (Dänenkrieg!) und schließlich über ein Reich gebot, dessen Grenzen die Flüsse Ebro und Raab, Garigliano und Eider bezeichneten: eine Herrschaft nach Umfang und innerer Organisation, wie sie seit dem Untergang der weströmischen nicht wieder erschienen war. Karl wurde auch von anderen Königen und Fürsten als der erste der Christenheit, als Herr von Europa anerkannt. Diese seine zentrale Machtstellung und seine enge Verbindung mit der Kirche, deren Schirmherr und Vorkämpfer gegen die Ungläubigen er war, führte zu der Idee eines Universalreiches als Abschluß und Schlußstein. Seine Kaiserkrönung zu Rom durch den Papst (800) — der Anfang der schicksalsvollen Verbindung der Deutschen mit Italien, des germanischen Königs mit der römischen Kirche — barg in sich den Anspruch auf eine germanische Weltmonarchie als Fortsetzung des einstigen römischen Reiches.

Mindestens eben so groß wie im Kriege und in der auswärtigen Politik war Karl auch im Frieden. Die Begründung einer staatlich-kirchlichen Gemeinschaft aller unter seinem Scepter vereinigten Nationalitäten war sein großartiger Grundgedanke. Die frühere Organisation des Reichs in Gaue, mit Grafen als Beamten des Königs an der Spitze, wurde beibehalten und noch allgemeiner durchgeführt. Zur Aufrechterhaltung der Reichseinheit bildete er das Amt der Königsboten als Aufsichtsbehörde über weltliche und geistliche Beamte, über die Rechtspflege vor allem aus. Die Reichsversammlung der Beamten und Großen des Reiches, auch mit kirchlichen Dingen beschäftigt, war verbunden mit der alten Heerschau; durch ihre Beschlüsse, die sogen. Kapitularien, bildete sich die erste große Gesetzgebung für die Germanen. Die eroberten Grenzlande wurden als Marken zum Schutz des Reichs befestigt, von einem Markgrafen regiert: stets unter Waffen, stets in Not und Gefahr, entwickelte sich gerade deshalb in diesen Marken jenes kräftige Gemeinwesen, das später von so großer Bedeutung, umstrahlt von so hellem Glanze werden sollte! Nicht minder fand die Bildung ihre Pflege; Mittelpunkt derselben wurde das Hofleben in den meist auf deutschem Boden liegenden Königspfalzen (Aachen, Ingelheim, Nymwegen); Karl selbst mit schöpferischem Geiste, unterstützt von verständigen Freunden (Alcuin, Paulus diaconus, Petrus von Pisa, Einhard 2c.), war Haupt und Seele der dahin gerichteten Bestrebungen. Thür und Thor wurden dem Einfluß der antiken Litteratur geöffnet, Schulen und Bibliotheken gegründet, eine eigene Geschichtschreibung erblühte; um die deutsche Sprache, um die Sammlung alter Heldenlieder, um Kirchen- und Palastbau bemühte sich Karl ebenfalls. Fulda, Salzburg, St. Gallen waren die Hauptstätten höherer Bildung.

Wahrlich, ein stolzer Bau, dieses Reich des großen Karl! Ein Bau, so fest gefügt, unerschütterlich, für die Ewigkeit errichtet! Wer hätte daran zweifeln können?!

Und doch wie bald dahin! wie bald ein elender Trümmerhaufe, dessen edelste Teile nur allzubald von neuen asiatischen Horden, die den schrecklichen Namen der Hunnen wieder erweckten, beschmutzt wurden!

Karls des Großen Nachfolger Ludwig der Fromme schon vernichtete durch seine Schwäche einen bedeutenden Teil des vom Vater Geschaffenen. Ludwigs Söhne ergriffen das Schwert der Empörung; nach seinem Tode bekämpften sie sich gegenseitig; der allgemeinen Verwirrung machte der Vertrag von Verdun (843) ein Ende: das Reich wurde geteilt, Deutschland und Frankreich entstanden, Karls große Kaiseridee fiel zu Boden; die Kirchengewalt benützte die bösen Zustände zu vielfachen Übergriffen. Zwar vereinigte Karl der Dicke nochmals das Reich, konnte aber weder der innern Zerrüttung, noch den Angriffen der Araber und Griechen gegen Italien, noch den bis in das Innere Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Britanniens ausgedehnten

Plünderungsfahrten der Normannen, noch der drohenden Machtentfaltung der Slawen in Suatopluks großmährischem Reiche steuern: zu Tribur wurde er i. J. 887 zur Abdankung gezwungen. Seinem Nachfolger Arnulf gelang nun ein entscheidender Sieg über die Normannen, auch die Auflösung Großmährens; aber Frankreich, Italien, Burgund reißen sich vom Reiche los, selbst Deutschland löst sich unter Arnulfs Sohn und gewähltem Nachfolger Ludwig dem Kinde in nahezu unabhängige Herzogtümer auf. Zum Überfluß brechen neue Reitervölker, die Magyaren, aus Asien in Europa ein, besetzen die einstigen Gebiete der Hunnen und der Avaren, sind auch die Fortsetzer jener Politik, rütteln an den deutschen Ostgrenzen, fallen tobend herein, die Zeiten und Gefahren der Hunnen erneuend. Nirgends ein Halt gegen sie, nirgends eine Rettung sichtbar! Das Reich zerbrochen, Deutschland zerrissen, der fränkische Heerbann und die altgermanische Gemeinfreiheit untergegangen, der deutsche Mann in Hörigkeit versunken, der deutsche Adel roh und uneins und höherer Interessen vollkommen bar! Endlich, endlich erhebt ein gütiges Geschick den Sachsenherzog Heinrich auf den wenig begehrten deutschen Thron: einen geborenen Staatsmann, bedacht auf die Einigung des Reiches, selbständig der Kirche gegenüber, abhold der Einmischung in die westlichen und südlichen Nachbarreiche, erkennend Deutschlands Aufgabe den Ost-Barbaren gegenüber und somit den Spuren Karls des Großen folgend. Das erste ist ihm die Stärkung der Wehrkraft und bessere Einigung des Reiches. Um Zeit zu gewinnen, zwingt er seinen männlichen Stolz zu Tributzahlungen an die Magyaren; dann baut er Burgen, deren Bewohnung er erzwingt; dann organisiert er den Reiterdienst und schafft ein Reiterheer; dann unterwirft er die Wenden zwischen Oder und Elbe; dann schlägt er bei Riade die wieder eingedrungenen Magyaren (933), dann wirft er die Dänen aus Schleswig hinaus: der große Mann arbeitete seinem großen Sohne vor, wie einst Philipp seinem Alexander. Und als nun Otto I. den Thron bestieg (936), dessen Macht er zunächst gegen seine aufständischen Vasallen in bösen Kämpfen sichern mußte, durfte er sich wohl der Hoffnung hingeben, Karls des Großen Reich im engsten Anschluß an die Kirche, die er beherrschte, wiederherstellen, endlich doch auch den Anstoß zum geistigen Aufschwung der Nation geben zu können. Es scheint alles wunderbar zu gelingen: zum Schutze der Grenzen werden die Marken erweitert — bis an Jütlands Spitze, heißt es, sei Otto züchtigend vorgedrungen; neuerrichtete Bistümer christianisieren den widerwilligen Norden und Osten; Böhmen wird unterworfen, Polen lehns- und zinspflichtig; die verwirrten Verhältnisse auch in Frankreich werden von dem Gewaltigen geordnet; dann zieht er nach Italien, erzwingt die Anerkennung seiner höchsten Autorität, belehnt Berengar mit Italien. Da aber erhebt sich das mit der neuen Politik unzufriedene Deutschland, von des Königs eigenem Sohne (Liudolf) und Schwiegersohne (Konrad von

Lothringen) zu entsetzlichem Bürgerkriege aufgestachelt: das Reich scheint aus den Fugen zu gehen. Der Sieg wurde Otto um so schwerer, als auch die Magyaren die Gelegenheit benützend im Einverständnis mit den Aufrührern wieder in Deutschland einbrachen. Erst i. J. 955 konnte der ermüdete Sieger in sein geliebtes Sachsen zurückkehren.

„Kaum war Otto in Sachsen angelangt", erzählt Giesebrecht, „so erschienen Gesandte der Ungarn an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeugen, in der That aber, um zu spähen, wie es im deutschen Lande stände und ob nicht abermals ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto eben erst mit reichen Geschenken entlassen hatte, kamen auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Bayern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn sind da, überfluten die Grenzen des Reiches und wollen mit dir einen Strauß bestehen". Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals seinen Weg nach Bayern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkrieges nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen durfte.

Indessen hatten die Ungarn schon das ganze Bayernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einige Reiterscharen, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Scharen in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Bayern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, sie scheuten nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder sie die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Greuel verübt.

Bewundernswürdigen Mut zeigte in diesen Tagen der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungarn ausgesetzt, und eine Verteidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Türme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine Schar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungarn heranrückten, wünschten jene nichts so sehnlich, als dem ungläubigen Volke entgegenzuziehen und sich mit ihnen im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Vorgehen zurück; er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang bot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem andern Thore zu, welches nach dem Lech führte. Hierhin

zogen auch die Ungarn, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und in so dichten Scharen rückten sie gegen das Thor am Lech an, daß sie meinten, man würde eine Verteidigung desselben nicht wagen. Dennoch wagte Ulrich mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf. In der Mitte seiner Schar ritt Ulrich durch das Schlachtgetümmel im bischöflichen Ornate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit stritten seine Krieger. Viele der Ungarn fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volkes. Als die Ungarn das sahen, erhoben sie ein wildes Geheul und ritten sofort in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete alles zum weitern Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungarn mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb die Mauern eiligst ausbessern und alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt ziehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag auf seinen Knieen und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frührot sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte die Seinen durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Mut und Gottvertrauen zu, indem er sie auf das Wort Gottes im 23. Psalm hinwies: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich“.

Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, so griffen die Ungarn, wie Ulrich erwartet, von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und sahen von oben, wie die Ungarn zum großen Teil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben, und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Mut; da wurde plötzlich, ehe es noch zum Sturm kam, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungarn von der Stadt ab. Ihr Feldherr, der Karchan Bultzu, hatte nämlich von einem Verräter — es war Berchthold, des Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Scharen zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flusses nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, sogleich ihm nach in die Ebene des Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern

den unermeßlichen Scharen der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst dareinschlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Orte auf dem linken Ufer des Lech, unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die bayerischen Völker, schon auch die Franken diesseit des Rheins in Ottos Lager erschienen; die Schwaben strömten jetzt herbei und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapferen Ritter aus Augsburg ziehen, die Graf Dietpold, Ulrichs Bruder, dem König zuführte. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Bruno hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen können und scheute sich überdies, das Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampf entgehen und die Gegenden jenseit des Rheins angreifen konnten. Auch die Franken jenseit des Rheins, die einen weitern Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt. Aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu; denn er war der rechte Kriegsmann, und keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf hinausschieben, doch war es ihm bei der Nähe des feindlichen Lagers unmöglich, den ungestümen Mut seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den andern Tag aber alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des andern Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August —, da stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Kniee nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs gewähren würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bistum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigentum zu weihen; dann nahm er das Abendmahl, zum Kampf auf Leben und Tod sich bereitend. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Aufs neue gelobten alle ihren Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem andern die Schuld und schwuren Urfehde einander. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und mutig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs geteilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Bayern; sie waren am zahlreichsten erschienen; aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Scharen Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Der glänzendste

und stärkste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Fahne des Erzengels Michael und wo die wehte, da hatte der Sieg noch nimmer gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen; denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich selbst hintergangen. Ein Teil der Ungarn hatte nämlich in der Nacht zweimal den Fluß überschritten und so den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatze erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; viele sanken in ihrem Blute nieder, viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturm nicht stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schar, während von vorne noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapfern Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten der Gefahr selbst die ältesten Krieger, aber Konrad fürchtete nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapfern Führer, bereit, ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne gleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele der Feinde bedeckten, den Atem verhauchend, den Boden, andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich ihre Scharen in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Bayern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr sehet, daß

wir Kraft und Mut jetzt beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unseren Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung. Denn meist sind sie ohne Waffen und überdies fehlt ihnen die Hülfe Gottes, unsere beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen". Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst, hoch zu Roß, in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wütete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen: aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tages sammelten sich die Deutschen wieder. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfeld erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König trauerte tief über den Verlust dieser Braven. Aber keinen beweinte er mehr als seinen lieben Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch einmal, wie in der Frühe des Tages, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmut gekämpft und den fliehenden Feind verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuatmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Heldentod gestorben. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einst vor allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad", sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und frohlockend bewillkommnete ihn Bischof Ulrich und die Stadt, die er von so großer Angst

erlöst hatte. Wie aber in Ottos Seele sich Freude und Trauer mischten, so auch in dem Herzen des Bischofs; hatte doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Als der Morgen kam, nahm Otto aus den Händen des Bischofs das Abendmahl; dann brach er sogleich auf, um dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungarn, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer noch nicht über den Lech war, dem war freilich das letzte Brot gebacken; denn alle Furten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode, überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Burg die irrenden, unsteten Scharen, schnell kamen die Burgmannen heraus und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge der Ungarn am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod. Otto verfolgte die Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die Gefangenen, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungarn geehrt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab: nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und Gott die Ehre gebend zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereignis zu melden.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen besiegt und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu der Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von weiteren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine zeitlang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaisertum gerichtet hatten, begannen sie sich feste Wohnsitze in der fruchtbaren Donauebene zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Obwohl sie alsbald, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Gräben das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen verschanzten, drangen doch die hier angesiedelten deutschen Kriegsleute über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde unter der Enns in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte die bayrische Ostmark wieder festen Bestand, aus

der dann in späterer Zeit Österreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Österreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungarischen Volkes; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung. Denn nach den Ungarn hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der innern Entwicklung derselben Anteil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei verteidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch zuletzt das gesamte Abendland von der Zerstörungswut des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten! Jetzt war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wut verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Scharen der Ungarn, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: Diesen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unaussprechlichem Jubel. Mehr als irgend ein anderer Erfolg hat er dazu beigetragen, Otto in seiner königlichen Macht zu befestigen und ihm den Weg zum Kaiserthron zu bahnen."

9. Die Schlacht bei Hastings.

(Im Jahre 1066.)

Die Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen hatte zur Gründung von sieben angelsächsischen Reichen geführt, welche Egbert von Wessex um 827 zu einem Gesamtreich vereinigte. Alfred der Große (871—901), das Gegenbild Karls d. Gr., trat auch der Gefahr der Dänenzüge entgegen, indem er die Einwanderer im Nordosten Englands ansiedelte und für ihre Verschmelzung mit der alten Bevölkerung sorgte. Aber auch seine Nachfolger waren schwach: normannische Einfälle mußten wiederholt durch Geldsummen abgewandt werden. Von 1016—1042 schmachtete England unter der Herrschaft des Dänenkönigs Knud d. Gr., der sich mit der Witwe des letzten angelsächsischen Königs vermählt hatte. Mit Eduard des Bekenners Thronbesteigung erlangte dann wieder ein rechtmäßiger Erbe des angelsächsischen Königsgeschlechtes die englische Krone; er zwang auch Schottland zu einem englischen Lehen herab. Aber sein Nachfolger Harald wurde 1066 bei Hastings von Wilhelm dem Eroberer, Herzog von der Normandie — die Normannen hatten 911 den Norden Frankreichs an sich gerissen (unter Rollo oder Robert) und besiedelt, wurden aber bald romanisiert —, nicht nur besiegt, sondern auch getötet, und England als erobertes Land behandelt.

Lange hat man das Ergebnis der Schlacht bei Hastings nur darin gefunden, daß eine Königsfamilie durch eine andere ersetzt und daß manche Gesetze „durch die List der normännischen Rechtsgelehrten" geändert worden. Aber seit dem Erscheinen von Augustin Thierrys Werk über die Eroberung der Normannen hat sich diese Anschauung gewandelt. Er stellt seinen Lesern eindringlich die Bedeutung dieser politischen und sozialen Katastrophe vor; er zeichnet in lebhaften Farben die entsetzliche Grausamkeit der Sieger und

die durchgreifenden, bleibenden Neuerungen, die sie schufen: neue Gerichtshöfe und neue Gesetze über den Besitz; neue Einteilungen der Geschlechter und Klassen; Verwüstung ganzer Distrikte, um die Rachbegier oder die Laune der Eroberer zu befriedigen; der größte Teil des Besitzes den Engländern entrissen und den Fremden zugeteilt; selbst der Name „Engländer" zum Vorwurf geworden, die englische Sprache als sklavisch und barbarisch verworfen; alle hohen Ämter in Kirche und Staat mehr als ein Jahrhundert lang ausschließlich von Ausländern besetzt! Und in Bezug auf die sozialen Wirkungen der Eroberung sagt Thierry seinem Leser, daß, um sich eine richtige Idee von den durch Wilhelms Sieg gewordenen Zuständen zu machen, er sich vorstellen müsse nicht bloß eine Veränderung der politischen Ordnung, nicht nur den Triumph eines Thronprätendenten über einen andern, des Mannes einer Partei über den einer andern, sondern das Eindringen eines ganzen Volkes in das Herz eines andern, die gewaltsame Erhebung einer Gesellschaft über eine andere, um diese zu vernichten, deren zersplitterte Überreste sie nur als persönliches Eigentum, als eine Bekleidung des Bodens beibehielt; man dürfe sich nicht auf der einen Seite Wilhelm als Herrscher, auf der andern Seite seine Unterthanen: hoch und niedrig, reich und arm, alle in England wohnend und folglich alle auch als Engländer denken, sondern zwei Nationen, deren einer Wilhelm als Glied und Oberhaupt angehörte, — zwei Nationen, die zwar beide Wilhelm unterthan waren, die eine jedoch als untergebene, die andere als unterjochte. Zwei von denselben Grenzen eingeschlossene Länder müsse man sich vorstellen, das eine bewohnt von reichen und freien Normannen, das andere von armen, dienstbaren, bedrückten Sachsen, dort Herrenhäuser und Schlösser, hier Stroh- und Lehmhütten, dort Glückliche und Müßiggänger, Kriegs- und Hofleute, Ritter und Edle, hier geplagte Bauern und Handwerker, dort Luxus und hochfahrendes Wesen, hier Elend und Neid, und zwar der Neid des Beraubten gegen den Räuber.

Aber die guten Folgen der Schlacht bei Hastings sind eben so unleugbar, wie das Elend von hier bis zur Unterzeichnung der Magna Charta zu Runnymede; diese erst hat die englische Nationalität geschaffen, diese erst verschmolz die Anglo-Normannen und die Anglo-Sachsen, indem Barone und Ritter, Freisassen und Bürger die englische Freiheit begründeten. Aber die normannischen Großen, diese „eisernen Barone", waren die Führer jener ersten konstitutionellen Bewegung, durch welche die Magna Charta erzwungen wurde; und Guizot hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß England seine Freiheiten eben seiner Eroberung durch die Normannen verdankt. Die Lage in England unter den letzten angelsächsischen Königen glich derjenigen in Frankreich unter den letzten Karolingern und den ersten Kapetingern: die Krone schwach, die Großen stark und unbotmäßig; aus dem sächsischen Verfassungssystem, wenn es sich selbst überlassen blieb, hätte sich wie in Frankreich zunächst eine Herr-

schaft der Aristokratie, dann eine absolute Monarchie und endlich eine Reihe anarchischer Umwälzungen entwickeln können. Nun waren aber diese letzten Eroberer Englands auch die tapfersten und tüchtigsten. Die Normannen überragten alle erobernden Germanenstämme nicht nur durch ihre militärischen Anlagen, sondern auch durch ihre instinktive Fähigkeit, höhere Civilisation zu würdigen und in sich aufzunehmen. So in Frankreich, so in England, so überall. Mit der vorgefundenen höhern Kultur verschmolzen sie ihren lebhaften Geist, ihren Sinn für Freiheit, ihre Gewohnheit militärischer Subordination, ihre staatenbildende Kraft, die nach einem derartigen politischen Zustande hinstrebte, in welchem die Sicherheit Aller sich mit der Unabhängigkeit des Einzelnen vertrug. Sie wurden geradezu die Paladine der Welt durch ihre Ritterlichkeit, durch ihren glühenden Glaubenseifer, durch ihre fast abgöttische Achtung vor edlen Frauen, durch ihre Pflege der Poesie, durch ihren Geschmack an feinen Gedanken und Wortkämpfen, an architektonischer Pracht, an höfischer Verfeinerung u. s. w. Schade, daß sie sich daneben befleckten durch so manche dunkele Züge des Stolzes, der unbarmherzigen Grausamkeit, der rohen Verachtung aller derer, in denen sie die niederen Klassen der Menschheit erblickten. In England konnten sie also von den Sachsen ebensoviel gewinnen, wie diese von ihnen. Auch Gibbon erklärt, daß diese Eroberung für England vorteilhaft gewesen, und der Franzose Rapin bezeichnet die durch Hastings bewirkte Umwälzung als den ersten Schritt zu der Größe und Ruhmeshöhe Englands.

Um den englischen Thron stritten damals Harald Hardrada, der mächtigste und ritterlichste der norwegischen Könige; Herzog Wilhelm von der Normandie, und der Sachse Harold, der Sohn des Grafen Godwin. Hardrada berief sich auf einen mit dem frühern englischen Könige abgeschlossenen Vertrag; Wilhelm war ein Vetter des Königs Eduard; Harold das Haupt des mächtigsten adeligen Hauses in England, durch Volkswahl zu Eduards Nachfolger bestimmt, da Eduard kinderlos und sein nächster Seitenerbe ein kleiner, wenig versprechender Knabe war. Kurz vor dem Tode des Königs Eduard war Harold in der Normandie. Wilhelm benützte die Gelegenheit; scheinbar vertraulich und herzlich teilte er Harold mit, Eduard habe ihm einst versprochen, ihn zum Erben des englischen Thrones einzusetzen; Harold werde wohl zur Verwirklichung dieses Versprechens beitragen. Harold sah sich in der Gewalt eines verschmitzten und rücksichtslosen Feindes und gab die erzwungene Zusage, verpflichtete sich auch, Wilhelms Tochter zu heiraten, seine eigene Schwester aber einem normannischen Baron zu vermählen. Nun schritt Wilhelm dazu, Harold durch eine öffentliche und feierlichere Versicherung zu binden, die, falls dieser sie breche, auf der Seele des tapfern Sachsen laste und auch Andere abhalte, die Partei desselben zu ergreifen. Harold mußte ihm in voller Versammlung der normannischen Barone als Präsumtiverben der englischen Krone

huldigen und — die Hand auf einem Reliquienschreine — alles eidlich bekräftigen. Nach England zurückgekehrt, erklärte Harold nach Eduards Tode (5. Jan. 1066) den geleisteten Eid als einen erzwungenen und bestieg am 7. Januar den Thron. Nun verkündete Wilhelm des Königs Meineid und Wortbruch durch die ganze Christenheit und erklärte, daß er sein Recht sich mit dem Schwerte nehmen werde. Zunächst unterbreitete er in schlauer Berechnung seine Ansprüche der Entscheidung des Papstes; dieser entschied feierlich für Wilhelm, weihte und segnete ein Banner, das er dem Herzog sandte. Jetzt predigte die gesamte Klerisei des Kontinentes für des Herzogs Unternehmen, das zur Ehre Gottes geschehe. Wilhelm sammelte ein Heer, wie man es im Westen noch nie gesehen; es füllte sich mit Rittern aus ganz Europa, die vor Begierde brannten, ihre Seelen durch diesen vom Papst geheiligten Kampf zu retten, und Lohn und Beute zu gewinnen, die Wilhelm versprochen.

Harolds Gegenrüstungen wurden durch den unerwarteten Angriff des norwegischen Königs Harold Hardrada gestört, der mit 200 Kriegsschiffen und 300 Transportschiffen — bemannt mit Norwegens besten Kriegern — England überfiel. Siegreich drang er ins Innere vor. Harold sah sich genötigt, seine Stellung an der Südküste zu verlassen und Hardrada entgegenzurücken. Durch einen merkwürdig schnellen Marsch überraschte er die Norweger, siegte aber bei Stamfordbridge nur durch List: die Seinen mußten eine verstellte Flucht ergreifen, die Ordnung der Norweger löste sich, die Sachsen machten Kehrt und richteten nun ein Blutbad an, das die Norweger auf ein Vierteljahrhundert hinaus lähmte: Hardrada und die ganze Blüte seines Adels fiel (25. Sept. 1066). Aber auch Harolds Verluste waren schwer genug; am bedenklichsten war jedoch, daß Wilhelm mittlerweile ohne Widerstand an der Küste von Sussex hatte landen können. Harold kam in Eilmärschen heran; aber seine Hoffnung, auch Wilhelm zu überraschen, schlug fehl. Man gab ihm den Rat, sich auf London zurückzuziehen und das Land zu verheeren, so daß die übermächtigen Eindringlinge durch Hunger zugrunde gehen müßten; thatsächlich war die sächsische Flotte nunmehr beisammen und schnitt Wilhelm alle Verbindung mit der Normandie ab. Aber Harold entschied sich für den Kampf. Seine Brüder wollten ihn unter Hinweis auf seinen Eid überreden, daß er nicht persönlich an der Schlacht teilnehme: „Du kannst nicht leugnen, daß du dem Herzog auf die Leiber der Heiligen geschworen hast. Warum willst du dich mit einem Meineid auf der Seele in die Schlacht begeben? Für uns, die wir nichts geschworen haben, ist es ein heiliger und gerechter Kampf, ein Kampf für unser Vaterland". Harold wies auch diese Zumutung zurück.

Eine mit Weidengeflecht untermischte Verpfählung verstärkte die auf einer Höhe eingenommene Stellung der Sachsen. Die Ruinen der Battle

Abbey (Schlacht-Abtei) — Wilhelm hatte gleich nach dem Siege den Bau dieser Abtei gelobt — bezeichnen noch heute den Aufstellungsort der Armee Harolds, dessen Anordnungen besonders deshalb meisterhaft zu nennen sind, weil er sie in der Erwägung traf, daß er der Reiterei entbehre, während die Hauptmacht der Feinde gerade in dieser Waffengattung bestand.

Vom Plateau im Nordosten von Hastings zieht sich ein Höhenrücken auf etwa zwei Stunden landeinwärts und zwar von Südost nach Nordwest; es folgt eine Thalsenkung, dann ein neues Plateau, auf welchem Harold Stellung genommen hatte. Der Ansturm der Feinde gegen die Front war schwierig; eine etwa versuchte Umgehung war gefährlich wegen möglichen Flankenangriffs; das Land im Rücken der sächsischen Stellung war uneben und dicht bewaldet, so daß Harold im schlimmsten Falle seine Leute leicht wieder sammeln und eine zweite Aufstellung nehmen konnte. Eine Niederlage der Normannen mußte zu deren Vernichtung führen.

Wo der Aufgang vom Thale am wenigsten steil und somit der heftigste Angriff des Feindes zu erwarten war, ließ Harold seine eigene Fahne aufpflanzen. Hier standen die Männer aus Kent, „deren Recht es war, die ersten Streiche zu führen, wenn der König zur Schlacht zog". Rings um Harold standen die Londoner Krieger, „deren Vorrecht war, des Königs Leib zu schützen, um ihn zu sein und seine Fahnen zu bewachen". Rechts und links die Krieger des mittlern und südlichen Englands. Die Normannen rückten vor, entwickelten sich im Thal und griffen die ganze feindliche Front an; Wilhelm stürmte im Zentrum mit den bewährtesten Kämpfern gegen Harolds Banner an, wie dieser es vorausgesehen.

Die Entscheidung erfolgte Samstag den 14. Oktober. Der vorhergehende Tag war Verhandlungen gewidmet gewesen, die aber ohne Erfolg blieben, obgleich Wilhelm dem Sachsen und allen, die für ihn kämpfen würden, mit der Exkommunikation drohte: die päpstliche Bulle hierüber befinde sich bereits in seinen Händen. Die Sachsen antworteten: „Wir müssen fechten, welche Gefahr uns auch bedrohen mag; denn es handelt sich hier nicht um unsern König und um einen neuen Herrn, sondern um ganz anderes. Der Normanne hat den seinen unser Land geschenkt; die meisten derselben haben ihm bereits dafür gehuldigt. Wird ihr Herzog unser König, so muß er ihnen unsere Weiber und Töchter ausliefern... Was aber sollen wir dann beginnen? wohin sollen wir uns wenden, wenn wir kein Vaterland mehr haben?"

Wir folgen bei der Schilderung der Schlacht der Darstellung des normannischen Dichters Robert Wace (nach A. Seuberts Übersetzung).

„Das Normannenheer strömt aus den Zelten hervor und jede Schar, eine jede Compagnie sammelt sich unter dem Fähnlein ihres Führers. Die Messe ist am frühen Morgen abgesungen worden; die Barone haben sich um Herzog Wilhelm versammelt, welcher befohlen hat, daß sich die Armee in drei

Divisionen aufstelle, um die Sachsen von drei Seiten anzufallen. Von einem Hügel herab sprach er stolze Worte zu den seinen: daß er auf sie baue, und daß alles, was er gewinne, ihnen angehören solle; daß er des Sieges gewiß sei, denn auf der ganzen Welt gebe es keine so tapfere Armee, keine so kräftigen und treuen Mannen, als jetzt um ihn ständen. Sie jubelten ihm zu: er werde keinen Feigling sehen, keiner werde zögern, sein Leben für ihn hinzugeben. Er erwiderte: „Ich danke euch. Schont nichts, ich bitte euch, haut gleich von Anfang kräftig zu; gebt euch nicht mit Plündern ab; alle Beute wird gemeinschaftlich sein und jeder genug bekommen. Es wird euch nichts helfen, wenn ihr um Gnade bittet oder flieht, die Engländer werden keinen Normannen verschonen. Sie waren grausam und sind es noch; sie waren falsch und werden es sein. Daher kein Erbarmen mit ihnen, sie werden mit euch auch kein Mitleid haben. Der Engländer wird den Feigling, der flieht, und den Tapfern, der gut ficht, gleich schlecht behandeln und keinen von beiden verschonen. Ihr könnt bis zum Meere fliehen, aber nicht weiter; ihr werdet dort weder Schiffe noch Brücke finden, keine Seeleute werden dort euer warten; die Engländer aber werden euch einholen und euch in eurer Schande erschlagen. Mehr von euch werden auf der Flucht zugrunde gehen, als in der Schlacht. Drum, da euch die Flucht nicht retten kann, so kämpft und ihr werdet siegen. Ich zweifle nicht an dem Sieg; wir sind gekommen um des Ruhmes willen; der Sieg liegt in unseren Händen und wir dürfen versichert sein, ihn zu erlangen, wenn wir nur wollen". — Als der Herzog so sprach und noch mehr sprechen wollte, ritt Wilhelm Fitz Osber auf seinem ganz mit Eisen überzogenen Pferde heran und rief: Sire, wir säumen hier zu lange; zu den Waffen! Allons! allons!

Jetzt gingen alle nach ihren Zelten und wappneten sich so gut sie konnten, und der Herzog war sehr thätig und erteilte einem jeden seine Befehle, und er war artig gegen alle Vasallen, und schenkte ihnen viele Waffen und Pferde. Als er dann daran ging, sich selbst zu rüsten, rief er zuerst nach seinem guten Brustharnisch, und ein Diener brachte ihn her und legte ihn vor ihn hin. Als er aber den Kopf hineinsteckte, um ihn anzuziehen, vergriff er sich so, daß die hintere Seite nach vorne zu liegen kam. Er änderte es sogleich wieder; als er aber sah, daß die Umstehenden hierüber bestürzt waren, sprach er: „Ich habe manchen Mann gekannt, der, wenn ihm so etwas passiert wäre, an dem Tage keine Rüstung getragen und keine Schlacht geliefert hätte. Ich aber habe nie an Vorbedeutungen geglaubt und werde es auch ferner nicht thun. Ich vertraue auf Gott, denn er thut in allen Dingen nach seinem Gutdünken und ordnet alles, was da geschieht, nach seinem Willen an. Ich habe nie einen Gefallen an Wahrsagern gefunden, noch an Propheten geglaubt; sondern ich empfehle mich der Mutter Gottes. Dieses Ungeschick soll euch deshalb nicht beunruhigen. Der Harnisch, der verkehrt war und den ich wieder recht richte,

bedeutet, daß unsere Sache eine Wandlung erfahren wird. Der Herzogstitel wird sich in den Königstitel verwandeln. Ja, ein König werde ich sein, der ich bisher nur ein Herzog war". — Dann bekreuzigte er sich, nahm seinen Harnisch, steckte den Kopf hindurch, kehrte ihn auf die rechte Seite, band den Helm und gürtete das Schwert um, das ihm ein Diener brachte. Dann rief der Herzog nach seinem guten Rosse, und ein besseres konnte man nicht finden. Der König von Spanien hatte es ihm geschickt, als ein Zeichen großer Freundschaft. Es fürchtete weder die Waffen noch das Gedränge der Fechtenden, wenn sein Herr es vorwärts spornte. Walter Giffart brachte es. Der Herzog streckte seine Hand aus, ergriff die Zügel, setzte den Fuß in den Bügel und stieg auf; und das gute Roß scharrte, bäumte sich und tanzte. Als der Viscount von Toarz sah, wie der Herzog daher ritt, sprach er zu den Leuten, die um ihn standen: „Ich habe nie einen Mann gesehen, der so schön gewappnet war und so mutig ritt und seine Waffen so gut trug und dem der Harnisch so stand; nie einen, der seine Lanze so gewandt führte, der so zu Pferde saß und sich so edel geberdete. Fürwahr, es giebt keinen bessern Ritter unter der Sonne! Er ist ein schöner Graf und wird ein schöner König werden. Laßt ihn nur fechten, er wird auch siegen; Schmach einem jeden, der ihn im Stiche läßt".

Dann rief der Herzog nach der Fahne, die der Papst ihm geschickt hatte, und nachdem der Fahnenträger sie entfaltet hatte, ergriff sie der Herzog und rief nach Raol de Conches. „Tragt meine Fahne", sprach er, „denn ich wünschte Euch Euer Recht anzuthun; von rechtswegen und nach altem Brauch gab Euer Haus stets den Fahnenträger der Normandie, und sehr gute Ritter sind es immer gewesen." — Raol aber sprach, er wolle dem Herzog an diesem Tage in anderer Weise dienen, er wolle die Engländer mit dem Schwert in der Hand bekämpfen, so lange er sein Leben habe. Dann befahl der Herzog dem Walter Giffart die Fahne zu tragen. Aber der war alt und graubärtig und bat den Herzog, die Fahne einem jüngern und stärkern Mann zu geben. Da sprach der Herzog zornig: „Bei der Herrlichkeit Gottes! Ihr Herren, es scheint, ihr wollet mich verraten und in dieser großen Not mich im Stiche lassen". — „Sire", sprach Giffart, „nicht also! wir sinnen keinen Verrat, noch weigere ich mich aus irgend einer verbrecherischen Ursache. Ich habe aber ein großes Reitercorps herbeigeführt, teils Söldner, teils Lehensleute von mir. Nie besaß ich so gute Mittel, Euch zu dienen, denn heute; und so Gott will werde ich Euch auch dienen und wenn es nötig wird, so will ich für Euch sterben und mein Herz für Euch hingeben."

„Meiner Treu!" sprach der Herzog, „ich habe dich immer geliebt, und jetzt liebe ich dich noch mehr. Wenn ich diesen Tag überlebe, so sollst du es für all deine Lebtage gut haben." — Dann rief er einen Ritter her, den er viel hatte rühmen hören, Tosteins Fitz-Rou le Blanc mit Namen, der aus

Bec-en-Caux gebürtig war. Ihm übergab er die Fahne; und Tosteins nahm sie mit Freuden, und verneigte sich tief vor ihm zum Danke, und trug sie tapfer und guten Mutes. Seine Verwandten sind dafür noch heute von allen Diensten, die an ihrem Erbgut haften, befreit und ihre Nachkommen haben ein ewiges Recht an dieses Erbgut. Wilhelm saß auf seinem Schlachtroß und rief Rogier, den sie De Montgomeri heißen, her. „Ich halte viel auf Euch", sprach er, „führt Eure Leute dorthin und greift den Feind von dieser Seite an. Der Seneschall Wilhelm, der Sohn Osbers, ein guter Vasalle, soll Euch begleiten und Euch dabei unterstützen, und Ihr sollt die Leute von Boulogne und Poix und all meine Söldner haben. Alain Fergert und Ameri sollen von der andern Seite anpacken; sie sollen die Leute von Poitevin und die Bretonen und alle Barone von Maine vorführen. Ich selbst aber mit meinen eigenen Leuten, meinen Freunden und Vettern will in der Mitte fechten, wo es am hitzigsten hergehen wird."

Die Barone und Ritter und Soldaten hatten sich jetzt alle gewappnet. Das Fußvolk war gut ausgerüstet, jeder Mann hatte seinen Bogen und sein Schwert; auf den Köpfen trugen sie Sturmhauben und an den Füßen Beinschienen. Einige hatten Felle um den Leib gebunden, andere trugen Röcke und hatten Köcher und Bogen im Gürtel hängen. Die Ritter waren mit Brustharnischen und Schwertern, stählernen Beinschienen und glänzenden Helmen ausgerüstet, hatten Schilde um den Nacken und Lanzen in den Händen. Alle hatten ihre Erkennungszeichen, so daß ein jeder seinen Kampfgenossen kannte, und der Normanne nicht den Normannen oder der Franzmann seinen Landsmann aus Versehen tötete. Das Fußvolk marschierte in geschlossenen Gliedern, die Bogen auf den Schultern, zu ihrer Unterstützung. Dann kamen die Ritter zu Roß und unterstützten die Schützen von rückwärts, Reiter und Infanterie behielten ihre anfängliche Marschrichtung und Ordnung bei, in geschlossenen Gliedern und einem gemäßigten Schritte, damit keiner dem andern vorankam oder hinter ihnen zurückblieb. Alle schritten fest und geschlossen einher, in mutiger Haltung.

Harold hatte seine Leute, die Grafen, Barone und Vasallen, aus den Burgen und Städten, aus den Häfen, den Dörfern und Flecken berufen. Auch die Bauern wurden aufgeboten und kamen mit den Waffen, die sie gerade zurhand hatten, mit Keulen und Spießen, mit eisernen Gabeln und Pfählen. Der Platz aber, wo Harold mit seinen Freunden und den Baronen des Landes, die er aufgeboten, stand, war von den Engländern durch einen Verhau eingehegt worden. Es waren die Männer gekommen aus London, aus Kent, Hertfort und Essesse, die aus Surée und Susesse, aus St. Edmund und Sufoc, aus Norwis und Norfoc, aus Cantorbierre und Stanfort, aus Bedefort und Hundetone. Auch die Männer aus Northanton rückten an, die aus Eurowic und Bokinkeham, aus Bed und Notinkeham, aus Lindesie und Nichole. Auch

aus dem Westen kamen alle, die das Aufgebot vernahmen, und viele waren da aus Salebiere und Dorset, aus Bat und aus Somerset. Viele zogen auch aus der Gegend von Glocestre daher und viele aus Wirecestre, aus Wincestre, Hontesire und Brichesire, und noch viele mehr aus anderen Grafschaften, die wir nicht gekannt haben und nicht alle aufzählen können. Alle, die Waffen tragen konnten und von der Ankunft des Herzogs gehört hatten, kamen herbei, um das Land zu verteidigen. Aber keiner erschien von jenseit des Humber, denn sie hatten anderes zu thun; die Dänen und Tosten hatten sie übel mitgenommen und geschwächt.

Harold wußte, daß die Normannen kommen und ihm scharf zuleibe gehen würden. Er hatte daher das Feld, auf dem er seine Leute aufstellen wollte, beizeiten eingepfählt. Er ließ sie früh am Morgen zu den Waffen greifen und sich zur Schlacht aufstellen; er selbst aber hatte Waffen und Rüstung angelegt, wie es sich für einen solchen Herrn ziemte. Der Herzog, sagte er, müsse ihn aufsuchen, wenn er England erobern wolle, und es käme dem, der das Land zu verteidigen habe, zu, den Angriff abzuwarten. Er befehligte das Volk und gab seinen Baronen den Rat, fest zusammen zu halten und sich in wohl geschlossenen Gliedern zu verteidigen; denn wenn sie einmal auseinanderkämen, würden sie sich schwer wieder sammeln können. „Die Normannen", sagte er, „sind gute Vasallen, tapfer zu Fuß und zu Pferd; tüchtige Ritter sind sie zu Rosse und des Schlagens gewohnt; alles ist verloren, wenn es ihnen gelingt in unsere Reihen einzudringen. Sie tragen lange Lanzen und Schwerter, ihr aber habt spitzige Spieße und wohlgeschärfte Äxte, und ich glaube nicht, daß ihre Waffen den unseren die Spitze bieten können. Erschlaget wen ihr könnt; es wäre übel gethan, irgend jemand zu schonen."

Die Engländer hatten aus ihren Schilden, aus Eschen und anderem Holze einen Verhau vor sich angelegt, und hatten das ganze Werk wohl gefügt und in einander verflochten, so daß es keine Spalte zeigte. So hatten sie eine Barrikade vor sich, die jeder Normanne erst überschreiten mußte, ehe er sie angreifen konnte. Da sie so durch Schilde und Verhaue geschützt waren, so war ihr Plan, sich ganz auf die Verteidigung zu beschränken, und wenn sie fest bei diesem Vorsatze verharrt hätten, so wären sie an diesem Tage nicht besiegt worden; denn jeder Normanne, der in den Verhau hineinkam, verlor sein Leben entweder durch Axt oder Beil oder Keule oder eine andere Waffe. Sie trugen Helme und kurze, dicke Harnische, die über ihren Gewändern hingen. Harold teilte Befehle aus und machte überall bekannt, daß alle mit dem Gesicht gegen den Feind gekehrt sich aufstellen sollten, und daß keiner sich von dem Flecke rühren sollte, wo er sich befinde, so daß, wer immer herankäme, sie bereit finde. Und was immer ein Normanne oder ein Anderer beginnen möge, so sollten sie ihr möglichstes thun, um ihren Platz zu behaupten. Dann befahl er den Männern von Kent, dahin zu treten, wo die Normannen

mutmaßlich ihren Angriff machen würden; denn es heißt, daß die Männer von Kent das Recht haben, den ersten Schlag zu thun; und daß, wenn der König eine Schlacht liefert, sie zuerst daran dürfen. Die Männer von London aber haben das Recht, den Leib des Königs zu hüten, sich um ihn zu stellen und seine Fahne zu bewachen; und sie stellten sich demgemäß zur Fahne, um sie zu schirmen und zu verteidigen.

Nachdem Harold seine Rede gehalten und seine Befehle gegeben hatte, ritt er in die Mitte der Engländer und stieg bei der Fahne ab. Seine Brüder Leofwin und Gurth waren bei ihm, und als er so bei der Fahne stand, die wahrlich eine sehr kostbare war und von Gold und edeln Steinen blitzte, hatte er Barone genug um sich. Nach dem Siege schickte Wilhelm diese Fahne an den Papst, um seinen großen Sieg und Ruhm zu beweisen und ein Denkzeichen davon zu geben. Die Engländer standen in geschlossenen Gliedern bereit und nach Kampf dürstend; sie hatten auch einen Graben gemacht, der quer über das Feld ging und die eine Flanke ihrer Armee deckte.

Mittlerweile erschienen die Normannen und rückten über den Rücken der Hügel heran; und ihre erste Division zog entlang dem Hügel und überschritt ein Thal. Und dann kam eine zweite, noch größere Division in Sicht, die hart hinter der ersten folgte, und sie ward nach einem andern Teile des Feldes geführt und marschierte auf, wie das erste Corps gethan hatte. Und während Harold sie betrachtete und sie Gurth zeigte, erschien eine neue Division, welche die ganze Ebene bedeckte, und in der Mitte derselben wehte die von Rom gekommene Fahne. Neben ihr ritt der Herzog, und die besten Leute und der Kern der Armee befand sich dabei. Die guten Ritter, die guten Vasallen und braven Krieger waren hier; und es schlossen sich hieran die edeln Barone, die guten Bogenschützen und die Bewaffneten, deren Pflicht es war, den Herzog zu bewachen und sich um ihn zu scharen. Die Knappen und der Lagertroß, deren Dienst es nicht war, teil an der Schlacht zu nehmen, sondern die Pferderüstungen und das Lebensmittelwesen zu besorgen, rückten nach einem hochgelegenen Punkte. Auch die Priester und Schreiber erstiegen einen Hügel, um dort zu Gott zu bitten und den Ausgang der Schlacht zu überwachen.

Die Engländer standen fest beisammen in geschlossenen Reihen und benahmen sich gar wacker. Ein jeder hatte seinen Harnisch an, sein Schwert umgegürtet und den Schild um den Hals. Sie trugen auch große Äxte über der Schulter, mit denen sie schwere Streiche zu führen gedachten.

Die drei Divisionen der Normannen rückten heran, um an verschiedenen Punkten anzugreifen. Die erste und zweite war nahegekommen, dann rückte die dritte vor, welche die größte war; bei dieser befand sich der Herzog mit seinen eigenen Leuten und alle zogen mutig daher.

Sobald die beiden Armeen einander vollständig erblickten, erhob sich großer Lärm und Tumult. Man vernahm den Schall vieler Trompeten, Pfeifen und Hörner; dann sah man wie die Leute in Linie aufmarschierten, ihre Schilde vornahmen, die Lanzen erhoben, die Bogen spannten, die Köcher herrichteten, und alles sich zum Angriff und zur Verteidigung vorbereitete.

Die Engländer standen fest auf ihrem Posten, die Normannen schritten immer zu; und als sie näher rückten, sah man, wie eine Bewegung unter den Engländern stattfand; da kamen und gingen Leute, Scharen stellten sich in Ordnung, einige mit höherem Rot auf den Gesichtern, andere blässer als sonst; einige hielten die Angriffswaffen bereit, andere erhoben die Schilde; der tapfere Mann ermunterte sich zum Kampf, der Feige erbebte beim Herannahen der Gefahr.

Da ritt Taillefer, der gut sang, auf einem flinken Rosse vor dem Herzoge her, sang von Karl dem Großen, von Roland, von Olivier und den Pairs, die zu Roncesvalles starben. Und dann rückten sie nahe an die Engländer.

„Eine Gnade!" rief Taillefer, „ich habe Euch lange gedient und Ihr seid mir für all diesen Dienst etwas schuldig. Heute sollt Ihr mich, wenn es Euch gefällig ist, bezahlen. Ich erbitte als Lohn und flehe Euch ernstlich darum, daß Ihr mir gestattet, den ersten Streich in der Schlacht zu thun." Und der Herzog erwiderte: Ich bewillige es. Dann setzte Taillefer sein Roß in Galopp, griff vor allen Anderen an und stieß einem Engländer die Lanze unter der Brust in den Leib, daß er niederstürzte. Dann zog er sein Schwert und schlug einen zweiten zu Boden und rief: Kommt heran, kommt heran! Was macht ihr, ihr Herren? Schlagt zu, schlagt zu! Bei dem zweiten Streich, den er that, stürzten die Engländer vorwärts, umzingelten ihn und erschlugen ihn. Jetzt erscholl Lärm und Kriegsgeschrei, und auf beiden Seiten setzten sich die Leute in Bewegung.

Die Normannen rückten zum Sturme heran und die Engländer verteidigten sich gut. Einige teilten Hiebe aus, andere Stöße, alle waren mannhaft und warfen die Furcht beiseite. Und nun ward die Schlacht geliefert, deren Ruf so gewaltig ist.

Laut und weit ertönte der Schall der Hörner; und das Zusammenschmettern der Lanzen, die mächtigen Streiche der Keulen und das rasche Klirren der Schwerter. Bald stürmten die Engländer vor, bald wichen sie zurück; das eine mal drangen die Mannen von jenseit der See vorwärts, das andere mal zogen sie sich zurück. Die Normannen schrieen: Dex Aie! Die Englischen: Out! Dann wurden kluge Manöver ausgeführt, und es ging an ein wildes Aneinanderschlagen von Lanzen und Schwertern zwischen den Sergeanten und Soldaten der Engländer und Normannen.

Wenn die Engländer fallen, schreien die Normannen, von beiden Seiten schmähen sie einander und fordern sich heraus, aber keiner weiß, was der

andere spricht; und die Normannen sagen, die Engländer kläffen, weil sie ihre Sprache nicht verstehen.

Einige zeigen sich stark, andere schwach; die tapferen jauchzen, aber die feigen zittern. Die Normannen drängen stürmend vorwärts, aber die Engländer verteidigen sich gut; sie durchbohren die Harnische und spalten die Schilde, empfangen tüchtige Streiche und geben sie zurück. Von neuem drängen einige vorwärts, andere weichen zurück, und so geht der Kampf in verschiedener Weise fort. In der Ebene war ein Graben, den die Normannen jetzt hinter sich hatten, da sie ihn im Vorrücken passierten, ohne ihn zu beachten. Aber die Engländer machten einen Gegenangriff und trieben die Normannen vor sich her, bis diese in den Graben zurückstürzten und Mann und Roß sich darin überschlugen. Viele stürzten hinein. Einer wälzte sich über den andern, mit dem Gesicht am Boden und unfähig sich zu erheben. Auch viele von den Engländern, welche die Normannen nach sich zogen, kamen darin um. Zu keiner Zeit während der ganzen Schlacht fielen so viele Normannen als hier in diesem Graben. So sagten alle, welche die Scene mit ansahen.

Die Diener, welche die Pferdegeschirre zu bewachen hatten, begannen davon zu laufen, als sie die Verluste der Franzosen sahen, da sie in den Graben zurückgeworfen wurden und sich nicht wieder herstellen konnten. Als sie sahen, wie schwer jene wieder in Ordnung kamen, begannen sie voll Bestürzung das Rüstzeug zu verlassen und suchten sich zu retten. Da galoppierte Herzog Wilhelms Bruder Odo, der wackere Priester und Bischof von Bayeux, heran und sprach zu ihnen: Haltet ein, haltet ein! bleibt ruhig und weichet nicht! fürchtet nichts, denn so es Gott gefällt, werden wir doch noch siegen. So faßten sie wieder Mut und blieben, wo sie waren, und Odo jagte dahin zurück, wo die Schlacht am heftigsten wütete, und leistete große Dienste an dem Tag. Er hatte einen Brustharnisch an über einem weißen Chorhemd, das um den Leib weit war und enge Ärmel hatte, und saß auf einem weißen Rosse, daß alle ihn sehen konnten. In seiner Hand trug er eine Keule, und wo er die Not am größten sah, hielt er an und brachte die Ritter in Stellung, und oft trieb er sie vorwärts zum Angriff.

Von neun Uhr morgens, da der Kampf begonnen hatte, bis 3 Uhr nachmittags schwankte die Schlacht auf und ab und keiner wußte, wer siegen und das Land gewinnen würde. Beide Teile standen so fest und fochten so gut, daß man nicht erraten konnte, wer die Oberhand gewinnen würde. Die normannischen Bogenschützen schossen einen dichten Hagel von Pfeilen gegen die Engländer; diese aber deckten sich mit ihren Schilden, so daß die Pfeile ihre Leiber nicht erreichen und ihnen keinen Schaden thun konnten, so gut sie auch zielten und schossen. Da beschlossen die Normannen, ihre Pfeile in die Luft hinauf zu schießen, damit sie ihren Feinden von oben auf die Köpfe fallen und diese ins Gesicht treffen möchten. Die Bogenschützen griffen wirklich zu

dieser List und schossen im Bogen gegen die Engländer, und die Pfeile fielen diesen auf die Köpfe und schlugen manchem ein Auge aus; und alle fürchteten, ihre Augen aufzumachen oder ihr Gesicht ungedeckt zu lassen.

Jetzt flogen die Pfeile dichter als der Regen vor dem Winde; schnell schwirrten jene Wurfpfeile daher, welche die Engländer Wibetes nannten. Da geschah es, daß ein so im Bogen abgeschossener Pfeil Harold über dem rechten Auge traf und dieses ausschlug. In seinem Schmerz zog er den Pfeil heraus und warf ihn weg, indem er ihn mit den Händen zerbrach; und die Pein, die ihm die Wunde verursachte, war so groß, daß er sich auf seinen Schild lehnte. Deshalb pflegten die Engländer zu den Franzosen zu sagen und sagen es noch, daß der Pfeil gut geschossen gewesen, der so gegen ihren König abgeschickt wurde, und daß der Bogenschütze, der Harolds Auge ausschoß, jenen großen Ruhm gebracht habe.

Die Normannen sahen aber, daß die Engländer sich gut verteidigten und so stark in ihrer Stellung waren, daß sie ihnen wenig anhaben konnten. Sie berieten sich daher zusammen was zu thun und machten aus, sie wollten sich zurückziehen und thun, als ob sie flüchteten, damit die Engländer sie verfolgen und sich über das Feld hin zerstreuen sollten; denn sie dachten, wenn sie einmal ihre Feinde dazu bringen könnten, ihre Reihen zu brechen, diese weit leichter angegriffen und geschlagen werden könnten. Gesagt, gethan. Die Normannen flohen allmählich und die Engländer folgten ihnen. Wie die einen sich zurückzogen, drängten die anderen nach; und als die Franzosen wichen, dachten und schrieen die Engländer, daß die Leute Frankreichs entflöhen und nie zurückkehren würden.

So wurden sie durch die künstliche Flucht getäuscht und großes Mißgeschick kam darum über sie; denn wenn sie ihre Stellung nicht verlassen hätten, wären sie wahrscheinlich gar nicht besiegt worden, aber sie brachen thörichterweise ihre Linien und verfolgten.

Die Normannen führten ihre List weiter fort und zogen sich langsam zurück, um die Engländer nachzulocken. Und wie sie flohen, drängten die Engländer nach; sie stießen ihre Lanzen vorwärts und streckten die Äxte hinaus, und folgten den Normannen, die sich über das Gelingen ihrer List freuten, und zerstreuten sich über die Ebene. Und die Engländer jubelten dabei und schmähten ihre Feinde mit Worten. Feiglinge! riefen sie, ihr kommt sicher zur bösen Stunde, ihr hättet gerne unser Land und möchtet uns unser Eigentum entreißen, ihr Narren, die ihr seid! Die Normandie ist jetzt weit hinter euch, ihr werdet sie nicht mehr so leicht erreichen. Es hilft euch nichts, daß ihr davon lauft. Wenn ihr nicht mit einem Sprunge über das Meer wegfliegen, oder es trockensaufen könnt, so seid ihr für eure Söhne und Töchter verloren!

Die Normannen nahmen das alles hin; in Wahrheit, sie wußten nicht, was die Engländer sagten. Ihre Sprache erschien ihnen wie das Bellen der Hunde, welches sie nicht verstehen konnten. Endlich blieben sie halten und machten kehrt und beschlossen ihre Reihen wieder herzustellen; und man konnte hören, wie die Barone: Dex Aie! riefen, damit man halte. Dann nahmen die Normannen ihre frühere Formation wieder an und kehrten die Gesichter gegen den Feind; und man sah, wie ihre Leute umkehrten und aufs neue ins Handgemenge stürzten, wobei der schlug und jener vorwärtsdrückte. Der eine trifft, der andere fehlt; der eine flieht, der andere verfolgt; der eine holt aus zu einem Streich, der andere läßt ihn niederfallen. Normanne streitet wieder gegen Engländer und teilt neue Hiebe aus. Der eine flieht, der andere verfolgt eilig; der Kämpfenden sind viele; das Feld ist groß, die Schlacht und das Handgemenge hitzig. Auf jeder Seite kämpfen sie hartnäckig, die Streiche fallen schwer und der Kampf wird heftig.

Die Normannen spielten ihre Rolle gut. Da kam ein englischer Ritter daher gerannt, mit hundert Mann hinter ihm her, die mit verschiedenen Waffen ausgerüstet waren. Er schwang die Axt des Nordens, mit einem Blatt, das einen ganzen Schuh lang war, und war wohl gerüstet nach seiner Art und groß und tapfer und von edlem Gebahren. Nach demjenigen Teil der Schlachtlinie, wo die Normannen am heftigsten drängten, kam er schneller als ein Hirsch gesprungen und mancher Normanne fiel vor ihm und seiner Compagnie. Er stürzte gerade auf einen Normannen zu, der gerüstet war und auf einem Schlachtrosse ritt und versuchte ihm mit der Stahlaxt den Helm zu spalten; aber der Streich ging fehl und das scharfe Blatt blitzte nieder vor dem Sattelbogen und ging durch des Pferdes Nacken gegen den Boden, sodaß Roß und Reiter zusammen zur Erde stürzten. Ich weiß nicht, ob der Engländer noch einen Hieb austeilte; aber die Normannen, die den Streich sahen, waren erschrocken und wollten schon vom Angriff ablassen, da kam Roger de Montgomeri daher gesprengt mit eingelegter Lanze, und ohne die langgestielte Axt zu fürchten, die der Engländer hoch schwang, stieß er ihn nieder, daß er den Boden maß. Dann rief Roger: Ihr Franzosen, schlagt zu! Der Tag ist unser! — Und wieder begann ein wildes Handgemenge, und mancher Lanzenstoß, mancher Schwertstreich ward gethan. Die Engländer verteidigten sich mannhaft, töteten die Pferde und spalteten die Schilde.

Da war ein Franzose von edler Miene, der mutig zu Pferde saß. Er erspähte zwei Engländer, die sich gleichfalls wacker hielten. Es waren beides Männer von großer Würde und waren Waffengefährten geworden und fochten zusammen, und der eine schützte den andern. Sie trugen lange und breite Beile und thaten großen Schaden unter den Normannen und töteten ihnen Pferde und Leute. Der französische Soldat schaute auf sie und ihre Beile, und war sehr beunruhigt, denn er fürchtete sein gutes Roß zu verlieren, das

beste, das er hatte; und er würde sich gern nach einer andern Seite gewendet haben, wenn es nicht wie Feigheit ausgesehen hätte. Er faßte jedoch bald wieder Mut, spornte sein Pferd, ließ ihm die Zügel und jagte tapfer vorwärts. Da er die zwei Beile fürchtete, so hob er den Schild empor und stieß den einen Engländer mit der Lanze in die Brust, daß die Spitze am Rücken heraussah. In dem Augenblicke, da dieser fiel, brach die Lanze, und der Franzose ergriff den Streitkolben, der an seiner rechten Seite hing, und versetzte dem andern Engländer einen Streich, der ihm den Schädel vollkommen zerschmetterte.

An einem andern Punkte kämpfte ein Engländer, der die Franzosen sehr beunruhigte, indem er sie beständig mit einer scharf geschliffenen Axt angriff. Er hatte einen hölzernen Helm auf, der bis zu seinem Rocke hinabging und rund um den Nacken befestigt war, so daß kein Streich seinen Kopf treffen konnte. Ein tapferer Normannenritter, der ein Roß ritt, welches sich weder durch Feuer noch durch Wasser in seinem Laufe aufhalten ließ, wenn sein Herr es antrieb, sah, welche Verheerungen jener anrichtete. Der Ritter spornte sein Roß und es trug ihn wacker gegen den Engländer, den er angriff, indem er ihn über den Helm schlug, daß ihm dieser bis über die Augen hereinfuhr; und als derselbe die Hand ausstreckte, um den Helm wieder zu erheben und sein Gesicht frei zu machen, hieb ihm der Normanne die rechte Hand ab, sodaß die Axt zuboden fiel. Ein zweiter Normanne sprang jetzt vorwärts, und griff hastig mit beiden Händen nach der Beute; er behielt sie aber nur kurze Zeit und bezahlte sie teuer, denn als er hintrat und nach der Axt griff, schlug ihm ein Engländer mit seiner langgestielten Axt auf den Rücken, daß er ihm alle Beine brach und die Eingeweide und Lungen heraustraten. Der Ritter mit dem guten Rosse aber kehrte unverletzt zurück; unterwegs traf er noch einen andern Engländer, den er niederritt, schwer verwundete und mit den Hufen zerstampfte.

Jetzt erscholl lauter Schlachtruf und Trompetengeschmetter und Lanzenklirren. Die Engländer standen fest hinter ihrem Verhaue und zerschmetterten die Lanzen, indem sie mit ihren Beilen und Streitkolben dazwischenfuhren. Die Normannen zogen ihre Schwerter und hieben die Barrikaden nieder, dann zogen sich die Engländer in Unordnung gegen ihre Fahne zurück, wo man die Verstümmelten und Verwundeten zusammengebracht hatte.

Da waren viele Ritter von Chauz, die turnierten und Angriffe machten. Die Engländer verstanden sich aber nicht aufs Turnieren oder den Waffengebrauch zupferde, sondern fochten mit Äxten und Beilen. Wenn einer mit der Axt zuschlagen wollte, mußte er beide Hände dazu nehmen, und konnte deshalb nicht zu gleicher Zeit sich decken und mit einer gewissen Freiheit zuschlagen.

Die Engländer zogen sich gegen die Fahne zurück, die auf einem erhabeneren Punkte wehte, und die Normannen folgten ihnen über das Thal weg, und drängten sie zu Fuß und zu Pferd. Da ritt Hue de Mortemer mit den Herren D'Auviler, D'Onebac und St. Cler heran und griffen an und warfen viele nieder.

Robert Fitz Erneis richtete die Lanze auf, nahm seinen Schild vor und jagte gegen die Fahne und schlug mit seinem scharfen Schwerte einen Engländer nieder, der davor stand, tötete ihn, zog dann sein Schwert zurück und griff die anderen an, und drängte gerade vorwärts nach der Fahne, um sie niederzuwerfen, aber die Engländer drängten sich um ihn her und erschlugen ihn mit ihren Beilen. Man fand ihn nachher, als man nach ihm suchte, auf dieser Stelle tot zu den Füßen der Fahne.

Herzog Wilhelm drang scharf mit seiner Lanze auf die Engländer ein und suchte sie mit der starken Schar, die er führte, zu erreichen, und schaute eifrig nach Harold aus, um deswillen der Krieg angegangen war. Die Normannen folgten ihrem Herrn und drängten sich um ihn; sie setzten den Engländern mit ihren Streichen zu, aber diese verteidigten sich wacker und rangen heftig mit ihren Feinden und gaben Streich um Streich zurück.

Einer von ihnen war ein Mann von großer Kraft, ein Athlet, der den Normannen mit seiner Axt großen Schaden zufügte; alle fürchteten ihn, denn er schlug eine große Anzahl Normannen nieder. Der Herzog spornte sein Pferd und führte einen Streich nach ihm, der aber bückte sich, und so entging ihm der Hieb; dann sprang er auf die Seite, schwang die Axt hoch empor, und als sich der Herzog beugte, um dem Schlag zu entgehen, so traf ihn der Engländer auf den Kopf und schlug den Helm ein, ohne ihm jedoch viel Schaden zu thun. Der Herzog wäre indessen um ein Haar vom Pferde gefallen, da er sich aber auf die Bügel stützte, so kam er gleich wieder empor; und als er sich an dem Kerl zu rächen gedachte, da war er entwischt, weil er des Herzogs Streich fürchtete. Er rannte unter die Engländer zurück, war aber auch dort nicht sicher, denn als die Normannen es sahen, verfolgten sie ihn und erwischten ihn; und sie durchbohrten ihn durch und durch mit ihren Lanzen und ließen ihn tot auf dem Platze.

Wo das Gedränge der Schlacht am größten war, da fochten die Männer von Kent und Essex mit starkem Mut, und die Normannen mußten vor ihnen weichen, jedoch ohne großen Verlust. Und als der Herzog seine Leute zurückweichen und die Engländer über sie triumphieren sah, da ward er zornentbrannt und ergriff seinen Schild und seine Lanze, die ein Vasall ihm reichte, und nahm seinen Platz bei seinem Banner.

Dann kamen diejenigen heran, die seine Leibwache bildeten, und ritten wo er ritt, bei tausend Bewaffneter, und stürzten in geschlossenen Reihen auf die Engländer; und mit der Wucht ihrer Rosse und den Streichen, die die

Ritter führten, brachen sie die Masse des Feindes und zerstreuten die Scharen vor ihnen. Der wackere Herzog ritt ihren Reihen voraus; die einen verfolgten und die anderen flohen; viele Engländer fielen rund umher und wurden von den Rossen zertreten, krümmten sich an der Erde und waren unfähig sich zu erheben. Viele der vornehmsten und edelsten fielen bei diesem Angriff; aber die Engländer sammelten sich wieder an einzelnen Punkten, schlugen die nieder, welche sie erreichten, und führten den Kampf fort, so gut sie vermochten, und warfen die Männer nieder und töteten die Pferde. Ein Engländer lauerte auf den Herzog und hatte es darauf abgesehen, ihn zu töten; er hätte ihn gerne mit seinem Spieße getroffen, aber er konnt' es nicht, denn der Herzog traf ihn zuerst und fällte ihn zu Boden.

Laut war jetzt das Geschrei und groß das Gemetzel, manche Seele verließ da den Körper, den sie bewohnte. Der Lebende schritt über Haufen von Toten, und auf beiden Seiten war man des Schlagens müde. Wer noch konnte, griff an, und wer nicht mehr kämpfen konnte, drängte doch vorwärts. Der Starke rang mit dem Starken; einige sanken, andere triumphierten; die Feigen wichen zurück, die Tapferen drangen vor. Traurig war das Schicksal dessen, der in dem Getümmel fiel, denn er hatte wenig Hoffnung, sich wieder zu erheben; und viele stürzten wirklich, die nie wieder aufstanden und im Gedränge zertreten wurden.

Und jetzt drangen die Normannen so weit vor, daß sie endlich die Fahne erreichten. Hier war Harold geblieben und verteidigte sich aufs äußerste; aber er war schwer im Auge verwundet durch den Pfeil und litt große Schmerzen von der Wunde. Ein bewaffneter Mann kam im Gedränge der Schlacht heran und schlug ihn auf das Helmvisier und streckte ihn zu Boden; und als er sich wieder aufzurichten suchte, schlug ihn ein Ritter abermals nieder, indem er ihn auf den Schenkel traf, daß es bis auf die Knochen ging.

Gurth sah, daß die Engländer rings umher fielen, und daß es kein Gegenmittel gab. Er sah, wie sein Geschlecht dem Verderben zueilte und verzweifelte an jeder Hülfe; er wäre gerne entflohen, aber er konnte nicht, denn das Gedränge wurde immer stärker. Und der Herzog drückte vorwärts, bis er ihn erreicht hatte und schlug ihn mit großer Gewalt. Ob er an dem Streiche starb, weiß ich nicht, aber es heißt, er sei davon gefallen und er erhob sich nicht mehr.

Die Fahne ward niedergeworfen, die goldene Fahne ward genommen und Harold und die besten seiner Freunde wurden erschlagen; aber es war so große Wut und so großes Gedränge von vielen, die ihn alle zu töten suchten, daß ich nicht weiß, wer ihn erschlug.

Die Engländer waren in großer Verwirrung, da sie ihren König verloren und der Herzog die Fahne niedergeschlagen und genommen hatte; sie

fochten aber noch immer weiter und verteidigten sich lange, bis der Tag sein Ende nahm. Dann ward ihnen allen offenbar, daß die Fahne verloren sei, und es verbreitete sich die Nachricht durch das Heer, daß Harold tot sei, und alle sahen, daß es keine Hoffnung mehr gab, sie verließen daher den Wahlplatz und wer konnte, entfloh.

Wilhelm focht gut; manchen Sturm führte er an, manchen Streich führte er und manchen erhielt er, und mancher fiel tot unter seiner Hand. Zwei Pferde wurden unter ihm getötet und er nahm ein drittes, als es hohe Zeit war, damit er nicht zu Boden sank; er aber verlor nicht einen Tropfen Blut. Was aber immer einer that und wer da am Leben blieb oder starb, so viel ist gewiß: Wilhelm blieb Sieger und viele Engländer flohen von dem Schlachtfelde und mancher blieb auf dem Platze. Dann dankte der Herzog Gott, und befahl in seinem Stolze, daß man seine Fahne bringe und sie da aufpflanze, wo die englische geweht hatte; und dies war das Zeichen, daß er gesiegt und den Feind niedergeworfen hätte. Und er ließ sein Zelt auf dem Wahlplatze aufschlagen mitten unter den Toten und seine Speisen herbringen und sein Abendessen hier bereiten.

Dann legte er seinen Harnisch ab, und die Barone und Ritter, die Pagen und Herren kamen, als er seinen Schild abgelegt hatte, und sie nahmen ihm den Helm vom Haupte und den Panzer vom Rücken, und sahen die schweren Streiche auf seinem Schild und wie sein Helm eingeknickt war. Und alle wunderten sich sehr und sagten: Solch ein Baron bestieg noch nie ein Schlachtroß, oder teilte solche Streiche aus, oder that solche Waffenthaten, und seit Roland und Olivier hat es keinen solchen Ritter auf Erden gegeben.

So lobten und rühmten sie ihn höchlich und freuten sich dessen, was sie sahen; aber sie trauerten auch um ihre Freunde, die in der Schlacht gefallen waren. Und der Herzog trat unter sie mit edler Haltung und Miene und dankte dem König in der Höhe, durch den ihm dieser Sieg geworden war, und dankte den Rittern rund umher und beklagte auch die Gefallenen. Und er aß und trank mitten unter den Erschlagenen und schlug sein Nachtlager für diese Nacht auf dem Schlachtfelde auf.

Am andern Tage war ein Sonntag, und diejenigen, welche auf dem Schlachtfelde geschlafen, und Wache gehalten und große Erschöpfung erlitten hatten, machten bei Tagesanbruch eine neue Anstrengung und suchten die Körper ihrer erschlagenen Freunde, so gut es ging, und begruben sie. Auch kamen die edeln Damen des Landes und suchten ihre Männer, ihre Väter, ihre Söhne und Brüder. Sie trugen die Leichname in die Heimat und begruben sie bei den Kirchen, und die Schreiber und Priester des Landes erschienen, und auf die Bitten ihrer Freunde nahmen sie die Leichname, die gefunden wurden, und bereiteten Gräber und legten sie hinein.

König Harold ward nach Varham geführt und dort begraben; aber ich weiß nicht, wer ihn dort hinbrachte, noch weiß ich, wer ihn begrub. Viele blieben auf dem Schlachtfeld und viele waren in der Nacht entflohen."

So wird die Schlacht bei Hastings, in welcher das Machtrecht der englischen und normannischen Nation vor dem großen Richterstuhl Gottes abgewogen wurde, von einem Normannen geschildert, welcher unparteiisch den Heldenmut der Sachsen wie die Tapferkeit der Sieger preist. Es ist augenscheinlich, daß der Verlust der Schlacht für die Engländer Harolds Wunde zuzuschreiben ist, die ihn zu wirksamem Kommando unfähig machte. Erwägen wir, daß sein Sieg über Hardrade durch die List einer fingierten Flucht gewonnen wurde, so kann er sich doch nicht durch dieselbe Kriegslist seitens der Normannen bei Hastings haben täuschen lassen; seine führerlosen Truppen ließen sich durch unbedachtsamen Eifer zur Verfolgung, die so verhängnisvoll für sie wurde, hinreißen.

Über die Stärke der beiderseitigen Truppen und über die Verluste in dieser großen Schlacht liegen keine genauen Angaben vor. Auffeiten der Sieger sollen von 60 000 Mann 15 000 umgekommen sein.

Am Weihnachtstage desselben Jahres erfolgte Wilhelms Krönung in London zum Könige von England. Die normannischen Barone wurden von dem Eroberer mit Erblehen ausgestattet; ein Reiterheer von 60 000 Mann geschaffen. Im Laufe der beiden nächsten Jahrhunderte entstand dann die neue englische Nationalität und Sprache durch allmähliche Verschmelzung von Angelsachsen, Dänen und französischen Normannen in engerem Anschluß an die Kirche und die christlich-europäische Kultur. Als dann mit Heinrich II. (1154—1189) das Haus Anjou-Plantagenet auf den Thron gelangte, beherrschte er die Normandie, Anjou, Maine, Poitou, Guienne, d. h. das halbe Frankreich; die keltischen Fürsten von Wales und Irland wurden unterworfen, die Könige Schottlands lehnsabhängig. Johanns ohne Land (1199—1216) Unzuverlässigkeit und Willkürherrschaft, seine Demütigung vor Papst Innocenz III., von dem er nach jahrelangen Zerwürfnissen England nebst Irland 1213 zu Lehen nahm, sein Kriegsunglück gegen Frankreich riefen das Verlangen des Adels und der Städte nach Herstellung und Festigung der von früheren Regenten begründeten Landesfreiheiten wach: das englische Staatsgrundgesetz, die Magna Charta, wurde trotz Einspruchs der Kirche dem Herrscher abgetrotzt (1215) und unter Johanns schwachem Nachfolger Heinrich III. weiterentwickelt. Unter den Wirren der Kämpfe des Königs mit dem übermächtigen Adel wurde der Reichstag zum Parlament von England ausgebildet: erst das Parlament von 1265 umfaßte auch Mitglieder des niedern Adels und des Bürgerstandes. Die fast ununterbrochenen auswärtigen Kriege in den nächsten zwei Jahrhunderten halfen die Bedeutung des Parlaments, wegen der Geldbedürfnisse der Krone, entwickeln: 1297 mußte die Bestätigung

des Steuerbewilligungsrechtes geschehen; darauf folgte die Übertragung der gesetzgebenden Gewalt auf die Gemeinschaft von König, Magnaten und Gemeinen. Beim Beginne der französischen Kriege, in einer Zeit nationaler Erhebung des Inselreichs, kam es zur Vereinigung der Prälaten und Barone zum Oberhaus, der Ritter mit dem blühenden Bürgerstande zum Unterhaus. Das Haus Lancaster (seit 1399 Heinrich IV.) regierte im Einklang mit Kirche und Parlament. Aber nach der Beendigung des französischen Krieges brach der 30jährige (1455—1485) verheerende Partei- und Bürgerkrieg der roten und weißen Rose von Lancaster und York aus. Er wurde beendigt und die Parteien versöhnt durch den siegreichen Tudor Heinrich VII. (1485—1509), den Neugründer des zerrütteten Staates: der Krieg hatte die Blüte des Adels gefällt, seine Macht geschwächt; Bürgerstand und Krone hatten sich mächtig gehoben: Heinrich VII. regierte fast unabhängig vom Parlament, das er in den letzten dreizehn Jahren nicht einmal berief.

10. Die Erstürmung Vittorias.

(Im Jahre 1248.)

Otto d. Gr. war der Schöpfer des heiligen römischen Reiches, eines Kaisertums im Sinne der auf einen deutschen Fürsten übertragenen Oberherrlichkeit über Deutschland und Italien: zwar eine Fortsetzung des Reiches Karls d. Gr., beruhend auf den wesentlich gleichen Ideeen, welche die Krönung vom Jahre 800 hervorgerufen hatten, aber die 150 Jahre, die seit Karl verflossen, hatten Veränderungen mit sich gebracht, welche Ottos Stellung in Deutschland und Europa weniger gebietend und weniger autokratisch machten als die des ersten germanischen Kaisers. In geringere geographische Grenzen eingeengt, hatte sein Reich einen weniger überzeugenden Anspruch der Erbe von Roms Weltherrschaft zu sein; aber es gab auch in seinem innern Charakter und seiner Zusammensetzung Verschiedenheiten, welche Otto eher als den zweiten Begründer des Kaisertums denn als Nachfolger erscheinen lassen. Nach Karl des Dicken Tode hatten sich Berengar von Friaul und Wido von Spoleto in die Herrschaft über Italien geteilt. Der letztere, dann sein Sohn, später Berengar wurden vom Papst zu Kaisern gekrönt, doch war keiner von ihnen stark genug, auch nur auf der Halbinsel mit Nachdruck regieren zu können. Die Krone war zu einem Tand herabgesunken, mit dem nicht allzu gewissenhafte Päpste die Eitelkeit von Fürsten, die sie zu ihrem Beistand aufriefen, blendeten. Als Berengar ermordet worden war, regierte Hugo von Burgund, dann sein Sohn Lothar als König von Italien. Lothars junge Witwe, Adelheid, weigerte sich Aldabert, den Sohn des neuen italienischen Monarchen Berengar II., zu heiraten und wurde nun von diesem ins Gefängnis geworfen. Da rief sie Otto zuhülfe; er eilte nach Italien, ver-

wählte sich mit Adelheid und nötigte Berengar Italien nur als ein Lehen der ostfränkischen Krone zu regieren. Doch bald erhoben sich neue Klagen über Berengar, und Gesandte des Papstes boten Otto den kaiserlichen Titel, wenn er wieder nach Italien kommen und ihm den Frieden geben würde.

Denn hier war durch die Fehden einer Menge kleiner Fürsten die Anarchie zum äußersten gediehen. Eine Reihe nichtswürdiger Päpste, durch noch nichtswürdigere Mittel emporgekommen, Liebhaber und Söhne sittenloser Weiber, hatte den Stuhl des Apostels entehrt. Die Christenheit des Westens war in Zorn und Unruhe geraten. In dieser Zeit der Zersetzung, der Verwirrung und des Kampfes waren die Seufzer jeder edleren Seele nach Einheit, Friede und Gesetz ebensoviele Rufe nach der Wiederherstellung des römischen Reiches. Dazu kam, daß vor Karls Krönung der kaiserliche Name nur die schwachen Erinnerungen an römische Erhabenheit und Ordnung wieder zurückgerufen hatte, jetzt war dieser Name auch an Karls goldenes Zeitalter geknüpft, in dem eine feste und gerechte Hand den Staat gelenkt, die Kirche gebessert, den Übermut kleiner Gewalten gezügelt und das Christentum im siegreichen Vordringen Bildung verbreitet hatte. Die Wiedergewinnung der Kaiserkrone und Italiens war auch in deutschen Augen nicht nur ein gerechtes, sondern auch ein rühmliches Unternehmen, gebilligt von der deutschen Kirche, freudig erfaßt von dem Volke, das darin eine Machterweiterung seines jungen Königreiches sah. Alles war Ottos Vorhaben günstig, und die Verbindung, die bestimmt war Deutschland und Italien so viel Kampf und Elend zu bereiten, wurde von den Erleuchtetsten beider Länder als der Beginn eines bessern Zeitalters begrüßt. Mit einem überwältigenden Heere von den Alpen niedersteigend wurde Otto zu Pavia als König von Italien anerkannt; nachdem er zuvor einen Eid geleistet hatte, den heiligen Stuhl zu beschützen und die Freiheit der Stadt zu achten, brach er nach Rom auf und wurde am 2. Februar 962 vom Papst gekrönt. Dieser bekannte sich als Unterthan, und die Bürger schworen, in Zukunft keinen Papst ohne Ottos Genehmigung zu wählen.

Das infolge dieser Verbindung Deutschlands mit Italien, des Kaisertums mit dem Papsttum, des deutschen Königs mit dem römischen Kaiser seither durch das ganze Mittelalter auf Deutschland stets schwer lastende Unheil, welches niemand voraussehen konnte, war durch eine Reihe uns heute schwer verständlicher mittelalterlicher Anschauungen bedingt.

Das Mittelalter war wesentlich unpolitisch. Den Staaten des Altertums eben so wie uns vertraute Vorstellungen über das Gemeinwohl als Gegenstand des Staates, über die Vorzüge verschiedener Regierungsformen waren dem Mittelalter, obwohl in Wirklichkeit zuweilen zur Geltung gebracht, in ihrer spekulativen Gestalt unbekannt, vielleicht unverständlich. Der Feudalismus war die wesentlichste Institution dieser Zeit, aber er war

ein Gesellschafts- und Rechtssystem, nur indirekt und erst in der Folge ein politisches System. Anderseits war der menschliche Geist keineswegs träge, sondern nach gewissen Richtungen hin thätiger als je; auch war es für ihn nicht möglich, ohne allgemeine Begriffe von den gegenseitigen Beziehungen der Menschen in dieser Welt zu bleiben. Derartige Begriffe waren jedoch weder ein Ausdruck der gegenwärtigen Lage der Dinge, noch durch Induktion aus der Vergangenheit hergeleitet, sondern sie waren teils von dem vorhergegangenen System vererbt, teils aus den Grundlehren jener metaphysischen Theologie entwickelt, die dem Scholastizismus entgegenreifte. Nun waren die großen beiden Ideeen, welche das verscheidende Altertum dem Mittelalter hinterlassen, die einer Weltmonarchie und einer Weltreligion.

Vor den römischen Eroberungen hatten die Menschen Stammunterschiede für natürliche und unbewegliche Schranken gehalten. Ähnlich erschien ihnen auch die Religion als eine rein lokale und nationale Angelegenheit, und wie es Götter der Berge und Thäler, des Landes und des Meeres gab, so erfreute sich auch jeder Stamm seiner eigenen Gottheiten, indem er auf die Eingeborenen eines andern Landes, die andere Götter verehrten, als auf Heiden, natürliche Feinde, unreine Wesen hinabsah. Indem die römische Herrschaft so vielen Völkern *eine* Sprache und *ein* Gesetz gab, zerstörte sie diese Anschauung von ihrer politischen Seite; das Christentum verbannte sie wirksamer aus der Seele, indem es an die Stelle der Mannigfaltigkeit örtlicher Gottheiten den Glauben an Einen Gott, vor dem alle Menschen gleich sind, setzte. Die Lehre von der Einheit Gottes erzwang nun die Einheit des Menschengeschlechts, das nach seinem Bilde geschaffen worden; die erste Lehre der Christenheit war Liebe, welche diejenigen zu einem Ganzen vereinigen sollte, die bisher Argwohn, Vorurteil und Rassenstolz von einander getrennt erhalten hatte. So ward durch die neue Religion eine Gemeinschaft der Gläubigen, ein heiliges Reich gebildet, das bestimmt war, alle Menschen in seinem Schoß zu vereinigen, und das den vielgestaltigen Polytheismen der alten Welt feindlich gegenüberstand, gerade wie sich die Universalmacht der Cäsaren den zahllosen Königreichen und Republiken, die ihm vorangegangen waren, gegenübergestellt hatte. Die Übereinstimmung der Zielpunkte, die sich schon vor Constantin angebahnt hatte, dauerte nach seinem Tode lange genug, um sie unauflöslich zu verbinden und die Bezeichnung Römer und Christ gleichbedeutend zu machen. Die ökumenischen Konzile, auf denen sich die ganze geistliche Körperschaft aus allen Teilen des weltlichen Reiches unter dem Vorsitz des weltlichen Oberhauptes versammelte, gaben die sichtbarsten und schlagendsten Beispiele ihrer Vereinigung. Von diesen beiden, einander gleichen Einheiten (der politischen und der religiösen Gesellschaft), die in einer höhern Einheit aller Christen zusammentrafen, überdauerte nur die, mit deren Erhaltung die Kirche betraut war, die Stürme

des 5. Jahrhunderts. Als sie gewahrte, wie eine Institution nach der andern um sie her in Stücke ging, bemühte sie sich, eine religiöse Genossenschaft zu bewahren, indem sie die kirchliche Organisation durch festere Vereinigung aller auswärtigen Verbindungen kräftigte. Der Glaubenszwang war noch mächtiger: es giebt nur eine Wahrheit, hieß es, und da sie alle, die ihr anhängen, zu einem Ganzen verbinden muß, so können sie dieselbe nur durch Verbleiben in jener Gemeinschaft erhalten. So wurde das allgemeine Bewußtsein und Bekenntnis über das individuelle erhoben. Dazu kam ein neues: nicht gerade Mangel des Glaubens an das Unsichtbare war es, noch eine bange Scheu, die nicht auf das Allgemeine allein zu sehen wagte; es war eher die Machtlosigkeit eines ungebildeten Geistes, die Idee als eine Idee zu verwirklichen und in ihr zu leben; es war das Bemühen, alles verkörpert zu sehen, das Gleichnis in eine Thatsache, die Lehre in die wörtliche Anwendung, das Sinnbild in eine wirkliche Zeremonie zu verwandeln; es war der Trieb, welcher irdische Madonnen und Heilige zwischen die Anbeter und die Gottheit einschob, und seine frommen Gefühle sogar nur durch sichtbare Bilder derselben befriedigen konnte, welcher die Sehnsucht und die Versuchungen des Menschen als die unmittelbare Thätigkeit von Engeln und Teufeln auffaßte, der das Streben der Seele nach Lauterkeit durch das Suchen nach dem heiligen Gral ausdrückte, der in den Kreuzzügen Myriaden aussandte, um zu Jerusalem das Grab desjenigen zu erobern, dem sie nicht in ihrem eigenen Geiste dienen, noch sich ihm durch ihre eigenen Gebete nähern konnten. Und daher kam es, daß das ganze Gebäude des mittelalterlichen Christentums auf der Idee von der sichtbaren Kirche beruhte; eine solche Kirche konnte in keiner Weise lokal oder begrenzt sein. Sich mit der Einrichtung von Nationalkirchen zu begnügen, würde jenen Menschen als der Natur einer religiösen Körperschaft widersprechend, dem Genius des Christentums widerstrebend erschienen sein, nur zu verteidigen, wenn überhaupt der Verteidigung fähig, als eine zeitweilige Zuflucht unüberwindlichen Hindernissen gegenüber. Hätte man diesen Plan, bei dem in späteren Zeiten so viele mit Freuden verweilten, der frühesten Kirche in ihrem Unglücke, oder der herrschenden Kirche im 9. Jahrhundert vorgelegt, so würde er mit Abscheu verworfen worden sein; eben weil es bisher keine Nationen gab, war der Plan derartig, daß er sich nicht annehmbar machte und nicht machen konnte. Die sichtbare Kirche war daher die allgemeine Kirche, die ganze Gemeinschaft der in der Welt zerstreuten Christenmenschen.

Die Zierde und Stütze dieser sichtbaren Kirche war nun die Priesterschaft; durch sie, die alles, was in Europa an Wissenschaft und Geist übrig geblieben, vereinigte, wurde die zweite große Idee: der Glaube an eine allumfassende weltliche Staatsgemeinschaft erhalten. Im Westen war jener Staat thatsächlich untergegangen, und ihr Interesse hätte es scheinen können, sein

Andenken verschwinden zu lassen. Sie zog jedoch damals ihr Interesse nicht in Betracht. Weit entfernt, im 7. und 8. Jahrhundert der Staatsgewalt feindlich gesinnt zu sein, wohin er im 12. und 13. Jahrhundert gelangte, war der Klerus vielmehr vollständig davon überzeugt, daß ihre Erhaltung für seine eigene Wohlfahrt unentbehrlich sei. Er war zuerst Römer, lebte nach römischen Gesetzen, bediente sich des Lateins als seiner eigenen Sprache und war von der Idee der historischen Verbindung der zwei Gewalten ganz erfüllt. Und gerade durch ihn war diese Anschauung während vieler Generationen erläutert und nachdrücklichst bekräftigt worden, von niemand jedoch mit mehr Eifer als von Alcuin von York, dem Ratgeber Karls. Bei Ausdehnung dieser beiden Gewalten waren ihre Grenzen vertauscht worden, Bischöfe wurden Fürsten, erste Minister der Herrscher, zuweilen selbst die Anführer ihrer Kriegsmannen. Könige hatten sich gewöhnt, kirchliche Konzilien einzuberufen und Kirchenämter zu verleihen.

Doch wie die Einheit der Kirche, hatte auch die Lehre von der Universalmonarchie sowohl eine theoretische als eine historische Grundlage. Die Anfänge der Philosophie jener Zeiten waren logische, ihre ersten Bemühungen galten der Verteilung und Klassifikation; ein System, eine Unterordnung und Gleichförmigkeit erschien als das Wünschenswerteste sowohl für die Gedankenwelt als für das Leben; auch die Menschen wären nicht eine Mehrheit, sondern nur eine Einheit, weil die Verschiedenheiten der Individuen nichts weiter als Zufälligkeiten seien. Die gemeinsame Natur der auf diese Weise zu einem Wesen vereinigten Individuen sei nach ihren beiden Richtungen, der geistlichen und der weltlichen, durch zwei Personen, den Weltpriester und Weltmonarchen, ausgedrückt, die auf Erden eine Ähnlichkeit der göttlichen Einheit darstellen. Da die Menschen jener Zeit eine Gemeinschaft der Heiligen ohne ihren Ausdruck in einer sichtbaren Kirche nicht begreifen oder, wennauch begreifen, so doch nicht schätzen konnten, so erkannten sie auch nicht ohne äußerliche Bande eine universale Menschheit, ausgenommen in der Gestalt eines Universalreiches.

So tief dieser Glaube auch seine Wurzeln geschlagen hatte, würde er doch niemals zur Reife gelangt sein oder die Entwickelung der Begebenheiten fühlbar beeinflußt haben, hätte er nicht in dem Vorbestand der römischen Monarchie eine bestimmte Form und ein bestimmtes Ziel erhalten. Daß dies erreicht wurde, war hauptsächlich das Verdienst des Papsttums. Als unter Constantin die christliche Kirche ihre Organisation nach dem Vorbilde des Staates einrichtete, erkannte und vervollkommnete der Bischof der Metropole die Ähnlichkeit zwischen sich und dem Oberhaupt der weltlichen Regierung. Die Idee, daß der Stuhl Petri der kaiserliche Thron der Kirche sei, war den Päpsten schon im Anfange ihrer Geschichte gekommen, und wurde mit jedem Jahrhundert stärker. Schon vor dem Falle des Westreichs konnte Leo der Große rühmen, daß Rom, erhöht durch die Verkündigung des Apostel-

fürsten: eine heilige Nation, ein ausgewähltes Volk, eine priesterliche und königliche Stadt zu sein, eine geistliche Herrschaft, größer als seine irdische Gewalt, verliehen worden sei. Im Jahre 476 hörte Rom auf, die politische Hauptstadt der westlichen Länder zu sein, und das Papsttum, keinen geringen Teil der kaiserlichen Macht als Erbschaft übernehmend, zog die Ehrerbietung, die der Name der Stadt noch einflößte, für sich ein, bis es in der Mitte des 8. oder spätestens 9. Jahrhunderts in der Theorie ein System ausgebildet hatte, das es zu einem genauen Abbilde des verschwundenen Despotismus, zum Mittelpunkt der geistlichen Gewalt, zum absoluten Herrn über die christliche Welt machte. Der Charakter dieses Systems wird am besten durch das merkwürdige Dokument (die staunenswerteste aller mittelalterlichen Fälschungen) beleuchtet, das unter dem Namen der constantinischen Schenkung während sieben Jahrhunderten bei den Menschen unbezweifelten Glauben fand. An und für sich ein unheilvoller Betrug, ist es zugleich die unzweideutigste Beweisurkunde für die Absichten und Überzeugungen der Priesterschaft, die es ungefähr in der Zeit von der Mitte des 8. bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts verfertigte. Es berichtet, daß Constantin der Große, durch die Gebete Silvesters von einem Aussatz genesen, sich am vierten Tage nach seiner Taufe entschlossen habe, den alten Reichssitz für eine neue Hauptstadt am Bosporus zu verlassen, damit nicht die Fortdauer der weltlichen Herrschaft die Freiheit der geistlichen einschränke, und daß er die Oberhoheit über Italien und die Länder des Westens auf den Papst übertragen habe. Aber dies ist nicht alles, obwohl die Historiker in Bewunderung der blendenden Kühnheit hierbei hauptsächlich verweilten. Das Edikt überträgt im weitern Verlaufe dem römischen Pontifex und seiner Geistlichkeit eine Reihe von Würden und Vorrechten, deren sich bisher der Kaiser und sein Senat erfreuten, und die das gleiche Bestreben darthun, das päpstliche Amt zu einem Abbilde des kaiserlichen zu machen. Der Papst soll den Lateranpalast bewohnen, das Diadem, das Schultergewand, den Purpurmantel tragen, das Scepter führen und von einem Hofstaat umgeben sein.

Nun lehrte man weiter: wie Gott die seligen Geister im Paradiese regiert, so beherrscht der Papst, sein Vikar, die Seelen der sterblichen Menschen. Aber da Gott Herr des Himmels und der Erde ist, so muß er durch einen zweiten irdischen Statthalter, den Kaiser, vertreten sein, dessen Macht von dieser Welt und für das gegenwärtige Leben sein soll. Und da in dieser Welt die Seele nur vermittelst des Körpers eine Thätigkeit entfalten kann, während der Körper jedoch nichts weiter als ein Werkzeug und ein Mittel für die Offenbarungen der Seele ist, so wird für die Körper der Menschen eine gleiche Obhut und Fürsorge wie für ihre Seelen erfordert, aber stets mit der Unterordnung unter die Wohlfahrt desjenigen, welches das reinere und dauerndere ist.

Unter dem Sinnbild des Körpers und der Seele wird uns die Beziehung der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt das ganze Mittelalter hindurch dargestellt. Der Papst, als Stellvertreter Gottes in geistlichen Dingen, soll die Menschen dem ewigen Leben entgegenführen; der Kaiser, als Stellvertreter in weltlichen Dingen, muß sie in ihrem Verkehr mit einander so beherrschen, daß sie unbehindert imstande sind für das geistige Leben zu sorgen, und hierdurch dasselbe höchste und gemeinsame Ziel ewiger Glückseligkeit erreichen. In dieser Hinsicht ist es seine Hauptpflicht, der Welt den Frieden zu erhalten, während seine Stellung der Kirche gegenüber die eines Advokaten ist; ein Titel, dem Brauche entlehnt, nach welchem Kirchen und Klöster zum Schutze ihrer Ländereien und zur Anführung ihrer Kriegsmannen einen mächtigen Baron erwählten. Sein Beruf ist ein zweifacher: im Innern hat er das christliche Volk zum Gehorsam gegen die Geistlichkeit zu bringen und deren Beschlüsse wider die Ketzer und Sünder auszuführen; nach außen den Glauben unter den Heiden zu verbreiten, ohne im Gebrauch fleischlicher Waffen enthaltsam zu sein. Auf diese Weise entspricht der Kaiser in jedem Punkt seinem Abbilde, dem Papste, wogegen jedoch seine Macht von geringerer Bedeutung ist, da sie nach der Analogie der päpstlichen geschaffen, wie die päpstliche selbst dem ältern römischen Kaisertum nachgebildet worden ist. Die Vergleichung trifft selbst in den Einzelheiten zu; denn wie der Geistliche die Krone und die Staatskleider eines weltlichen Fürsten annahm, so bekleidete er jetzt den Kaiser mit seinen eigenen kirchlichen Gewändern, der Stola und der Dalmatika, verlieh ihm sowohl einen priesterlichen als einen geheiligten Charakter, entzog seine Stellung allen einschränkenden Beziehungen der Geburt oder des Landes, weihte ihn unter feierlichen Gebräuchen ein, von denen jeder einzelne wesentlich religiöse Pflichten versinnbildlichen und auferlegen sollte. So sind die heilige römische Kirche und das heilige römische Reich ein und dasselbe Wesen nach zwei verschiedenen Richtungen. Das Haupt seiner Göttlichkeit und Ewigkeit ist der Papst, dem die Seelen anvertraut worden sind; das seiner Menschlichkeit und Zeitlichkeit ist der Kaiser, beauftragt mit der Herrschaft über die Leiber und Thaten der Menschen.

Der Natur und dem Umfange nach ist die Herrschaft dieser beiden Gewalthaber dieselbe, indem sie sich nur in ihrem Wirkungskreise unterscheidet, und es ist gleichgültig, ob wir den Papst einen geistlichen Kaiser, oder den Kaiser einen weltlichen Papst nennen. Ebensowenig geht, obwohl die eine Thätigkeit der andern untergeordnet ist, wie das irdische Leben der Menschen weniger wertvoll als das himmlische, die kaiserliche Macht von der päpstlichen aus. Denn Gott ist durch den Papst nicht in all seinen Eigenschaften vertreten, sondern nur als Beherrscher der Christen im Himmel; als Herr der Erde überträgt er sein Amt unmittelbar auf den Kaiser.

Feindschaft zweier Diener desselben Königs ist aber unbegreiflich, da sie verpflichtet sind, einander beizustehen und zu fördern, da das Zusammengehen beider in allem, was die Wohlfahrt der Christenheit besonders angeht, notwendig ist. Das vollkommene Einverständnis zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Macht, wie es diese Anschauung eben so erhaben wie unausführbar verlangt, wurde nur in einigen Punkten ihrer Geschichte erreicht. Sie wurde schließlich durch eine andere Ansicht über ihre Beziehungen verdrängt, welche, da sie sich für die Entwickelung einer als fundamental anerkannten Grundlehre, nämlich der von der höhern Bedeutung des religiösen Lebens, ausgab, vor den Augen feuriger Männer der Kirche immer mehr Gnade fand. Indem sie den Papst als den alleinigen Stellvertreter der Gottheit auf Erden hinstellte, folgerte sie, daß von ihm, und nicht unmittelbar von Gott, das Kaisertum erhalten werden müsse — als Lehen erhalten, wie es von vielen bezeichnet wurde —, und erniedrigte damit die weltliche Macht, die Sklavin und nicht die Schwester der päpstlichen zu sein. Dennoch suchte das Papsttum auf seinem Höhepunkte und unter der Führung seiner größten Geister, Hildebrands, Alexanders, Innocenz', nicht die weltliche Macht zu zerstören oder für sich selbst in Anspruch zu nehmen, sondern verlangte nur ihren Gehorsam und erhob ihre Würde, mit Ausnahme seiner eigenen, über alle. Bonifacius VIII., dessen übertriebene Anmaßungen den schon im Innern wirkenden Verfall verrieten, war es vorbehalten, sich beim Jubiläum vom Jahre 1300 den zahllosen Pilgern auf dem Throne Constantins mit Schwert, Krone und Scepter zu zeigen und jubelnd auszurufen: „Ich bin Cäsar — ich bin Imperator“.

Aber Otto I. wurde nicht bloß römischer Kaiser, er war auch deutscher König und die neue Würde hob die alte keineswegs auf. Diese Vereinigung zweier Charaktere in einer Person, eine Vereinigung, welche zuerst persönlich, dann offiziell, endlich eine Verschmelzung beider zu etwas von jedem von ihnen verschiedenem wurde, ist der Schlüssel der ganzen folgenden Geschichte Deutschlands und des Reiches. Die Stämme oder Stammgenossenschaften, aus denen die deutsche Nation bestand, waren erst unter dem Scepter der Karolinger mit einander vereinigt worden; Heinrich I. befestigte wieder die königliche Gewalt; aber erst seines großen Sohnes Otto Krönungsfest zu Aachen, bei dem ihm die Großen dienstwillig aufwarteten und wo die Franken, Bayern, Schwaben, Thüringer und Lothringer den sächsischen Herrscher umgaben, kann als die Einweihung eines echten deutschen Reiches bezeichnet werden. Unter diesem Fürsten bestand eine merkwürdige Verbindung der alten deutschen, auf der Herrschaft der Volksgemeinde beruhenden Gauverfassung, wie wir sie in den frühesten Urkunden antreffen, mit der von Karl eingeführten Methode, die Oberleitung der Zentralregierung durch Vermittlung von teils ständigen, teils von Ort zu Ort wandernden Beamten aufrecht zu erhalten. Mit der Auflösung dieser Regierungsweise, die nach seinem Tode eintrat, kam ein

System zutage, zu dem der Same in der Zeit Clodwigs ausgestreut worden war, ein System, dessen Wesen in der Vereinigung des Landbesitzes mit militärischer Hörigkeit und in einer besondern persönlichen Beziehung des Lehensherrn zu seinem Vasallen bestand, durch die der eine zu väterlichem Schutze, der andere zum Beistand und Gehorsam verpflichtet wurde. Dies ist nicht der Ort, um den Ursprung des Feudalismus auf römischem Boden zu verfolgen, noch zu zeigen, wie er durch eine Art von Ansteckung sich in Deutschland ausbreitete, wie er in der vergleichsweise ruhigen Periode unter Pippin und Karl festere Wurzeln faßte, wie er von der Hand des letztern seine schließliche Gestalt erhielt, wie die Schwäche seiner Nachfolger ihm überall zum Siege verhalf. In politischer Hinsicht könnte er als das System definiert werden, das den Eigentümer eines, gleichviel ob kleinen oder großen, Landes zum Herrn derer, die darauf wohnten, machte; eine Verbindung persönlicher mit territorialer Macht, die dem orientalischen Despotismus nur geläufiger war, als den freien Stämmen des alten Europa. Auf dieser Grundlage beruhten und wurden durch sie erklärt das Lehensrecht und Finanzwesen, die Lehnsgerichtsbarkeit und -Gesetzgebung, da sich jeder Vasall seinem Lehnsherrn gegenüber in derselben Lage befand, wie seine eigenen Lehnsleute ihm gegenüber. Und gerade weil diese Beziehung so gleichförmig, der Grundgedanke so verständlich, die herrschenden Klassen so bestimmt auf seine Erhaltung angewiesen waren, ist der Feudalismus imstande gewesen, der Gesellschaft jene Form aufzudrücken, welche erst die Bemühungen von zwanzig Generationen haben abschütteln können.

Deutschland, obwohl nicht so vollständig dem schlimmsten Resultate des Feudalismus, der hoffnungslosen Knechtschaft des Bauerntums, preisgegeben, war in der Mitte des 10. Jahrhunderts in anderer Hinsicht durchaus feudalisiert. Da anstelle der Gleichheit aller Freien, die wir in der „Germania“ des Tacitus finden, eine Rangabstufung und Konzentration der Macht in den Händen einer grundbesitzenden Kaste eingeführt worden war, hatte der Monarch seinen alten Charakter als Anführer und Richter des Volkes verloren, um das Oberhaupt einer tyrannischen Oligarchie zu werden. Er war dem Namen nach Herr des Bodens, konnte von seinen Vasallen Dienste und Beistand in Waffen und Geld fordern, konnte über erledigte Lehen verfügen und nach Gutdünken Krieg erklären und Frieden schließen. Alle diese Rechte übte er aber weniger als unumschränkter Herrscher des Volkes, sondern vielmehr als in einer eigentümlichen Beziehung zu seinen Lehensmannen stehend aus; eine Beziehung, die (ihrem Ursprung nach durchaus persönlich) in ihrem Übergewichte die politischen Pflichten der Fürsten und Unterthanen verdunkelte. So bedeutend auch diese Rechte in den Händen eines ehrgeizigen und staatsklugen Herrschers werden konnten, so waren sie in Wirklichkeit durch die entsprechenden Pflichten, die er seinen Vasallen schuldete, und durch die

Schwierigkeit, diese gegen einen mächtigen Beleidiger aufzubieten, beschränkt. Dem König war es nicht erlaubt, heimgefallene Lehen in seiner Hand zu behalten, er mußte sich selbst derjenigen, die er vor seiner Thronbesteigung besessen, entäußern; er hatte auf die Gerichtsbarkeit seiner Lehnsleute in ihren eigenen Gebieten keinen Einfluß, noch konnte er sie hindern, Krieg zu führen und mit anderen gleich unabhängigen Fürsten Bündnisse zu schließen. Unter den Großen ragten die Herzöge hervor, die, obgleich ihre Autorität jetzt eine übertragene statt einer unabhängigen, eine territoriale statt einer persönlichen war, nichtsdestoweniger viel von jener Macht über die ausschließliche Loyalität ihrer Unterthanen bewahrten, die ihnen als erblichen Stammhäuptlingen unter dem alten System zugekommen war. Mit den drei rheinischen Erzbischöfen waren sie bei weitem die mächtigsten Vasallen, die oft nach der Krone strebten und zuweilen stark genug waren, dem Träger derselben Widerstand zu leisten. Die fortwährenden Eingriffe Ottos in ihre Privilegien, besonders durch die Einsetzung der Pfalzgrafen, zerstörte ihr Übergewicht, aber nicht ihre Bedeutung. Sie verschwanden erst im 13. Jahrhundert mit dem Emporkommen der andern Adelsklasse. Diese damals weniger einflußreiche Klasse bestand aus den Grafen, Markgrafen und Landgrafen, ursprünglich Kronbeamte, jetzt Vasallen, die ihre Ländereien von den Herzögen empfingen, gegen welche sie denselben Kampf führten, wie diese gegen die Krone. Nach ihnen kamen die Barone und einfachen Ritter, dann die sich vermindernde Klasse der Freien und die sich vermehrende der Hörigen. Die Institutionen des alten Deutschland waren fast alle verschwunden, von einem neuen System verdrängt, das teils natürliches Ergebnis der Ausbildung einer seßhaften aus einer halbnomadischen Gesellschaft, teils eine Nachahmung desjenigen war, welches sich auf römischem Boden, westlich vom Rhein und südlich von den Alpen, ausgebildet hatte. Das Kriegsheer war nicht mehr der Heerbann der ganzen Nation, die einst gewohnt gewesen, dem Könige auf seinen Zügen zu folgen, sondern eine Reitermiliz von Baronen und deren Mannen, die nur auf kurze Zeit zum Dienste verpflichtet waren und ihn ungern leisteten, wenn nicht ihr eigenes Interesse dabei im Spiele war. Die häufigen Volksversammlungen, von denen wir unter dem Namen Mallum, Placitum, Maifeld so viel zur Zeit Clodwigs und Karls hören, werden jetzt nicht mehr einberufen, und die Gesetze, die dort veröffentlicht worden, waren, wenn nicht aufgehoben, so doch nicht mehr anwendbar. Es gab keine Volksberatungen mehr, den Reichstag ausgenommen, auf dem sich der hohe Adel, Laien und Geistlichkeit, mit dem Herrscher vereinigten, zuweilen um auswärtige Kriege zu beschließen, häufiger um bei der Verleihung eines Lehens oder der Ächtung eines Rebellen mitzuwirken; jedes Gebiet hatte seine örtlichen Gewohnheitsrechte, die durch den betreffenden Gerichtsherrn gehandhabt wurden.

Diese Sachlage war in der That besser als jene vollständige Verwirrung, die kurz vorhergegangen; denn eine Grundidee von Ordnung fing an, die zerstreuten Teile zusammenzubinden und zu gruppieren, und obgleich die Vereinigung, in welche sie die Menschen brachte, eine strenge und beengte war, galt es doch etwas, daß sie gelernt hatten, sich überhaupt zu vereinigen. Die wachsende Feudalität war jedoch nur ein Schritt von der Anarchie; die fortdauernde Tendenz zur Isolierung und Mannigfaltigkeit trotzte den Anstrengungen der Kirche und der karolingischen Herrscher, in Westeuropa allmächtig zu sein. Das deutsche Königtum war schon ein Band zwischen den deutschen Stämmen, und es erscheint stark und geeint, wenn man es mit Frankreich unter Hugo Capet oder England unter Aethelred II. vergleicht; doch ist seine Geschichte bis zum 12. Jahrhundert wenig mehr als eine Aufzählung von Zerrüttungen, Empörungen, Bürgerkriegen, eines endlosen Kampfes des Monarchen, seine Lehensrechte zu befestigen, und eines gleichfalls hartnäckigen, häufig erfolgreichen Widerstandes seiner Vasallen.

Aber dieser Kampf hatte kaum begonnen, als er durch eine neue Einwirkung unterbrochen ward; der deutsche König wurde römischer Kaiser. Es giebt kaum zwei Systeme, die einander mehr unähnlich sein können als die, welche auf diese Weise auf eine Person übertragen wurden: das eine zentralisiert, das andere lokal; das eine auf einer erhabenen Anschauung beruhend, das andere das rohe Erzeugnis der Anarchie; das eine alle Gewalt in den Händen eines unverantwortlichen Monarchen vereinigend, das andere seine Rechte beschränkend und es für rechtmäßig erklärend, ihm in gewissen Fällen Widerstand zu leisten; das eine die Gleichheit aller Bürger als gleicher Geschöpfe vor Gott fordernd, das andere durch die hochmütigste und in ihren Rangstufen peinlichste aller europäischen Aristokratieen eingeschränkt. Einander so abstoßende Charaktere konnten sich entweder nicht in einer Person vereinigen, oder sie mußten, wenn es der Fall, so lange kämpfen, bis sich der eine des andern bemächtigte. Dies geschah nicht. In der Verbindung, die sich sofort zu vollziehen begann, gab und verlor jeder etwas von seinen Eigenschaften: der König ward mehr als deutsch, der Kaiser weniger als römisch, bis nach Verlauf von acht Jahrhunderten der Monarch, in dem zwei Personen vereinigt worden waren, als eine dritte, von jeder der früheren verschiedene, erschien, welche als „Deutscher Kaiser“ bezeichnet wird.

Es war natürlich, daß die große Masse von Ottos Unterthanen, denen der kaiserliche Titel, dunkel mit Rom und dem Papst verbunden, vornehmer klang als der königliche, ohne für sonst verschiedene angesehen zu werden, in Gedanken und Worten beide mit einander vermischte. Der Herrscher und seine geistlichen Ratgeber fanden es trotz weit klarerer Ansichten über den neuen Beruf und die gegenseitigen Beziehungen beider unmöglich, sie bei der Ausübung aus einander zu halten, und freuten sich, den geringern mit dem

höhern zu verschmelzen. Denn als Herr der Welt war Otto sowohl Kaiser nördlich als südlich der Alpen. Wenn er ein Edikt erließ, beanspruchte er in seinen beiden Eigenschaften Gehorsam von seinen deutschen Unterthanen; führte er als Kaiser die Heere des Evangeliums wider die Heiden, so folgten seine bewaffneten Vasallen der Standarte ihres Lehnsherrn; gründete er Kirchen und setzte Bischöfe ein, so handelte er teils als Oberlehnsherr über Lehensgebiete, teils als Beschützer des Glaubens, beauftragt, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche zu ordnen. Auf diese Weise brachte die Annahme der kaiserlichen Krone für Otto als erstes Ergebnis einen offenbaren Zuwachs seiner Autorität in der Heimat; sie verlieh seiner Stellung in ihren historischen Verbindungen eine größere Würde, in ihren religiösen eine größere Weihe; sie machte ihn erhaben über seine Vasallen und über die anderen Herrscher; sie erweiterte sein Vorrecht in kirchlichen Dingen und gab notwendigerweise den Geistlichen eine bedeutendere Stellung am Hofe und in der Regierung, als sie bisher gehabt hatten. So groß auch die Gewalt der Bischöfe und Äbte in allen feudalen Königreichen war, nirgends stand sie so hoch als in Deutschland. Dort erforderte die Doppelstellung des Kaisers als Haupt der Kirche und des Staates, daß diese beiden Organisationen einander vollkommen gleich waren. Im 11. Jahrhundert war eine gute Hälfte des Bodens und Reichtums des Landes und kein geringerer Teil seiner kriegerischen Macht in den Händen von Männern der Kirche, ihr Einfluß beherrschte den Reichstag; das Erzkanzleramt des Reiches, das höchste aller Ämter, hatte der Erzbischof von Mainz als Primas von Deutschland inne, dem es in der Folge von rechtswegen zukam. Durch Otto, der, indem er die äußere Stellung Karls annahm, auch dessen Staatskunst befolgen mußte, wurde somit das Ansehen der Geistlichkeit befördert. Man meint, daß er die Aristokratie zu schwächen gewünscht habe, indem er ihr einen Rivalen in der Hierarchie erhob; aber bald erwies sich der Klerus nicht weniger rebellisch als diejenigen, die er in Schranken halten sollte. Übrigens gebot des Kaisers Stellung der Kirche gegenüber, in ihr eine in allen Stücken der im Staate bereits bestehenden ähnliche Rangordnung zu begründen.

Das kaiserliche Element überwog jedoch nicht in jeder Hinsicht das königliche. Der Monarch mochte wünschen, das schrankenlose Vorrecht, welches er mit der neuen Krone erworben hatte, auch seinen unruhigen Großen gegenüber zur Geltung zu bringen; doch ihm fehlte die Macht dazu, und diese weigerten sich (obwohl sie weder den Vorrang seiner Krone, noch sein Recht sie zu tragen anfochten), ihre eigene Freiheit durch Beschlüsse einschränken zu lassen, bei deren Erlaß sie nicht mitgewirkt hatten. Otto war jedoch so weit davon entfernt, sich auf eine so vergebliche Unternehmung einzulassen, daß seine Regierungsweise sogar viel unmittelbarer und persönlicher war, als es bei Karl der Fall gewesen ist. Er kannte kein System mechanischer Regierungs-

gewalt, kein Streben nach Absolutismus; er hatte nur das Verlangen, die energische Geltendmachung der Feudalrechte des Königs zur Unterstützung der weiteren Zwecke des Kaisers zu verwerten. Was Otto forderte, forderte er als Kaiser, was er erhielt, erhielt er als König; das einzige Resultat war, daß in Deutschland der kaiserliche Beruf von feudalen Ideeen durchdrungen und umgestaltet wurde. Das Lehenswesen bedurfte, um seine Theorie zu vollenden, eines höchsten Weltgebieters, von dessen Verleihung aller Grundbesitz ausgegangen ist, und da man einen solchen Suzerän im Kaiser fand, machte man ihn zum Oberlehnsherrn aller Könige und Machthaber, zum Schlußstein der Feudalverfassung, ihn, der selbst (wie es bezeichnet wurde) die Welt als „Lehen" von Gott besaß.

Es fehlte nicht an römischen Institutionen, denen sich diese Ideeen anschließen konnten. Constantin hatte, in Nachahmung der orientalischen Höfe, die Würdenträger seines Hofstaates zu hohen Reichsbeamten gemacht; diese wurden erneuert in dem Mundschenk, dem Truchseß, dem Marschall und dem Kämmerer des Reichs, dessen Kurfürsten sie bald werden sollten. Der Grundbesitz unter der Bedingung des Kriegsdienstes war seinem Ursprunge nach römisch, das geteilte Eigentum des Lehensrechtes fand seine Analogie in dem römischen Pachtbesitze. Während Deutschland auf diese Weise romanisiert ward, wurde das Kaisertum so weit feudalisiert, daß es dahin gelangte, nicht als ein Antagonist, sondern als die Vollendung des aristokratischen Systems angesehen zu werden. Und dieses Anbequemen an die bestehenden Verhältnisse setzte es später in den Stand, einen internationalen Charakter anzunehmen. Dennoch blieb, obgleich sie sich zu verschmelzen schienen, eine tiefe und dauernde Feindseligkeit zwischen dem Geiste des Kaisertums und dem des Feudalismus.

So war auch die Herrschaft Ottos und seiner Nachfolger in einer Hinsicht der Feudalverfassung widerstrebend, jedoch nicht aus Kenntnis dessen, was einst die römische Regierungsgewalt gewesen, sondern infolge des Zwanges ihrer Stellung, welche sie, die als Protektoren der Kirche ein Heiligenschein umstrahlte, zu unnahbarer Erhabenheit über ihre Unterthanen erhob. Demgestalt wurde sie genötigt, die lokale Unabhängigkeit herabzudrücken und die verschiedenen Völkerschaften ihrer weiten Gebiete zu assimilieren. Otto war es, der die Deutschen (bisher eine Anzahl von Stämmen) zu einem Volke machte und, indem er sie zusammenschweißte, lehrte, sich durch ihre gemeinsame Größe zu dem fortan nicht mehr zu zerstörenden Bewußtsein eines nationalen Lebens zu erheben.

Ein Auskunftsmittel zur Unterdrückung der grundbesitzenden Oligarchie, wie es die römischen Traditionen sowohl als die gegenwärtigen Bedürfnisse hätten in die Hand geben können, war Otto kaum imstande zur Anwendung zu bringen; er konnte nicht den Beistand des dritten Standes anrufen, denn ein solcher war noch nicht vorhanden. Die deutsche Klasse der Freien, die

zwei Jahrhunderte vorher die Hauptmasse der Bevölkerung gebildet hatte, war jetzt dem Erlöschen nahe. Nur in den Alpenthälern und längs der Meeresküsten erhielten sich freie demokratische Gemeinwesen. Ein Städtewesen gab es vor Heinrich dem Vogler nicht, der sein den Wald liebendes Volk in festen Plätzen zu wohnen nötigte, um die magyarischen Eindringlinge zurücktreiben zu können; und die Bürgerklasse, welche sich auf diese Weise zu bilden begann, war zu klein, um eine Macht im Staate zu sein. Die Volksfreiheit hinterließ jedoch bei ihrem Untergange dem Monarchen von ihren Rechten solche, die vor den Eingriffen der Großen gerettet werden konnten, und so wurde die Krone, was sie überall gewesen ist, wo eine Aristokratie beide bedrängte, die obwohl noch stille Verbündete des Volkes.

Auch gewann der kaiserliche Titel mehr, als der königliche es vermocht hätte, die Zuneigung der niederen Klassen, denn in allen lebte trotz ihrer Unkenntnis seiner Geschichte, trotz der Unfähigkeit, seinen Beruf fassen zu können, doch ein Gefühl, daß er auf eine gewisse geheimnisvolle Art der christlichen Brüderlichkeit und Gleichheit, dem Frieden und dem Gesetze, der Beschränkung des Starken und der Verteidigung des Schwachen geweiht sei.

Die gewaltige Stellung, welche der große Otto errungen, konnten seine Nachfolger mehr nur dem Namen nach bewahren. Erst Heinrich III. gelang es, das Begonnene, wie es schien, zu vollenden, indem er das Kaisertum zu dem Höhepunkt der Macht führte. Ottos Prärogative hatten in der Heimat nicht so hoch gestanden, denn unter Heinrich blieben die Herzogtümer (stets die Hauptquelle der Besorgnis) entweder unbesetzt oder wurden als Lehen den Verwandten des Monarchen übertragen, der im Gegensatz zu dem alten Brauch Franken und auch auf einige Zeit Schwaben für sich behielt. Die Verleihung von Abteien und Bistümern hing ganz von ihm ab. Innere Streitigkeiten wurden durch die Verkündigung eines Landfriedens unterdrückt. Nach außen wurde die Oberhoheit über Ungarn befestigt. In Rom ist kein deutscher Herrscher je so absolut gewesen. Ein schmachvoller Streit dreier Prätendenten des päpstlichen Stuhles hatte selbst bei der apathischen Gleichgültigkeit Italiens Anstoß erregt. Heinrich entsetzte alle drei, ernannte ihren Nachfolger und wurde erblicher Patrizius. Die Synode erließ ein Dekret, welches auf Heinrich das Recht der Ernennung des Papstes übertrug; die römische Geistlichkeit, welche die Achtung der Welt sowohl durch gewohnheitsmäßige Simonie als durch schreiende Verderbnis ihrer Sitten verscherzt hatte, war jetzt gezwungen, auf den Befehl eines so machtvollen, so strengen und so frommen Herrschers einen Deutschen nach dem andern als ihren Bischof anzunehmen. Aber Heinrichs gewaltige Macht beunruhigte seine eigenen Großen nicht weniger als die Italiener, und der Rückschlag, der ihm vielleicht hätte gefährlich werden können, wurde verhängnisvoll für seinen Nachfolger. Der große Kaiser starb im Jahre 1056, und ein Kind war

am Steuer zurückgelassen, während sich Stürme zusammengezogen, welche die weiseste Hand erfordert hätten.

Das durch einige Kaiser und die von ihnen als Nachfolger des Apostels berufenen Deutschen reformierte Papsttum hatte in der Mitte des 11. Jahrhunderts die Pläne einer schon von Nikolaus I. vorgezeichneten Politik wieder aufgenommen. Unter der Führung seines größten Geistes, Hildebrands des Archidiakons von Rom, schritt es jetzt seiner Vollendung entgegen und erklärte jenen Krieg der kirchlichen Macht gegen die in der Person des Kaisers vertretene staatliche, welcher der Mittelpunkt der folgenden Geschichte beider wurde. Zunächst hatte das Christentum in dem seiner staatlichen Anerkennung folgenden Zeitalter, in der Folge auch das Priestertum sich durch eifrige Unterwerfung den Beistand der weltlichen Macht zu erwerben gewußt; der Übergang von der Gleichstellung und Unabhängigkeit zur Oberherrschaft geschah allmählich. Die von uns belächelte Sage von der constantinischen Schenkung rief durch den Glauben, den sie während vieler Jahrhunderte einflößte, große Wirkungen hervor. Papst Leo I. behauptete die allgemeine Gerichtsbarkeit seines Bistums und seine beharrlichen Nachfolger unterwarfen allmählich den ganzen Westen, indem sie geschickt ihre unbezweifelten Rechte als Metropoliten und Patriarchen mit denjenigen eines ökumenischen Bischofs (in dem sie schließlich aufgingen) vermischten. Durch seine Schriften und den Ruf seiner Heiligkeit, durch die Bekehrung Englands und die Einführung eines wirkungsvollen Rituals that Gregor der Große mehr als ein anderer Bischof, Roms kirchliche Macht zu erweitern. Das Papsttum hatte im Gegensatz zum Kaisertum keine Minoritäten, wenige bestrittene Successionen, wenige Empörungen innerhalb seiner eigenen Armee: des Heeres der europäischen Geistlichkeit. Die Bekehrung Deutschlands durch Bonifacius unter der unmittelbaren Sanktion des Papstes gab ihm in der sich entwickelnden Hierarchie des größten europäischen Staates einen Rückhalt; die Ausdehnung der Herrschaft Karls und Ottos verbreitete in demselben Maße die römischen Sendlinge und Ansprüche. Die ersten Streitigkeiten drehten sich um das Recht des Kaisers, den erwählten Papst zu bestätigen; dieses Recht hatte Karl gehabt, Otto rechtmäßig erneuert, Heinrich III. selbstherrisch oft angewendet. Hiermit hatte sich zu gleicher Zeit die kühne Gegenbehauptung des päpstlichen Stuhles ausgebildet, selbst der Ausfluß der kaiserlichen Würde zu sein; auch hatte er sich durch die falschen Dekretalen mit einem gesetzmäßigen, jedem Vorkommnis angepaßten System versehen, das ihm in der ganzen christlichen Welt in geistlichen Dingen und über kirchliche Personen eine unbeschränkte Autorität verlieh; kanonistischer Scharfsinn fand es leicht, dasselbe alle nur denkbaren Fragen und Personen umfassen zu lassen; denn Verbrechen ist immer, Unrecht häufig Sünde, und nirgends kann etwas geschehen, durch das sich der Klerus nicht berührt fühlt. Dazu kam, daß der Papst allein das Recht hatte, den

Kaiser zu krönen, und demnach theoretisch das Recht beanspruchte, dem Empfänger der Krone Bedingungen aufzuerlegen; häufige Interregnen hatten den Anspruch des transalpinen Monarchen abgeschwächt und seine Macht gehindert, festen Fuß zu fassen; sein Titel war nicht erblich; die Kirche hatte früher einen Verteidiger gesucht und konnte sich jetzt wieder nach irgend einem umsehen; da solche Verteidigung den Hauptberuf des Kaisers ausmachte, so meinte der Papst das Recht und die Pflicht zu haben, darnach zu sehen, ob der Kronkandidat imstande sei seine Aufgabe zu erfüllen, — und ihn, wenn er sich derselben entziehe oder sie schlecht ausführe, zu entsetzen. Nun wurde auch eine Lücke in der Verfassung der Kirche durch die Einsetzung einer geregelten Körperschaft (Kardinalkollegium) für die Papstwahlen durch Nikolaus II. im Jahre 1059 ausgefüllt, indem er nur andeutungsweise die Rechte Heinrichs IV. und seiner Nachfolger wahrte. Dann schritt der hildebrandsche Reformgeist, angespornt durch die Mißbräuche und die Verworfenheit des letzten Jahrhunderts, schnell vorwärts und bestand auf der Verschärfung des Cölibats, wie auf der Ausrottung der Simonie. Gegen das Cölibat hatte der Kaiser und ein großer Teil der Laienwelt nichts einzuwenden, auch die Simonie wagte theoretisch niemand in Schutz zu nehmen. Aber als Gregor VII. es für den Geistlichen als eine Sünde erklärte, seine Pfründe von einem Laien unter Bedingungen zu empfangen, und somit das ganze System der Lehensinvestitur des Klerus verdammte, richtete er einen tödlichen Schlag gegen alle weltliche Autorität: die Hälfte des Landes und des Reichtums von Deutschland befand sich in den Händen von Bischöfen und Äbten, die nun von des Monarchen Kontrolle befreit werden sollten, um unter die des Papstes zu treten. Durch einen solchen Zustand der Dinge würde die Regierung selbst unmöglich geworden sein. Schon mißtrauten sich Heinrich und Gregor einander; nach dieser Verordnung war der Krieg unvermeidlich. In Berechnung der Jugend und Unbeliebtheit des knabenhaften, schlecht erzogenen Kaisers forderte der Papst seinen Gegner auf, in Rom zu erscheinen, um für seine Laster und seine schlechte Regierung gerichtet zu werden; der Kaiser ließ auf einer Synode den Papst absetzen und übermütig behandeln. Gregor exkommunizierte Heinrich und setzte einen Tag fest, an dem er, wenn ohne Reue, zu regieren aufhören sollte. Die Gelegenheit benutzten die Großen des Reiches, die Thaten Heinrichs III. seinem Sohne heimzuzahlen und das Übergewicht des Kaisers zu zerbrechen: sie stellten sich auf die Seite des Papsttums, um das Kaisertum zum frühern Schemen herabzuwürdigen und ihre frühere Machtstellung zurückzugewinnen. Heinrich IV. erkannte die seitens der Fürsten in Deutschland dem Kaisertum nunmehr erwachsene Gefahr als die drohendere und demütigte sich zu Canossa, um nach Deutschland zurückeilend die verblüfften Großen den kaiserlichen Zorn fühlen zu lassen, die Grundlage des Kaisertums zu sichern, dann erst Rache an Gregor zu nehmen. Dieser starb aller-

dings in der Verbannung, aber die Scene in Canossa hatte der entwürdigten Krone einen unauslöschlichen Makel aufgedrückt, die Christenheit hatte ihre größte Institution erniedrigt und hülflos gesehen, die Lehnspflicht war nicht länger mehr ungeteilt: wennauch der Papst gefallen, so gingen doch seine Ideeen schließlich als Sieger aus dem begonnenen Kampfe hervor, und wer konnte sich vermessen in jedem Falle die Grenzen zwischen weltlicher und kirchlicher Gerichtsbarkeit festzustellen? Die Machthaber Europas besaßen seither in dem Papsttum eine Gewalt, die, wennauch vermöge der siegreichen Lehre von der absoluten Oberhoheit der geistlichen Gewalt ihnen selbst gefährlich, doch von nun an gebraucht werden konnte, um die Ansprüche des gewaltigsten unter ihnen zurückzuweisen und die Entwürfe desselben zu durchkreuzen; Italien lernte durch die Erlangung der päpstlichen Weihe für seine Städtebündnisse dem deutschen Eroberer entgegen zu treten; die deutschen Fürsten, ängstlich bemüht die Vorrechte ihres Oberhauptes zu beschränken, waren die natürlichen Verbündeten seines Feindes, dessen geistliche Blitze furchtbarer als ihre eigenen Lanzen sie in den Stand setzten, einen hochstrebenden Monarchen abzusetzen oder von demselben ihnen wünschenswerte Zugeständnisse zu erpressen. Das Konkordat von Worms vom Jahre 1122 war der Form nach allerdings ein Kompromiß, jeder Partei die Demütigung der Niederlage zu ersparen bestimmt, aber das Papsttum war thatsächlich Herr des Kampfplatzes, der Kaiser behielt nur die Hälfte jener Investiturrechte, die ihm früher gehört hatten: er war in den Streit mit der ganzen Fülle seiner Würde eingetreten und ging daraus hervor mit verblichenem Ruhm und erschütterter Macht; seine Kriege hatte er bisher mit auswärtigen Feinden oder schlimmstenfalls mit aufständischen Großen geführt, jetzt war sein ehemaliger Bundesgenosse sein grimmigster Widersacher geworden, der seinen halben Hofstaat, die Hälfte der Magnaten des Reiches wider ihn geworben hatte; jeden Augenblick konnte das Scepter in seiner Hand durch einen Bannstrahl zersplittert werden und ein Heer von Feinden aus jedem Kloster und jeder Kirche hervorbrechen.

Die Entfremdung von Kaiser und Kirche trat im allerunglücklichsten Momente ein. Der Anführer eines großen Krieges gegen die Feinde des Glaubens zu sein, sich der streitenden Kirche in ihrem fleischlichen Kampfe, wie die Päpste es in ihrem geistigen zu thun gewohnt waren, an die Spitze zu stellen, das ist gerade der Hauptzweck gewesen, für den das Kaisertum ins Leben gerufen wurde, und in den Kreuzzügen, vornehmlich in den drei ersten, wurde das Ideal eines gesamtchristlichen Gemeinwesens, das der Theorie nach in dem mittelalterlichen Kaisertum aufgestellt war, in der That durch das vereinte Handeln der größeren Nationen Europas das erste und einzige mal zur Wirklichkeit. Ein Heinrich III. würde eine solche Gelegenheit benutzt haben, um eine kaum geringere Oberherrlichkeit wieder zu gewinnen als die, welche Karl der Große besessen hatte. Heinrich IV. wurde durch den

Bann von jeder Teilnahme an einer Unternehmung ausgeschlossen, die ihm sonst die Führung seiner nunmehrigen Feinde hätte überlassen, ja sogar überlassen müssen. Dafür tragen wandte sich das religiöse Gefühl, welches die Kreuzzüge hervorrief, ganz gegen den Widersacher der kirchlichen Ansprüche und wurde zu einem Werkzeug der Willkür des heiligen Stuhles gemacht, der den Plan entworfen und gesegnet hatte: nach 150 Jahren scheute sich der Papst nicht, einen Kreuzzug wider den Kaiser selbst zu predigen. In diesen Zeiten wurde übrigens der Same jener Furcht und des Hasses gesäet, womit das deutsche Volk von nun an niemals aufhörte, die sich ihre Vergrößerung erschleichende römische Kurie zu beobachten: von der Kirche gebrandmarkt und von den Großen verraten, behielt Heinrich IV. die Liebe der treuen Bürger, und bald wurde es Beweis deutscher Vaterlandsliebe, den römischen Anmaßungen Widerstand zu leisten.

Die Veränderungen in der innern Verfassung Deutschlands während dieser Zeit werden erkannt, wenn man die Natur der Prärogative zur Zeit Konrads II. mit dem Zustand beim Tode Heinrichs V. vergleicht: die Lehen sind jetzt alle erblich und können, wenn erledigt, nur mit Zustimmung der Stände von neuem verliehen werden; die Gerichtsbarkeit der Krone ist weniger umfangreich; die Idee beginnt Fortschritte zu machen, daß den wesentlichsten Bestandteil des Reiches nicht sein Oberhaupt, sondern die Gesamtheit seiner Fürsten und Barone bilde. Der größte Triumph dieser Magnaten beruhte in der Begründung des Wahlprinzips, das sich, nachdem es durch die Wahlen Lothars II., Konrads III. und Friedrichs I. bestätigt worden, zu einem Rechte entwickelte: bereits im Jahre 1156 werden die Wahlfürsten als eine bestimmte und einflußreiche Körperschaft erwähnt. Auch der Klerus, den die Politik Ottos I. und Heinrichs II. erhoben, ist jetzt nicht weniger gefährlich, als die Herzöge, deren Macht er das Gegengewicht hatte halten sollen; er ist vielleicht um so gefährlicher, da er durch sein heiliges Amt und seinen Gehorsam gegen den Papst geschützt wird, während er zu gleicher Zeit imstande ist, über die Waffen seiner zahlreichen Vasallen zu gebieten. Auch waren die beiden folgenden Kaiser nicht Männer, dieses Unheil wieder gut zu machen: der Sachse Lothar ist der dienstwillige Günstling des Papstes, und der antipäpstliche Konrad III. wird durch heimische Kämpfe und einen unglücklichen Kreuzzug an einem kräftigen Auftreten in Italien verhindert.

Dafür aber ist die Regierung Friedrichs I. (Barbarossas) die glänzendste in den Annalen des Reiches. Niemand war weniger geneigt, sich den Anmaßungen des Papstes zu fügen, als Friedrich. Er war eine Art kaiserlicher Hildebrand, der sein Amt kühn für ein unmittelbares Gnadengeschenk Gottes erklärte und es in jeder Beziehung für eben so heilig hielt, wie das seines Nebenbuhlers. Bei seiner ersten Romfahrt weigerte er sich, dem Papste, wie

Lothar es gethan hatte, den Steigbügel zu halten, bis ihn die Drohung Hadrians IV., ihm die Krone vorzuenthalten, zum Nachgeben nötigte. Als sich nicht lange nachher anderer Ursachen wegen Klagen erhoben, ermahnte der Papst in einem Briefe Friedrich, sich der Güte seiner Mutter, der römischen Kirche, würdig zu zeigen, welche ihm die kaiserliche Krone verliehen habe, und die ihm, wenn er pflichttreu, noch größere Benefizien übertragen werde. Dieser Ausdruck Benefizium, in seinem gewöhnlichen Sinne als „Lehen" genommen und mit dem in Rom zur Erinnerung an Lothars Treuegelöbnis aufgestellten Bilde, das den Kaiser knieend vor dem Papste zeigte, in Verbindung gebracht, rief den lauten Unwillen der auf dem Reichstage zu Besançon versammelten Großen hervor, und als der Legat antwortete: „Von wem hat euer König das Reich, wenn nicht von unserm Herrn, dem Papste?", war er vor ihrer Wut seines Lebens nicht sicher. Bei dieser Gelegenheit zwang Friedrichs energisches Auftreten und der Widerspruch der transalpinen Kirchenfürsten den Papst Hadrian, das gefährliche Wort wegzuerklären und das Gemälde zu entfernen. Bald darauf wurde der Zwist durch andere Ursachen erneuert, und er drehte sich schließlich um des Papstes Forderung, daß Rom seiner Regierung allein überlassen bleiben sollte. Friedrich beruft sich in seiner Erwiderung auf das römische Recht und schließt mit den Worten: „Da ich durch die Weihe Gottes sowohl Kaiser der Römer genannt werde als auch bin, so würde ich nur dem Namen nach als Herrscher erscheinen, wenn die Stadt Rom meinen Händen entrissen würde". Daß ein derartiger Anspruch des Beweises bedurfte, zeigt die Veränderung seit Heinrich III., um so mehr, da er nicht durchgesetzt werden konnte. Hadrians Sprache wurde herausfordernd; er verbindet die Drohung der Exkommunikation mit der Hinweisung auf die Zeit, da die Deutschen das Reich noch nicht besaßen: „Was waren die Franken, ehe Zacharias Pippin willkommenhieß? Was ist der deutsche König jetzt, bevor er zu Rom von heiligen Händen gesalbt wird? Der Stuhl Petri hat die Macht gegeben, er kann sie auch zurücknehmen".

Das Schisma, welches auf den Tod Hadrians folgte, rief einen andern und wichtigern Streit hervor. Friedrich wünschte als Haupt der Christenheit die Bischöfe Europas zu einem allgemeinen Konzil einzuberufen, auf dem er, gleich Justinian oder Heraklius, den Vorsitz führte. Nachdem er die beliebten Bibelworte von den zwei Schwertern angeführt, fährt er fort: „Gott hat nicht mehr als zwei Gewalten bestellt; wie es im Himmel nur einen Gott giebt, so giebt es auf Erden nur einen Papst und einen Kaiser. Die göttliche Vorsehung hat gerade das römische Reich als ein Gegenmittel wider fortdauernde Spaltung eingesetzt". Der Plan mißlang und Friedrich entschied sich für den von seiner Partei aufgestellten Kandidaten, während der Gegenpapst Alexander III. mit einem durch den Ausgang gerechtfertigten

Vertrauen den Beistand des rechtgläubigen Klerus in ganz Europa aufrief. Der folgende zwanzigjährige heftige und lange zweifelhafte Kampf, anscheinend nur ein Streit rivalisierender Päpste, war im wesentlichen eine Anstrengung des weltlichen Monarchen, die Herrschaft über die Geistlichen wieder zu gewinnen. Ohne Unterstützung hätte Alexanders hervorragender Geist und all seine Entschlossenheit ihn nicht zu retten vermögen; mit Hülfe der lombardischen Städte, deren Bund er beraten und geweiht hatte, und der Fieber Roms, die das siegreiche deutsche Heer vernichteten, erlangte er einen Triumph von um so größerer Bedeutung, da er ihn über einen so weisen und so frommen Fürsten wie Friedrich davontrug. Zu Venedig, das, durch seine Lage vor jedem Angriff geschützt, sich eine dauernde Neutralität erhielt, sich für unabhängig vom Reiche erklärte, sich aber nur selten aus Neigung für die Päpste in Kriege einließ, trafen sich die beiden Gewalten, deren Zwiespalt ganz Europa in Aufregung versetzt hatte. In der Vorhalle der St. Marcuskirche bezeichnen drei Platten den Ort, wo Friedrich in plötzlicher Bewegung in die Kniee sank, und der Papst ihn mit Freudenthränen erhob und ihm den Friedenskuß gab. Eine spätere Legende, welcher Dichtung und Malerei eine unverdiente Verbreitung gegeben haben, erzählt, daß der Pontifex mit den Worten des Psalmisten: „Du sollst den Löwen und den Drachen unter deine Füße treten“ dem niedergeworfenen Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt habe. Es bedurfte einer solchen Übertreibung nicht, um die Wichtigkeit dieser Scene zu erhöhen, welche für die Zukunft von so tiefer Bedeutung war. Es galt ja den Verzicht des mächtigsten Fürsten seiner Zeit auf den Plan, dem sein ganzes Leben gewidmet gewesen war; es galt das Aufgeben eines Kampfes seitens der weltlichen Macht, in dem sie zweimal besiegt worden, und der unter günstigeren Umständen nicht erneuert werden konnte.

Eine Autorität, die sich so lange dem Nachfolger Petri gegenüber behauptete, wird rebellischen Unterthanen gegenüber nichts weniger als nachgiebig sein. In diesem Lichte erschienen aber die lombardischen Städte einem Monarchen, welcher entschlossen war, alle Rechte, die seine Vorgänger besessen hatten, wieder zur Geltung zu bringen, sogar alle diejenigen, welche das alte Rom dem absoluten Herrscher verlieh.

Von einer Wiederentdeckung des römischen Rechts zu sprechen, würde falsch sein; denn jenes System war in Gallien und Italien niemals untergegangen, war das Grundwerk einiger und der nur durch die Gesellschaftsveränderungen modifizierte Hauptteil vieler anderer Gesetzbücher geworden. Mit Ausnahme der Kirche gab es nichts, was so viel dazu beitrug, die Erinnerung an die römischen Einrichtungen lebendig zu erhalten. Das 12. Jahrhundert sah nun dieses Studium mit einem sich hauptsächlich auf die Pandekten erstreckenden, überraschenden Zuwachs an Verständnis und Eifer gepflegt. Sie wurden erst in Italien und den Schulen des Südens, dann in Paris

und Oxford untersucht, erläutert und als das Höchste der menschlichen Weisheit, als das einzige, wahre und ewige Recht gepriesen. Die sich eben erst aus roher Unwissenheit emporarbeitende Menschheit, deren Geist der Autorität blind ergeben war, blickte mit einem uns unverständlichen Staunen auf geschriebene Texte. Alles, was Roms servilste Juristen jemals ihren despotischen Fürsten zugeschrieben, wurde unmittelbar auf die Majestät des Kaisers übertragen, der ihren Titel geerbt hatte. Er war „Herr der Welt", unumschränkter Gebieter über Leben und Eigentum aller seiner Unterthanen, das heißt, der gesamten Menschheit; er war die alleinige Quelle der Gesetzgebung, die Verkörperung von Recht und Gerechtigkeit. Diese Lehren, welche die Bologneser Juristen, die Friedrich beständig umgaben, verbreiteten und wie eine selbstverständliche Sache auf einen deutschen, auf einen feudalen König anwandten, wurden von der übrigen Welt nicht widerlegt, wurden von seinen deutschen und italienischen Anhängern mit inbrünstigem Glauben angenommen. „Dem Kaiser kommt der Schutz der ganzen Welt zu", sagt Bischof Otto von Freising. „Der Kaiser ist das lebendige Gesetz auf Erden", heißt es in einer spätern Urkunde. Der Erzbischof von Mailand redet zu Roncaglia vor den versammelten lombardischen Großen zu Friedrich: „Thue und befehle, was dir beliebt, dein Wille ist Gesetz". Der Staufe selbst, nicht lässig in der Annahme dieser glänzenden Hoheitsattribute, wurde, wiewohl er lieber dem Gesetz gemäß regieren als das Gesetz umstoßen zu wollen erklärte, zweifellos durch sie zu einer nachdrücklichern Behauptung seiner durch Alter und scheinbar göttliche Anordnung geheiligten Prärogative ermutigt.

Diese Behauptung ward am lautesten in Italien ausgesprochen. — Dennoch stand die kaiserliche Macht in Italien in geringerm Ansehen als in Deutschland; denn sie war von Anfang an unsicher und von der persönlichen Thatkraft sowie von dem anwesenden bewaffneten Beistande jedes Eroberers abhängig gewesen. Die theoretische Oberherrschaft des Kaiserkönigs wurde in keiner Weise bestritten; Zoll und Steuern gehörten in den Städten von rechtswegen ihm; er konnte auf den Reichstagen Verordnungen erlassen und die Lehensherren auffordern, mit ihren Vasallen zu erscheinen. Aber die Erneuerung einer seit Heinrichs IV. Zeiten nicht mehr ausgeübten Herrschaft wurde von den großen lombardischen Städten, die auf ihre Reichtümer stolz, an Einwohnern einem deutschen Herzogtum oder nordischen Königreiche gleich und seit mehr denn einem Jahrhundert an eine bewegte Unabhängigkeit gewöhnt waren, als ein unerträglicher Druck empfunden. In dem Kampfe mit diesen Städten, durch den Friedrich I. hauptsächlich in der Geschichte bekannt ist, wird er gewöhnlich als der fremde Tyrann angesehen, der unter den Hufen seiner Reiter die Heimat der Freiheit und des Gewerbfleißes zermalmt. Eine solche Ansicht ist ungerecht gegen einen großen Mann und

seine Sache. Dem Despoten ist Freiheit immer Zügellosigkeit; Friedrich jedoch war der Verteidiger anerkannter Ansprüche; das Vordringen Mailands bedrohte seine Nachbarn, die Weigerung (wobei keine thatsächliche Bedrückung angeführt wurde), seine Beamten aufzunehmen und seine königlichen Rechte anzuerkennen, erschien als ein leichtfertiger Bruch von Eiden und Verpflichtungen, als ein nicht geringerer Verrat wider Gott, als gegen ihn selbst. In diesen Kriegen kamen weder republikanische Grundsätze zur Verteidigung noch berief man sich auf die italienische Nationalität. Aber der Verlauf des Kampfes brachte neue Beweggründe und Gesinnungen zur Entfaltung und führte zu klaren Begriffen dessen, wofür man kämpfte.

Als Gegner des Kaisers war der Papst natürlicher Verbündeter der Städte: er segnete ihre Waffen und rief die Barone der Romagna und Toscanas zu Hülfe auf; er machte die „Kirche“ bald zu ihrer Losung und half ihnen jenes Schutz- und Trutzbündnis schließen, aus dem die Partei der italienischen Welfen hervorging. Auch ein anderer Schlachtruf, nicht weniger begeisternd als der erstere, fing an sich hören zu lassen, — der Ruf nach Freiheit und städtischer Selbstverwaltung, — nach Freiheit, die wenig verstanden, aber schrecklich mißbraucht wurde; nach Selbstverwaltung, welche die Städte, die sie für sich selbst beanspruchten, ihren unterworfenen Bundesgenossen verweigerten. Auch blieb die Thatsache, daß Italiener einem transalpinen Eindringling Widerstand leisteten, nicht ohne Wirkung: zwar gab es jetzt noch kein bestimmtes Nationalbewußtsein; denn die halbe Lombardei, die Städte sowohl als der Landadel, focht unter Friedrich; aber die Ereignisse klärten die Sache der Freiheit immer mehr zur Sache des Patriotismus und steigerten die Furcht vor den Barbaren und den Deutschenhaß.

Der Kaiser war einige Zeit erfolgreich. Aber der heitere Himmel bewölkte sich bald; Mailand erhob sich aus seiner Asche und auf dem Felde von Legnano sank das Banner des Reiches vor dem Carroccio der freien Stadt zuboden. Die Zeiten hatten sich geändert, seit Aistulf und Desiderius vor den entfernten Marschtritten der fränkischen Heere erbebten. Eine neue Nation war erstanden, die, durch Leiden allmählich erstarkt, sich nun endlich in heldenmütigen Thaten ihrer selbst bewußt ward. Friedrich sah seine teuersten Hoffnungen vernichtet, konnte aber ohne Nachteil für seine Ehre einen Zustand der Dinge annehmen, den zu ändern er außer stande war; frohen Mutes unterzeichnete und treulich hielt er den Friedensvertrag von Constanz, der ihm nur dem Namen nach eine Oberherrschaft über die lombardischen Städte ließ.

In Deutschland ist seit Heinrich III. kein Kaiser so hoch geehrt und so allgemein glücklich gewesen. In seiner Person die sächsischen und schwäbischen Familien vereinend, schloß Barbarossa die lange Fehde der Welfen und Waiblinger: seine Prälaten waren ihm treu, selbst gegen Rom; kein unruhiger

Rebell störte den öffentlichen Frieden. Die Deutschen waren stolz auf den Helden, der ihre Macht nach außen aufrecht erhielt und, die Vorhut der christlichen Ritterschaft zum Kampfe wider den Moslim führend, ein ruhmvolles Leben durch einen glücklichen Tod krönte. Friedrich, der größte aller Kreuzfahrer, ist das edelste Urbild eines mittelalterlichen Wesens in vielen seiner Schatten-, in allen seinen Lichtseiten. Der Form nach gesetzmäßig, in der Praxis zuweilen nahezu absolut, war die deutsche Regierung hauptsächlich durch die Schwierigkeit beschränkt, widerspenstige Vasallen zu zügeln. Alles hing von dem Charakter des Monarchen ab, und ein so kräftiger und volkstümlicher wie der Friedrichs konnte gewöhnlich die Majorität lenken und die übrigen schrecken. Die Bereitwilligkeit, mit der ihm gehorsamt wurde, hätte leicht eine falsche Auffassung von der wirklichen Macht seiner Prärogative herbeiführen können. Er stellte die Finanzen des Königreiches wieder her, beschränkte die Herzöge, führte ein glänzendes Hofzeremoniell ein und bemühte sich, durch die Vermehrung des Adels zweiten Ranges und durch den Versuch, anstelle des alten deutschen, in jeder Provinz verschiedenen Gewohnheitsrechtes das römische Recht und das lombardische Gesetzbuch einzuführen, die Zentralgewalt zu kräftigen.

Blieben diese Bestrebungen ohne Erfolg, so war er in anderen um so glücklicher. Seit den Tagen Heinrichs des Voglers waren in Süd- und Westdeutschland, besonders da, wo Flüsse Handelserleichterungen gewährten, zahlreiche Städte emporgekommen. Cöln, Trier, Mainz, Worms, Speier, Nürnberg, Ulm, Regensburg, Augsburg waren schon bedeutende Gemeinden, die, ohne Furcht ihrem Herrn oder Bischof trotzend, in kurzem der Territorialgewalt das Gegengewicht zu halten versprachen. Staatsklugheit oder Instinkt bewog Friedrich, dieselben an den Thron zu fesseln, indem er vielen die Reichsfreiheit gab, Gemeindeeinrichtungen und eine unabhängige Gerichtsbarkeit bewilligte, Freiheiten und Privilegien erteilte, wofür sie ihm treue Gesinnung und stete Geldhülfe, sowie in allen Fällen der Not Mannschaft zugestanden. Seine unmittelbaren Nachfolger traten in seine Fußstapfen, und so erhob sich ein dritter Stand im Staate, der, hätte man ihn richtig benutzt, das festeste Bollwerk der kaiserlichen Macht geworden wäre; ein Stand, dessen Mitglieder: die freien Städte, während vieler Jahrhunderte den Mittelpunkt deutscher Wissenschaft und Freiheit, den einzigen Hafen vor den Stürmen des Bürgerkrieges und die sicherste Hoffnung des Friedens und künftiger Einheit bildeten. In ihnen haben bis auf die Neuzeit Nationalversammlungen getagt: von ihnen aus verbreiteten aufstrebende Geister jene Ideeen von deutscher Einheit und Selbstverwaltung, die sie allein aufrechterhalten haben. Dem außerhalb der Städte, mit Ausnahme von Schwaben und der Schweiz, kaum noch vorhandenen Stande der Freisassen empfahl sich Friedrich ferner durch die Gewähr der Aufnahme in den Ritterstand und durch die Beschränkung der Willkür

der Großen, indem er einen Landfrieden begründete und die Gerichte in jeder Hinsicht zugänglicher und unparteiischer machte.

Sein Nachfolger Heinrich VI., ein Mann, der seines Vaters ganze Strenge, aber nichts von seiner Großmut geerbt hatte, war durch seine Heirat mit Constanze, der Erbin der normannischen Könige, Herr von Neapel und Sicilien geworden. Durch den Besitz dessen, was bisher der Rückhalt der bittersten Feinde seines Vorgängers gewesen war, ermutigt und imstande, den Papst von Süden und Norden zu bedrohen, entwarf Heinrich einen Plan, welcher auf wunderbare Art der Geschichte Deutschlands und Italiens ein verändertes Aussehen hätte geben können. Er schlug seinen deutschen Magnaten vor, ihnen unter der Bedingung, daß sie die Krone in seiner Familie für erblich erklärten, durch die Vereinigung der neu erworbenen Lande mit dem Reiche ihre Lasten zu erleichtern, ihre Lehen in Allode zu verwandeln und von der Geistlichkeit fernerhin keine Geldforderungen zu erheben. Die Umänderung würde Ergebnisse von höchster Wichtigkeit im Gefolge gehabt haben; Heinrich begründete dieselbe mit dem Hinweis auf die Gefahren von Zwischenregierungen und betrachtete sie nur als einen Teil eines ganz neuen politischen Systems. Da die Staufen in Deutschland so stark waren und über ihr neues Königreich eine absolute Gewalt hatten, würden sie die erlassenen Lehnsdienste haben entbehren und ein festes System der Zentralisation, wie es sich in Frankreich schon zu entwickeln angefangen hatte, errichten können. Die sächsischen Fürsten widersprachen jedoch diesem Plan zuerst, ihnen folgten einige Bischöfe; der Papst versagte seine Zustimmung, und Heinrich mußte sich mit der Wahl seines noch im ersten Kindesalter stehenden Sohnes Friedrich zum römischen König begnügen. Nach dem frühen Tode Heinrichs wurde diese Wahl außer acht gelassen und der folgende Kampf zwischen Philipp dem Staufen, Heinrichs VI. Bruder, und Otto von Braunschweig gab dem jetzt von dem Genius eines Innocenz III. geleiteten Papsttum die Gelegenheit, seine Macht auf Kosten seines Gegners zu erweitern. Der Papst setzte Himmel und Erde in Bewegung zu gunsten Ottos, dessen Familie beständig mit den Staufen rivalisiert hatte, und der selbst bereit war, alles von Innocenz geforderte zu bewilligen; aber Philipps persönliche Verdienste, sowie die ausgedehnten Besitzungen seines Hauses gaben ihm, so lange er lebte, das Übergewicht in Deutschland. Sein Tod ließ die schwäbische Partei ohne Haupt, und bald war der päpstliche Kandidat im ganzen Reiche anerkannt. War er der Geburt nach ein Welfe, so waren seine Thaten in Italien, wohin er sich zum Empfang der Kaiserkrone begeben hatte, die eines Ghibellinen. Die römische Kirche entsetzte und exkommunizierte schließlich ihren undankbaren Sohn, und Innocenz erfreute sich einer erneuten Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit, als Otto von dem jugendlichen Friedrich II. entthront wurde, den eine tragische Ironie das politische Feld als Verteidiger des heiligen Stuhles

betreten ließ, dessen Haß bestimmt war, sein Leben zu verbittern und sein Haus zu verderben.

Aus der langen Reihe der Nachfolger Karls des Großen tritt Friedrich II. wie Otto III. in einem Geist und Charakter vor uns hin, welcher nicht der eines Nordländers oder eines Deutschen ist. In ihm wohnte zwar die ganze Thatkraft und ritterliche Tapferkeit seines Vaters Heinrich und seines Großvaters Barbarossa; aber er besaß mit diesen Eigenschaften zugleich (und ihnen hierdurch eine andere Richtung gebend) eine vielleicht von seiner italienischen Mutter geerbte und durch seine Erziehung unter den Orangenhainen von Palermo genährte Pracht- und Schönheitsliebe, sowie einen geläuterten, feinen und philosophischen Verstand. Durch das Dunkel der Verleumdung und Sage kann das wahre Wesen dieses Mannes nur unbestimmt erkannt werden, und die hervortretenden Umrisse dienen eher dazu, das Interesse, mit dem wir eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Geschichte betrachten, zu steigern als abzuschwächen. Ein Gefühlsmensch, doch auch ein Feldherr und Staatsmann; ein tiefsinniger Gesetzgeber und ein leidenschaftlicher Dichter; in seiner Jugend von kreuzritterlicher Inbrunst entflammt und in seinem spätern Leben die Ketzer verfolgend, während er selbst der Gotteslästerung und des Unglaubens angeklagt ward; mit gewinnenden Sitten und von seinen Anhängern innigst geliebt, aber seinen Namen durch mehr als eine grausame That befleckend, war er das Wunder seines eigenen Zeitalters, und die nachfolgenden Geschlechter blickten mit Staunen und Mitleid auf die unergründliche Gestalt des letzten Kaisers zurück, der allen Schrecken der Kirche trotzte und in ihrem Banne starb, des letzten, der von den Dünen des Ozeans bis zu den Küsten des sicilischen Meeres herrschte. Doch während sie ihn bemitleideten, verurteilten sie ihn. Der unauslöschliche Haß des Papstes ließ sein Gedächtnis in einem düstern Lichte erscheinen; ihn und ihn allein von allen Kaisern mußte Dante, sonst der Vergötterer des Kaisertums, den Flammen der Hölle preisgeben.

In der Lage, in welcher sich das Reich befand, war es für sein Oberhaupt kaum möglich, mit dem sich in seinen Ansprüchen auf Territorialbesitz in Italien sowohl als auch auf die Gerichtsbarkeit über die ganze Welt beständig erweiternden Papsttum in Frieden zu leben. Friedrichs besonderes Mißgeschick war es, daß er den Päpsten eine Gewalt über sich gegeben hatte, die sie sehr wohl zu benutzen verstanden. In einem Augenblicke jugendlicher Begeisterung hatte er das Kreuz genommen; sein Aufschub, das Gelübde zu erfüllen, wurde als eine gottlose Unterlassungssünde gebrandmarkt. Von Gregor IX. exkommuniziert, weil er nicht nach Palästina gezogen, ging er, und wurde exkommuniziert, weil er gegangen; nachdem er einen vorteilhaften Frieden geschlossen, segelte er nach Italien zurück und ward, seiner Rückkehr wegen, zum dritten mal in den Bann gethan. Mit Gregor IX. hatte er sich

endlich, dem Anscheine nach, versöhnt; mit der Thronbesteigung Innocenz' IV. brachen jedoch die Flammen von neuem hervor. Es lohnt nicht der Mühe auf die besonderen Vorwände einzugehen, die den Streit anfachten, die wirklichen Ursachen waren stets dieselben und konnten nur durch die Unterwerfung des einen oder andern Kämpfers gehoben werden. Die hauptsächlichste von allen war Friedrichs Besitz von Sicilien. Jetzt zeigten sich die Früchte, die Barbarossa für sein Haus gesammelt hatte, als er für seinen Sohn Heinrich die Hand der normannischen Erbin gewann. Neapel und Sicilien waren während einiger Jahrhunderte als ein Lehen des heiligen Stuhles anerkannt worden, und der Papst, welcher sich der Gefahr bewußt war, so lange ihn die Macht seines Gegners einschloß, entschied sich, seinen Vorteil vollständig auszunützen und zum Mittel der Vernichtung der kaiserlichen Autorität in ganz Italien zu machen. Obwohl nun dieser Streit weit mehr ein territorialer und politischer war, als jener des vorigen Jahrhunderts gewesen, so öffnete er doch wieder jede frühere Quelle der Zwietracht, und ging in einen Kampf zwischen dem weltlichen und geistlichen Machthaber über. Die alten Schlachtrufe Heinrichs und Hildebrands, Barbarossas und Alexanders erweckten wieder den alten unauslöschlichen Haß der italienischen Parteien; der Pontifex behauptete, daß das Kaisertum als Lehen übertragen worden sei, und erklärte die durch die zwei Schlüssel versinnbildlichte Gewalt Petri sowohl für weltlich als geistlich: der Kaiser berief sich auf das Gesetz, auf die unvergänglichen Rechte Cäsars, und verklagte seinen Feind als den Antichrist des Neuen Testaments, weil er Gottes zweitem Stellvertreter Widerstand leiste. Der eine spottete des Anathems, beschuldigte die Kirche der Habsucht und behandelte ihre Streiter, die Mönche, mit einer nicht selten grausamen Strenge; der andere entsetzte feierlichst einen rebellischen und ketzerischen Fürsten, bot die kaiserliche Krone etlichen an, und es glückte ihm wirklich, in Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland Gegenkönige zu erheben.

Nach dem mit dem Papst abgeschlossenen Frieden von S. Germano hatte der Kaiser eine großartige organisatorische Thätigkeit entwickelt, die sich über alle Teile seines Reiches erstreckte. „Das apulisch-sicilische Königreich hatte — nach Dr. G. Weber — durch die „Konstitutionen“ von Melfi eine Verfassung erhalten, worin auf Grund und mit Benutzung älterer normannischer Bestimmungen und Einrichtungen ein Staatsbau gegründet worden, der schon von dem Hauche des modernen Staates durchweht war. Auf den Trümmern der Lehnsaristokratie erhob sich eine festgegliederte Beamtenhierarchie mit königlicher Spitze, wobei die Staatsgewalt in den Händen des Königs und der von ihm eingesetzten Organe ruhte, zugleich aber durch Heranziehung von Beiräten aus den bürgerlichen Kreisen der Grund zu einem parlamentarischen Staatsleben mit einem strammen monarchischen Regimente gelegt ward. Ein Kollegium von vier Großhofrichtern unter dem Vorsitz des Großhofjustitiar

leitete die Rechtspflege und wachte über die Ausführung und Beobachtung der Gesetze und Verordnungen. Königliche Kämmerer und Amtleute besorgten die Erhebung der Steuern und Einkünfte der Krongüter unter der Kontrolle eines Oberrechnungshofes. Ein sorgfältig geordneter Staatshaushalt mit geregelten Einnahmen, ein ausgedehnter Handel mit Zöllen, Hafengefällen und Monopolen, eine umsichtige Volks- und Landwirtschaft mehrten die Staatseinkünfte und füllten die fürstliche Kasse; eine stattliche Flotte und ein schlagfertiges, meistens aus Deutschen und Saracenen zusammengesetztes Heer unter zuverlässigen Führern schreckte die inneren und äußeren Feinde. Die hohen Schulen in Neapel und Palermo erreichten unter Friedrichs Pflege den Ruhm der christlichen und arabischen Akademien von Paris und Bologna, von Bagdad, Damaskus und Kahira. Die großen Einkünfte, die dem Kaiser von allen Seiten zuflossen, setzten ihn in den Stand, eine Hofhaltung einzurichten, die alle abendländischen Höfe in Pracht und Herrlichkeit verdunkelte und in Luxus und Üppigkeit mit den Kalifensitzen der mohamedanischen Welt wetteiferte. Wie die morgenländischen Fürsten unterhielt er an seinem Hofe viele schöne Frauen, an deren Liebreiz und Kunstfertigkeit in Gesang und Dichtung er sich ergötzte. Auf seinen prächtigen Schlössern wechselten Ritterspiele und Sängerfeste mit Jagd und Falknerei; Troubadours und Minnesänger belebten die Gesellschaften und die heiteren Mahle, und der Kaiser selbst wie seine Freunde und Gefährten stimmten in die weichen Töne der Minne ein und in das Lob der Frauen. Geblendet von solchem Glanze und Reichtum meinten die Zeitgenossen, seit dem großen Karl habe kein Kaiser so viele Schätze an Gold und Silber aufgehäuft als Friedrich II. Doch wurden die Tage des Glücks und der Freude auch von kummervollen Ereignissen durchbrochen. In Deutschland führte während der minderjährigen Regierung des Kaisersohnes Heinrich VII. der kraftvolle und verständige Erzbischof Engelbert von Cöln das Reichsregiment; aber wie umsichtig er auch die schwierigen Verhältnisse zu beherrschen suchte, er konnte nicht verhindern, daß die Reichshoheit des Kaisers mehr und mehr sank und die Territorialhoheit der „Landesherren“ sich ausbildete; daß Gesetzlosigkeit und Unbotmäßigkeit unter den Großen immer frecher hervortrat, daß ein großer Teil von Norddeutschland einige Zeit unter dänische Herrschaft kam, daß der junge König mißleitet und seinem Vater entfremdet ward. Die Übelstände mehrten sich noch, als der Reichsverweser Engelbert auf der Reise nach Nürnberg, wo König Heinrich, kaum den Knabenjahren entwachsen, mit Margaretha von Österreich sein Vermählungsfest feierte, von seinem eigenen Neffen Friedrich von Ysenburg und einigen ruchlosen Gesellen ermordet ward. Nun ging das Reichsregiment in die schwachen Hände Heinrichs über und in Deutschland trat ein Zustand ein, wie einst in Israel, „da es keinen König gab, sondern jeglicher that, was ihm gefiel“. Der junge König geriet bald auf Abwege.

Im Umgange mit lustigen Jagdgenossen und Minnesängern, die ihm schmeichelten und ihn verführten, mit Gauklern, Possenreißern und Spielleuten ergab er sich einem leichtfertigen Leben voll sinnlicher Lust. Statt die Reichsfürsten in seine Nähe zu ziehen, folgte er den Eingebungen und Ratschlägen geringerer Männer aus dem Stande der Ritter und Ministerialen. Vergebens suchte der Kaiser bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Cividale unweit Aquileja den Sohn durch scharfe Zurechtweisung auf andere Wege zu leiten, indem er ihm zur Pflicht machte, den Rat der Reichsfürsten zu befolgen; Heinrich fühlte sich durch die väterlichen Vorwürfe verletzt, und voll Argwohn, Friedrich möchte seinem zweiten Sohn Konrad, bei dessen Geburt Jolantha ihr Leben verloren, die deutsche Königskrone zuwenden, sann er auf Abfall. Er verband sich mit einigen unzufriedenen Fürsten und Großen; er suchte die rheinischen Städte auf seine Seite zu ziehen; er knüpfte Verbindungen an mit dem König von Frankreich und mit den Lombarden, die schon längst auf die hochfliegenden Herrscherpläne des Kaisers voll Mißtrauen blickten. Da beschloß Friedrich über die Alpen zu ziehen und persönlich die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Begleitet von Hermann von Salza und anderen hervorragenden Männern und mit großen Geldsummen versehen, erschien er in Süddeutschland, wo sich bald viele geistliche und weltliche Reichsfürsten bei ihm einfanden. Heinrich, von seinen offenen oder geheimen Anhängern verlassen, unterwarf sich und flehte in Worms des Vaters Verzeihung an. Aber Friedrich wollte ihm nur das Leben lassen, die königliche Ehre aber auf Konrad übertragen. Da faßte Neid und Ingrimm des Jünglings Herz und er beschloß zu fliehen, um in Verbindung mit mehreren schwäbischen Rittern zur offenen Empörung zu schreiten. Noch war die Reichsfeste Trifels mit dem Reichsschatz und den Reichsinsignien in seiner Gewalt. Aber die beabsichtigte Flucht wurde entdeckt und der unglückliche Fürst verlor nun nicht bloß die Herrschaft, sondern auch die Freiheit. Er wurde zuerst auf das Heidelberger Schloß gebracht und unter die Aufsicht seines erbitterten Gegners, des Pfalzgrafen Otto, gestellt. Dann ließ ihn der Kaiser nach Unteritalien bringen, wo er auf verschiedenen Burgen in strenger Haft gehalten wurde, bis er nach sechs Jahren ungebeugt und ohne Reue aus dem Leben schied. Seine Anhänger in Deutschland unterwarfen sich und erlangten Vergebung. Nur Herzog Friedrich der Streitbare, Heinrichs Schwager, wurde wegen seines trotzigen und ruhelosen Verhaltens mit der Reichsacht belegt und das Herzogtum Österreich unter die Verwaltung einer kaiserlichen „Landeshauptmannschaft“ gestellt, bis eine Aussöhnung zu stande kam. Als König Heinrich in Fesseln abgeführt ward, hielt der Kaiser in Worms ein glänzendes Hochzeitsfest mit seiner dritten Braut, der schönen Isabella von England, Heinrichs III. Schwester, deren Rheinfahrt durch die ritterlichen Ehrendienste der jungen Bürger der rheinischen Städte zu einem festlichen Triumphzug gemacht

worden, und traf dann auf dem glänzenden Reichstag von Mainz Rechtsbestimmungen zur Erhaltung des Landfriedens, zur Unterdrückung des Raub- und Fehdewesens, zur Sicherstellung alter Ordnungen und Einrichtungen. Die auf dem Mainzer Reichstag bewirkte Aussöhnung des welfischen und hohenstaufischen Hauses, wozu die englische Heirat den Weg gebahnt, kam den kaiserlichen Friedensbestrebungen zu statten. Ein glänzendes Reichsfest, womit der Mainzer Fürstentag geschlossen ward, brachte die Tage des ersten Friedrich in Erinnerung. Bald darauf verließ der Kaiser Deutschland, nachdem er noch die Fürsten und Bischöfe bewogen hatte, seinen Sohn Konrad, den „König von Jerusalem", zum deutschen König und künftigen Kaiser zu wählen.

Während dieser Vorgänge blieb das gute Verhältnis zwischen Kaiser und Papst ungestört. So unheimlich dem römischen Stuhle auch die „Konstitutionen des sicilischen Königsreichs" waren, und so wenig die Verbindung Deutschlands und Italiens der päpstlichen Politik entsprach, so legte doch Gregor IX. dem Kaiser keine Schwierigkeiten in den Weg. Als aber Friedrich Anstalten traf, die kaiserlichen Hoheitsrechte über die lombardischen Städte, wie sie einst im Constanzer Frieden festgesetzt worden, aber längst außer Übung gekommen waren, wieder zur Geltung zu bringen und den durch die Selbständigkeit der städtischen Gemeinwesen des Po-Landes unterbrochenen Reichsverband herzustellen; als er die über die Herrscherpläne des Hohenstaufen besorgten Guelfenstädte nötigen wollte, den Lombardenbund, den sie nach der Weise der Väter mit Bundesheeren, Bundeskassen und Bundesbeamten geschlossen, aufzulösen: da zerriß das künstliche Band und das Papsttum machte gemeinschaftliche Sache mit dem Bürgertum der Städte und segnete die Waffen, welche den hohenstaufischen Herrscher abhalten sollten, Italien als „sein Erbe" zu betrachten und eine kaiserliche Weltherrschaft von der Ostsee bis über den Faro hinaus aufzurichten. Bald entbrannte ein heftiger Partei- und Prinzipienkrieg zwischen den Anhängern der kaiserlichen Reichshoheit, Ghibellinen, und den Verfechtern republikanischer Selbstherrschaft und nationaler Unabhängigkeit der Einzelstaaten unter dem Ehrenvorsitz des Papstes, Guelfen. Aber der Bund der Kirche mit der republikanischen Städtefreiheit siegte über die monarchisch-feudale Herrschergewalt des Kaisertums. Unterstützt von dem furchtbaren Tyrannen Ezzelino von Romano, der allmählich den ganzen Nordosten von Italien, die veronesische und trevisanische Mark, unter seine Botmäßigkeit zwang und mit unmenschlicher Grausamkeit und Heimtücke in seinen Krallen hielt, gelang es zwar dem Kaiser, mit Hülfe der Ghibellinen und seiner Saracenen und deutschen Söldnerscharen dem vereinigten Heere der Lombarden bei Cortenuova am Oglio eine solche Niederlage beizubringen, daß sich alle Städte bis auf Mailand, Bologna und wenige andere unterwarfen; der erste Beamte (Podestà) der lombardischen Hauptstadt wurde, an das erbeutete Carroccio gebunden, zum schmachvollen Tode geführt. Als jedoch der Kaiser seinen Sieg

mit allzu großer Strenge verfolgte, von den Mailändern Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte, das angebotene Schiedsgericht und Mittleramt Gregors verwarf, seinem natürlichen Sohn, dem schönen, tapfern Enzio (Heinz), die von dem apostolischen Stuhl angesprochene Insel Sardinien als Königreich verlieh, Neapel und Sicilien mit schweren Abgaben und Kriegssteuern drückte, da erneuerte der greise Kirchenfürst, ermutigt durch die Unfälle des kaiserlichen Belagerungsheeres vor Brescia, am Palmsonntag den Bannfluch in der strengsten Form, entband alle Unterthanen des Treueids, schloß sich offen an die Lombarden an und suchte dem hohenstaufischen Herrscher, den er des Unglaubens und der Religionsverachtung beschuldigte, allenthalben Haß zu bereiten. Er wollte das Kaiserhaus nicht bloß von seiner Würde und Höhe herabstürzen, er wollte demselben vor allem die sicilische Königskrone, das kostbarste Lehnsgut der Kirche, entreißen und Italien auf immer vom deutschen Reich trennen. Es war ein Kampf um Herrschaft, um politische Machtstellung, dem die Religion das gleißnerische Gewand lieh. Umsonst wies Friedrich die Beschuldigungen kräftig zurück, widerlegte die päpstlichen Manifeste durch energische Gegenschriften, mißachtete den Bann und bestrafte die Geistlichen, die ihn bekannt machten; umsonst suchte er eine ohne seine Erlaubnis nach Rom entbotene Kirchenversammlung, bei welcher es auf seine Thronentsetzung abgesehen war, zu hindern, indem er durch Enzio und den Flottenführer Anselm de Mari nach dem hitzigen Seetreffen auf der Höhe von Meloria mehr als hundert übers Meer dahin ziehende Prälaten gefangen nehmen ließ und auf feste Burgen in Unteritalien brachte — noch beherrschten die religiösen Ideeen die Gemüter und verliehen der Kirche den Sieg. Aber die Schmähungen, welche die beiden Oberhäupter der Christenheit gegen einander schleuderten, schwächten den Glanz ihrer Kronen.

Gregor, von dem Kaiser in seinen eigenen Staaten bedroht, sank endlich, fast hundertjährig, ins Grab, ein finsterer Greis, der sich den demütigen Dienstleistungen eines Franziskanermönchs unterzogen, zugleich aber in den Foltern und Kerkern der Inquisition die wirksamsten Mittel der religiösen Heilslehre erblickt hatte. Die verzehrende Fieberglut des Augustmonats in der von den kaiserlichen Heeren umringten Stadt verbunden mit der aufgeregten Seelenstimmung lösten endlich die sterbliche Hülle, welche den unbeugsamen Geist umschlossen hielt. Gegen zwei Jahre blieb nunmehr der apostolische Stuhl verwaist, während Friedrich mit seinen Kriegsmannschaften im Kirchenstaat weilte. Endlich fiel die Wahl auf den Kardinal Sinibald Fieschi von Genua, der schon durch den Namen Innocenz IV., den er sich beilegte, andeutete, daß er in dem hierarchischen Geiste seines Vorgängers zu regieren gedenke. Er galt für einen Freund des Kaisers, aber dieser erkannte richtig, daß bei dem Gegensatz der Prinzipien eine Versöhnung der beiden Gewalten unmöglich sei. „Ich fürchte“, soll er gesagt haben, „daß ich einen

Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen Feind auf dem päpstlichen Stuhle wiederfinde, denn kein Papst kann Ghibelline sein." Der Abfall von Viterbo und die verlustvolle Vertreibung der kaiserlichen Besatzung aus dieser Stadt war ein unglückliches Vorspiel. Die Friedensverhandlungen, die bald nachher zwischen den Bevollmächtigten beider Häupter eröffnet wurden, waren von keiner Seite ernstlich gemeint; daher auch der auf vieldeutiger Basis aufgerichtete Kirchenfriede, den die gesamte Christenheit als frohe Osterbotschaft mit Gefühlen des Dankes vernahm, nicht zur Wahrheit ward. Innocenz beschuldigte den Kaiser, er sei von seinem Eide „abgesprungen", und um freiere Hand zu haben und aus Friedrichs Bereich zu kommen, beschloß er aus Italien zu entfliehen. In ein Kriegskleid gehüllt, ritt er in finsterer Mitternacht von Sutri aus durch das unwegsame Hügelland dem Gestade zu, wo er ein genuesisches Schiff bestieg und nach seiner Vaterstadt segelte. Von dort reiste er dann über den Mont Cenis nach der auf der Grenzscheide der germanischen und romanischen Welt günstig gelegenen Bischofstadt Lyon, wohin er alsbald Prälaten aller Nationen zu einer feierlichen Kirchenversammlung einberief. Ohne Friedrichs Verteidigung durch den größten Rechtsgelehrten der Zeit, den Großhofrichter Thaddäus von Suessa, zu beachten, erneuerte hier Innocenz kraft der ihm verliehenen Gewalt „zu pflanzen und auszureißen" in der strengsten Form den Bannfluch wider den Kaiser, der ein Gotteslästerer, ein heimlicher Mohamedaner, ein Feind der Kirche und Religion sei, erklärte ihn seiner Würden und Kronen verlustig, entband seine Unterthanen der ihm geleisteten Eide und bedrohte alle seine Anhänger mit dem Fluche der Kirche. In ernstem Schweigen ließen die versammelten Bischöfe die brennenden Fackeln, die sie während der Verkündigung des Bannes in Händen gehalten, zur Erde fallen, daß sie erloschen, und Thaddäus rief kummervoll aus: „Dies ist der Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens, über den die Feinde der Christenheit jubeln werden". Friedrich aber schrieb auf die Kunde von dem Glaubensgericht in Lyon an seine Anhänger: „Bisher habe ich als Amboß gedient, jetzt will ich die Rolle des Hammers übernehmen!"

Nun loderte in allen Ländern der Streit von neuem auf, wobei besonders die Bettelorden sich als rüstige und thätige Hülfsmannschaft des Papstes zeigten, dessen Sache sie als die des Glaubens und der Religion darstellten. Man stritt mit der Feder in Angriffs- und Verteidigungsschriften und mit den Waffen im Felde, und auch die dunkelen Pfade der Verschwörung und der Heimtücke wurden nicht verschmäht. In Deutschland glückte es der klerikalen Partei, die Wahl eines Gegenkaisers in Heinrich Raspe von Thüringen durchzusetzen; und als dieser von den Gegnern als „Pfaffenkönig" bezeichnete Fürst nach dem unglücklichen Gefechte bei Ulm wider König Konrad, des Kaisers Sohn, verlassen und machtlos auf der Wartburg starb, ließ sich der jugend-

liche Graf Wilhelm von Holland bewegen, den von einigen, meist geistlichen Reichsfürsten dargebotenen Kaisertitel anzunehmen. Aber seine Macht war gering. Viele angesehene Städte, welche während dieser Zeit des Kampfes und der Parteiung große Rechte und Freiheiten erwarben und durch die Hohenstaufen von der bischöflichen Herrschaft befreit und als Reichsstädte unter die unmittelbare Hoheit des Kaisers gestellt wurden, so wie die meisten weltlichen Fürsten hielten zu Konrad, trotz der Drohungen des Papstes, und die Kreuzpredigten der Dominikanermönche dienten nur dazu, das furchtbar verwilderte Land vollends zu zerrütten.

Schrecklich wütete unterdessen in Italien der Krieg zwischen Guelfen und Ghibellinen. Das heiße Blut des rachsüchtigen und jähzornigen Südländers führte unerhörte Greuelthaten herbei; Familie war wider Familie, Stadt wider Stadt; kein Alter noch Stand entzog sich dem Kampfe; Parteiwut beherrschte alles. Der Stolz und Übermut der guelfischen Städte reizte den harten Sinn des ghibellinischen Adels, dessen Führer Ezzelino Frevel beging, vor denen die Einbildung zurückschaudert, und die blutige Grausamkeit, womit die Anhänger des Kaisers durch Azzo von Este in Ferrara und die Guelfen Mittelitaliens verfolgt wurden, findet sich nur in den Parteikämpfen des alten Griechenland in ähnlicher Stärke. Lange hielt sich Friedrichs edle Gestalt aufrecht; die Zahl seiner Feinde hob nur seinen Mut; Verschwörungen gegen sein Leben scheiterten an seiner Wachsamkeit und führten in Sicilien schwere Strafgerichte über die Schuldigen herab. Er beschränkte die zeitliche Macht und Gerichtsbarkeit des Klerus in seinen Staaten und stellte in scharfen Schriftstücken den Fürsten Europas die Gefahren dar, von denen die weltliche Herrschergewalt durch den geistlichen Hochmut bedroht sei. Das waren schlimme Botschaften in Lyon. So viele Summen fruchtlos geopfert, so viele Anstrengungen und Intriguen unnütz zerronnen! Mit großem Aufwand, wozu hauptsächlich das in England erpreßte Geld verwendet wurde, hatte man Söldnerscharen geworben, welche der Kardinallegat Oktavian über die Alpen führen sollte, um den beabsichtigten Zug des „Königs" Heinrich nach der Lombardei zu unterstützen. Nun verliefen sich die Mietlinge, da die Zahlungen ins Stocken gerieten; und statt eines päpstlichen Heeres und Königs erschien Friedrich selbst in Oberitalien und versammelte seine Getreuen in Cremona. Er hatte seinen neunjährigen Sohn Heinrich, den ihm die englische Isabella geboren, zum Statthalter von Sicilien erhoben und ihm zwei Inländer, den Grafen von Caserta und den thatkräftigen Pietro Ruffo, einen Mann, der von niedriger Herkunft durch seine Tüchtigkeit zur Würde eines Marschalls emporgestiegen, als Ratgeber und Geschäftsführer zurseitegestellt. Bei dieser Gelegenheit hatte der Königssohn auf einem feierlichen Hoftage zu Neapel erst die Taufe empfangen. Friedrich hatte, wie er dem König von England meldete, die heilige Handlung so lange verschoben, weil er stets hoffte,

der Papst sollte sie nach der Aussöhnung „als ein offenbares Zeugnis bleibender Liebe“ selbst vollziehen. Innocenz mochte damals nicht ohne Besorgnis auf die Weltlage blicken. Der Kaiser, der in Turin die Grafen von Savoyen und von Vienne durch Gunstbezeugungen fester an sich geknüpft, und eine Vermählung seines Sohnes Manfred mit des ersteren Tochter verabredet hatte, stand gerüstet am Fuße der Alpen, um, wie er seinen Verbündeten schrieb, sich in Lyon persönlich von den schmachvollen Anklagen zu reinigen, welche Innocenz in der Kongregation der Prälaten wider ihn erhoben, und dann in Deutschland seine Widersacher niederzuwerfen und die Reichsgewalt mit den alten Stützen seines Hauses wieder aufzurichten. Nicht im Bußgewande mußte somit Innocenz seinen Gegner erwarten, sondern im kaiserlichen Waffenschmuck. Und um seine Besorgnis zu mehren, ließ gerade damals der französische und englische Herrenstand seinen Unwillen und seine gereizte Stimmung über die wachsenden Eingriffe des Klerus in die Gerichtsbarkeit und über die Habgier und Verweltlichung der Hierarchie in scharfen Kundgebungen hervortreten. In England untersagte ein königliches Gebot den geistlichen Gerichten sich mit weltlichen Dingen zu befassen, es sei denn, daß es sich um Ehe- und Testamentsangelegenheiten handle, und in Frankreich schlossen viele angesehene und mächtige Großen, voran der Herzog von Burgund, König Konrads Verbündeter, und die Grafen von Bretagne, Angoulême und St. Paul ein Bündnis gegen die Übergriffe der Kurie. In den Bundesartikeln hieß es: Sintemal das Königreich Frankreich nicht durch geschriebenes Recht noch durch die Geistlichkeit, sondern durch kriegerische Anstrengung erworben ward, so sollte der Adel des Landes die Gerichtsbarkeit wieder an sich nehmen und darnach trachten, daß die Geistlichkeit, durch deren Habsucht die Laienwelt arm geworden, auf den Zustand der primitiven Kirche zurückgeführt würde und ein beschauliches Leben führte. Ob Bann und Interdikt zu achten sei, sollte von der Entscheidung der Bundeshäupter abhängen. Es waren drohende Symptome, die, wie Innocenz an seinen Legaten schrieb, um so tiefer schmerzten, als sie von den Söhnen Frankreichs ausgingen, auf deren Glauben und Treue er bisher fest gebaut habe. So laut äußerte sich mitunter die Unzufriedenheit des hohen französischen Adels über den unversöhnlichen Sinn des Kirchenfürsten, daß dieser mit dem Gedanken umging, Lyon zu verlassen und sich unter Englands Schutz zu stellen. Selbst Ludwig IX. war keine feste Säule für den Papst. Denn wie hoch auch der fromme König die Ehre eines „Heiligen“ anschlagen mochte, so war er doch zugleich ein zu gewiegter Staatsmann, als daß er nicht das Kirchliche und Politische zu scheiden gesucht, als daß er die theokratischen Gelüste des römischen Pontifikats nach einem geistlichen Weltregiment hätte begünstigen mögen. Alle seine Vermittlungsversuche blieben darum erfolglos, weil er die weltlichen Rechte in ihrer Unverletzlichkeit zu behaupten suchte und trotz des Lyoner Beschlusses in

Friedrich stets den rechtmäßigen römischen Kaiser ehrte. Zudem war damals sein Sinn ganz und gar auf den Kreuzzug gerichtet, bei dessen Ausführung er der Hülfe und Unterstützung des Kaisers nicht wohl entbehren konnte. Und dieser unterließ nicht, den König seiner Bereitwilligkeit und seines Beistandes zu versichern und sich ihm stets mit Vertrauen und Freundschaftsversicherungen zu nähern.

Als im nächsten Jahr Ludwig IX. den Kreuzzug wirklich unternahm und das Heer zuerst auf der Insel Cypern, dann bei der stürmischen Überfahrt nach Ägypten Schaden nahm, hätte Friedrich gerne den Notleidenden größere Unterstützung gewährt, wären ihm nicht durch die Umtriebe der päpstlichen Partei und die Kreuzpredigten der Bettelmönche im sicilischen Königreich die Hände gebunden gewesen. Dennoch erleichterte er nach Kräften die Übersendung von Lebensmitteln, Kriegsbedarf und Streitrossen; und als Ludwig, anstatt seine Waffen nach Syrien zu kehren und die Wiedereroberung Jerusalems zu versuchen, nach den Vorschlägen der Kurie seine Fahrt nach Ägypten richtete und dort in Gefangenschaft kam, benutzte der Hohenstaufe die alten Verbindungen mit dem Sarazenenhof in Kahira, um das traurige Schicksal der Kreuzfahrer zu erleichtern. So raubte der unversöhnliche Groll des Papstes gegen den Kaiser selbst den Unternehmungen im heiligen Lande alle Früchte. Innocenz hatte den ägyptischen Zug begünstigt, aus Furcht, die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem könnte des Kaisers Macht und Ansehen stärken. Aber wie bald änderte sich die Lage der Dinge, wie bald zerrannen die Befürchtungen auf der einen, die stolze Zuversicht auf der andern Seite! In Turin empfing Friedrich die Botschaft, Parma sei in die Hände der Päpstlichen gefallen. Lange hatten die Häupter der Guelfen, insbesondere die Rossi, die Verwandten des Papstes, welche aus der kaiserlichen Stadt verbannt oder geflohen waren und ihrer Güter beraubt mit ihren Familien in Mailand und Piacenza von der Unterstützung ihrer Gesinnungsgenossen lebten, auf Rückkehr und Rache gesonnen. Endlich erschien der ersehnte Tag. Den Zeitpunkt erspähend, da Enzio mit den Cremonesen und anderen Ghibellinen vor Quinzano im Brescianischen lag und Friedrich von Antiochien mit Hülfe der Pisaner gegen Perugia ausgezogen war, rückten die Verbannten und Flüchtigen, siebzig entschlossene und beherzte Männer, unter der Führung Hugos von Sanvitale, Neffen des Papstes, von Piacenza aus gegen Parma. Der kaiserliche Hauptmann Bartholomeo Tavernieri feierte gerade das Hochzeitfest seiner Tochter mit einem edlen Brescianer und alles schwelgte in Jubel und süßem Wein. Plötzlich drang der Ruf, der Feind ziehe heran, in den festlichen Kreis. Man eilte zu den Waffen und stürzte zum Thore hinaus; aber der Podestà und die tapfersten Ritter sanken unter den Schwertern der Heimkehrenden; bald lag ein großer Teil der Festgenossen blutend auf dem Anger. Die Ghibellinen und die deutsche Besatzung, welche glaubten, die Mailänder

und Piacentesen seien in der Nähe, gaben die Gegenwehr auf und flüchteten sich auf die Burgen oder nach Cremona, unter ihnen Tavernieri. Wie im Triumphe zogen die Verbannten in die Stadt ein, von ihren Freunden und Gesinnungsgenossen mit Jubel begrüßt. Ein einziger Sommertag hatte Parma zu einer päpstlichen Stadt gemacht und die Guelfen der ganzen Umgegend eilten, den günstig gelegenen Ort, der einen Knotenpunkt zwischen Ober- und Mittelitalien bildete, zu einem Bollwerk ihrer Partei zu erheben. In den nächsten Tagen zog Graf Richard von S. Bonifacio von Guastalla her mit 200 Rittern ein; aus Piacenza kamen 400 wohlgerüstete Reisige; Gregor von Montelongo führte aus Mailand 1000 Bewaffnete herbei; Genua und der Graf von Lavagna sandten geübte Armbrustschützen; aus Ferrara erschien Markgraf Azzo mit Kriegsmannschaften, andere stellten sich aus Reggio und Bologna ein. So wurde Parma die Wahlstatt, wo der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zur Entscheidung kommen mußte.

Auf die Kunde von dem Überfall der Emigranten brach Enzio mit seiner Mannschaft sogleich auf. Noch während der Nacht zog er im Eilmarsch nach Cremona und rückte dann, verstärkt durch Ritter von Pavia und Bergamo, mit dem Fahnenwagen vor die Stadt. Aber zu schwach, um einen Sturm zu wagen, schlug er ein Lager und wartete die Ankunft des Kaisers ab. Dieser zögerte nicht lange. Den Gedanken eines Zuges nach Lyon und Deutschland aufgebend verließ er alsbald Turin, vereinigte sich in Cremona mit Ezzelino, der ihm 600 Ritter aus der trevisanischen und veronesischen Mark zuführte, und erreichte anfangs Juli Enzios Lager, wo sich bald die flüchtigen Parmesaner und andere Ghibellinen aus der Nähe und Ferne um ihn scharten. Friedrich von Antiochien erschien mit den Toscanesen; aus Modena und Reggio kamen kaiserlich gesinnte Bürger; Luceria sandte die gefürchteten Saracenen; von den Landschaften Apuliens und Calabriens, von Neapel und Sicilien zogen Streiter herbei; deutsche und burgundische Ritter folgten dem Rufe des Kaisers. Denn mit Parma hoffte dieser den Papst und die ganze Guelfenpartei zu besiegen. Darum strengte er alle Kräfte an, um die Stadt zu Falle zu bringen. Während er selbst im Süden von seinem festen, weiten Lager aus die ganze Umgegend beherrschte und das feindliche Gebiet verwüstete, gelang es Enzio und Ezzelino nach einem siegreichen Treffen über die guelfischen Hülfsmannschaften unter den Grafen San Bonifacio und Opizo Malaspina, das günstig gelegene Brescello am Po in ihre Gewalt zu bringen und dadurch den Parmesanern die Zufuhr von Norden abzuschneiden. Bald herrschte Hunger und Elend in der Stadt und im ganzen Lande; der Herbst war eingetreten, der Winter stand vor der Thüre und nirgends eine Aussicht auf Rettung. Aber die Häupter der päpstlichen Partei, vor allen der umsichtige und entschlossene Kardinallegat Montelongo, der früher in Mailand

seinen vielgewandten Geist bewährt hatte, hielten den Mut der Bürgerschaft aufrecht und schlugen jeden Gedanken an Ergebung nieder. Mit eiserner Strenge suchte man jedem Verrate vorzubeugen: Blancardo de Blancardis starb nach Volksbeschluß durch die Hand des Nachrichters, alle Verdächtige wurden gefoltert und mit dem Feuertod bedroht. Zur Vergeltung ließ der Kaiser den parmesanischen Ritter Gerhard de Canale, dessen Treue er mißtraute, nach Apulien schaffen und mit einem Mühlstein am Halse ins Meer werfen, und auf der Wiese von Flazano fielen die Häupter von zwölf Parmesanern, zwei an jedem Tage. Wie hoch auch die Not stieg, der Kardinallegat ließ keine Entmutigung aufkommen; von den Bettelmönchen unterstützt erweckte er Hoffnung in den Zagenden und steigerte die Kräfte durch religiösen und politischen Fanatismus. Auch gelang es einigemale, von Ferrara und Mantua her einige Vorräte in die Stadt zu schaffen.

So kam der Oktober herbei, und die Parmesaner mochten hoffen, die zunehmende Kälte und schlimme Witterung würden den Kaiser zum Abzug zwingen. Aber wie groß war ihr Schrecken, als vier Bogenschüsse von Parma sich eine Stadt von hölzernen Häusern mit Straßen und Marktplatz, mit Mauern, Graben und Thoren, mit Mühlen und Andachtsstätten erhob, geräumig genug, um das Heer auch den Winter über zu fassen und gegen die Ungunst der Witterung zu schirmen. Und so groß war Friedrichs Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang, daß er der neuen Stadt, die einst die Stelle des der Zerstörung bestimmten Parma einnehmen sollte, den Namen „Vittoria", Siegesstadt, beilegte, daß er die Kirche dem heiligen Victor weihte, daß er Münzen unter dem Namen Vittorinen prägen ließ. Die Zuversicht wuchs noch, als nach dem Abzug des Kardinals Octaviano mit seinen Söldnern Ezzelino von Guastalla aus den Po vollständig beherrschte, als fünfzig mantuanische Schiffe, welche den Durchgang erzwingen wollten, in die Gewalt des Kaisers fielen, der 300 Gefangene auf beiden Ufern aufknüpfen ließ, und als eine kaiserliche Heeresabteilung dem zu der päpstlichen Partei abgefallenen Markgrafen Bonifaz von Montferrat die Stadt Turin wieder entriß, den Feind zur Flucht nötigte und 200 Gefangene einbrachte.

Diese Siegeszuversicht machte die Kaiserlichen sicher, so daß sie es an der nötigen Wachsamkeit fehlen ließen. Ein Mailänder hatte von einem Turm der Stadt bemerkt, daß Friedrich täglich zu einer bestimmten Stunde auf die Jagd ausritt. Er teilte es dem Kardinallegaten mit und dieser baute darauf einen kühnen Plan. Als der Kaiser am 18. Februar 1248 nach längerem Unwohlsein wieder zum Jagen ausritt, stürmten die Parmesaner in wilder Leidenschaft unter der Fahne der heiligen Jungfrau auf Vittoria los, während gerade ein Teil der Truppen entlassen oder nach anderen Orten entsandt war. Die Pallisadenreihen wurden durchbrochen, die Stadt erstürmt, die hölzernen Häuser in Flammen gesetzt, die überraschten Krieger erschlagen oder in die

Flucht gejagt. Der Großrichter Thaddäus von Suessa, welcher die Kampfordnung herstellen wollte, fiel im Getümmel, und nun war der Flucht und Verwirrung kein Einhalt mehr zu gebieten. 1500 Mann wurden getötet, 3000 gerieten in Gefangenschaft; einige zersprengte Haufen retteten sich nach Cremona. Hier traf auch am Abend der Kaiser ein. Als er bei der Rückkehr seine Siegesstadt in Asche fand, sein Heer zerstreut, erschlagen, gefangen, das Reichssiegel, das prachtvolle Diadem, die goldene mit Edelsteinen reich besetzte Krone, den kaiserlichen Schatz mit Gold, Perlen und Kostbarkeiten in den Händen der Feinde, seinen Hofstaat samt dem Harem weggeführt, da bestieg er sein schnellstes Roß „der Drache" genannt, und sprengte davon. Die Krone erbeutete ein verwachsener Mensch, vom Volke „Kurzbein" genannt, und setzte sie sich aufs Haupt. Die Parmesaner hoben den gekrönten Krüppel auf die Schultern und zogen mit ihm unter Jubel und Spottreden nach der Stadt, den eroberten Fahnenwagen Cremonas voran. Dort kauften sie ihm das Kleinod ab und bewahrten es in ihrer Hauptkirche. Den blutenden Körper des Thaddäus, dessen, „süßer Beredsamkeit" die Guelfen die Strenge des Kaisers zuschrieben, verstümmelten sie aus Haß."

Der Unfall vor Parma war der Wendepunkt im Leben Friedrichs, wie sehr sich dieser auch Mühe gab, in seinen Rundschreiben an die Fürsten und Getreuen die Verluste als geringfügig und das ganze Ereignis als bedeutungslos für den Gang des Krieges darzustellen. Innocenz IV. atmete wieder auf; und seine Anstrengungen verdoppelnd setzte er alle geistlichen und weltlichen Hebel in Bewegung, um den „ehemaligen Kaiser und sein verworfenes Geschlecht" zu Falle zu bringen. Es gelang. Mit Friedrich II. ging das Kaisertum zugrunde. Aus dem Sturze, der den größten seines Geschlechtes begrub, erhob es sich allerdings lebend, und sogar zu einem langen Leben bestimmt, aber so erschüttert, gelähmt und heruntergekommen, daß es für Deutschland und Europa nie wieder werden konnte, was es einst gewesen. Zu dem letzten Akt der Tragödie verbanden sich der Papst, welcher des Reiches Kraft gebrochen, und der Rival Frankreich, der des Reiches Schwäche verhöhnte und den Namen desselben schließlich auslöschte. Der Mord an Friedrichs Enkel Konradin wurde vom Papst, wenn nicht veranlaßt, so doch gebilligt; er wurde ausgeführt durch die Kreaturen Karls von Frankreich.

11. Die Niederlage der Engländer vor Orléans.

(Im Jahre 1429.)

Aus mannigfaltigen Volkselementen ist der heutige Franzose hervorgegangen; aus Kelten, Iberern, Gothen, Franken, Burgundern; sie alle waren rasch romanisiert worden: römische Sprache, römisches Recht war überall vorherrschend. Der Norden enthielt mehr germanische Elemente als der Süden; an der mittlern Seine waren romanische und germanische Elemente am innigsten verbunden und durchdrungen. Dazu traten die Normannen, deren gewaltsame Niederlassungen an der untern Seine im J. 911 anerkannt wurden; auch sie wurden bald bekehrt und romanisiert.

Bereits mehrfach habe ich darauf hingewiesen, daß unter Karls des Großen Nachfolgern auch Frankreich in arge Zerrüttung geraten war. Am Ausgange des 9. Jahrhunderts erhob sich dann in engster Verbindung mit der Kirche das ursprünglich deutsche Geschlecht der Capetinger, das zwar schon vor der dauernden Thronbesteigung dem Reiche wiederholt Könige gab; aber erst nach dem Tode des kinderlosen Karolingers Ludwig V. (987) wurde Hugo Capet (Herzog von Francien, Graf von Paris und Orléans) König, und dauernde Ordnung schien im Lande einziehen zu wollen. Die vier ersten Capetinger zeigten sich jedoch zu schwach, die Vasallen in Südfrankreich waren zu mächtig, ein Teil von Nordfrankreich war seit Wilhelm dem Eroberer von der englischen Krone abhängig, andererseits war seit 1066 der englische König französischer Vasall — hier lag der Ursprung des langen Zwistes beider Länder —, es fehlte dem Staate also an Einheit, dem Königtum an durchgreifender Macht. Dasselbe hob sich durch das persönlich kräftige Walten einzelner Könige, das Emporblühen der Städte infolge der Kreuzzüge,

zuerst im Bunde mit der Kirche, dann gegen deren Übergriffe in drei Jahrhunderten zu bisher ungekannter Höhe. So bestätigte Ludwig VI. (1108—1137) die städtischen Kommunalrechte, breitete die Königsmacht in Südfrankreich aus, schützte den Bestand des Staates im Norden gegen Heinrich I. von England und dessen Bundesgenossen Kaiser Heinrich V. von Deutschland. Die Trennung der Ehe Ludwigs VII. mit Eleonore, der Erbin von Poitou und Guienne (Aquitanien) hatte, da diese sich dann mit Heinrich von Anjou, dem Thronerben von England, vermählte, zur Folge, daß ein großer Teil Frankreichs mit England vereinigt wurde. Eine weitere Stärkung des Königtums erfolgte unter dem thatkräftigen Philipp II. August (1180—1223), dessen Kämpfe mit England den Verlust fast aller französischen Lehen Johanns (ohne Land) von England zur Folge hatten. Ludwig IX., der Heilige (1226—1270), vereinigte die Provence mit der Krone, hob die Städte, achtete auf strenge Durchführung des Landfriedens, ordnete das Rechtswesen, schloß Frieden mit England, dessen König Aquitanien großenteils behielt und den Vasalleneid leistete. Philipp III. schwächte die Vasallenmacht noch mehr, vereinigte auch die Grafschaften Toulouse, Poitou, Auvergne und Nord-Provence mit der Krone. Ihre höchste, fast unumschränkte Macht erreichte die Dynastie mit Philipp IV., dem Schönen (1285—1314), der, ähnlich wie Kaiser Friedrich II. in Sicilien, dem Feudalstaate und der Hierarchie gegenüber schon die Grundgedanken des modernen Staates durchfocht, besonders den Bürgerstand hob, der neben Geistlichkeit und Adel auf den Reichstagen zur Vertretung kam.

Unter dem Hause Valois (1328—1589) begann dann der mehr als hundertjährige, wennauch öfters unterbrochene englisch-französische Krieg, zunächst durch die Ansprüche Eduards III. von England (Enkel Philipps IV.) auf den französischen Thron veranlaßt. Die blutigen Siege der Engländer bei Crécy 1346 und Poitiers 1356 führten zum Frieden von Bretigny 1360, der ein Drittel Frankreichs an Eduard III. gegen den Verzicht auf die französische Krone abtrat. Ein neuer Krieg führte zu einem neuen Siege der Engländer bei Azincourt 1415. Der tiefste Fall, aber auch die glorreichste Errettung der französischen Königsmacht und des durch Parteiungen geschwächten Landes geschah unter Karl VII. (1422—1461). Herzog Philipp der Gute von Burgund, der erste Pair des Reichs, aus Privatrache mit England im Bund, kämpfte für die französische Thronfolge des neun Monate alten Heinrich VI. von England, der in Nordfrankreich anerkannt wurde; die Franzosen erhofften allein von der Verbindung mit dem politisch entwickelteren England eine Sicherstellung der oft bedrohten und mühsam geschützten ständischen und städtischen Gerechtsame. Und als Karl hinter die Loire zurückgedrängt worden, Orléans 1428 belagert wurde, schwebte Frankreich in der äußersten Gefahr, eine Provinz, ein Anhängsel Englands, ein zweites Irland zu werden;

schwebte also auch die französische Nationalität, deren hochbedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung nicht bloß der europäischen Menschheit trotz allem und allem niemand ernstlich wird leugnen können, in Gefahr, aufgelöst, vernichtet zu werden, — vom Schauplatz der Geschichte allmählich zu verschwinden.

In besonders anschaulicher, ja ergreifender Weise schildert Webers große Weltgeschichte die damalige Lage in Frankreich: „Zwei Monate nach Heinrichs V. Tod schied auch König Karl VI. aus dem Leben. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Hingang eines Fürsten, der den größten Teil seines Lebens in dem trüben Zustande geistiger Störung verbracht und selbst in den hellen Zwischenräumen nur als willenloses Werkzeug in der Hand der siegenden Partei gedient hatte, keine besonderen Folgen gehabt haben, aber jetzt, da der französische Thron auf ein Kind von neun Monaten übergehen sollte, das nur von mütterlicher Seite das Blut der Valois in sich trug, war er ein folgenschweres Ereignis. Das Gefühl der Nationalität, das schon dem siegreichen Lancaster in geheimnisvollen Warnungen entgegengetreten war, begann sich kräftiger zu regen. Zwar gelang es dem Herzog von Bedford, einem klugen, umsichtigen Fürsten, welcher eiserne Willenskraft und kriegerischen Mut mit politischer Berechnung und unbeugsamer Konsequenz verband und mit kalter Entschlossenheit auf sein Ziel losging, als Regent Geltung zu gewinnen, in einem großen Teil von Frankreich die Erbansprüche seines Neffen zu wahren, und ihm die Huldigung und Anerkennung der Kommune und der großen Körperschaften in Paris, des Parlaments und der Universität, zu verschaffen; doch beruhte seine Macht mehr auf der Überlegenheit der Waffen und der Kriegsstärke, als auf den Sympathieen des Volkes. Denn wie wenig auch der unkriegerische Dauphin, der die Weichlichkeit und Sinnenlust des Vaters und Bruders geerbt hatte und von Weibern, Günstlingen und schlimmen Ratgebern sich leiten ließ, mit dem unternehmenden, kraftvollen Bedford verglichen werden konnte; als er nach dem Tode des Vaters sich in Poitiers als Karl VII. krönen ließ, war sein Name eine politische Macht, galt seine Fahne als das Kennzeichen der Nationalität und des Patriotismus. Als einst Wilhelm der Eroberer aus einem französischen Lande über den Kanal setzte und das Inselvolk unter sein eisernes Joch beugte, hatte er die Ideeen des Feudalwesens und des römischen Kirchentums als starke Bundesgenossen auf seiner Seite; er bekämpfte somit die in sich zerfallene und abgelebte angelsächsische Welt durch neue moralische Mächte, die gerade damals ihren Siegeslauf antraten. Seine Waffengefährten, an der Eroberung beteiligt und mit eingezogenen Gütern und Herrschaften bereichert, wurden die Stützen und Träger des neuen Lehnkönigtums. Was aber konnten die Lancasters den Franzosen für den Verlust des nationalen Königtums bieten? Die Nachkommen jener normannischen und französischen Ritter,

welche einst dem Eroberer gefolgt, waren längst Engländer geworden; die nationalen Eigentümlichkeiten beider Völker hatten sich naturgemäß entwickelt und ausgeprägt, der Gegensatz in Charakter und Lebensanschauungen war schärfer hervorgetreten. Nur Eine große Institution konnte England bieten — das parlamentarische Staatsleben; allein gerade dafür fehlten in Frankreich die Vorbedingungen. Was unter den Capetingern für die Befreiung des Bauernstandes, für die Selbstverwaltung und freiheitliche Ausbildung der Kommunen geschehen, war unter den Valois wieder zugrabe gegangen; die Grundlagen waren nicht solide genug, um einen parlamentarischen Verfassungsbau aufzuführen, wie er in England bereits emporgewachsen und wie er, trotz der ehrgeizigen Herrschergelüste des Herzogs von Glocester, unter dem minderjährigen König Heinrich VI. immer mehr befestigt und ausgebildet ward. Wohl kam auch in Frankreich unter dem Einfluß des englischen Regenten das ständische und munizipale Wesen wieder in Fluß, und der Anhänglichkeit der Städte, sowie dem Bündnis mit dem Herzog von Burgund und den bürgerlichen Elementen des Nordens war es hauptsächlich zu verdanken, daß Heinrich VI. in der Normandie, Picardie, Isle de France und anderen Landschaften als König anerkannt ward. Dagegen stand der Adel größtenteils zu dem Dauphin und hielt fest an dem alten Grundgesetze, wonach die Krone nur im Mannstamme der Valois forterben sollte; ja die Furcht, daß durch den englischen Einfluß das Bürgertum zu größerer Bedeutung gelangen könnte, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Feudalherren sich um so fester an die einheimische Dynastie anschlossen.

So kam es denn, daß die französische Nation sich nach Karls VI. Tod in zwei Heerlager schied, welche zugleich räumlich sich abgrenzten, denn obschon Karl VII. auch in den nördlichen Provinzen, in Isle de France, in Champagne, in der Picardie zahlreiche und entschlossene Parteigänger zählte, so beruhte doch seine Hauptmacht auf dem Süden, auf den Rittern und Waffenknechten, die von der Garonne und dem Languedoc zu seiner Fahne strömten, und auf den fruchtbaren Gegenden an der Loire, Berry, Touraine u. a., welche ihn mit Geld zur Anwerbung und Unterhaltung von Soldtruppen unterstützten. Unter diesen standen die Schotten in erster Reihe; sie bildeten die eigentliche Leibwache des französischen Thronerben, und ihre Führer, die Grafen von Buchan, Douglas u. a., erhielten zum Lohn für ihre Dienste und Treue ansehnliche Besitzungen in Frankreich. Selbst als der Herzog von Bedford, um den Schotten den Vorwand zu ihrem feindseligen Auftreten gegen England zu nehmen, den König Jacob Stuart nach achtzehnjähriger Gefangenschaft in Freiheit setzte und denselben durch die Vermählung mit Johanna Beaufort, Tochter des Grafen von Somerset und Nichte Heinrichs IV., näher an das Lancastersche Haus knüpfte, dauerte der Waffenbund zwischen Schottland und Frankreich dennoch fort. Die alten Gewohnheiten und Sym-

pathieen erwiesen sich stärker als jede politische Berechnung. Neben den Schotten fochten auch Söldner aus Mailand und Castilien unter der Fahne des Dauphin. Diese Völkermischung im königlichen Heer trug nicht wenig bei, die wilde und verheerende Kriegsweise der „Armagnacs“ zu mehren; die Furcht vor ihrer Grausamkeit und rohen Zerstörungswut war für die Pariser und viele Bewohner des Nordens ein Hauptbeweggrund, bei der englisch-burgundischen Partei auszuhalten. Wohl wurden auch in der Hauptstadt Komplotte zugunsten Karls geschmiedet; aber durch die Energie des Regenten, der alle Bewohner ohne Unterschied des Standes den Eid der Treue schwören ließ, und durch den Beistand der alten „Cabochiens“, welche die Tyrannei der Armagnacs noch nicht vergessen hatten, ward die Bewegung im Keime erstickt. Mich. Laillier, früher ein Begünstigter der Königin, jetzt einer der eifrigsten Anhänger des Dauphin, rettete sich durch die Flucht. Die englische Partei erhielt neue Stärke, als der Regent sich mit Anna, einer Schwester Philipps, vermählte, und der Herzog von Bretagne, der in der letzten Zeit schwankend geworden war, durch den Ehebund seines Bruders Arthur von Richmond mit der ältern Schwester Margaretha wieder entschieden auf ihre Seite gezogen ward.

Wenn man die leitenden Häupter der beiden Parteien und die materiellen Mittel ins Auge faßte, so war der Vorteil und die Siegeshoffnung auf Seiten des englischen Thronbewerbers.

Denn während im Norden ein königlicher Mann von starker Hand und scharfem Verstande über ein Heer gebot, in dem die unüberwindlichen Bogenschützen von England und Wales und der kriegerische abgehärtete Landadel Burgunds den Kern bildeten, an das sich die französischen Kriegsmannschaften aus der Normandie, Bretagne, der Picardie, aus Isle de France anschlossen, und das die reichen flandrischen Städte mit ihrem Gelde unterstützten; teilte der „König von Bourges“, wie man Karl VII. spottweise nannte, die Schlaffheit und die sinnlichen Neigungen der meisten Valois, vertändelte, von Schloß zu Schloß wandernd, seine Tage mit schönen Frauen und Buhlerinnen, unter denen Agnes Sorel lange die erste Stelle in dem liebebedürftigen Herzen des jungen Fürsten einnahm, überließ aus Scheu vor jeder Anstrengung und ernsten Beschäftigung die Sorgen und Anliegen des Staates und Krieges irgend einem Günstling, der sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln verstand, ergötzte sich an Turnieren und Festen, an Sängerlust, an Tanz und heiterm Spiel, und suchte sich und die Welt zu täuschen durch den eiteln Glanz und Schein eines erkünstelten Hof- und Feudallebens. Dieser Hang zur Weichlichkeit wurde genährt durch den sanften, friedlichen Charakter der garten- und weinbauenden Bevölkerung, in deren Mitte er seinen Thron aufgeschlagen, und durch die milde, zum Genießen einladende Natur des südlichen Frankreich.

Aber eine unsichtbare Macht stand ihm bei, die bald gewaltig ihre Schwingen erheben sollte — die Idee des legitimen Königtums, das treue Bewußtsein, daß der französische Name und die Zukunft der Nation an den capetingischen Mannsstamm geknüpft sei; es war der schwärmerische Glaube, daß Reich und Volk mit dieser Dynastie stehen und fallen müsse. Selbst der Herzog von Burgund, ein mehr eitler als herrschsüchtiger, mehr glänzender als tiefer Charakter, konnte sich diesem Gefühl nicht ganz entziehen; er stand nur mit halbem Herzen auf der Seite Englands, es war ein auf Leidenschaft und Rachsucht gegründeter Bund, der keine natürliche feste Unterlage hatte, und dem der Makel gebrochener Lehnstreue und verletzter Pietät als dunkler Schatten anklebte. War doch schon im ersten Jahr durch den Herzog von Savoyen eine Aussöhnung zwischen dem Burgunder und dem Königssohn versucht worden, ein Versuch, der vielleicht gelungen wäre, hätten nicht die Urheber des Mords auf der Yonner Brücke, für ihre Sicherheit besorgt, und Bedfords kluge Politik denselben zu vereiteln gewußt. Wie wenig auch Karl VII. zur Erweckung und Belebung einer nationalen Begeisterung geschaffen war: sein anmutvolles, leutseliges Wesen, seine angenehme Gestalt, sein freundliches, wohlwollendes Benehmen entzückte das durch eine gefällige Außenseite so leicht gewonnene französische Volk, während die rauhen Manieren, das kalte, hochmütige Betragen des siegesstolzen englischen Großen verletzten und abstießen. Selbst das Unglück des Königs, der, von seinen Eltern und nächsten Verwandten seiner Thronrechte beraubt, fern von der Heimat weilen mußte, erweckte Teilnahme und Sympathie. So nahm denn der Thronkrieg in Frankreich nach dem Tode der beiden Könige einen gewaltigeren, in das Herz der Nation tiefer einschneidenden Charakter an, als bei ihrem Leben. Es hatte den Anschein, als ob das französische Volk, welches erst durch das capetingische Königtum mühsam zu einem Ganzen vereinigt worden war, wieder in zwei Teile aus einander gehen würde, in den romanischen Süden und den mehr germanisch angelegten Norden. Aber das Endergebnis war ein anderes: gerade dieser Krieg, in welchem sich schließlich die ganze franco-gallische Nation zum gemeinsamen Kampfe gegen die fremden Eroberer vereinigte, führte mehr als irgend ein früheres Ereignis die Verschmelzung der auf dem weiten Boden des alten Galliens so verschiedenartig gemischten Bevölkerung herbei. Und diese Verschmelzung mußte sich um so durchgreifender vollziehen, als die Rettung und Befreiung weder von dem unthätigen, arbeitscheuen König noch von den höheren Ständen ausging, sondern durch den instinktiven Drang des Volkes selbst aus seiner eigenen Mitte. Alein Chartier, ein Dichter am Hofe Karls, gab dieser Stimmung Ausdruck in einer in Prosa verfaßten Allegorie, worin Frankreich seine drei Kinder, Klerus, Adel und Volk, anfleht, sich einträchtig zusammenzuthun, um ihre Mutter und sich selbst zu retten.

Der Krieg zog sich mehrere Jahre hin, ohne daß ein entscheidender Schlag geführt worden wäre; doch war die englisch-burgundische Partei meistens im Vorteil. Meulan und andere durch ihre Lage wichtige Orte fielen in ihre Hände; bei der Feste Crévant unweit Auxerre wurde die schottische Hülfsmannschaft unter Stuart Darnley aufs Haupt geschlagen, der Führer selbst und viele Edelleute gerieten in Gefangenschaft, 1200 tapfere Krieger blieben auf dem Waffenfeld. Noch blutiger war die Niederlage, welche das schottisch-fränkische Heer im folgenden Jahre bei Verneuil unweit Ivry durch den Regenten Bedford erlitt: hier sank der heldenmütige Douglas, den Karl VII. mit der Grafschaft Touraine belehnt hatte, unter den Schwertern der Engländer in Staub und neben ihm der schottische Graf von Buchan; hier erlag die Blüte des französischen Adels, an ihrer Spitze die Grafen von Aumale, von Tonnerre, von Ventadour, der Vicomte von Narbonne; viele andere, darunter der Herzog von Alençon und der Marschall Lafayette, gerieten in Gefangenschaft. Nun schien die Sache des Dauphin verloren: im Norden der Seine ergaben sich die Städte und Burgen, die noch zu ihm gehalten, dem übermächtigen Gegner; Stephan von Vignoles, genannt Lahire, aus der Gascogne, der in der Champagne die nationale Fahne aufgepflanzt, mußte Vitry und andere Orte räumen; das Land nordwärts der Loire war größtenteils im Besitze des Regenten, der sich nunmehr anschickte, den „König von Bourges" in den letzten sicheren Aufenthaltsstätten aufzusuchen; ein Vorhaben, das jedoch unerwartet durch den Streit der Herzöge von Glocester und Burgund vereitelt ward.

Es ist bekannt, daß Jacobäa, die schöne und leidenschaftliche Gräfin von Holland und Hennegau, ihren an Geist und Körper schwachen Gemahl Johann IV. von Brabant, Sohn des bei Azincourt gefallenen Herzogs Anton, verließ und, nachdem ihre Ehe von dem auf dem Costnitzer Konzil entsetzten Papst Benedict XIII. geschieden worden, ihre Hand dem Herzog von Glocester reichte. Dadurch entstanden Verwickelungen, welche das englisch-burgundische Bündnis lockerten; Herzog Philipp, der seiner Mannschaft in den Niederlanden bedurfte, überließ den Krieg gegen den Dauphin auf längere Zeit ausschließlich dem englischen Regenten, und wenn nicht Glocester, den er im Felde bekämpfte und zum Zweikampf herausforderte, endlich bewogen worden wäre, die vom Papst Martin V. verworfene Ehe mit Jacobäa aufzugeben und die ausschweifende Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen, so wäre vielleicht schon damals der Burgunder von dem unnatürlichen Kriege gegen die blutsverwandten Valois abgestanden. Nur die Weigerung Karls, sich von seinen Günstlingen und Ratgebern, denen man die Ermordung Johanns ohne Land zuschrieb, zu trennen, vereitelte abermals die Bemühungen des Herzogs Amadeus von Savoyen, die Spaltung auszugleichen. Doch geschah ein großer Schritt zur Versöhnung der königlichen und der burgundischen Partei, als

Karl dem Grafen von Richmond, Philipps Schwager, die Würde eines Connetable verlieh, wodurch nicht nur dieser zwar anmaßende und heftige, aber auch erfahrene und thätige Mann auf die nationale Seite gezogen ward, sondern auch dessen Bruder, der Herzog von Bretagne, und als Philipp selbst seine jüngste Schwester Agnes mit dem Grafen von Clermont, Karls Vetter und Anhänger, vermählte. Duchatel wurde nun in Gnaden entlassen, dafür sah man in der Umgebung des Königs einen jungen Mann, den Bastard von Orléans, nachmals Graf von Dunois, dessen Name bald bei jeder ruhmvollen That genannt wurde. Ihm und dem tapfern Lahire war es hauptsächlich zu danken, daß die Grafen von Suffolk und Warwick, während Bedford in England weilte, um die zwischen seinem Oheim und seinem Bruder ausgebrochenen Feindseligkeiten zu schlichten, zur Aufhebung der Belagerung von Montargis sich genötigt sahen.

Aber was halfen alle patriotischen Anstrengungen und Versöhnungsversuche gegenüber der Schlaffheit und grenzenlosen Schwäche des Dauphin. Im müßigen weichlichen Dahinleben blickte er mit Gleichgültigkeit auf den Gang der Waffen, von deren Entscheidung die Zukunft des Reiches und seine eigene abhängig war, und jedes energischen Handelns unfähig ließ er es ruhig geschehen, daß sein Hof der Schauplatz der Zwietracht und der Ränke seiner Günstlinge ward, deren Herrschsucht und Eigennutz jede kriegerische Anstrengung um ihre Früchte betrog. Karl VII. war ein schwacher, unselbständiger Fürst, sagt ein neuerer Schriftsteller. „Aufgewachsen inmitten der Auflösung aller Verhältnisse, kannte er nicht die Heiligkeit der Familienbande, nicht die Grundsätze noch den sichern Gang geregelten Staatswesens, nicht die ewigen Gesetze sittlicher Ordnung. Von seinem Volke hatte er keine anderen Vorstellungen, als die, welche sich ihm von frühester Jugend an in Paris aufgedrängt: Höflinge und Schmeichler, die ihm einerseits das Beispiel der Intrigue und Leidenschaft gegeben, andererseits ihn in die Frivolität des Hoflebens eingeführt; rebellische Bürger, die ihm Strafpredigten über sein sündhaftes Leben gehalten und ihm die Unterwerfung unter die Staatsweisheit ihres Egoismus als einziges Mittel der Rettung gepriesen; endlich der Pöbel, der die Thüren des königlichen Palastes erbrochen und die Günstlinge des Dauphin vor seinen Augen hingeschlachtet. Er war und blieb ein Spielball der Ereignisse, die er nicht zu beherrschen vermochte, ohne Energie und Selbstvertrauen, das Schattenbild eines Herrschers, unfähig die Macht und das Ansehen des Königtums wieder aufzurichten, ohne Sinn für die Hoheit seines nationalen Berufs."

Als der neue Connetable Arthur von Richmond gegen die Engländer ins Feld zog, gestattete er, daß Peter von Giac, der bei der blutigen That an der Yonne eine sehr verdächtige Rolle gespielt hatte, in der Umgebung des Königs in

Issoudun blieb. Bald jedoch merkte der Oberfeldherr, daß der intrigante Höfling ihm in allen Stücken entgegenwirkte: die Staatsgelder, welche die Stände des Südens zu Kriegszwecken verwilligt hatten, wurden verschleudert oder veruntreut, so daß ein großer Teil der Truppen, denen der Sold nicht mehr gezahlt werden konnte, die Fahne verließ, und alle weiteren Unternehmungen ins Stocken kamen. Entrüstet eilte der Connetable nach Issoudun, führte den Günstling nach seinem Schlosse Dun-le-Roi und ließ ihn durch ein summarisches Gerichtsverfahren zum Tode verurteilen und im Fluß ertränken. Den zürnenden König beschwichtigte man durch die Mitteilungen der Frevelthaten, deren sich Giac schuldig gemacht: Er habe die Einkünfte des Reiches verschwendet, an der Ermordung des Herzogs Johann sich beteiligt, seine erste Frau vergiftet und „dem Teufel eine seiner Hände verkauft", damit ihm derselbe zu Willen sei. An seine Stelle als Gesellschafter und Haushofmeister trat ein junger Edelmann aus der Auvergne, Le Camus von Beaulieu, dem man zutraute, daß er sich nicht in Staatsgeschäfte mischen würde. Als aber auch dieser seinen Einfluß auf den schwachen König zu eigennützigen Zwecken mißbrauchte, wurde er durch eine Hofintrigue gestürzt und vor den Mauern von Poitiers, wohin man ihn zu locken gewußt, durch den Marschall von Broussac ermordet. Mit einigem Widerstreben ließ sich jetzt Karl von dem Connetable den Herrn von La Tremoille, aus einem vornehmen Hause, zum Gesellschafter aufdrängen. Kaum aber war der Graf ins Feld gezogen, um das siegreiche Gefecht bei Montargis zu verwerten, so sah er sich aufs neue durch Hofränke und Vorenthaltung der Kriegsgelder in seinen Unternehmungen gehemmt. Er hoffte auch diesem Günstling das Schicksal seiner Vorgänger bereiten zu können; aber derselbe war auf seiner Hut und bereitete ihm einen unerwarteten Widerstand. Ein Befehl des Königs, der sich fast eben so willenlos von seiner Umgebung zu persönlichen oder Parteizwecken gebrauchen ließ, wie einst sein irrsinniger Vater, untersagte allen Städten und Schlössern, dem Connetable oder seinen Anhängern und Dienern die Thore zu öffnen, und als zwei Bourbonen, die Grafen von La Marche und von Clermont, im Auftrage des Oberfeldherrn sich der Stadt Bourges bemächtigten, zog der König selbst nebst seinem Günstling mit zahlreichem Kriegsvolk gegen sie und zwang sie zum Gehorsam. So ging die königliche Sache durch die Schuld und Schwäche des Oberhauptes selbst einem schmählichen Schiffbruche entgegen. An jedem erfolgreichen Ausgang verzweifelnd, trat der Herzog von Bretagne wieder entschieden auf die Seite Englands und schwur dem König Heinrich VI., sobald er nach Frankreich käme, Huldigung zu leisten, und Philipp von Burgund, mit Glocester ausgesöhnt und von der Gräfin Jacobäa zum Nachfolger in allen ihren Besitzungen ernannt, schloß sich aufs neue fester an den Herzog von Bedford an. Nun schien für diesen der günstige Augenblick gekommen, gegen den Valois, der nicht einmal im

eigenen Heerlager Frieden und Eintracht zu erhalten vermochte, den alten Angriffsplan energisch durchzuführen und ihn im eigenen Hause, in den Wohnstätten jenseit der Loire, aufzusuchen.

Um den Kampf gegen den Süden mit Erfolg durchführen zu können, glaubten die Engländer sich vor allem der festen Stadt Orléans, des Schlüssels zum mittägigen Frankreich, bemächtigen zu müssen. Es war ein schwieriges Unternehmen, da die Bürgerschaft und die zahlreiche tapfere Besatzung zur hartnäckigsten Verteidigung entschlossen und die Vorratshäuser mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen waren. Bedford scheint daher auch Bedenken gehabt zu haben, aber im Kriegsrat wurde die Belagerung beschlossen und der Oberbefehl dem Grafen von Salisbury, nächst Warwick dem tüchtigsten der englischen Befehlshaber, übertragen. Nun fiel das englisch-burgundische Heer zunächst in die Besitzungen des Herzogs von Orléans ein, der noch immer seit dem Tage von Azincourt zu London als Gefangener weilte, seine Einsamkeit mit Balladen und Liedern verkürzend. Nachdem er sich aller Burgen und Städte im Norden des Flusses bemächtigt und alle Übergänge besetzt hatte, wurde die auf dem nördlichen Ufer der Loire gelegene Stadt aufs engste umschlossen, indes eine auserwählte Mannschaft unter Salisburys eigener Führung den mit zwei starken Türmen geschützten Brückenkopf im Süden zu erstürmen suchte. Nach dem heldenmütigsten Kampfe von beiden Seiten gelang es den Engländern, sich der Türme zu bemeistern; aber bereits hatten die Belagerten auf den starken Pfeilern mitten im Wasser ein zweites Bollwerk errichtet, in welches sie sich jetzt, den nächsten Brückenbogen zerstörend, zurückzogen.

Drei Tage nachher bestieg Salisbury einen der Türme, um durch eine Fensteröffnung des zweiten Stockwerkes eine Übersicht zu gewinnen. Da schlug eine feindliche Kugel mit solcher Gewalt in die Brüstung ein, daß die losgebrochenen Stein- und Eisenstücke dem Grafen das halbe Gesicht fortrissen und ihn so schwer verletzten, daß er einige Tage nachher einen schmerzhaften Tod erlitt. Seine letzten Worte mahnten die Umstehenden, bei dem begonnenen Werke zu beharren. Sein Nachfolger, Graf Suffolk, kam dieser Mahnung nach. Aus dreizehn verschanzten Waffenplätzen, Bastiden genannt, bedrängte er von Norden die Stadt, während eine Abteilung auf dem linken Ufer die Verbindung mit dem Süden abzuschneiden suchte. Allein die Einschließungslinien konnten während des Winters nicht so stark angelegt und nicht so sorgfältig bewacht werden, daß nicht mittels kühner Ausfälle hie und da Verstärkung und Zufuhr eingebracht worden wäre. Mit dem Frühjahr aber verschlimmerte sich die Lage der Stadt, insbesondere seitdem der Versuch einiger französischen und schottischen Rotten, einen von Paris heranrückenden Zug mit Kriegsbedarf wegzufangen, gescheitert und der Angriff in dem sogenannten „Häringstreffen“

mit großem Verlust zurückgeschlagen war. Vergebens suchten die Belagerten die Gefahr einer Eroberung von der bedrängten Stadt dadurch abzuwenden, daß sie sich dem Herzog von Burgund freiwillig zu unterwerfen erboten; Bedford ging auf den Vorschlag nicht ein, unbekümmert um den Abzug des zürnenden Bundesgenossen. Mehr und mehr schwanden die Kräfte der Stadt; die Reihen der Besatzung lichteten sich durch die ununterbrochenen Kämpfe; Krankheit und Hunger fingen bereits an, ihre Totenernte einzuthun; Mutlosigkeit und Verzweiflung bemächtigte sich aller Gemüter; in der Umgebung des Dauphin in Chinon wurde es mit jedem Tage stiller und einsamer; der schwache Fürst selbst dachte bereits an eine Verlegung seines Hofes in die Dauphiné, ja sogar an eine Flucht nach Castilien oder in das getreue Bundesland der Schotten. In diesem Momente des höchsten Elendes, wo alle menschliche Hülfe erschöpft schien, trat ein wunderbares Ereignis ein, welches der bedrängten Stadt, dem zagenden König und der gebeugten Nation Erlösung brachte: die Jungfrau von Orléans erschien wie ein Messias, um das zerstoßene Volk aus Schmach und Elend zu erretten.

Das Elend in Frankreich hatte den höchsten Grad erreicht; die Nation schien der Auflösung entgegen zu gehen. An aller Rettung verzweifelnd überließen sich die höheren Stände einem zügellosen Leben, um die Spanne Zeit, welche ihnen noch gegönnt war, in Üppigkeit und Sinnengenuß hinzubringen; die unteren Volksklassen litten unter dem entsetzlichsten Druck des Krieges, der Parteiwut, der Mißhandlung; die Begriffe von Recht und Unrecht waren verwirrt; das Nationalgefühl gab sich nur noch in Haß und leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen den Widersacher kund; eine Gleichgültigkeit gegen alle höheren Güter hatte in den Gemütern Wurzel gefaßt, so daß das Bewußtsein von Tugend und Laster gänzlich dahin zu schwinden drohte. In Paris ergötzte man sich an dem gräßlichen Schauspiel der Totentänze, dem frivolen Abbilde der Wirklichkeit; das äußere Unglück und die innere Versunkenheit führten zu bodenloser Verderbnis, zu einem Abgrund sittlicher Entartung; die französische Nation schien den Glauben an sich selbst verloren zu haben. In solchen Zeiten sind die Gemüter für das Wunderbare und Übernatürliche empfänglich; wo das Vertrauen auf menschliche Hülfe verschwunden ist, da erwacht in dem Menschengeist eine gläubige Sehnsucht nach einem unmittelbaren Eingreifen Gottes in die irdischen Dinge, nach einem gottgesandten Heiland und Erlöser. Eine religiöse Erregung hatte sich vieler bemächtigt und gab sich an verschiedenen Orten kund. In Artois und Picardie zog ein Karmelitermönch in Stadt und Land umher, gleich den Wycliffitischen Predigern gegen die Laster der Geistlichen und gegen die allgemeine Sündhaftigkeit eifernd und zur Buße und Umkehr ermahnend, und die große Menge andächtiger Menschen, die sich um ihn sammelte und ihm nachfolgte, gab Zeugnis, daß seine Ermahnungen auf empfängliche Seelen traf; in Paris

erschütterte ein aus Palästina heimgekehrter Franziskanermönch die Herzen des Volkes durch feurige Predigten über die apokalyptischen Visionen, die er auf die Gegenwart deutete. Da und dort hörte man von Prophezeiungen, die große Ereignisse ankündigten; alte Weissagungen aus der Druidenzeit, daß eine Jungfrau vom Eichenwald kommen und die „Männer des Bogens" unter ihre Füße legen würde, wurden heimlich umhergetragen. Das lebhafte französische Volk, von jeher für religiöse Erschütterungen empfänglich, nahm alle Zeichen und Wunder in seine gläubige, verlangende Seele auf. Daß die Rettung durch ein Weib kommen sollte, stimmte zu dem ritterlich-galanten Charakterzug der Nation. Da die Edelleute und Feudalherren die alte Loyalität abgestreift und den angeborenen Herrn an die Fremde verraten hatten, so mußte ein Weib aus der Mitte des Volkes hervorgehen, um in den Massen „die Religion des Königtums" wieder zu beleben; so mußte das instinktive Gefühl einer weiblichen Seele den rechten Pfad zeigen, welchen die irrende Nation unter den Stürmen und Unglücksschlägen der jüngsten Vergangenheit aus den Augen verloren.

Am obern Laufe der Maas auf der Grenze von Lothringen und Champagne liegt ein Strich Landes, der damals zum Herzogtum Bar gehörte und dessen Bewohner im Gegensatz zu den burgundisch gesinnten Lothringern sich als eifrige Anhänger der französischen Partei durch warmen Patriotismus auszeichneten. Auf dem linken Ufer des Flusses, fünf französische Meilen südwärts von der ummauerten Königsstadt Vaucouleurs, erhebt sich zwischen grünen Matten und waldumkränzten Hügeln das Dörfchen Domremy, einst Besitztum der Abtei des Krönungsheiligen Remigius von Rheims. Dort wurde in einem ärmlichen Bauernhause „am Eichenwäldchen" neben einer alten Klosterkirche am Epiphanientag (6. Jan. 1412) Johanna Darc geboren. Der Vater war ein ehrbarer Landmann, unfreien Standes, auf den Gütern der Krone, die Mutter eine gottesfürchtige Frau. Die Sage, welche sich frühe an die wunderbare Erscheinung geheftet, wollte wissen, daß in der Nacht ihrer Geburt ein unerklärbares Gefühl von Freude in aller Herzen gedrungen sei. Zwischen dem elterlichen Hause und der waldigen Anhöhe stand eine uralte Buche, neben welcher ein klarer Quell aus dem Boden hervorsprudelte. Beide, der einsam stehende Baum wie das silberhelle Wasser, waren im Volksglauben geheiligte Orte; wohlgesinnte Feeen hatten dort ihre Wohnsitze und die Spuren altkeltischer Naturreligion lagen noch unter christlicher Hülle verborgen. Im Frühling versammelten sich die Mädchen des Dorfes unter dem schönen „Maibaum" zum fröhlichen Reigen und hängten Kränze an seine Zweige, die, wie der Glaube ging, während der Nacht verschwanden; in dem reinen Quellwasser suchten seit unvordenklichen Zeiten Fieberkranke ihre Heilung. Diese überlieferten Reste einer ehrwürdigen Vergangenheit hatten sich mit den christlichen Gebräuchen und Vorstellungen vermischt, oder gingen harmlos

neben ihnen her; sie brachten dem christlichen Kultus und der aufrichtigen Rechtgläubigkeit des Volkes so wenig Gefahr wie so viele ähnliche Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche aus heidnischer Vorzeit in Deutschland. In dieser Gegend weidete die herangewachsene Johanna, die an allen Geschäften des elterlichen Hauses teilnahm, von Zeit zu Zeit die Schafe ihres Vaters; in der Einsamkeit belebte sich ihre Phantasie mit den Vorstellungen von den übernatürlichen Wesen an den geheiligten Stätten; aber die fröhlichen Tänze der Feeen, von denen die älteren Leute erzählten, hatten aufgehört, seitdem das Vaterland an tiefen Wunden blutete; in den Zweigen des Maibaumes glaubte man Seufzen und Weinen zu vernehmen; es waren die alten Schutzgeister, welche um das hinsterbende Gallien wehklagten.

Johanna mochte fünfzehn Jahre zählen, als englisch-burgundisches Kriegsvolk in ihre heimatlichen Fluren vordrang und die Ufer der Maas mit Schrecken und Verwüstung füllte. Ihr Herz blutete bei den Erzählungen der Landleute von der Not des Volkes, von der Bedrängnis des Königs, von der dunkeln Zukunft unter dem Joche der Fremdherrschaft. Da glaubte sie in der Zurückgezogenheit, der sie sich so gerne hingab, die Stimme des Erzengels Michael zu hören, welche ihr aus der Höhe zurief, es sei der Wille Gottes, daß sie nach „Frankreich" gehe und dem Dauphin helfe, sein Königreich wieder zu gewinnen.

Von der Zeit an war ihr Leben ein Träumen; sie mied den Umgang der Menschen und vertiefte sich mehr und mehr in ihr inneres Schauen. Die Erscheinung wiederholte sich; der Engel kam nicht mehr allein, sondern begleitet von der heil. Katharina und Margaretha: immer stärker ertönte in ihrer Seele der Ruf: „Gehe nach Frankreich! und führe den Dauphin zur Krönung!" So verflossen drei Jahre. Ihr stilles Hinbrüten ängstigte die Eltern; sie hielten sie zuhause, sie überwachten sie, sie suchten sie zu vermählen. Alles vergebens! Die himmlischen Stimmen wurden immer dringender; ihre heilige Mission trat ihr immer klarer vor die Seele, und als im Jahre 1428 eine burgundische Kriegsschar abermals die Gegend mit Raub und Verwüstung heimsuchte, als die Bewohner von Domremy sich mit ihrer Habe nach der lothringischen Stadt Neuchateau flüchten mußten, während ihre heimatlichen Hütten der Zerstörung übergeben wurden; da hatte die Jungfrau keine Ruhe mehr, da klagte sie sich des Säumens an und des Ungehorsams gegen den Willen Gottes.

Unter den Versuchen, die Stimmen und Visionen der Jungfrau psychologisch zu erklären, nimmt ein Vortrag von J. F. C. Hecker, Berlin 1848, eine hervorragende Stelle ein. Wir geben die Resultate desselben mit den Worten Sickels („Hist. Zeitschr." IV, 288 f.). „Nach Hecker kommen Visionen überall durch subjektives Sehen zustande, indem, was innerhalb des Sehorgans

mit gespannter Kraft vorgeht, äußerlich als sichtbarer Gegenstand erscheint. In gleicher Weise können das Gehörorgan und alle anderen Sinne durch innere von subjektiven Vorstellungen bedingte Reizung der entsprechenden Hirnteile angeregt werden: so entstehen die Wahrnehmungen ohne Gegenstand, die Halluzinationen genannt werden mögen, aber nicht Sinnestäuschungen, denn die Sinne werden nicht getäuscht, sondern nur das Urteil irrt in der Herkunft der sinnlichen Wahrnehmung. Visionen werden nun oft durch krankhafte Zustände bedingt; aber es giebt auch eine Anregung der Visionen durch den Reiz der Vorstellung an sich und diese Art von Visionen fügt sich harmonisch in die vollkommenste Gesundheit des Geistes wie des Körpers ein. Und je klarer dabei die wirkenden Vorstellungen sind, desto sichrer wird das gefahrvolle Wuchern ungebundener Phantasie, wie es sich in den Visionen krankhafter und ekstatischer Personen zeigt, ausgeschlossen. Es sind dann aller Sinnlichkeit und aller Schwärmerei entkleidete Gedanken, welche in Lichterscheinung übergehen, einen äußern Schall annehmen und wie aus dem Munde höherer Wesen zu dem visionären Individuum zurückkehrend eine überirdische Kraft der Überzeugung in ihm erwecken und es mit einer Zuversicht ohnegleichen zu Thaten befähigen, die den unbegeisterten Kräften unausführbar sind. Eine solche Erscheinung ist Jeanne d'Arc. Zuerst tritt bei ihr die einfache, elementare Vision ein, die ohne jede sinnliche Vorstellung ist, die des gestaltlosen Lichtes; erst die wiederkehrenden Visionen nehmen Gestalten an, aber nicht veränderliche, wie die Phantasie sie schafft, sondern unwandelbare, wie sie auf bestimmten von außen erhaltenen Eindrücken, auf den durch den Glauben und die Kunst vermittelten Vorstellungen beruhen. So ist Jeanne, weil der angespannte Gedanke ihren Sinnen die Engel und Heiligen erscheinen läßt, von dem Beistande derselben eben so wie von dem Dasein Gottes überzeugt, so lebt sie sich vollständig in diese überirdische Welt ein, so nimmt ihr höheres Denken und Fühlen ganz die Formen der edelsten Sinnenekstase. Ihr an sich genialer und edler Geist, ihre kerngesunde Natur erhalten so in den Momenten der Spannung eine über alles gewöhnliche Maß hinausgehende, überirdische Kraft. Aber gleichen Ursprungs und Inhalts greifen die gewöhnlichen Äußerungen ihres großen und klaren Geistes und ihre eben so klaren sich zu Halluzinationen gestaltenden Gedanken zumeist harmonisch in einander ein; sie unterscheiden sich nur durch die Art des Wirkens (wie schon aufmerksame Beobachter aus ihrer Umgebung bemerken, verklären die letzteren auch die äußere Erscheinung der Jungfrau) und durch den Grad der Wirkung. Das Höchste, was sie erreicht hat, war unmittelbare Wirkung der Visionen, indem ihre edelsten Gedanken durch die Sinne nach außen in die Wirklichkeit versetzt wie aus einer andern Welt zu ihr zurückkehrten."

Der Entschluß, der göttlichen Stimme Folge zu leisten, erwachte in Johannas Seele mit unwiderstehlicher Kraft. Sie ging nach dem Dorfe

Burei zu dem Bruder ihrer Mutter und forderte ihn auf, ihr von dem Befehlshaber von Vaucouleurs, dem Ritter Baudricourt, sicheres Geleit zu dem Dauphin zu verschaffen. Ein alter Prophetenspruch wurde von ihr auf die Gegenwart gedeutet: „Hat man nicht längst verkündigt, daß Frankreich, durch eine Frau zugrunde gerichtet, durch eine Frau von der Lothringer Mark gerettet werden würde? Die Frau ist die Königin Isabeau, die Jungfrau bin ich". Von den begeisterten Reden des wunderbaren Mädchens ergriffen, willfahrte der Oheim nach langem Sträuben ihrem Wunsche; als er aber bei dem Vogt nichts ausrichtete, ging sie selbst nach Vaucouleurs. Auch sie wurde anfangs mit Hohn und Spott als eine Wahnsinnige abgewiesen. Sie ließ sich nicht abschrecken; ihre Stimmen hatten ihr gesagt, daß sie bei einem dritten Versuche durchdringen werde. Sie weilte einige Zeit in der Stadt; schon hatte sich unter dem Volke das Gerücht von ihren Visionen verbreitet; ihre Erscheinung war so ehrfurchtgebietend, ihr Wandel so rein, ihr Glaube so fest, ihre Frömmigkeit so aufrichtig, daß alle Zudringlichkeit und Frivolität in der Ferne blieb. Endlich ging Baudricourt auf ihr Verlangen ein. Nachdem Johanna von den bekümmerten Eltern durch eine Botschaft Abschied genommen und sie um Verzeihung gebeten, machte sie sich in der Tracht eines Kriegsmannes auf den Weg nach Chinon, wo damals Karl seinen Hof hielt, begleitet von einigen Rittern und Kriegsknechten. Die Einwohner von Vaucouleurs und ihr Oheim trugen die Kosten für Ausrüstung, Pferd und Reise. Es war ein großes Wagnis, durch ein von burgundischen und englischen Kriegsleuten besetztes Land zu ziehen, wo Räuber umherstreiften und große von Frühlingsregen angeschwollene Flüsse den Durchgang hemmten; aber ihr Gottvertrauen und der Glaube an ihre höhere Sendung hielt jede Furcht nieder und half ihr mutig alle Gefahren überstehen.

Nachdem Johanna am 5. März in der heil. Katharinenkirche von Fierbois in Touraine mit Inbrunst gebetet, nahete sie sich dem königlichen Hof. Karl VII. schwankte mehrmals, ob er die Kriegsjungfrau vor sich lassen solle; sein Günstling La Tremoille und andere Hofleute suchten das unheimliche Wesen, das von dem Enthusiasmus des Volkes getragen leicht ihre Machtstellung untergraben konnte, fern zu halten. Noch in der Nähe von Chinon wurde sie durch einen Überfall bedroht. Nur der Energie der verwitweten Herzogin von Anjou, Karls VII. Schwiegermutter, einer entschlossenen Frau von politischer Einsicht, welche in der Volksbegeisterung die einzige Rettung Frankreichs erblickte, gelang es endlich, den König zu bewegen, sie in seinem fürstlichen Saale in Gegenwart des zahlreich versammelten Hofes zu empfangen. Um sie auf die Probe zu stellen, hatte er sich in einfacher Tracht unter die Menge gemischt. Aber Johanna erkannte ihn alsbald, sie mochte sein Bildnis tief genug in ihr Herz eingeschlossen haben, denn Frankreich und das Königtum waren ihr zu einem Begriff zusammengewachsen. So schwach und unfähig

Karl VII. auch sein mochte, für die „Jungfrau" war er der Gegenstand heiliger Verehrung. „Ich bin von Gott gesandt, Euch, den wahren Erben Frankreichs, nach Rheims zur Krönung zu führen", sprach sie mit lauter Stimme, „warum wollt Ihr mir nicht glauben?" Die feste Zuversicht in ihre Mission und eine längere Unterredung mit dem Dauphin unter vier Augen, worin sie ihm seine geheimsten Gedanken über die Legitimität seiner Geburt enthüllt zu haben scheint, zerstreuten seine Zweifel.

Von innerer Unruhe gequält, weil Isabeau in Troyes behauptet hatte, der Dauphin sei die Frucht einer unerlaubten Verbindung, hatte Karl eines Morgens ein inbrünstiges Gebet an Gott gerichtet, wenn er der wahre Sprößling der Capetinger sei, so möge er ihn in seinem Rechte schirmen; in der Versicherung Johannas, er sei der wahre Erbe Frankreichs, erblickte er somit die Gewährung seiner Bitte und eine göttliche Gnadenerweisung durch die gottgesandte Jungfrau. „Ein erster Strahl von Hoffnung drang in Karls Herz, daß, als er schon selbst an seinem Recht gezweifelt, das schlichte und vertrauensvolle Wort der Jungfrau ihm wieder die Gewißheit seines Rechtes gab. Das war das Geheimnis seiner Gedanken, das ihm das Mädchen enthüllte, und das, wie damals alle meinten, ihr nur durch göttliche Eingebung bekannt sein könne."

Siegreich bestand Johanna darauf in Poitiers ein Verhör über ihre Rechtgläubigkeit vor Geistlichen und Doktoren der Theologie und überwand alle verfänglichen Fragen; die Herzogin von Anjou und andere Edelfrauen gaben Zeugnis, daß ihre Jungfrauschaft unverletzt sei, und sie folglich, nach dem Glauben des Mittelalters, mit dem bösen Feind nicht im Bunde stehen könne.

Nachdem sich Karl VII. von der Rechtgläubigkeit und dem unbescholtenen Lebenswandel der Jungfrau aus Domremy überzeugt, trug er kein Bedenken mehr, sie mit kriegerischem Geleite gen Orléans zu schicken, damit sie dort, wie sie vor den Doktoren verheißen, ihre Zeichen und Wunder sehen lasse. Er gab ihr Rüstung, Waffen und Pferde, nebst Dienerschaft und Gefolge, wie einem Feldobersten, und traf Anordnung, daß sie von Blois aus an der Spitze einer Heerschar Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse in die bedrängte Stadt schaffe. Umgürtet mit einem Schwerte, dessen Klinge fünf Kreuze trug und das man, wie sie vorausgesagt, hinter dem Altare der Katharinenkirche zu Fierbois aus der Erde gegraben, und eine nach ihrer Angabe verfertigte weiße Fahne mit goldenen Lilien und dem Bildnis der heiligen Jungfrau schwingend, zog sie einher, für ihre Umgebung ein Gegenstand heiliger Ehrfurcht. Alles Volk staunte sie voll Begeisterung an; man begann zu glauben, daß sie der rettende Engel Frankreichs sei. Voraus sandte sie einen Brief an die englischen Befehlshaber, worin sie dieselben aufforderte, der von Gott gesandten Jung-

frau die Schlüssel aller eroberten Städte zu übergeben oder die Rache des Himmels durch ihre Hand zu gewärtigen. Eine Schar Priester schritt Hymnen singend dem Zuge voran.

Das gewagte Unternehmen, dessen Ausgang als Gottesgericht gelten sollte, gelang. Ohne von den Engländern gehindert zu werden, zog sie in Orléans ein, von dem Volke mit begeisterten Freudenrufen empfangen. Wie bewunderte man die schlanke Jungfrau mit den dunkeln Locken, wenn sie auf weißem Zelter gepanzert einherritt und Waffen und Roß so geschickt zu handhaben verstand! Ein unter ihrer Leitung glücklich vollführter Ausfall, welcher nach hartnäckigem Kampfe, wobei sie selbst durch einen Pfeil in die Schulter getroffen zu Boden sank, eines der festesten Bollwerke, das Kastell les Tournelles, in die Hände der Franzosen lieferte, erhöhte die Hoffnung und Zuversicht des Volkes. In stählerner Rüstung, einen Helm auf dem Haupte, schritt sie mit dem heiligen Lilienbanner dem Heere voran und entflammte durch gottbegeisterte Reden die Krieger. Bald wurden den Engländern noch zwei andere Festungswerke entrissen und viele ihrer tapferſten Krieger erschlagen; auch der Führer Glansdale fand den Tod. Die wunderbare Erscheinung und der Glaube an ihre höhere Sendung flößte den Franzosen Mut und Selbstvertrauen, den Feinden Furcht und Zittern ein. Sie mischte sich in die Reihen der Kämpfenden, die der Bastard von Orléans und Lahire gegen den Feind führten, gab nützlichen Rat, ermahnte die Streiter zum Ausharren, führte die Wankenden und Weichenden wieder vorwärts, sprach ihnen Mut und Gottvertrauen ein, sorgte für die Verwundeten und Kranken. Das französische Volk erblickte in der Jungfrau, die mit heroischem Mut weibliche Sittsamkeit und Bescheidenheit verband, in sittlichem Ernst jede Leichtfertigkeit strafte und in Gottesfurcht und frommer Andacht allen voranging, ein geweihtes Wesen, das der Himmel als Rüstzeug erkoren, erwies ihr abgöttische Verehrung und trug sich bald mit einer Menge von Sagen über ihre Wunderkraft; die Engländer dagegen schauten mit Grauen und Entsetzen das gewappnete Weib an der Spitze der Heere, sie hielten die Erscheinung für eine Ausgeburt der Hölle, und ihre Phantasie legte derselben übernatürliche Kräfte und Zauberkünste bei, denen keine menschliche Macht und Kunst zu widerstehen vermöchte. Der Eindruck war so mächtig, daß Bedford von der Belagerung abstand. Die Früchte siebenmonatlicher Arbeit und Anstrengung waren in wenigen Tagen durch ein kaum achtzehnjähriges Mädchen vernichtet worden. Mit einer feierlichen Prozession dankte man Gott für die Befreiung der Stadt; und noch Jahrhunderte wurde am 8. Mai das „Fest der Jungfrau“ zur Erinnerung an das wunderbare Ereignis in Orléans begangen.

Johanna wollte die Volksbegeisterung zu weiteren Thaten benutzen. Sie begab sich daher in aller Eile zum Dauphin, um ihn zu bewegen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen und ihr zur Krönung nach Rheims zu folgen. Aber

der träge und zaghafte Fürst konnte sich zu einem so kühnen Entschluß nicht erheben. Alle Bitten und Vorstellungen der Jungfrau waren vergebens. Mit Mühe brachte sie es dahin, daß der Bastard von Orléans und der Herzog von Alençon mit einiger Mannschaft ihr zur Eroberung der übrigen von den Engländern besetzten Orte folgen durften. Ihr Zug richtete sich gegen die Stadt Jargeau. Vergebens strengte der Graf von Suffolk alle Kräfte an, um durch einen erfolgreichen Widerstand den Zauber zu brechen; die Stadt wurde im Sturm erobert, die Besatzung größtenteils niedergemacht, Suffolk selbst und sein Bruder John Pole in Kriegsgefangenschaft abgeführt. Kurz nachher vereinigte der Connetable Richmond gegen des Königs Gebot seine Truppen mit denen der Jungfrau. Nun wurde Beaugenci zur Ergebung gezwungen, und als der stolze Talbot, Oberbefehlshaber der Loire-Armee, gegen den Rat Fastolfs und anderer Anführer sich in einen offenen Kampf einließ, erlitt er in der „blutigen Jagd" von Patai eine schwere Niederlage. Talbot selbst und die meisten Offiziere ergaben sich den Reitern Lahires und Saintrailles' und mußten sich durch hohe Summen auslösen; die Gemeinen wurden getötet, nur wenige retteten sich mit Fastolf durch die Flucht in die Wälder.

Das englisch-burgundische Heer an der Loire, das noch vor kurzem ganz Frankreich zu unterwerfen imbegriff stand, war vernichtet. Fastolf, einst einer der Vorkämpfer unter den Mauern von Orléans, galt jetzt als Feigling. Die Jungfrau hatte Wunder gethan; in ganz Frankreich wurde sie als Heilige verehrt, auf die Krieger im Feld und Lager übte sie einen veredelnden Einfluß; alle Roheit, alle Laster und Ausschweifungen waren durch ihre Gegenwart verbannt; die Vasallen der Krone, sonst so lässig zum Aufgebot, strömten freiwillig herbei zum Siege unter der Fahne der Jungfrau. Nur am königlichen Hofe stieß sie fortwährend auf Hindernisse, insbesondere seitdem der Connetable und der Graf de la Marche mit ihr verbunden waren; der unwürdige Günstling La Tremoille, welcher den schwachen, indolenten Fürsten ganz beherrschte, füllte ihn mit Mißtrauen und Neid. Wie sehr auch Johanna drängte, Karl wagte nicht, den gefahrvollen Zug nach Rheims zu unternehmen. Unwillig begab sich Richmond nach dem Westen, um den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen. Selbst als Karl endlich, der lauten Volksstimme nachgebend, den Zug an der Spitze von 12 000 Gewappneten, meistens Reiter, antrat, fehlte viel, daß er von mutigem Vertrauen erfüllt gewesen wäre. Mehr als einmal stand er auf dem Punkte, dem Rate Tremoilles und seiner Kreaturen Gehör zu geben und wieder das südliche Ufer der Loire aufzusuchen, besonders als die Stadt Troyes, aus Furcht vor der Rache des Dauphin, weil einst in ihren Mauern jener schmähliche Vertrag vereinbart worden, die Thore verschlossen hielt. Erst als die Einwohner, erschreckt durch die drohenden Anstalten der Jungfrau zur Erstürmung, gnadeflehend sich

dem König zu Füßen warfen und Unterwerfung versprachen, faßte er wieder Mut. Ohne Säumen ging nun der Zug über Châlons nach Rheims, wo die Königsfeier unter dem heiligen Lilienbanner der Jungfrau nach alter Weise durch den Erzbischof vollzogen ward. Die Herzöge von Bar und Lothringen, früher heftige Gegner, reichten sich die Hände zum Bund, und Johanna richtete ein dringendes Schreiben „im Namen Jesus Maria“ an Philipp von Burgund, worin sie ihn flehentlich bat, seinen Frieden mit dem König von Frankreich zu machen.

Damals stand Johanna Darc auf der Höhe ihres Ruhmes. Ganz Europa blickte mit Erstaunen und Ehrfurcht auf die „Sibylle von Frankreich“. Hymnen wurden in Klosterzellen auf sie gedichtet; der alte Gerson, der wenige Tage vor der Krönungsfeier aus dem Leben geschieden (12. Juli), hatte auf die Nachricht von der Befreiung von Orléans in einer kleinen Schrift ihre göttliche Mission anerkannt und wie Simeon ausgerufen, daß er mit Freuden in die Grube hinabfahre, nachdem er den von Gott gesandten Erlöser geschaut; der Graf von Armagnac, der sich nach Aragonien zurückgezogen, fragte sie um Rat, welcher von den noch immer in Streit begriffenen Päpsten als der rechtmäßige zu betrachten sei. Johanna vermied es, sich in fremde Dinge zu mischen, so lange ihre Aufgabe, die Vertreibung der Engländer von Frankreichs Boden, noch nicht gelöst war. Doch schweifte ihre Phantasie bereits über diese Grenzen hinaus: sie dachte an einen Kreuzzug der gesamten Christenheit gegen die neuen „Saracenen“, die Türken; sie drohte den Hussiten mit ihrem rächenden Arm, wenn sie in ihrem kirchenschänderischen Treiben fortführen.

Johanna war von schlanker kräftiger Gestalt, heißt es bei einem neueren Schriftsteller (Sickel); ihr Gesicht erhielt erst in den Augenblicken innerer Bewegung einen schönen Ausdruck, ihre Züge verklärten sich dann und ihre Aufregung entlockte ihr eben so leicht Thränen wie freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Rüstung und auf feurigem Rosse. Über den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen offenen Faltenrock, wie ihn die Männer damals trugen. Sie hatte eine sanfte einnehmende Stimme. Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst in erhöhter Stimmung schmucklos. In jeder Lage flößte sie allen, die ihr nahten, eine Ehrfurcht ein, die sie vor Zudringlichkeit schützte. Bei großer Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ertrug sie mit Leichtigkeit alle Strapazen, sie brachte oft ganze Tage zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu. Bei dem Heer führte sie Zucht und Ordnung ein und hielt auf ehrliche Kriegführung; den König ermahnte sie, nach den Grundsätzen des heiligen Ludwig zu regieren, die Städte schützte sie in ihren Gerechtsamen, das Volk vor Willkür und Bedrückung. Ihrem Geburtsorte Domremy erwarb sie Freiheit von Steuern

und Abgaben. Auf dem Kriegszug besuchte sie so oft als möglich die Kirchen und führte selbst die Feldherrn zum Gottesdienst. Alle, die mit Johanna in Orléans lagen, haben ihre politische Einsicht bewundert, die aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstand entsprang. Und was der Verstand ihr eingab, wußte sie mit dem Mute gläubigen Vertrauens zu vertreten".

Johanna erklärte, das von Gott ihr aufgetragene Werk habe sie nun vollendet, und bat, man möchte sie entlassen, damit sie zur friedlichen Heimat zurückkehre, ihres Vaters Herden hüte und nach eigenem Willen lebe. Aber der Egoismus Karls und seiner Feldherrn hielt dieses Wesen fest, das solchen Einfluß auf Volk und Soldaten hatte. So blieb sie denn bei der Armee, an Mut und Eifer für Frankreichs Sache, in der Erfüllung aller religiösen Pflichten stets die gleiche. Auch ihre himmlischen Stimmen vernahm sie noch immer, aber sie hielt sich nicht mehr für die Gottgesandte, sichere Siege zu erringen. Um so größer muß unsere Bewunderung ihres Mutes und ihrer Vaterlandsliebe sein, wenn wir erwägen, daß sie in allen nunmehrigen Gefahren sich nicht mehr durch göttlichen Beistand geschützt glaubte; ja, sie war überzeugt, daß sie binnen Jahresfrist zugrundegehen werde; trotzdem focht sie mit gleicher Tapferkeit wie früher, wennauch nicht mehr mit so freudigem Mute. Bei der Einnahme von Laon und anderer fester Plätze leistete sie noch gute Dienste; im September 1429 wurde sie aber vor Paris schwer verwundet. Schon im nächsten Winter ist sie dann wieder im Felde; im nächsten Frühjahr verteidigt sie die Festung Compiègne gegen ein starkes burgundisches Corps; am 24. Mai 1430 gerät sie bei einem Ausfall in die Gefangenschaft, wird eingekerkert, im November für eine große Geldsumme an die Engländer ausgeliefert und nach Rouen geschleppt; hier muß das junge Mädchen durch empörende Grausamkeiten leiden, wird von einem geistlichen Tribunal wegen Hexerei verurteilt und am 30. Mai 1431 lebendig verbrannt.

Dem Franzosen Voltaire war es vorbehalten, Frankreichs Retterin und größte Heilige mit dem Schmutze seines giftigsten Hohnes zu besudeln; der deutsche Schiller war berufen, dieser reinsten Heldin, welche die Welt je gesehen, ein unübertreffliches und unvergängliches Monument zu errichten.

Im Jahre 1435 kam der Friede Karls mit dem Herzog von Burgund unter großen Opfern zustande; 1436 unterwarf sich Paris. Nach fünfjährigem Waffenstillstand errang Frankreich neue Erfolge, bis endlich Talbots Niederlage und Tod bei Castillon (1453) den englischen Krieg beendigte; nur Calais blieb in den Händen der Engländer. In und nach dem Kriege wirkte Karl VII. als Ordner des Staates und der vom Papst fast unabhängigen Kirche; die königliche Gewalt wurde neugegründet, ohne die Berufung allgemeiner Stände; die Errichtung der sogen. Ordonnanz-Compagnieen (zuerst fünfzehn, jede von hundert Lanzen, jede Lanze von sechs Mann) war der Anfang aller stehenden

Heere der modernen Zeit. Ludwig XI. (1461—1483) machte Frankreich groß: nach Karls des Kühnen Untergang — Karl war das Haupt der noch immer übermächtigen Großen — zog die Krone das eigentliche Burgund als erledigtes Lehen ein und sog aus der Begünstigung der Städte (vor allen von Paris) und der Provinzialrechte neue Kräfte zur Überwältigung der großen Vasallen. Deren erneuerte Ansprüche wurden unter Karl VIII. teils mit Waffengewalt niedergeschlagen, teils fielen mehrere große Lehen (Orléans und Bretagne) der Krone zu. Im Ausgang des Mittelalters war Frankreich im Innern stark und einheitlich, nach außen kampfgerüstet und bereit, in die großen europäischen Fragen entscheidend einzugreifen.

12. Die Niederlage der Armada.

(Im Jahre 1588.)

Die Entwickelung der Zustände im römischen Reiche deutscher Nation seit Friedrich II. und das Anschwellen der habsburgischen Hausmacht bis zu den Zeiten Karls V., dessen Sohn Philipp II. durch wahnwitzige Unternehmungen diese furchtbar gewordene Weltmacht zertrümmerte, dürfen, um recht verstanden zu werden, ja nicht getrennt betrachtet werden. Es darf nicht vergessen werden, daß die Notwendigkeit, welche die Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation infolge ihrer Pläne in Italien und ihrer Kämpfe mit dem Papste gezwungen hatte, den Beistand ihrer eigenen Großen durch Verleihungen zu erkaufen; daß die Leichtigkeit, mit der sich die deutschen Magnaten während ihrer Abwesenheit erheben konnten; daß die Schwierigkeiten, welche der Monarch bei seiner Rückkehr fand, wenn er die Vorrechte seiner Krone in Anspruch nehmen wollte; daß die Versuchung, sich zu empören und Prätendenten aufzustellen, die der heilige Stuhl unterstützte: die Ursachen waren, deren unablässiges Wirken den Grund zu der territorialen Unabhängigkeit gelegt haben, die sich in dem Zeitraum des großen Zwischenreiches zu einem stolzen Bau erhob. Bereits Friedrich II. hatte in zwei pragmatischen Sanktionen, vom Jahr 1220 und 1232, schon zur Gewohnheit gewordene Rechte bewilligt oder vielmehr bestätigt, die den Bischöfen und Großen in ihren eigenen Städten und Territorien (während der etwaigen Anwesenheit der Kaiser ausgenommen) gesetzmäßige Oberhoheit verliehen, sodaß seine Gerichtsbarkeit auf sein eigenes Besitztum und auf die unmittelbar von der Krone abhängenden Städte beschränkt wurde. Bei einem um so viel verminderten Wirkungskreise wurde der Kaiser im ganzen eine weniger notwendige Persönlichkeit, und daher hatten

die sieben Magnaten des Reiches, nun durch Gesetz oder Gewohnheit die einzigen Kurfürsten, keine Eile, den Platz Konrads IV. zu besetzen. Wilhelm von Holland stand zwar auf dem Plan, ward aber von der schwäbischen Partei verworfen; nach seinem Tode wurde eine Neuwahl ausgeschrieben und endlich auch ins Werk gesetzt. Der Erzbischof von Köln riet seinen Amtsbrüdern, nur jemand zu wählen, der reich genug wäre, seine Würde behaupten zu können, aber nicht stark genug, um von den Kurfürsten gefürchtet werden zu müssen: beide Anforderungen erfüllte der Plantagenet Richard, Graf von Cornwall, Bruder Heinrichs III. von England. Er erhielt drei, schließlich vier Stimmen, kam nach Deutschland und ward zu Aachen gekrönt; drei Kurfürsten jedoch, welche seine ihnen zuteil gewordenen „Handsalben" für geringer fanden als die der anderen, traten im Ärger zurück und wählten Alfons X. von Castilien, der sich der Herrlichkeit seines Titels freute, ohne sich weiter um denselben zu kümmern, als daß er von Zeit zu Zeit Proklamationen erließ. Unterdessen war die Lage Deutschlands furchtbar. Der neue König hatte weder den Charakter noch die äußere Macht und die Hülfsquellen, um sich Achtung zu erwerben. Alle Schleusen der Anarchie waren geöffnet. Prälaten und Barone vergrößerten ihre Besitzungen nach dem Fehderecht; Raubritter beunruhigten die Land- und Wasserstraßen; das Elend des Schwachen, die Tyrannei und Gewaltthätigkeit des Starken waren so, wie man sie seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. Nur in den Städten war Friede und Sicherheit zu finden. Die am Rheine hatten sich schon zu gegenseitigem Schutz verbündet und unterhielten im Interesse des Handels und der Ordnung einen Kampf gegen die allgemeine Straßenräuberei. Einige Zeit nach dem Tode Richards empfand man endlich, daß dergleichen Dinge nicht ewig dauern könnten; da es kein öffentliches Recht und keinen Gerichtshof gab, so war ein Kaiser, die Verkörperung einer gesetzmäßigen Herrschaft, die einzige Rettung. Selbst der Papst fand, nachdem er die Ohnmacht seines Widersachers genügend ausgebeutet hatte, daß die Unordnung in Deutschland auf seine Einkünfte nachteilig einzuwirken begann, und drohte daher, daß, wenn die Kurfürsten keinen Kaiser einsetzten, er einen solchen berufen würde. Auf diese Weise genötigt, wählten sie am 29. September 1273 Rudolf, den Grafen von Habsburg, den Stifter des Hauses Österreich.

Mit diesem Zeitpunkt beginnt eine neue Ära. Wir haben das römische Reich i. J. 800 von einem Fürsten, dessen weite Gebiete den Anspruch auf die Weltherrschaft begründeten, erneuern und dasselbe i. J. 962 auf der beschränkteren, aber um so festeren Grundlage des deutschen Königtums wiederherstellen sehen. Wir sahen Otto den Großen und seine Nachfolger, eine Reihe an Thatkraft und Herrschergaben unvergleichlicher Monarchen, während der drei folgenden Jahrhunderte alles aufbieten, um die Anforderungen ihres Amtes in Italien und der kirchlichen Macht gegenüber zu behaupten.

Die Anstrengungen waren nun endgültig und hoffnungslos gescheitert. Jeder folgende Kaiser war mit geringeren Hülfsquellen als sein Vorgänger in den Kampf eingetreten, jeder war um so entschiedener von dem Papst und den Fürsten besiegt worden. Man hätte jetzt das römische Reich, besonders in Rücksicht auf seine praktische Nutzlosigkeit, aufgeben sollen, und zu keiner Zeit hätte es ruhmreicher enden können, als mit dem letzten der Staufen. Daß es auf diese Weise nicht erlosch, sondern noch sechs Jahrhunderte fortdauerte, bis es eine mehr lächerliche als ehrwürdige Reliquie des Altertums wurde, bis von ihm, wie Voltaire meint, nichts weiter gesagt werden konnte, als daß es weder heilig, noch römisch, noch ein Kaiserreich sei — lag zumteil an dem noch unerschütterten Glauben, daß es zur Weltordnung gehöre, hauptsächlich jedoch an seiner zurzeit unauflöslichen Verbindung mit dem deutschen Königtum. Die Deutschen hatten die beiden Eigenschaften ihres Herrschers so lange mit einander verwechselt und hatten an dem Titel und den Ansprüchen einer Würde, deren Besitz sie über alle Völker Europas zu erhöhen schien, so großes Wohlgefallen, daß es jetzt für sie zu spät war, den Landesherrn von dem Weltbeherrscher zu trennen. Sollte ein deutscher König überhaupt beibehalten werden, so mußte er römischer Kaiser sein; noch war aber ein deutscher König notwendig. Wie tief, ja wie tödlich auch immer die Unglücksfälle des Reiches an das er gekettet war, seine Macht erschüttert hatten, so war die Zeit seines Unterganges noch durchaus nicht gekommen. In dem unfertigen Zustande der Gesellschaft und dem Widerstreite unzähliger kleiner Gewalthaber war außer dem Feudalismus keine Macht imstande, die Gesellschaft zusammenzuhalten, und in dieser Hinsicht hing die Wirksamkeit desselben, wie die Anarchie des jüngsten Zwischenreiches gelehrt hatte, von dem Dasein eines anerkannten Lehnsoberhauptes ab. Dieses Oberhaupt war jedoch fernerhin nicht mehr, was es einst gewesen. Die gegenseitige Stellung Deutschlands und Frankreichs war nun derjenigen gerade entgegengesetzt, welche beide Länder zwei Jahrhunderte vorher zu einander eingenommen hatten. Rudolf war als Alleinherrscher offenbar in demselben Maße schwächer als Philipp III. von Frankreich, in welchem der fränkische Kaiser Heinrich III. stärker gewesen war als der capetingische Philipp I. In jedem andern europäischen Staate hatten die Ereignisse die Richtung genommen, die Verwaltung zu zentralisieren und die Gewalt des Monarchen zu vermehren, und selbst in England, sie nicht zu vermindern; in Deutschland allein war die politische Einheit schwächer und die Unabhängigkeit der Fürsten größer geworden. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen nahe. Sie lassen sich alle darauf zurückführen, daß der König zu viel auf einmal begehrte. Die Herrscher von Frankreich, wo der dritte Stand frühzeitiger eine gewisse Macht erlangte, hatten die großen Vasallen, von denen die ersten Capetinger kaum waren anerkannt worden, einen nach dem andern unterdrückt. Die englischen Könige hatten eine starke, wennauch

nicht unbeschränkte Prärogative erworben, und übten in jedem Teile ihres Landes eine unzweifelhafte Gewalt aus. Beide hatten ihre Erfolge durch die Konzentration ihrer ganzen persönlichen Thätigkeit auf diesen einzigen Gegenstand und durch die geschickte Benutzung jedes Mittels erzielt, das ihnen gestattete, ihre persönlichen richterlichen und gesetzgeberischen Lehnsrechte zur Fesselung der Vasallen anzuwenden. Während dieser Zeit hatte der deutsche Herrscher, dessen äußerste Anstrengungen es erfordert haben würde, seine stolzen Barone zu zügeln, und in weiten, von zahlreichen, in Sprache und Gesittung verschiedenen Völkerschaften bewohnten Gebieten Ordnung zu erhalten, mit den lombardischen Städten und den Normannen Unteritaliens im Kampfe gelegen, und war während mehr denn zwei Jahrhunderten der Gegenstand unablässiger Feindschaft des römischen Bischofs gewesen. Die Regierung Friedrichs II. war der heimischen Macht des deutschen Königs nicht weniger verhängnisvoll als der europäischen Oberhoheit des Kaisers; seine beiden pragmatischen Sanktionen hatten Rechte verliehen, welche die Lehnsaristokratie fast unabhängig machten, und die lange Anarchie des Interregnums hatte dieselbe in den Stand gesetzt, nicht nur ihre Gewalt zu gebrauchen, sondern sie zu erweitern und zu befestigen. Rudolf von Habsburg hatte sich nicht ohne Erfolg bemüht, den Übermut des Adels zu beugen, aber der Streit, der nach seinem Tode zwischen seinen Söhnen Albrecht und Adolf von Nassau ausbrach; die kurze und stürmische Regierung Albrechts selbst, die Abwesenheit Heinrichs VII. in Italien, der Bürgerkrieg zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich, die beide um den kaiserlichen Thron warben; die Schwierigkeiten, mit denen Ludwig, der glückliche Mitbewerber, dem Papste gegenüber zu kämpfen hatte — alle diese Umstände trugen mehr und mehr dazu bei, den Einfluß der Krone zu beschränken und die Unabhängigkeit der unruhigen Großen zu vollenden. Sie wurden nun thatsächlich Alleinherrscher in ihren eigenen Gebieten, indem sie, gewisse Appellationen ausgenommen, die volle Gerichtsbarkeit, das Gesetzgebungs- und Münzrecht besaßen, sowie Zölle und Steuern erheben konnten; einige von ihnen waren sogar jeder Verbindung ledig, die sie noch an ihre Lehnstreue hätte erinnern können. Der reichsunmittelbare Adel, welcher direkt von der Krone abhing, hatte durch den Untergang der Herzogtümer Sachsen, Franken und Schwaben außerordentlich zugenommen, längs des Rheines war in der Regel jeder Besitzer eines Turmes souverainer Herr. Die kleinen Tyrannen, deren Stolz es war, nur Gott und dem Kaiser Treue und Gehorsam schuldig zu sein, zeigten sich gewöhnlich gegen beide Gewalten gleich rücksichtslos. Hervorragend waren die drei großen Häuser Österreich, Bayern und Luxemburg, welches im Jahre 1309 Böhmen erworben hatte; dann kamen die Kurfürsten, deren Kollegium fast größeres Ansehen genoß, als der Kaiser, und die für sich die ersten bedeutenden Fürstentümer bildeten. Brandenburg und die rheinische

Pfalzgrafschaft sind schon starke unabhängige Staaten vor dem Ende dieses Zeitraums, Böhmen und die drei Erzbistümer bereits seit Beginn desselben. Das Hauptbestreben der Magnaten ging dahin, dem Kaiser in dem gegenwärtigen Zustande der Hülfslosigkeit zu erhalten. Ehe sie erkannt hatten, daß die Ausgaben, welche die Krone erforderte, den Träger derselben zugrunde richteten, war es ihr Brauch gewesen, sie auf unbedeutende Fürsten, wie Adolf von Nassau und Günther von Schwarzburg, zu übertragen, wobei sie zugleich, so weit sie konnten, zu verhindern suchten, daß die königliche Würde in einer Familie dauernd verblieb. Sie verpflichteten den Neugewählten, all ihre vorhandenen Freiheiten, einschließlich derjenigen, die sie eben als Preis für ihre Stimme erpreßt hatten, anzuerkennen; sie vereitelten seine Versuche, die verlorengegangenen Länder oder Rechte wieder zu erlangen; sie wagten es amende, ihr gesalbtes Oberhaupt, Wenzel von Böhmen, zu entthronen.

Auf diese Weise gefesselt, war der Kaiser nur bemüht, den kurzen Besitz der Krone möglichst auszubeuten, indem er seine Stellung benutzte, seine Familie zu erhöhen und durch den Verkauf von Krongütern und Privilegien Geld zu machen. Seine individuelle Thätigkeit und seine persönlichen Beziehungen zu den Unterthanen wurden nun durch eine bloß gesetzliche und formelle ersetzt; er vertrat die Ordnung und das legitime Eigentumsrecht, und war insofern für das Staatssystem noch notwendig. Die Reisen durch das Land wurden jedoch aufgegeben; seinen Vorgängern unähnlich, die, wenn sie das Scepter annahmen, auf ihr Erbgut verzichtet hatten, lebte er zumeist in seinen eigenen Staaten, oft selbst außerhalb der Grenzen des Reiches. Wie vollständig der nationale Charakter des kaiserlichen Amtes verschwunden war, zeigen die wiederholten Versuche, es auswärtigen Machthabern zu verleihen, welche den Platz eines deutschen Königs von dem guten, alten, kräftigen Schlage nicht auszufüllen vermochten. So wurde, abgesehen von Richard und Alfons, Karl von Valois gegen Heinrich VII. aufgestellt, Eduard III. von England gegen Karl IV. thatsächlich gewählt (doch verbot ihm sein Parlament die Annahme) und der Emporkömmling Georg Podiebrad, König von Böhmen, als Gegenkönig wider Friedrich III. in Aussicht genommen. Sigismund war in der That ein ungarischer König. Des Kaisers einzige Hoffnung hätten die Städte sein können. Im Laufe des 13. Jahrhunderts hatten sie auf wunderbare Weise an Einwohnern, Reichtum und Selbstvertrauen zugenommen; der Hansabund war die gewaltigste Macht des Nordens und trieb die skandinavischen Könige in die Enge; die Städte in Schwaben und am Rhein bildeten große Handelsgenossenschaften, unterhielten regelrechte Kriege wider die Gegenverbindungen des Adels, und schienen eine zeitlang, durch ein Bündnis mit der Schweiz, auf dem Punkte zu sein, Westdeutschland in einen Bund freier Stadtgemeinden zu verwandeln. Der Feudalismus war jedoch noch zu stark, die Reiterei des Adels war im Felde

unwiderstehlich, und der gedankenlose Wenzel ließ sich eine goldne Gelegenheit entschlüpfen, die Verluste zweier Jahrhunderte wieder gut zu machen.

Amende war das Reich über eine Neubelebung hinaus; denn ein verhängnisvolles Leiden paralysierte alle seine Anstrengungen. Das Reich war arm. Die Krongüter, welche unter Friedrich II. schwer gelitten hatten, wurden während der folgenden Zerrüttung widerrechtlich in Besitz genommen, bis schließlich durch die sorglose Verschwendung der meisten Herrscher, die nur ihren eigenen unmittelbaren Vorteil bedachten, wenig mehr von den ausgedehnten und fruchtbaren Besitztümern längs des Rheines übriggelassen war, aus denen die sächsischen und fränkischen Kaiser den Hauptteil ihrer Einkünfte bezogen hatten. Den königlichen Rechten, den Regalien, der zweiten Einnahmequelle des Reiches, war es nicht besser ergangen — Zölle, Steuern, Bergwerke, Münzrechte, Judenaufnahme u. s. w. waren entweder eingezogen oder fortgegeben worden; selbst die Kirchenpatronate hatte man verkauft oder verpfändet, und der kaiserliche Schatz hing hauptsächlich von einem unrühmlichen Schacher mit Ehren und Befreiungen ab. Die Dinge standen unter dem ersten Habsburger so schlecht, daß es die Kurfürsten ablehnten, seinen Sohn Albrecht noch bei Lebzeiten Rudolfs zum König der Römer zu machen, indem sie erklärten, daß, da die öffentlichen Einkünfte nur mit Mühe und Not einen Herrscher unterhielten, sie um so weniger zwei zu gleicher Zeit unterhalten könnten. In der Zeit Friedrichs III. deckten die Einkünfte des Reiches kaum die Kosten der Gesandtschaften. Eine derartige Armut, die sich nach jeder Wahl steigerte, ließ nicht nur alle Versuche, die zuweilen zur Wiedererlangung angemaßter Rechte gemacht wurden, scheitern, sondern stellte auch jeden Plan zu inneren Reformen oder auswärtigen Kriegen der Gnade eines mißtrauischen Reichstages anheim. Die drei Stände, aus denen sich der Reichstag zusammensetzte: Kurfürsten, Fürsten und Städte, waren einander feind und demnach selbstsüchtig; ihre kargen Bewilligungen hatten nur den Erfolg, daß das Reich nicht an Entkräftung starb.

Die soeben kurz dargelegten Veränderungen waren im Werden, als Karl IV., König von Böhmen und Enkel Kaiser Heinrichs VII., auf den Thron berufen wurde. Seine geschickte und folgenwichtige Politik strebte nach Feststellung dessen, was zu reformieren er nicht hoffen konnte, und so legalisierte und bestätigte er in dem berühmten, unter dem Namen der goldnen Bulle bekannten Reichsgrundgesetz, das der Eckstein der deutschen Verfassung wurde, die Unabhängigkeit der Kurfürsten und die Machtlosigkeit der Krone. Der augenfälligste Mangel des bestehenden Systems war die Unbestimmtheit der Wahlen, denen gewöhnlich ein Bürgerkrieg folgte. Dies war es, was zu bessern Karl sich vorgenommen hatte.

Die auf den Trümmern des römischen Reiches von den Deutschen gegründeten Königreiche stellten in ihrer ursprünglichen Form eine rohe Ver-

bindung des Wahl- und Erbfolgeprinzips dar. In jedem Stamm hatte eine Familie einen unwiderruflichen Anspruch auf die Herrschaft, aber von den Mitgliedern einer solchen Familie hatten die Krieger die Freiheit, den Tapfersten oder Volkstümlichsten zum König zu wählen. Daß die deutsche Krone zu einer reinen Wahlkrone wurde, während in Frankreich, Castilien, Aragon, England und den meisten andern europäischen Staaten sich die strengste Erbfolge festsetzte, lag an dem Mangel männlicher Erben in drei auf einander folgenden Dynastieen; an dem ruhelosen Ehrgeiz der Großen, welche, da sie nicht stark genug waren, die königliche Macht beiseitezusetzen, ihr bestes thaten, dieselbe zu schwächen; an den Ränken der Priester, welche für einen von ihren eigenen Gesetzen vorgeschriebenen Wahlmodus, der bei den Kapitelwahlen beobachtet wurde, eiferten; an dem Verlangen der Päpste, einen steten Anlaß für ihre eigenen Einmischungen zu gewinnen, und das Veto, welches sie in Anspruch nahmen, auch zur Geltung zu bringen; aber auch an der Auffassung des kaiserlichen Berufes als eines zu heiligen, um in derselben Weise, wie der königliche, durch das Blut übertragbar zu sein.

Das Recht, das Kriegsoberhaupt zu wählen, gehörte in den frühesten Zeiten der ganzen Körperschaft der Freien. Ihr Wahlrecht, das sehr unregelmäßig ausgeübt worden sein muß, ging allmählich auf die Führer über, doch war die Zustimmung der Menge zur Vollendung der Feierlichkeit notwendig. Bis zum 16. Jahrhundert glaubte man, daß die Wahlverfassung eingeführt und das Stimmrecht auf sieben Personen beschränkt worden sei durch ein Gesetz Gregors V. und Ottos III. Da diese Verfassung zur Erhöhung der päpstlichen Macht beitrug, so wurde diese Fälschung in ehrlichem Glauben angenommen und von dem Klerus weiter verbreitet. Der Tod Ottos III., des Vierten aus einem Herrschergeschlecht, in dem regelmäßig der Sohn dem Vater gefolgt war, legte die Krone wieder in die Hände der Nation und trug hauptsächlich dazu bei, daß dieselbe nicht erblich wurde. So war unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, da die Zustimmung der Großen und ihres Gefolges erforderlich blieb, wenngleich dieselbe wahrscheinlich eben so wenig wie dem englischen oder französischen Könige versagt wurde, der Thron theoretisch ein Wahl-, praktisch aber ein Erbthron, weil es diesen beiden Dynastieen gelang, ihn durch vier Generationen zu behaupten, indem der Vater noch bei Lebzeiten die Wahl seines Sohnes bewirkte. So würde es sich wohl auch erhalten haben, wenn das Wahlrecht dem gesamten Adel verblieben wäre. Aber bei der Wahl Lothars II. sehen wir eine gewisse Anzahl Magnaten die sogenannte Prätaxation ausüben, d. h. den zukünftigen Herrscher allein wählen und ihn dann der Zustimmung der übrigen unterwerfen. Ein höchstes Wahlkollegium hatte, einmal begründet, sowohl den Willen als die Macht, die Verleihung der Krone für sich zu erhalten und seine geringeren Mitglieder allmählich ganz von der Teilnahme aus-

zuschließen. Auf diese Weise hatte vor dem Untergange der staufischen Dynastie die alte Verfassung zwei große Veränderungen erfahren. Es war nun eine Grundlehre geworden, daß der deutsche Thron, abweichend von den Thronen anderer Länder, ein reiner Wahlthron sei, und der Einfluß sowie die freigebigen Anerbietungen Heinrichs VI. konnten die Fürsten nicht bewegen, das, was sie mit Recht als den Schlußstein ihrer Macht ansahen, aufzugeben. Zu gleicher Zeit hatte sich auch das Recht der Prätaxation zu einem auf eine kleine Körperschaft übertragenen Wahlprivilegium ausgebildet, während die Zustimmung des übrigen Adels zuerst angenommen, schließlich jedoch gänzlich aufgehoben wurde. Bei der Doppelwahl Richards und Alfonsos handelte es sich nur um die Stimmenmehrheit des Wahlkollegiums. Der Ursprung dieses Kollegiums ist ziemlich verwickelt und dunkel. Es wird im Jahre 1152 und in etwas klareren Ausdrücken 1198 als eine bestimmte Körperschaft erwähnt, aber nicht angegeben, wer dieselbe zusammengesetzt hat. Erst Papst Urban IV. behauptet in einem Briefe vom 31. August 1263, daß nach uraltem Brauche das Recht, den römischen König zu wählen, sieben Personen gebühre, und zwar den sieben, die gerade jetzt ihre Stimme auf Richard von Cornwall und Alfons von Castilien zersplittert hatten. Von diesen sieben vertraten die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, Oberhirten der drei reichsten transalpinen Erzbistümer, die deutsche Kirche; die anderen vier wären nach der alten Verfassung den Herzögen der vier Volksstämme, Franken, Schwaben, Sachsen und Bayern, zugekommen, denen die vier großen Ämter des kaiserlichen Hofstaates gehörten. Von diesen Herzogtümern waren jedoch die beiden erstgenannten erloschen, und sowohl ihre Stellung und Macht im Staate als auch die mit ihnen verbundenen Hofämter auf Fürstentümer jüngern Ursprungs übergegangen, nämlich auf die Pfalzgrafschaft am Rhein und die Markgrafschaft Brandenburg. Der sächsische Herzog behielt, allerdings nur mit bedeutend verringerten Gebieten, seine Stimme und das Erzamt, wogegen sein bayrischer Kollege seines Wahlrechtes und des mit ihm verbundenen Hofamtes verlustig ging. Erst die i. J. 1356 zustandegekommene goldene Bulle Karls IV., welche von nun an Gesetz des Reiches wurde, verlieh der allmählich begründeten Praxis gesetzliche Kraft, indem sie die Rechte und Befugnisse eines jeden Kurfürsten, sowie bestimmte Regeln und Formeln für die Wahl festsetzte. Bereits i. J. 1338 hatten die Kurfürsten zu Rense erklärt, des Reiches so vielfach beeinträchtigte Gerechtsame, besonders aber ihr Recht das Oberhaupt desselben zu wählen gegen jedermann wahren und behaupten zu wollen, und in einem besondern Dokument hinzugefügt, daß das von der Gesamtheit oder auch nur von der Mehrheit der Kurfürsten erwählte Oberhaupt, kraft der alten Rechte und Gewohnheiten des Reiches, zur gültigen Ausübung seines Amtes der Bestätigung des apostolischen Stuhles durchaus nicht bedürfe. Diesen Rechtsgrundsatz bekräftigten auch

sämtliche zu Rense mit anwesenden Laien. Der von dem Kaiser im August desselben Jahres zu Frankfurt berufene Reichstag, auf dem nach langer Zeit wieder alle politischen Parteien und Klassen des deutschen Volkes vertreten waren, nahm gleichfalls die von dem Kurverein gefaßten Beschlüsse an und erweiterte dieselben noch dadurch, daß er auch das Recht zur Führung des Kaisertitels auf die Wahl durch die Kurfürsten zurückführte.

Die machtvolle Stellung, welche die Kurfürsten auf diese Weise erlangt hatten, war durch die Institutionen Karls IV., die eine Hauptursache des Bürgerkrieges entfernten und Frieden und Ordnung zu erhöhen schienen, bedeutend verstärkt worden, und gab ihnen ein auffälliges und gefährliches Übergewicht in Deutschland. Sie besaßen von nun an in ihren Territorien die vollen königlichen Rechte; kein Prozeß konnte ihrem Gerichtshofe entzogen werden, außer wenn das Recht verweigert worden: ihre Zustimmung, welche sie in den sogenannten „Willebriefen“ gaben, war für alle wichtigen öffentlichen Beschlüsse unbedingt notwendig. Seither zerbröckelte das einst so glanzvolle Kaisertum mehr und mehr, bis es unter Friedrich III. am tiefsten sank. Noch einmal hatte es unter Sigismund einen vorübergehenden Glanz ausgestrahlt, als dieser durch die Einberufung und Leitung des Konzils von Constanz eine der erhabensten Funktionen seiner Vorgänger von neuem aufgenommen hatte. Nach dem Vorgange der ersten großen ökumenischen Konzilien und besonders nach dem des Konzils zu Nicäa war das Prinzip aufgestellt worden, daß es dem Kaiser eigentlich sogar mehr gebühre als dem Papste, aus der ganzen christlichen Welt Kirchenversammlungen einzuberufen. Diese Lehre empfahl sich der kirchlichen Reformpartei, an deren Spitze Gerson, der Kanzler von Paris, stand, dessen Streben darauf gerichtet war, die Mißbräuche, welche sich in der Kirchenzucht und Regierung entwickelt hatten, abzuschaffen, ohne in Glaubenssachen Änderungen vorzunehmen, und die Macht des Papstes durch die Erhöhung des Ansehens der allgemeinen Konzilien, denen jetzt eine größere Unfehlbarkeit beigelegt wurde, als sie je dem Nachfolger Petri innewohnte, zu beschränken. Obwohl nun auf diese Weise nur die geistliche Körperschaft und nicht das ganze christliche Volk zum Vertreter des allgemeinen christlichen Gewissens gemacht wurde, so war diese Doktrin nichtsdestoweniger ein Vorläufer jener vollkommeneren Freiheit, welche binnen kurzem nachfolgen sollte. Der Bestand des heiligen Reiches und die Existenz von Generalkonzilien waren, wie schon bemerkt, notwendige Teile einer und derselben Theorie, und daher war es mehr als ein Zufall, daß die letzte Gelegenheit, wo sich die ganze lateinische Christenheit vereinigte, um als eine einzige Gemeinde zu beraten und zu beschließen, auch zugleich die letzte war, wo sich das rechtmäßige Haupt jener Gemeinde in der Ausübung seiner internationalen Berufspflichten zeigte. Seit jener Zeit ist es in den Augen Europas nie mehr als ein deutscher Monarch gewesen. Es konnte sogar

zweifelhaft erscheinen, ob der Kaiser überhaupt noch lange ein Monarch bleiben würde. Als i. J. 1493 die beklagenswerte Regierung Friedrichs III. endete, war es für die Reichsfürsten unmöglich, den Zustand, in dem ihre Selbstsucht und Auflehnung das Reich gestürzt hatte, mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Die Zeitlage war in der That kritisch. Langezeit waren die Deutschen mehr durch die Schwäche ihrer Nachbarn als durch ihre eigene Stärke geschützt worden. Von Frankreich war so lange nichts zu fürchten, als es auf der einen Seite die Engländer, auf der andern die Burgunder bedrohten; von England am wenigsten, so lange dasselbe durch den Kampf der Häuser York und Lancaster zerrissen ward. Jetzt jedoch war in ganz Westeuropa die Macht der Feudaloligarchieen gebrochen, und die Hauptländer wurden gegenwärtig durch die Begründung einer festen Erbfolgeordnung und das Aufgehen der kleineren in die größeren Fürstentümer schnell zu geschlossenen und aggressiven Militärmonarchieen umgewandelt. Auf diese Weise wurde Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Aragon, sowie durch die Besiegung der Mauren Granadas ein großer Staat. So erhob sich in England der volkstümliche Despotismus der Tudors. So begann das unter Ludwig IX. und seinen Nachfolgern erweiterte Frankreich jenen vorherrschenden Einfluß in der Politik Europas zu erlangen, den ihm seine gebietende geographische Lage, der kriegerische Geist seines Volkes und der gewissenlose Ehrgeiz seiner Herrscher in jedem der folgenden Jahrhunderte mehr gesichert haben. Mittlerweile war im fernen Osten ein noch weit furchtbarerer Feind aufgetreten. Die Eroberung von Konstantinopel gewährte den Türken einen festen Stützpunkt in Europa und beseelte sie mit der Hoffnung, im 15. Jahrhundert das zu vollenden, was Abd-ur-rahman und seine Saracenen im 8. nahezu erreicht hatten — nämlich den Glauben des Islam über alle Provinzen, die einst den west- und oströmischen Cäsaren unterworfen gewesen, auszubreiten. Die Schiffe der ottomanischen Sultane durchkreuzten das Mittelmeer; ihre gut geführten Heere drangen in Ungarn ein und bedrohten Wien. —

Doch nicht von außen allein hatten sich furchtbare Feinde erhoben: die Grenzen Deutschlands selbst wurden durch den Verlust jener anliegenden Territorien, welche ehemals den Kaisern Lehnstreue schuldeten, bloßgestellt. Polen, einst tributpflichtig, hatte während des Interregnums das Joch abgeschüttelt und neuerdings, im Frieden zu Thorn (19. Oktober 1466), den deutschen Ordensrittern Westpreußen entrissen und den Hochmeister gezwungen, für Ostpreußen den Vasalleneid zu leisten. Böhmen, wo die deutsche Kultur tiefere Wurzeln geschlagen hatte, blieb Mitglied des Reiches, aber die Privilegien, welche es von Karl IV. erhalten hatte, und die spätere Erwerbung Schlesiens und Mährens machten es thatsächlich unabhängig. Die ruhelosen Ungarn rächten sich für ihr früheres Vasallitätsverhältnis zu Deutschland durch häufige Einfälle in seine Südostgrenzen. Die kaiserliche Gewalt in

Italien endete mit dem Tode Heinrichs VII. Ruprecht überstieg allerdings die Alpen, aber im Dienste von Florenz; Friedrich III. empfing die lombardische Krone, doch verlieh dieselbe nicht mehr die geringste Macht. Im Beginn des 14. Jahrhunderts hofft Dante noch auf die Wiederherstellung seines Landes durch die Thatkraft der deutschen Kaiser. Einige fünfzig Jahre später erkennt Villani ganz klar, daß sie südlich der Alpen weder herrschen, noch herrschen können. Nichtsdestoweniger verschwindet das Phantom kaiserlicher Autorität nicht, sondern dauert noch eine geraume Weile fort. Sie wird von den ghibellinischen Städtetyrannen vorgeschoben, um ihre Angriffe auf die welfischen Nachbarn zu rechtfertigen; selbst so entschiedene Republikaner, wie die Florentiner, wagen es noch nicht sie ganz zu verwerfen, so widerwillig sie auch ihre Ausübung ertragen. Noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Bezeichnungen Ghibellinen und Guelfen aufgehört irgendwelchen Sinn zu haben; der Papst war nicht mehr der Beschützer, und der Kaiser nicht mehr der Feind der Städtefreiheit; denn die Städtefreiheit selbst war fast ganz verschwunden. Aber die alten Schlachtrufe der Kirche und des Reiches wurden noch eben so wiederholt, wie vor 300 Jahren, und die widerstreitenden Prinzipien, welche einst die edelsten Geister Italiens der einen oder der andern Partei zugeführt hatten, waren jetzt zum Vorwand für Eroberungskriege oder vom unsinnigsten Haß veranlaßte Fehden herabgesunken. Wenn Burgund dem Reiche auch niemals große Kraft zuführte, war es doch als ein Außenposten gegen Frankreich von großem Nutzen; aus diesem Grunde war sein Verlust ein ernstliches Unglück, denn es brachte die Franzosen der Schweiz näher und eröffnete ihnen eine verführerische Bahn nach Italien. Auch an der nordwestlichen Grenze wurde Frankreich direkter Grenznachbar Deutschlands. — Die Schweiz endlich konnte nicht länger mehr als ein Teil des deutschen Reiches betrachtet werden: der Zutritt neuer Kantone und der glänzende Erfolg über Karl den Kühnen (1477) hatte die Eidgenossen stolz auf eine gesonderte nationale Existenz gemacht und sie waren bereit, das gestrandete Wrack des Reiches zu verlassen. —

Waren diese Verluste an Territorien schon bedenklich, so war der Zustand, in dem Deutschland unter Friedrich III. sich befand, noch weit bedenklicher: dasselbe war jetzt nicht sowohl ein Reich als vielmehr ein Aggregat vieler kleiner Staaten, welche weder mit einander in Frieden leben, noch wider einen auswärtigen Feind sich vereinigen wollten unter der nominellen Führung eines Kaisers, welcher wenig gesetzmäßige Autorität besaß, und diejenige, welche ihm geblieben war, nicht zur Geltung zu bringen vermochte.

Maximilian I. (1493—1519) erkannte die Sachlage ziemlich scharf und genau. Den Traditionen seines Hauses folgend sowie in der Erkenntnis, daß seine weitreichenden Pläne auf die Reform des Reiches (und der Kirche) ohne sehr starken Rückhalt nicht ausführbar wären, trachtete er vor allem nach

Stärkung und Mehrung seiner Hausmacht, und kann mit mehr Recht als Rudolph Österreichs Gründer genannt werden. Noch bei Lebzeiten seines Vaters hatte er die Territorien der steierschen und tirolschen Linie des Hauses Habsburg vereinigt, Österreich den Ungarn wieder abgenommen, im Jahre 1491 vom Ungarkönig sogar die Anwartschaft auf dessen Gesamtbesitz (Ungarn und Böhmen mit seinen Nebenländern) erworben. Vor allem wichtig war seine Vermählung mit Maria, der Tochter Karls des Kühnen (Erbin von Burgund) und die seines Sohnes Philipp (des Schönen) mit der Tochter Ferdinands von Aragon und Isabellas von Castilien — der Begründer der spanischen Einheit und Macht —, mit Johanna, welche nach dem Tode des Infanten die Erbin von Spanien wurde. Diese Quelle von Habsburgs Aufschwung, der unter Johannas Sohn und Maximilians Enkel Karl V. durch die Besitzungen in dem neu entdeckten Amerika seinen Gipfel erreichte, entnationalisierte jedoch das Haus Habsburg zu einer mehr spanischen Weltmacht, welche Deutschland nahezu nur als Nebensache behandelte, zu einer aussaugefähigen Provinz entwürdigen wollte, endlich den Plan hatte, im engsten Bunde mit der Kirche, die sie bald beherrschte und der sie bald diente, im schroffsten Gegensatze gegen reformatorische und nationale Bewegungen, eine ungeheure Weltmonarchie mit nur einem Glauben, mit nur einer Sprache, mit nur einem Rechte, mit nur einer Sitte zu errichten. Maximilian ist thatsächlich auf Jahrhunderte hinaus der letzte Habsburger deutschen Geistes gewesen! Wie groß war die Täuschung, wie sehr haben es die Sickingen und die Hutten büßen müssen, daß sie annahmen, in Karl V. fließe des Großvaters deutsches Blut, in diesen spanischen Prinzen dürfe die deutsche Nationalpartei ungemessene Hoffnungen setzen! Soweit ich Karls Thaten und Absichten auch überblicken mag —, ich finde nichts Deutsches, ja nicht einmal etwas von Maximilians Geiste darin. Selbst die Kämpfe mit Frankreich — von Maximilian noch mit einem gewissen nationalen, patriotischen Gedanken geführt — wurden nunmehr fast ausschließlich von spanischen Weltherrschaftsgedanken, die Karl allerdings besser als sein Sohn zu verschleiern verstand, getragen. Es ist nicht anders: die Sympathieen eines Deutschen neigen sich bei der Betrachtung jener grenzenlosen Gefahren, welche Europa bedrohten, mehr Frankreich zu, welches mit dem Schwert in der Faust für das Prinzip nationaler Selbständigkeit stritt, leider ohne dann seinem zügellosen Egoismus notwendige Grenzen zu ziehen. Denn wir verdanken den Jahrhunderte alten Haß und Zorn der Franzosen und auch der Italiener gegen uns wesentlich auch dem Umstande, daß sich Deutschland von einer Reihe antinationaler Kaiser gegen jene mußte brauchen lassen, gerade wie wir der Nordamerikaner Verachtung jenen Fürsten verdankten, die vor einem Jahrhundert Deutschlands Rekruten zur Bewältigung des Unabhängigkeitskrieges an England verschacherten. Wann wird man denn

endlich aufhören, in deutschen Schul- und anderen Büchern den schmalkaldischen Krieg als einen Religionskrieg anzukreiden, der doch vornehmlich ein verzweifelter Verteidigungskampf alles dessen war, was noch deutsch denken und deutsch bleiben wollte? Und was war denn jener so verschrieene Verrat des Moritz von Sachsen in seinem innersten Wesen anderes, als die rettende That eines deutschen Mannes, der, lange mit politischer Blindheit geschlagen, plötzlich erkannte, vor welch abscheulichem Abgrunde Deutschland stehe? Wahrlich, wer Moritzens ‚Verrat‘ schelten will, der möge doch auch jenen Verrat verdammen, der zur Teutoburger Schlacht führte! Moritz zertrümmerte Karls spanisch-katholische Universalmacht so gründlich, daß der Kaiser abdankte und nach St. Just ging: innerlich zufrieden konnte er doch nur in seinem geliebten und ihm allein sympathischen Spanien sein.

Die Natur selbst hat Spanien den Charakter der Abgeschlossenheit, der Isolierung aufgedrückt, den es durch die Jahrtausende bewahrte. Unter den früher dort wohnenden Völkern war das der Westgothen eines der wichtigsten; in kurzer Zeit ging auch dieses Volk in dem allgemeinen Wesen auf, welches die lateinische Civilisation dem ganzen südlichen Europa aufgeprägt hatte. Der rauhe, kriegerische Sinn machte bald der Genußsucht, Prachtliebe und Weichlichkeit der damaligen Lateiner Platz; auch ihre strenge, ausschließliche Kirchlichkeit, durch den Gang der Ereignisse gepflegt und verstärkt, ist in den spanischen Volkscharakter übergegangen. Dann kamen die Mohamedaner; und ein 700jähriger Kampf gegen diese nationalen und zugleich religiösen Feinde hat den Spaniern ihr wahres und bleibendes Wesen verliehen; aus ihm entstanden die Haupteigenschaften des Spaniers, deren Ausflüsse nur seine anderen Charakterzüge sind: die unduldsame Kirchlichkeit und der durch und durch soldatische Geist. Indem die Spanier in den Mauren ebensowohl einen fremden Glauben als eine fremde Rasse bekämpften, wurde nicht allein der Patriotismus, sondern auch die kirchliche Gesinnung beständig angereizt, aufgefrischt, gesteigert. Vaterland und katholischer Glaube verschmolzen zu einem Ideale und verstärkten sich so gegenseitig unaufhörlich. Der Angehörige einer andern Religion war für den Spanier auch stets der nationale Feind. Ehre, Loyalität und Rechtgläubigkeit waren untrennbare Begriffe geworden. Indem sieben Jahrhunderte hindurch die Sache des Glaubens gleichbedeutend war mit der des Vaterlandes, ja des persönlichen Vorteils; indem eine Generation nach der andern für den Glauben kämpfte, litt und siegte und alle Freuden und alle Trauer mit dieser Sache verknüpfte, wurde in den Spaniern die höchste Begeisterung, die unbedingteste Hingabe für die Religion erzeugt. Kirche und Staatsgewalt, bei anderen Völkern selbst in den glaubenseifrigsten Zeiten des Mittelalters in unaufhörlichem Streite mit einander, wirkten in Spanien stets einträchtig zusammen, weil sie im engsten Bunde wider den gemeinsamen unversöhnlichen Gegner stehen mußten. Der spanische Staat

durchdrang sich völlig mit Kirchlichkeit, die spanische Kirche zeigte eine nationale Gesinnung, wie in keinem andern Lande der Christenheit. Und da jene Kämpfe gegen die Mauren fast nur Siege waren, so erfüllten sich die Spanier mit unbändigem Stolze, der um so größer war, je tapferer und je achtungswürdiger sich der Gegner zeigte. Zu alledem gesellte sich eine unermüdliche Zähigkeit, ritterlich mutiger Sinn, Verachtung jeder Gefahr, übermäßige Empfindlichkeit für die äußere Ehre; aber auch rücksichtslose Grausamkeit gegen jeden Feind, kecker Durst nach Abenteuern, Übermut, der überall auf die brutale Gewalt zu pochen liebte. Religion und Kampfeslust, Glaubenshaß und Verachtung alles Fremden, Ausdauer und Gier nach Reichtum und leiblichen Freuden, Ehrgefühl und versteckte Hinterlist verbanden sich untrennbar in dem spanischen Charakter. Unbändiger Stolz und persönliche Eitelkeit, verknüpft mit Geringschätzung der ruhigen bürgerlichen Arbeit, des Handwerker- und Bauerntums, wurden der Fluch der spanischen Nation; Trägheit und Arbeitsscheu entwickelte sich daraus mehr und mehr. (Philippson: „Philipp II.“)

Aufmerksame und denkende Beobachter erkannten bereits in den Zeiten des höchsten Glanzes der spanischen Weltmonarchie die Schwächen, an denen sie litt. Wohl war bewundernswert die Expansivkraft der nicht zahlreichen spanischen Nation, die Stärke, mit der sie weite Länder sich unterthan erhielt. Aber diese Expansion trug doch auch ihre ernsten Gefahren in sich: jährlich verließen tausende der kräftigsten und intelligentesten Männer die Heimat, um nie in dieselbe zurückzukehren; ein unruhiger, abenteuernder Geist bemächtigte sich mehr und mehr der ganzen Nation: wer mochte wohl noch in eifriger Arbeit zuhause verweilen, wenn es nur einer Reise gen Westen bedurfte, um mit einem Schlage ohne Mühe reich zu werden in jenen Gegenden, wo Gold und Silber auf dem bloßen Boden lag? Die Geld- und Spekulationsgier zerstörte allen Fleiß und alle Ehrlichkeit, während das Leben unter einer herrschenden Soldateska, wie die spanischen Garnisonen es in den von ihnen besetzten europäischen Ländern führten, Ausschweifung, Hochmut und gesteigerte Verachtung aller bürgerlichen Arbeit lehrte. Das alles wirkte schon höchst nachteilig auf Ackerbau und Gewerbfleiß; nicht minder aber wurden dieselben durch den Zufluß des amerikanischen Edelmetalls benachteiligt. Da dasselbe unter der dünnen und trägen Bevölkerung nicht zur Erzeugung einer lebhaften Industrie diente, so steigerte es nur die Preise aller Dinge, und infolge dessen auch der Handarbeit derart, daß die spanische Fabrikation selbst in denjenigen Zweigen, welche von altersher in Spanien betrieben wurden, weil die Rohstoffe vorzugsweise dort zu finden waren, nicht mehr mit den fremden Konkurrenten zu wetteifern vermochte. Was also an Industrie noch in Spanien vorhanden war, geriet in unaufhaltsamen reißenden Verfall.

Dazu kam, daß zur Regierung des aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Weltreiches ein verwickelter Verwaltungsmechanismus notwendig war, der kostbare Zeit und Kräfte verschlang und nur selten im rechten Augenblick das Rechte auszuführen gestattete.

Abgesehen von den zahlreichen Gegnern, welche an Karls V. weltumfassendem Gebäude rüttelten, begegnete er bei Durchführung seiner Pläne neuen Schwierigkeiten, die aus dem eigentümlichen Charakter des spanischen Volkes hervorgingen. Der lange Kampf gegen unversöhnliche Feinde, Gegner nicht allein der Politik, sondern auch der Abstammung und dem Glauben nach, hatte dasselbe an Ausschließung und unerbittlichen Druck gegen alle fremden Nationen, mit denen es in kriegerische Berührung kam, gewöhnt. Es hatte nicht gelernt, die Unterworfenen als nunmehr gleichberechtigte Glieder desselben Staatskörpers zu behandeln, sondern nur, sie entweder zu vernichten oder mit Härte und Grausamkeit zu unterdrücken. Die Kunst, andere zu regieren, fremde Bevölkerungen sich zu assimilieren, war den Spaniern gänzlich unbekannt geblieben; nur Hochmut und Gewalt wußten sie denselben gegenüber anzuwenden. In Amerika traten die Spanier nicht wie andere Kolonisten, sondern lediglich als Eroberer, ja Vertilger auf; und in Deutschland, Italien und den Niederlanden regierten sie nur durch Festungen, Garnisonen und Henker. — Und dies war nur die politische Seite der spanischen Herrschaft. Aber in der Anschauung des Spaniers war mit dem politischen Momente auf das engste das religiöse verknüpft, das eines intoleranten fanatischen Kirchentums. Was man auch sagen mag gegen die Inquisition, sie war das populärste Institut in allen Ländern der Krone Castilien, der rechte Ausdruck des finster schwärmerischen spanischen Volkscharakters; andächtig und mit schauerlichem Entzücken drängte sich die Menge zu den Autos der Inquisition, die sie viel mehr fesselten, als Stiergefechte und Turniere. Diese ausschließliche Kirchlichkeit, ja wo möglich die Inquisition suchten nun die Spanier auch den von ihnen abhängigen Völkern aufzunötigen. Schon Karl V. mußte die Unmöglichkeit erkennen, diesen doppelten materiellen und geistigen Despotismus in allen seinen Ländern zu erhalten. Der Aufstand Deutschlands und der damit kombinierte Angriff Frankreichs im Jahre 1552 warf sein ganzes weltliches und kirchliches System über den Haufen. Nun wollte er die Regierung nicht weiter führen; indem er aber seine Länder seinem einzigen legitimen Sohne übergab, wußte er Österreich und Deutschland und damit auch den Kaisertitel, welcher seinen universalistischen Plänen so unentbehrlich gewesen war, von seinem Erbe zu trennen.

Dieser Sohn aber war Philipp II.! Man braucht bloß diesen Namen auszusprechen, um alles zu begreifen. Aufs innigste mit diesem Namen ist der des Herzogs Alba verknüpft. Ein Blick auf das, was beide in den Niederlanden planten, was sie wollten, was sie thaten, zeigt die ganze, kaum über-

sehbare Gefahr, in welcher Europa bei Durchführung der spanischen Ideeen schwebte. Bereits hatte die blutige Maria von England ihre Hand Philipp II. zur Ehe gereicht, aber die Ehe blieb kinderlos, Maria starb, und Philipps Streben, die Hand ihrer Nachfolgerin zu erwerben und so die Herrschaft über England definitiv zu erhalten, mißlang. Dieses Mißlingen allein ermöglichte den erfolgreichen Aufstand der Niederländer! So sollte denn die Unterwerfung Englands erzwungen werden: sie bedeutete nicht nur die endliche Knebelung der Niederlande, sondern Europas, ja der ganzen Welt.

In England hatte der Krieg der beiden Rosen ein Menschenalter hindurch (1452—1485) das Land verheert, das königliche Haus verödet und mehr als die Hälfte des Adels gefällt. Durch den Sturz des blutigsten Tyrannen, welcher je einen Thron entehrte, Richards III. von York, in der Schlacht von Bosworth bestieg der Tudor Graf von Richmond als Heinrich VII. den Thron (1485). Die Sehnsucht nach Ruhe war allgemein. Die langen französischen Kriege und der Bürgerkrieg hatten den Wohlstand des Volkes von Grund aus erschüttert*). Dem neuen Herrscher gelang es, die Großen durchaus niederzudrücken, auf ihre Kosten sich zu bereichern und dadurch vom Parlament sich unabhängiger zu machen, das Bürgertum, Handel und Verkehr, den Wohlstand der Bevölkerung überhaupt zu heben: London zählte nun 70—80 000 Einwohner, das ganze England etwa 3 Millionen. Heinrich VIII. (1509—1547) mehrte noch die Unabhängigkeit und die Macht der Krone. Der Verweigerung des Dispenses zur Ehescheidung von der Königin Katharina durch den Papst folgte die Lossagung von Rom, in dessen Interesse der König früher eine von Luther derb beantwortete Verteidigungsschrift veröffentlicht hatte. Im Einverständnis mit dem Parlament wurde eine abgeschlossene anglikanische Landeskirche unter dem König als dem „Protektor und einzigen Haupt der Kirche in England“ gebildet, Abteien und Klöster wurden aufgelöst, die Abgaben nach Rom hörten auf, die Einnahmen der Krone mehrten sich. Aber im Gegensatze zur deutschen Reformation wurde das alte Dogma beibehalten. Die Ablegung des Suprematseides, der Englands König das alleinige Haupt der neuen Landeskirche nannte, wurde mit blutiger Härte erzwungen, Papisten und Lutheraner grausam verfolgt. Dabei gebot das Statut der sechs Artikel (1539) bei Todesstrafe die Beobachtung des Cölibats, der Ohrenbeichte, der Mönchsgelübde, der Stillmessen, der Substanzverwandlung und der Kelchentziehung. Erst unter seinem Sohne Eduard VI. (1547—1553) vermochte Erzbischof Cranmer von Canterbury diese sonderbare „Reformation“ mit der deutschen Bewegung in Verbindung zu setzen und England wurde das Asyl der Evangelischen aller

*) S. auch „Englands Handelspolitik am Ausgang des Mittelalters“ (Preuß. Jahrbücher 1881, April).

Länder, namentlich auch der nach dem Schmalkaldischen Krieg flüchtigen Deutschen. Die sechs Artikel wurden verdrängt durch die unter dem Einfluß von Melanchthons Schriften durch Cranmer verfaßten 42 Artikel, welche das Dogma im evangelischen Sinne festsetzten; der Gottesdienst wurde nach einem besondern „allgemeinen Gebetbuch“ in englischer Sprache eingerichtet. Aber die Kirchenverfassung und die Form des Gottesdienstes blieben noch halbkatholisch. Das änderte sich sofort, als die katholische Maria (1553—1558), die „blutige“, Tochter Katharinas von Aragon, den Thron bestieg: die neue Liturgie wurde abgeschafft, der Gehorsam gegen Rom hergestellt, und die Ketzergesetze kamen besonders seit Marias Vermählung mit Philipp (II.) von Spanien zu blutiger Vollstreckung; auch Cranmer büßte sein Wirken mit dem Leben; Scheiterhaufen flammten allenthalben. Aber Furcht vor der schrecklichen Rächerin des einst verstoßenen Glaubens und vor ihrem nun übermächtigen Gemahl hielt die Aufregung nieder. Als aber die Königin sich von Philipp II. zu einem Kriege gegen Frankreich verleiten ließ, infolgedessen auch Calais verloren ging, vergrößerte das Gefühl nationaler Schmach die religiöse Aufregung zu einer allgemeinen Gährung im Lande. Da starb Maria nach wenigen Monaten (17. Nov. 1558). Ihre Nachfolgerin war Elisabeth (1558—1603), Marias Halbschwester, die Tochter der Anna Boleyn, protestantisch erzogen, bisher eine verstoßene, in halber Gefangenschaft schmachtende Prinzessin, die ihren Trost in gelehrten Studieen gesucht hatte, nun von einem großen Teil des mißhandelten Volkes als Retterin umjubelt. Vergebens erhob die schottische Königin Maria Stuart, als Enkelin der ältern Schwester Heinrichs VIII., ebenfalls Ansprüche auf Englands Thron; vergebens verkündigte der Papst öffentlich, er allein habe zu entscheiden, welcher von beiden Königinnen die streitige Krone zukomme; denn man gedachte, den englischen Protestantismus von Schottland her auszulöschen. Dagegen machte Elisabeth den Ketzergerichten sogleich ein Ende, entließ alle wegen der Religion Gefangenen, gab das Lesen biblischer Schriften wieder frei. Das bald zusammentretende Parlament stellte sich voll und ganz auf die Seite der Königin: die königliche Gewalt ward ganz auf den Fuß Heinrichs VIII. zurückgebracht, keineswegs bloß durch Verneinung der päpstlichen Einmischung, sondern positiv als das Recht unumschränkter Herrschaft über Kirchenverfassung und Dogma; der Suprematseid ward wiederhergestellt, die „Akte der Uniformität“ erlassen, nach der das überarbeitete liturgische Buch gelten sollte. Dennoch blieb das Reich erfüllt mit Katholiken; nicht allein hielt die irische Bevölkerung an dem alten Glauben und Ritus fest; in England war vielleicht die Hälfte der Nation demselben zugethan. Sonderbar ist es immer, daß sich die englischen Katholiken, wenigstens in den ersten fünfzehn Jahren Elisabeths, den protestantischen Gesetzen dieser Königin unterwarfen. Sie leisteten den Eid, den man von ihnen forderte, obwohl er

der päpstlichen Autorität schnurstracks entgegenlief; sie besuchten die protestantischen Kirchen, und glaubten schon genug zu thun, wenn sie sich beim Kommen und Gehen zusammenhielten und die Gesellschaft der Protestanten vermieden. Indessen hielt man sich in Rom ihrer innern Anhänglichkeit versichert. Man war überzeugt, daß es nur eines Anlasses, eines geringen Vorteils bedürfe, um alle Katholiken im Lande zum Widerstande zu entflammen.

Eine Stärkung des Katholizismus erschien um so notwendiger, da sich mittlerweile die Ereignisse in Schottland äußerst bedrohlich, das Schicksal Maria Stuarts selbst bedenklich gestaltet hatten. Hier war auf Jacob II. 1542 eine eben erst geborene Tochter, Maria Stuart, unter der Regentschaft ihrer Mutter Maria von Guise gefolgt. Am leichtfertigen französischen Hofe wurde Maria erzogen und dem Dauphin Franz vermählt, der dann 1559—1560 als Franz II. über Frankreich herrschte. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Gemahls kehrte sie 1561 nach Schottland zurück und fand das Land mitten in der reformatorischen Bewegung, die hier nicht, wie in England, von oben ausging, sondern aus dem Volke, im Gegensatz gegen die Regierung entsprang. Hier war durch gelehrte Bildung der Boden weit weniger gelichtet als in England, auch der Staat weit weniger vorgeschritten. Land und Volk zerfielen noch in zwei ungleichartige, selbst in der Sprache geschiedene Hälften. Im Norden der Grampianberge machten die sogenannten Hochlande ungefähr so viele Staaten aus, als sich Stämme oder Clans darin befanden. Dem Stammhaupte ganz zu eigen sein, galt hier noch immer für Freude. Durchweg sah man hier eine jagende, weidende, waffenschmiedende, wenig ackernde Bevölkerung, allerorten kriegslustig und der Arbeit Verächter. Im Süden der Grampiangebirge liegt das Niederland, „die Fremde“. Hier fand von altersher mehr Einfluß von England statt und manchmal Abhängigkeit. Überall aber ein roher, gern kriegerisch abenteuernder Adel, das Volk arm, ohne Gewerbfleiß und Handel, die Geistlichkeit in hohem Grade unwissend, träge, dabei sittenlos. Nun ist es höchst merkwürdig, wie die Kritik, welche noch nie nach Schottland gekommen war, hier schnell Boden gewann. Die Schotten galten von jeher für hitzköpfig und scharf im disputieren. Die wenigen, welche sich auf die neue Lehre warfen, hielten sie um so fester. Schon im Jahre 1528 fiel ihr ein junger Edelmann zum Opfer; der Klerus ließ ihn verbrennen. Da dieser nur solche Waffen kannte, in seiner unwürdigen Sittenlosigkeit sich brüstend, verfolgte man ihn mit Satiren, er aber ließ zur Vergeltung jährlich einen Ketzer verbrennen. Dafür wurde ein Kardinal umgebracht und bei diesem Anlasse trat (Mai 1546) zuerst der Mann hervor, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß Schottland protestantisch geworden ist. John Knox, von bürgerlichen Eltern in Schottland geboren, war damals ein Mann von 40 Jahren. Als er den Tod des Kardinals erfuhr, lobte er die „gottselige That“ und suchte aus allen Kräften

den Mördern in der Verfolgung, welche über sie erging, beizustehen. Als Gefangener nach Frankreich geschleppt lag er zwei Jahre lang in Eisen dort auf der Galeere. Zu dieser Zeit hing Knox noch im wesentlichen an der anglikanischen Kirche, wie sie durch Heinrich VIII. und seinen Sohn erwuchs, aber ein mehrmaliger Aufenthalt in Genf entschied ihn für eine ganz andere Richtung: hier trat er in ein genaues Verhältnis zu Calvin. In ihm war das Musterbild für Knox gefunden. Dieser kehrte nach Schottland zurück mit calvinistischer Verachtung gegen alle weltlichen Freuden, und die Episkopalkirche Englands galt ihm den papistischen Greueln gleich; er begehrte eine republikanische Kirchenverfassung, durch Älteste verwaltet. Nun hatte 1558 die Regentin befohlen, bis auf nächste Ostern müsse jedermann sich fügen die Messe zu hören. Allein das Jahr vorher hatte sich ein förmlicher Bund der schottischen Protestanten gebildet; er nannte sich Covenant oder auch die Kongregation Christi und seine Gegner die Kongregation des Satans; man hatte sich gelobt Gut und Blut für das Evangelium zu wagen. Die Häupter der Kongregation riefen Knox aus Genf herbei und man griff zu den Waffen. Nun gab die Regentin den Protestanten vom Adel die förmliche Zusage, das gerichtliche Verfahren gegen ihre Prediger einstellen zu wollen, wenn der Adel die Waffen niederlege, seine Mannschaften entlasse. Kaum war das aber geschehen, als sie den Gerichten freien Lauf ließ. Jetzt predigte Knox seinesteils Gewalt. Ein Priester, der Messe lesen wollte, ward aus der Kirche von Perth getrieben und man zerschlug daselbst Altäre, Bilder, vernichtete die Reliquien. Die Zerstörungswut, einmal entflammt, schonte am-ende selbst der Kirchengebäude nicht, die nur als Denkmale des alten Götzendienstes erschienen. Knox feuerte nur an mit seinen Lieblingsworten: „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester anzündet". So war der Religionskrieg da und Knox beständig mit beim Heere, nicht als Streiter, aber als Tröster, Ermutiger, Entflammer. Erst als er es billigte, sprach man Entsetzung gegen die Regentin aus (Herbst 1559). Wie man aber so weit kam? Zumteil durch Englands Hülfe. Elisabeth wollte zwar nichts von Knoxens Lehren über Staat und Kirche wissen, nichts von der Demokratie seiner Presbyterien, auch war er ihr persönlich verhaßt, schon darum weil er in seiner Schrift „Erster Trompetenstoß gegen das Weiberregiment" nicht bloß ihre Schwester Maria die englische Jesabel geheißen, sondern die Regierung eines Weibes überhaupt als gegen Natur und Offenbarung streitend geschildert hatte. Dennoch überwand sie sich und schickte, da Frankreich die Regentin unterstützte, endlich Truppen und Geld der Kongregation zuhülfe.

Als die Regentin im Sommer 1560 starb, ward nun ein Glaubensbekenntnis der schottischen Kirche auf dem Grunde calvinistischer Überzeugungen angefertigt und zugleich in einem Disciplinbuche die Verfassung der Kirche

in demokratisch-republikanisch-presbyterianischem Sinne bestimmt. Das Parlament von Schottland erteilte seine Genehmigung und so wurden Bekenntnis wie Verfassung zur allgemeinverbindlichen Vorschrift. So standen die Dinge zu der Zeit, da Maria als verwitwete Königin von Frankreich in ihr Geburtsland heimkehrte, von ihrem Bruder Murray hergeleitet. Knox verlangte, das Verbot der Messe solle unverzüglich auf die Königin ausgedehnt werden. Dem widersprachen aber Murray und andere Edelleute, sie setzten fest, es dürfe die Königin in ihrer Religionsübung nicht behindert werden, so lange sie die Landesreligion nicht gefährde, und Maria stellte eine beruhigende Versicherung aus. Gegen solche Lauheit aber predigte Knox, und seine Reden drangen wie Schwerter ein und hallten durch ganz Schottland wider. Als die Königin nach Edinburg kam, sie, durch die Huldigungen Frankreichs verwöhnt, wo vor ihrem Liebreize sich jeder männliche Wille beugte, sah sie ihren Glauben selbst bei den Feierlichkeiten des ihr gewidmeten Festmahls öffentlich verhöhnt, und der Magistrat machte den Beschluß seiner Aufmerksamkeiten mit einer Verordnung, worin er alle „Ehebrecher, Trunkenbolde, hartnäckige Papisten und ähnliche Unfläter, als Priester, Mönche, Nonnen &c.“, bei Karrenstrafe und Brandmark innerhalb 24 Stunden aus der Stadt verwies. Das aber war mehr als Maria ertrug; sie verlangte und erhielt die Entsetzung des Magistrats und die Aufhebung der Verordnung. Im innersten ergriffen wie sie war, gedachte die Königin ihren Sieg zu verfolgen, und ließ am Tage Allerheiligen ein öffentliches Hochamt halten. Knox aber predigte nun gegen die schottische Jesabel und gegen die Edelleute, die sich protestantisch nännten und nichtsdestoweniger dem ketzerischen Greuel Vorschub thäten.

Im Juli 1565 entschloß sich Maria ihren Vetter Lord Darnley zu heiraten; sie entfremdete sich dadurch Elisabeth noch mehr, die ihr eine andere Wahl vorgeschlagen; aber auch ihren Halbbruder Murray, der fürchten mußte, nun aus seinem wohlverdienten Einfluß verdrängt zu werden. Bis dahin hatte er ganz hauptsächlich dahin gewirkt, daß der protestantische Landesadel die Glaubensfragen im Stiche ließ und sich um seine lebensfrohe Königin in täglichen Lustbarkeiten scharte; er war deshalb mit dem starren Eiferer Knox zerfallen. Jetzt versöhnte er sich mit diesem, schloß sich an England und erklärte öffentlich, die protestantische Kirche sei in Gefahr. Maria aber zog gegen Murray und seine Verbündeten ins Feld und trieb sie in die Flucht nach England. Alles wäre vermutlich gut gegangen, hätte das gute Vernehmen des jungen Ehepaars Bestand gehabt. Bald genug plagte Darnley seine Gemahlin durch eine unerträgliche Roheit der Sitten, durch Trunkenheit und ebensosehr durch eiteln Ehrgeiz. Niemand war unfähiger zu Staatsgeschäften und niemand begieriger nach Gewalt als Darnley. Unzufrieden mit dem Königstitel, verlangte er Anteil an der Regierung, begehrte deshalb gekrönt zu sein und Maria gab es nicht zu.

Da ließ Darnley den David Rizzio aus Piemont vor ihren Augen niederstechen (9. März 1566). Die That geschah aus Eifersucht, aber Darnleys Eifersucht hatte einen politischen Grund, die Rache des beleidigten Ehemanns ward bloß vorgewendet. Denn Rizzio war ein fähiger, in den neueren Sprachen gewiegter Mann, die Königin erhob ihn zu ihrem Sekretär. Alle Geschäfte gingen durch ihn, er hatte Darnley vollends verdrängt und durch die Anmaßung des Emporkömmlings ihn und Andere verletzt. Nach der Mordthat rief Darnley die protestantischen Lords aus ihrer Verbannung zurück und behandelte mit ihrer Unterstützung eine zeitlang die Königin des Landes wie eine Gefangene. Eben befreit gebar sie den Prinzen Jacob, ihren und Elisabeths Erben. Nun erhob sich unter den Protestanten Englands eine gewaltige Aufregung durch die Furcht vor einem katholischen Thronfolger; Geheimerat und Parlament bestürmten die Königin mit Bitten, sie möge in die Ehe treten. Allein Elisabeth wies das Andringen ab, sie wolle regieren und sterben als eine jungfräuliche Königin.

Da kam eine neue Nachricht: am 10. Februar 1567 früh morgens zwischen 2 und 3 Uhr wurden die Bewohner von Edinburg durch ein entsetzliches Getöse erweckt. Man fand das nahe Landhaus des Königs in die Luft gesprengt, fand die Leiche des Königs und noch einige andere Leichen umher verstreut. Drei Monate nachher sah man Maria als die Gemahlin des Grafen Bothwell, welchen die öffentliche Meinung als den Mörder Darnleys verklagte, und kein Wunder, daß sie für seine Mitschuldige galt. Denn man sprach seit längerer Zeit eben so allgemein von ihrer unglücklichen Ehe wie von ihrer Leidenschaft für Bothwell. Beide Gatten sahen sich seit Rizzios Tode selten und verließen sich mit düsterer Stirn, kaum daß sie je zusammen speisten, und nicht einmal zu der Taufe seines Kindes war Darnley gezogen. Als er hernach erkrankte und Maria sich seiner Pflege widmete, glaubte man an eine Annäherung; allein als nun die That geschah, gerade während sich Maria für einige Stunden entfernt hatte, um einem Feste in der Stadt beizuwohnen, erwachte nur um so stärker der Verdacht des gräßlichsten Verbrechens. Und deckte sich das schuldbelastete Gewissen nicht dadurch auf, daß sie ihre Verbindung mit Bothwell in die Form einer erlittenen Entführung kleidete, welche sie dem Thäter wegen seiner demütigen Abbitte verziehen habe? So ward Maria die Gemahlin eines Protestanten, der vor nur vierzehn Tagen von seiner Frau wegen Ehebruchs geschieden war. Die Strafe dieser verbrecherischen Ehe ließ nicht auf sich warten. Der Adel stand gegen Bothwell auf, weil er den König gemordet habe und die Königin gefangenhalte, und der feige Bothwell wagte keine Schlacht, entwich vielmehr nach Dänemark; Maria aber ergab sich in die Hände der Verbündeten. Sie ward von diesen als Gefangene gehalten, mußte sich die Mörderin ihres Gatten schelten und mit Hinrichtung bedrohen hören, mußte

endlich der Krone entsagen; bis zur Mündigkeit ihres Sohnes ward Murray Regent. Kaum befreit, widerrief Maria ihre Thronentsagung, allein das Ende ihrer Hoffnungen war die Zersprengung ihrer wenigen treuen Freunde und ihre Flucht nach England (16. Mai 1568). Hier erbat sie eine Zusammenkunft von Elisabeth, welche diese abschlug, weil es sich für eine jungfräuliche Königin nicht gezieme, eine des Ehebruchs und Mordes bezichtigte Frau zu sehen, bevor sich diese wegen jener Beschuldigungen vor englischen Kommissarien gereinigt habe. Ein Ansinnen dieser Art wies jedoch Maria als unabhängige Königin ab und begehrte jetzt allein freien Rückweg, sei es nach Schottland, oder durch England nach Frankreich. Statt darauf einzugehen, hielt man Maria fest, aber lediglich, wie es nun glimpflicher hieß, zum Zwecke ihrer Wiedereinsetzung, welche unverzüglich erfolgen solle, sobald nur ihre Feinde überwiesen wären. Aber nun zeigte sich, daß für Elisabeth die Gegenwart ihrer Thronfolgerin, einer Katholikin, Gefahr bringe. Der Herzog von Norfolk trachtete nach Marias Hand und kam darüber in den Tower. In den nördlichen Provinzen griffen katholische Barone zu den Waffen, um ihre Königin zu zwingen Maria zu befreien und für ihre Thronerbin zu erklären. Zu gleicher Zeit proklamierten sie die Herstellung der katholischen Kirche, riefen zu demselben Zwecke die Mächte des Auslandes um Hülfe an. Aber die Aufrührer blieben ohne Beistand und mußten nach Schottland fliehen; Elisabeth beruhigte die Gemüter vollends durch die Erklärung, sie wolle keinen ihrer Unterthanen wegen seines Glaubens antasten.

Die Weisheit dieser Zusicherung tritt um so mehr ans Licht, wenn man die allgemeine Lage der Weltverhältnisse beachtet. Schon 1565 hatten Frankreich und Spanien sich gegenseitig Zusagen gemacht, um den Protestantismus mit Gewalt auszurotten. Seit ein paar Jahren war der Hugenottenkrieg in Frankreich wieder entzündet. Schon auch drohten die schwer bedrückten Niederlande den eisernen Scepter Philipps II. zu brechen, als der Herzog von Alba erschien, Egmont und Hoorn hinrichten ließ und für den Augenblick jeden Widerstand zubodenwarf. Wer wußte besser als Elisabeth, daß Philipp nicht aufhöre, England ein verlorenes Reich zu nennen? Sie nahm die aus Frankreich und Flandern flüchtigen Calvinisten zu tausenden in ihre Hauptstadt auf, beeilte sich aber keineswegs mit ihrer Kriegshülfe. Ihre wahre Gesinnung brach indes einmal durch, als sie im November 1568 fünf mit Geld für Alba beladene spanische Schiffe unter dem Vorwande festhielt, die Gelder gehörten italienischen Banquiers, mit welchen sie schon selber über Sicherheit und Zinsen übereinkommen werde. Es kam dahin, daß englische und flamändische Kaper sich gegenseitig die Handelsschiffe aufbrachten. Ein Schritt weiter war es, als Elisabeth den Hugenotten Geld und Kriegsbedürfnisse schickte, welche mit Salz und Öl bezahlt wurden. Das waren die Vorspiele. Wie alles enden werde, das deutete zuerst eine päpstliche Bulle

an (25. Februar 1570), welche die Königin von England der Ketzerei schuldig erklärte, sie der Krone entsetzte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue lossprach. Am 24. August 1572 begab sich die Pariser Bluthochzeit. Das hieß den Alba noch überbieten. Aber der Widerstand der Protestanten Frankreichs und der Niederlande wuchs mit dem Maße ihrer Bedrängnis und die vorsichtige Fürstin trat endlich hervor aus ihrem Verstecke; waren doch die geheimen Verabredungen der spanischen und französischen Höfe zu dem Ziele, die kirchliche Neuerung in Strömen Blutes zu ersticken, in schauderhafter Wahrheit ans Licht getreten. Von jetzt an verhehlte Elisabeth es minder, was sie tief im Innern erkannte, daß ihre Sache eins sei mit der des Protestantismus: sie schickte den Niederländern Beistand.

Bei dem allen war Elisabeth himmelweit entfernt die Reformation im deutschen Sinne zu wollen, den leitenden Grundsatz anzuerkennen, daß die einzige Quelle des Christentums die heilige Schrift sei, und alle die Folgerungen zuzugeben, welche daraus für freie Forschung und eine ihr entsprechende Gestaltung des Kirchenwesens fließen. Sie gab freilich halbwegs zu, daß in der Kirche ein Inbegriff von Heilswahrheiten enthalten sei, der durch die königliche Gewalt nicht willkürlich verändert werden dürfe; was ihr Vater nie that, welcher allen Übelständen durch die göttliche Weisheit abhalf, welche dem Könige als solchem beiwohne; allein sie wollte Regiererin der Kirche sein und bleiben nach der Grundlage von neununddreißig Artikeln, über die der Klerus sich 1562 vereinigte und welche das Parlament 1571 nachträglich genehmigte. Von diesen neununddreißig Artikeln sollte keine Abweichung geduldet werden, und gegen die Nonkonformisten oder Dissenters aller Art wurden schwere Strafen verhängt, wenngleich nur selten in Ausübung gebracht. Der protestantischen Dissenters war aber eine große Zahl, an ihrer Spitze standen Männer, welche unter der katholischen Maria um des Glaubens willen das Reich verlassen hatten; ihren Kern bildeten an 5000 Calvinisten der Hauptstadt, Franzosen, Schweizer, Niederländer und Deutsche, welche sich hier in der Fremde eng zusammenhielten. Sie nannten sich der englischen Kirche gegenüber gern die Puritaner, das will sagen Bekenner der von den Schlacken des Papsttums völlig gereinigten Lehre, und dachten imgrunde wie die schottischen Presbyterianer, verabscheuten die papistischen Zeremonieen der englischen Kirche, die Herrschaft der Bischöfe, den Suprematseid, trennten sich übrigens in vielen einzelnen Glaubenssätzen. In den späteren Jahren der Regierung Elisabeths bildete sich die einmal eingeschlagene freiheitliche Richtung noch weiter aus. Viele fanden jetzt in den zusammentretenden Presbyterieen denselben Glaubenszwang wieder, welcher ihnen zuerst im Papste, dann in den Bischöfen verhaßt gewesen. Daher die Lehre: Auch den Ältesten ist die Macht nicht von Gott gegeben, jede Gemeinde ist selbständig, hat über ihre Kirche zu entscheiden. Die so dachten, unterschieden

sich von den Puritanern durch den Namen der Independenten. Elisabeth nun verabscheute die Puritaner insgesamt schon von Knoxens Tagen her; sie widerstand dieser Richtung, welche sich durch eine unübersteigbare Kluft von den Anglikanern und den Katholiken abschied, während die englische Kirche den katholischen Weisen äußerlich nahe blieb. Ihre Meinung war: die Papisten haßten ihre Person, die Sektierer aber das Königtum, und letztere schienen ihr strafbarer. Darum ließ sie schon eher Gnade gegen katholische Priester ergehen, die ihres Amtes gewartet hatten, obwohl der Tod darauf stand, als daß sie puritanisches Eifern geduldet hätte. Es blieb nicht bei Zensuren und Geldbußen.

Indessen regte man sich katholischerseits immer eifriger. Schon Pius V. hatte gewünscht, sein Blut in einer Unternehmung gegen England zu verspritzen. Gregor XIII., der den Gedanken an eine solche niemals fahren ließ, suchte Philipp II. dafür zu gewinnen. Aber an allerlei Hindernissen scheiterten diese umfassenden Entwürfe. Man mußte sich mit weniger glänzenden Versuchen begnügen. Zunächst auf Irland richtete Gregor sein Augenmerk. Man stellte ihm vor, daß es keine strenger und unerschütterlicher katholische Nation gebe als die irische; aber von der englischen Regierung werde sie auf das gewaltsamste mißhandelt, beraubt, in Entzweiung und geflissentlich in Barbarei gehalten, in ihren religiösen Überzeugungen bedrängt; und so sei sie jeden Augenblick zum Kriege fertig; man brauche ihr nur mit einer geringen Mannschaft zuhülfe zu kommen; mit 5000 Mann könne man Irland erobern; es sei keine Festung daselbst, die sich länger als vier Tage halten könne. Ohne viel Schwierigkeit war Gregor überredet: um Schiffe und Mannschaft auszurüsten, ließ er es sich 40 000 Scudi kosten, auch Philipp gab einiges Geld dazu. Die Expedition gelang anfangs, eine allgemeine Bewegung ergriff die Insel. Bald aber erfolgte ein Unglück nach dem andern. Und so behaupteten die Engländer den Sieg; mit furchtbarer Grausamkeit straften sie die Empörung: Männer und Weiber wurden in Scheunen zusammengetrieben und darin verbrannt, Kinder erwürgt, ganz Monmouth wüstgelegt, auf dem verödeten Gebiete drang die englische Kolonie weiter vor.

Sollte der Katholizismus in diesem Königreiche wieder etwas ausrichten, so mußte der Versuch doch in England selbst gemacht werden, was dann freilich nur unter anderen Weltverhältnissen geschehen konnte. Um aber alsdann die katholische Bevölkerung nicht völlig umgewandelt, um sie noch katholisch zu finden, war es nötig, ihr auf geistlichem Wege zuhülfe zu kommen. Man faßte den Gedanken, die jungen Engländer katholischer Konfession, die sich der Studien halber auf dem festen Lande aufhielten, zu vereinigen; besonders mit der Unterstützung Papst Gregors wurde ein Kollegium für sie in Douay zustandegebracht. Dem Papste schien dies jedoch noch nicht hinreichend. Unter seinen Augen wünschte er diesen Flüchtlingen eine stillere,

minder gefährdete Station zu verschaffen, als Douay dort in den unruhvollen Niederlanden war; er stiftete ein englisches Kollegium zu Rom, beschenkte es mit einer reichen Abtei und übergab es 1579 den Jesuiten. In dieses Kollegium nun ward niemand aufgenommen, der sich nicht verpflichtete, nach Vollendung seiner Studien nach England zurückzukehren und den Glauben der römischen Kirche daselbst zu predigen. Dazu allein wurden die Zöglinge vorbereitet. In dem religiösen Enthusiasmus, zu dem die geistlichen Übungen des Ignatius entflammten, stellte man ihnen die Bekehrer, welche Papst Gregor der Große einst zu den Angelsachsen gesendet, als ihre Muster vor. Schon wagten sich einige ältere voran. Im Jahre 1500 gingen zwei englische Jesuiten nach ihrem Vaterlande hinüber. Immer verfolgt, immer unter verändertem Namen und in anderer Verkleidung langten sie in der Hauptstadt an und durchzogen dann die Provinzen. Vornehmlich hielten sie sich an die Häuser der katholischen Lords. Ihre Ankunft war im voraus angekündigt; doch brauchte man die Vorsicht, sie an der Pforte als Fremde begrüßen zu lassen. Schon war indes in den innersten Gemächern eine Hauskapelle eingerichtet; dahin führte man sie; die Mitglieder der Familie waren hier versammelt und empfingen ihren Segen. Gewöhnlich blieb der Missionär nur Eine Nacht. Am Abend fand Vorbereitung und Beichte statt; am andern Morgen ward Messe gelesen, das Mahl des Herrn ausgeteilt; dann folgte die Predigt. Es kamen alle, die sich noch zu dem katholischen Bekenntnis hielten, ihrer oft eine große Anzahl. Mit dem Reize des Geheimnisses, der Neuheit ward die Religion wieder verkündigt, welche seit 900 Jahren auf der Insel geherrscht hatte. Es wurden insgeheim Synoden gehalten; erst in einem Dorfe bei London, dann in einem einsamen Hause in einem nahen Gehölze ward eine Druckerei eingerichtet; plötzlich sah man wieder katholische Schriften erscheinen, mit all der Geschicklichkeit geschrieben, welche die stete Übung in der Kontroverse zu geben vermag, oft nicht ohne Eleganz, die dann um so größern Eindruck machten, je unerforschlicher ihr Ursprung war. Der nächste Erfolg hievon war nun, daß die Katholiken aufhörten, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen und die geistlichen Gesetze der Königin zu beobachten, daß dann auch auf der andern Seite der Widerspruch der Lehre lebhafter aufgefaßt, die Verfolgung stärker, nachdrücklicher wurde. (Ranke, „Die römischen Päpste“.) Im J. 1582 ließ Elisabeth gegenüber der Thatsache, daß immer mehr Seminarzöglinge und Jesuiten ins Land kamen, es geradezu für Hochverrat erklären, einen ihrer Unterthanen von der eingeführten Religion zu der römischen verleiten zu wollen. Im J. 1585 gebot sie allen Jesuiten und Priestern der Seminare, England binnen vierzig Tagen zu verlassen, bei Strafe als Landesverräter behandelt zu werden, ungefähr eben so, wie die protestantischen Prediger aus so vielen Gebieten katholischer Fürsten weichen mußten. In diesem Sinne ließ sie damals

die hohe Kommission in Wirksamkeit treten, einen Gerichtshof, ausdrücklich dazu bestimmt, den Übertretungen der Akten des Supremats und der Uniformität nachzuforschen, nicht allein in den gewöhnlichen gesetzlichen Formen, sondern durch welche Mittel und Wege es immer ratsam scheinen möge, auch durch Abnötigung eines körperlichen Eides, eine Art von protestantischer Inquisition. Bei alle dem wollte Elisabeth noch immer das Ansehen vermeiden, als ob sie die Freiheit des Gewissens verletze. Sie erklärte, nicht die Herstellung der Religion liege jenen Jesuiten am Herzen; ihre Absicht sei nur das Land zum Abfall von der Regierung zu verleiten und auswärtigen Feinden den Weg zu bahnen. Die Missionäre protestierten „vor Gott und den Heiligen", wie sie sagen, „vor Himmel und Erde", ihr Zweck sei lediglich religiöser Art und berühre die königliche Majestät nicht. Allein welcher Verstand wäre fähig gewesen, diese Momente zu unterscheiden! Nicht mit einer einfachen Beteuerung ließen sich die Inquisitoren der Königin abweisen. Sie forderten eine Erklärung, ob der Fluch, welchen Pius V. über die Königin ausgesprochen, rechtmäßig sei und einen Engländer verpflichte; die Gefangenen sollten sagen, wenn der Papst sie von dem Eide der Treue entbinde und England angreife, was sie dann thun, auf welcher Seite sie sich halten würden. Die armen geängstigten Leute wußten nicht, wie sie sich herauswinden sollten. Sie antworteten wohl, sie würden dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei; aber diese Ausflucht selbst nahmen ihre Richter für ein Geständnis. Und so füllten sich die Gefängnisse; Hinrichtung erfolgte auf Hinrichtung; auch der Katholizismus bekam seine Märtyrer: man hat ihre Anzahl unter der Regierung der Elisabeth auf ca. zweihundert schätzen wollen. Natürlich ward damit der Eifer der Missionäre doch nicht unterdrückt; mit der Strenge des Gesetzes wuchs die Anzahl der Widerspenstigen, der Rekusanten, wie man sie nannte, wuchs auch ihre Erbitterung; an den Hof selbst gelangten Flugschriften, in denen die That der Judith an Holofernes als ein nachahmungswürdiges Beispiel von Gottesfurcht und Heldenmut aufgestellt wurde; noch immer wandten sich die Blicke der meisten nach der gefangenen Königin von Schottland, die ja den päpstlichen Aussprüchen zufolge die rechtmäßige Fürstin von England war; sie hofften noch immer einen allgemeinen Umschwung der Dinge von einem Angriffe der katholischen Mächte. In Italien und Spanien wurden die herbsten Darstellungen der Grausamkeiten verbreitet, denen die Rechtgläubigen in England ausgesetzt seien, Darstellungen, die jedes katholische Herz empören mußten.

Vor allen nahm Papst Sixtus daran Anteil. Es ist ganz wahr, daß er für eine so großartige und tapfere Persönlichkeit, wie sie Elisabeth zeigte, eine gewisse Hochachtung empfand, und er hat wirklich einmal den Antrag an sie gebracht, sie möge in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren. Sonderbarer Antrag! Als ob sie hätte wählen können, als ob nicht ihr bis-

heriges Leben, die Bedeutung ihres Daseins, ihre Weltstellung, wenn ja ihre Überzeugung nicht vollkommen gewesen wäre, sie an die protestantischen Interessen gefesselt hätten! War doch in England der Mittelpunkt der gesamten protestantischen Macht und Politik; hatten doch an der Königin die noch unbezwungenen niederländischen Provinzen sowie die Hugenotten in Frankreich ihren vornehmsten Rückhalt! Elisabeth erwiderte kein Wort; aber sie lachte. Als der Papst dies hörte, sagte er, er müsse darauf denken, ihr das Königreich mit Gewalt zu entreißen. Vorher hatte er es nur angedeutet. Im Frühjahr ging er schon unverhohlen heraus. Er rühmte sich, den König von Spanien zu einer Unternehmung gegen England ganz anders unterstützen zu wollen, als Karl V. von früheren Päpsten unterstützt worden sei. Im Januar 1587 klagte er laut über die Saumseligkeit der Spanier. Er zählte die Vorteile auf, die ihnen ein englischer Sieg für die Wiedereroberung des Restes der Niederlande darbiete. Aber von einem Weibe lasse Philipp sich mißhandeln! In der That, geschont wurde der König nicht. Elisabeth nahm sich der Niederländer öffentlich an; alle amerikanischen und europäischen Küsten machte ihr Seemann Drake unsicher. Was Papst Sixtus aussprach, war imgrunde die Meinung aller Katholiken. Sie wurden irre an dem mächtigen Könige, der sich so viel gefallen lasse. Die Cortes von Castilien lagen ihm an, sich zu rächen. Sogar persönlich war Philipp beleidigt. In Komödieen und Maskenzügen ward er verspottet, und einmal hinterbrachte man ihm das doch. Der bejahrte Herr, nur der Verehrung gewohnt, sprang von seinem Stuhl auf; niemals hatte man ihn so entrüstet gesehen.

In dieser Stimmung waren Papst und König, als die Nachricht einlief, Elisabeth habe die gefangene Königin von Schottland hinrichten lassen: es war ein Akt politischer Justiz. Der erste Gedanke entsprang bereits zur Zeit der Bartholomäusnacht. In einem seiner Briefe an Lord Burghley drückt der damalige Bischof von London die Besorgnis aus, daß ein so verräterisches Beginnen sich auch über England ausdehnen möge; er findet den Grund dieser Gefahr hauptsächlich in der schottischen Königin: „Die Sicherheit des Reiches“, ruft er aus, „erfordert, ihr das Haupt abzuschlagen“. Um wie viel mächtiger war aber jetzt die katholische Partei in Europa geworden; wie viel mehr war sie selbst in England in Gährung und Bewegung! Die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die ganz neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeigeführt, gab allem Argwohne den weitesten Spielraum. Mit den Guisen, ihren Vettern, den Mißvergnügten im Lande, mit dem Könige von Spanien und dem Papste stand Maria unaufhörlich in geheimer Verbindung. Das katholische Prinzip, inwiefern es seiner Natur nach der bestehenden Regierung entgegengesetzt war,

repräsentierte sich in ihr; bei dem ersten Succeß der katholischen Partei würde sie unfehlbar zur Königin ausgerufen worden sein. Ihr Verderben führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Maria Stuart auf den Thron zu setzen. Daß Maria eine allgemeine Kenntnis davon hatte, wird nicht abzuleugnen sein. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge Haft zu Fotheringhay-Schloß. Hier auch fanden sich ihre Richter ein, 42 an der Zahl. So lange sie sich weigerte vor der Kommission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erkannt werden solle; als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie ihren mitschuldigen Anklägern gegenübergestellt zu werden. Als das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Akten dem Parlament vorgelegt, und beide Häuser baten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Maria ward ihr Todesurteil am 22. November 1586 verkündigt. Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar 1587, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete; am 8. Februar fiel Marias Haupt*).

---

*) Eine abweichende Anschauung über Maria Stuart vertritt u. a. Bekker, über dessen Arbeitsergebnisse W. Oncken in „Vom Fels zum Meer“ (Febr. 1882) folgendermaßen referiert: „Bekanntlich ist eine für die Beurteilung der unglücklichen Königin sehr wichtige Frage die, ob gewisse Briefe, die sie an Graf Bothwell geschrieben haben soll, echt sind oder nicht. Die Ankläger erklären sie für echt, die Verteidiger erklären sie für unecht, beide treten mit der größten Bestimmtheit auf und noch hat kein Teil den andern bisher zu schlagen oder zu überzeugen vermocht.

Wo und wie ist nun die Entscheidung zu suchen?

Sicherlich nicht in den Briefen selbst, die zu so entgegengesetzter Auffassung geführt haben, sondern außerhalb derselben in den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, und in den Urkunden, die von jenen unabhängig sind. Gelingt es von den thatsächlichen Hergängen aus unzweifelhaft echtem Urkundenmaterial ein vollständiges Bild zu gewinnen, ein Bild, das sich selbst erklärt und nirgends erhebliche Lücken oder Fragen übrig läßt, dann, aber nicht eher, ist auch ein Standpunkt gewonnen, von dem aus über die Frage der Echtheit jener Briefe entschieden werden kann. Diesen Weg, der in Deutschland bisher noch gar nicht, im Ausland wenigstens nicht in dieser Weise eingeschlagen worden ist, hat der Verfasser der neuesten Arbeit über Maria Stuart beschritten und mit einer Folgestrenge festgehalten, die auch den Gegnern seiner Ergebnisse mindestens als ein Verdienst um die Methode in Behandlung dieser Frage erscheinen wird. Auf dem bisherigen Wege war man eben keinen Schritt vom Platz gekommen. Noch heute steht wie vor dreihundert Jahren Behauptung gegen Behauptung, Leugnung gegen Leugnung und aus dieser Sackgasse giebt es keinen Ausweg, so lange sich keine überzeugende Antwort findet auf die Frage: Ist das, was jene Briefe voraussetzen, wahr oder nicht wahr, geschehen oder nicht geschehen? Im erstern Fall ist ihre Echtheit noch keineswegs erwiesen, aber sie ist wenigstens möglich, im letztern ist sie unmöglich.

Von den Ergebnissen, welche auf diesem neuen Wege gewonnen worden sind, seien hier die wichtigsten mitgeteilt.

Genau ein Jahr, bevor Maria Stuart nach Schottland kam, hatte hier die gründlichste Umwälzung stattgefunden, von der dieses unruhige Land jemals berührt

Diese Hinrichtung brachte die spanischen und päpstlichen Entwürfe zur Reife. Der Papst versprach Philipp II. eine Beihülfe von einer Million Scudi zu seiner Unternehmung eines Angriffs auf England. Schon ließ der König die Ansprüche zusammenstellen, die er nach dem Abgang der Stuarts selbst auf jene Krone habe; glänzende Aussichten, besonders einer allgemeinen Seeherrschaft, knüpfte er an diese Unternehmung. Es schien alles zusammen-

---

worden war. Der größte Teil des schottischen Adels war dem Calvinismus des Reformators John Knox beigetreten und hatte — darin waren die katholischen Lords nicht zurückgeblieben — der schottischen Kirche so ziemlich ihren gesamten weltlichen Besitz entrissen. Das Parlament vom August 1560 hatte dann die Alleinherrschaft der neuen Lehre zum Beschluß erhoben, Maria Stuart aber diese Beschlüsse niemals anerkannt. Als sie am 19. August 1561 in Edinburg eintraf, fand sie, die fanatische Katholikin, als wirklichen Landesherrn einen mit dem protestantischen Klerus engverbundenen Adel vor, der nur eine Wahl hatte, entweder diese katholische Königin derart zu beherrschen, daß ihr abweichendes Bekenntnis unschädlich ward, oder sich auf eine Gegenreformation gefaßt zu machen, die ihn seiner ganzen Machtstellung, insbesondere aller Kirchengüter wieder beraubte, und dies war der Punkt, indem er unerbittlich war. Die Kirchenzucht überließ er den Predigern, um die Pflicht, Pfarrer zu bezahlen, Schulen und Universitäten zu errichten, kümmerte er sich nicht; in der Frage der Sicherheit seines Besitzes aber kannte er schlechterdings gar keine Rücksicht. Der Umstand, daß für diesen an sich wilden, fried- und gesetzlosen Adel Herrschaft, Eigentum, Existenz ein und dasselbe war, mußte jeden Kampf, zu dem er sich um dieser Güter willen genötigt glaubte, zu einem ganz ausnahmsweise leidenschaftlichen gestalten, in dem der Zweck jedes Mittel heiligte. Ein Anlaß zu solchem Kampf lag nicht vor, so lange Maria Stuart sich von ihrem Halbbruder, James Stuart, seit 1562 Graf Murray, leiten ließ, denn dieser war das Haupt des protestantischen Adels und ein Politiker, der eine unergründliche Verschlagenheit mit einer außerordentlichen Kraft des Entschlusses und der That verband. Aus diesem Grunde sind die ersten vier Jahre ihrer Regierung ohne jedes Zerwürfnis mit dem protestantischen Schottland verlaufen. Das änderte sich, als sie sich im schroffsten Widerspruch mit allen Plänen Murrays und Elisabeths mit dem Katholiken Henry Darnley verheiratete (Juli 1565). Da eröffnete ihr eigener Bruder, Graf Murray, die Kette der Empörungen des protestantischen Adels gegen die katholische Königin, die von nun an kein Ende mehr nehmen sollten, bis Maria Stuart entthront und in der Gefangenschaft der Königin Elisabeth war. Der Kampf, der sich nun erhob, war ein Kampf um Sein und Nichtsein zwischen Protestantismus und Katholizismus. Protestantische Lords ermordeten vor den Augen der Königin den Katholiken David Riccio, der, wie wir urkundlich wissen, im Einvernehmen mit der Königin, mit dem Papst und mit Philipp II. die Vernichtung der Ketzer und der Ketzerei betrieb; das geschah am 9. März 1566, in den Tagen, da im Parlament der Antrag auf Wiederherstellung des Katholizismus und auf Einziehung der Güter der Rebellen von 1565 beschlossen werden sollte. Darnley selbst aber, der mit jener Verschwörung gegen den Italiener gewesen war und darauf seine Genossen verraten hatte, fiel in der Schreckensnacht des 9. Februar 1567 einer Mordverschwörung zum Opfer, welche fast den gesamten protestantischen Adel des Landes umfaßte, an deren Spitze Graf Bothwell und sämtliche Minister der Königin standen, eine erst jetzt nachgewiesene Thatsache, die leicht erklärlich macht, daß die Mörder nachher nicht zu entdecken waren und Bothwell von seinen eigenen Mitschuldigen freigesprochen wurde. An dieser Mordverschwörung ist Maria Stuart vollständig unbeteiligt gewesen; hätte sie sich ihres elenden Gatten, mit dem sie sich übrigens rasch versöhnt hatte, entledigen wollen, so konnte sie ihn ins Ausland gehen lassen, wie er aus Angst vor der Rache der Mörder Riccios selbst beabsichtigte, das aber hat sie verhindert; sie konnte sich von ihm scheiden lassen, wie ihre Minister ihr vorschlugen, auch das hat sie abgelehnt; statt

zugreifen, die Übermacht des Katholizismus in Deutschland, der erneute Angriff auf die Hugenotten in Frankreich, ein Versuch gegen Genf, die Unternehmung gegen England; in demselben Augenblick bestieg ein entschieden katholischer Fürst (Sigismund III.) den polnischen Thron, mit dem Rechte dereinstiger Thronfolge auch in Schweden. In Momenten, wo irgend ein Prinzip, welches es auch sei, nach der unbedingten Herrschaft in Europa

---

dieser so einfachen und vorwurfsfreien Wege ihn loszuwerden ganz ohne Not das Mittel einer Pulverexplosion wählen wäre hiernach nicht bloß ein unnatürlicher Frevel, sondern eine ungeheuerliche Dummheit gewesen. Von einem Liebesverhältnis aber zwischen ihr und Bothwell vor der Ermordung ihres Gatten findet sich aus der Zeit, in der es begonnen haben und bekannt geworden sein müßte, in der Fülle von Nachrichten, die wir über sie und ihren Hof besitzen, nicht die leiseste Spur. Der entschiedene Widerstand Marias gegen jederlei Trennung von Darnley schließt eine solche Annahme als eine unmögliche aus, nicht minder wird sie ausgeschlossen durch die Art, wie die Heirat mit Bothwell zu stande kam. Daß die allerdings mit vielem Widerstreben gegebene Einwilligung in diese Ehe der verhängnisvollste Schritt war, den Maria Stuart nach all ihren Unbesonnenheiten nur begehen konnte, das wird auch ihr eifrigster Verteidiger nicht mehr leugnen wollen, aber ebenso unzweifelhaft ist heute auch dies, daß im offiziellen Schottland selbst ihr zur Zeit des Ereignisses kein Mensch daraus einen Vorwurf gemacht hat, noch machen konnte. Denn die Urkunde liegt vor, in welcher zehn Grafen, sechs Bischöfe und sechs der mächtigsten Lords — lauter Glieder der Verschwörung gegen Darnley — am 19. April 1567 im Namen der öffentlichen Wohlfahrt forderten, daß die Königin so bald als möglich wieder heirate, den protestantischen Grafen Bothwell als den geeignetsten Gatten bezeichneten und für die Verteidigung dieser Heirat gegen jeden Feind Gut und Blut zu opfern versprachen. Mit dieser Urkunde in der Hand hat Bothwell am 20. April der Königin seinen ersten Antrag gethan und, nachdem sie ihn abgewiesen, der gewaltsam Entführten durch dringenden Hinweis auf den Wunsch des Landes schließlich das Jawort entrissen; von Bothwell in Dunbar förmlich gefangengehalten, unterschrieb sie am 14. Mai den Heiratsvertrag, den ihre Minister, sowie ein großer Teil der Spitzen des Adels wie des Klerus mitunterzeichneten; am 15. fand die Hochzeit statt und schon vierzehn Tage nach dem Beginn einer, wie wir urkundlich wissen, namenlos unglücklichen Ehe stand ein Teil eben der Lords, welche die Heirat im Namen des Vaterlandes gefordert hatten, gegen die Neuvermählten in Waffen auf. Ihre angebliche Absicht war, die Königin aus der unwürdigen Gefangenschaft zu befreien, in der sie von Bothwell widerrechtlich gehalten werde, und sodann die Ermordung des Königs zu rächen. Aber nach der Kapitulation von Carberrey Hill (15. Juli) ließen sie den Königsmörder Bothwell, dessen Mitschuldige sie ja waren, absichtlich entschlüpfen und die Königin, die sie befreien zu wollen vorgegeben, warfen sie unter offenem Bruch der Kapitulation in den Kerker, wo sie wie eine Verbrecherin festgehalten ward; ihr Bruder Murray ward zum Regenten ernannt, um im Namen des dreizehn Monate alten Prinzen Jakob die Verwaltung zu führen, und noch ehe das Jahr 1567 zuende ging, hatten die Beschlüsse einer Kirchenversammlung und eines Parlaments die Alleinherrschaft des Calvinismus in Staat und Kirche auf denselben Grundlagen wiederhergestellt, welche das Augustparlament von 1560 gelegt und deren Anerkennung Maria Stuart jahrelang verweigert, schließlich nur widerwillig zugestanden hatte. Der Zweck aller Empörungen war erreicht; das Zwischenspiel einer katholischen Regierung inmitten eines fast ganz protestantischen Landes war ausgelöscht, der Sieg des Protestantismus für immer entschieden. An dieser Sachlage änderte das Entkommen Marias aus Lochleven (2. Mai 1568) nichts mehr. Allerdings fand zu ihren gunsten eine sehr ansehnliche Erhebung von schottischen Edelleuten statt und die Thatsache, daß unter den neun Grafen, acht Bischöfen und achtzehn Lords, die am 8. Mai zu Hamilton einen „Bond" unterzeichneten, um Murray zu stürzen und die rechtmäßige Königin wieder aufzurichten, die Mehrzahl aus Protestanten

trachtet, wird sich ihm aber allemal ein starker Widerstand entgegensetzen, der aus den tiefsten Quellen des Lebens hervorgeht. Philipp II. fand in England jugendlich starke, im Gefühl ihrer zukünftigen Bestimmung aufstrebende Kräfte sich gegenüber. Die kühnen Korsaren, die alle Meere unsicher gemacht, sammelten sich um die Küsten ihres Vaterlandes. Die Protestanten sämtlich, selbst die Puritaner — obwohl sie so starke Bedrückungen hatten ausstehen

---

bestand, beweist, daß selbst die natürlichen Gegner der katholischen Königin an Verbrechen, durch die sie sich nicht bloß des Throns unwürdig, sondern überhaupt unmöglich gemacht hätte, nicht geglaubt haben können. Die Waffen der Anhänger Marias erlagen denen des Regenten (Gefecht bei Langside 13. Mai) und endgültig entschied Maria Stuart ihr Schicksal, als sie in unbegreiflicher Verkennung ihrer Lage und der Lage ihrer Nachbarin, statt nach Frankreich oder Spanien, nach England entfloh, wo sie zunächst lebenslängliche Gefangenschaft und schließlich ein schrecklicher Tod erwartete. Vom ersten Tage ihres Aufenthalts in England an bestand zwischen der protestantischen Regierung in Edinburg und der protestantischen Regierung in London ein durch die gemeinsame Lage begründetes Komplott, eine Wiederherstellung der katholischen Königin, die in England selbst von allen Katholiken für die rechtmäßige Königin der ganzen Insel gehalten ward, um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern. Eines dieser Mittel war die Verbreitung von Briefen, welche die Welt glauben machen sollten, daß sie entehrende Verbrechen begangen, mit Bothwell ehebrecherische Buhlschaft unterhalten und mit ihm die Ermordung Darnleys verabredet habe. Mit den überzeugendsten inneren und äußeren Gründen ist jetzt nachgewiesen, daß der einzige Brief, der, wenn er echt wäre, etwas beweisen würde, nämlich der lange Glasgowbrief, eine ganz plumpe Fälschung ist, deren allmähliche Entstehung, deren Quelle und Verfertiger noch jetzt mit ziemlicher Sicherheit bestimmt werden kann. Gegen die Echtheit des gesamten handschriftlichen Anklagematerials fallen, von allem übrigen abgesehen, zwei Thatsachen entscheidend in die Wagschale, erstens der uns genau bekannte Gebrauch, den der Ankläger Murray davon gemacht, und zweitens der Eindruck, den die gegen Maria Stuart durchaus parteiische Richterin Elisabeth davon empfangen hat. Murray hat seine angeblichen Schuldbeweise, die, wenn sie als echt, beziehungsweise als beweiskräftig hätten veröffentlicht werden können, Maria Stuart moralisch vernichtet haben würden, nicht nur niemals veröffentlicht, er hat sie nicht einmal einer ehrlichen Prüfung auszusetzen gewagt; er hat sie im tiefsten Geheimnis den englischen Bevollmächtigten auf den Konferenzen von York und Westminster mitgeteilt und das, mit Zulassung von Elisabeth und Cecil, so eingerichtet, daß die Bevollmächtigten Marias von dem Vorgelegten nicht eine Zeile zu sehen bekamen, von der Thatsache der Vorlegung selbst nur mittelbar Kenntnis erhielten. Die Königin Elisabeth aber hat, nachdem diese Beweise, auf die sie selbst so gern eine Verurteilung gegründet hätte, nur ihr, ihrem Minister und ihren Bevollmächtigten vorgelegen hatten, am 10. Januar 1569 amtlich durch Cecil erklären lassen: es sei gegen die Königin Maria Stuart nichts genügendes vorgezeigt worden, woraus die Königin von England irgend eine üble Meinung von ihrer guten Schwester schöpfen müßte.

Die Druckschriften nun, welche seit 1571 gegen die gefangene Königin in lateinischer, englischer und französischer Sprache erschienen und durch die zum erstenmal Übersetzungen dieser Briefe bekannt geworden sind, stammen, wie augenscheinlich dargethan wird, alle aus einer Quelle, der „Enthüllung" des George Buchanan und sind durch Cecil veranlaßt worden, um die Gefangenhaltung der Königin vor der Welt zu rechtfertigen, ohne daß diese selbst sich dagegen verteidigen konnte und ohne daß man erfuhr, woher diese Pfeile eigentlich kamen. Eine umfangreiche Beurteilung all dieser Dinge führt zu dem Ergebnis: Auf Maria Stuart lastete während ihrer kurzen Regierung in Schottland dasselbe tragische Verhängnis wie nachher während der langen Gefangenschaft in England, ihm entsprang ihre Entthronung dort, ihre Hinrichtung hier. Sie war in religiösen Dingen so duldsam nicht, wie ihr neuester schottischer

müssen wie die Katholiken —, vereinigten sich um die Königin, die jetzt ihren männlichen Mut, ihr fürstliches Talent, zu gewinnen, zu leiten, festzuhalten, bewunderungswürdig bewährte; die insulare Lage des Landes, die Elemente standen mit der Verteidigung im Bunde: die unüberwindliche Armada war vernichtet, ehe sie nur erst angegriffen hatte.

Die Armada bestand aus 130 großen Kriegsschiffen, ohne die Transport- und Lastschiffe, und war mit 20 000 Soldaten und 10 000 Matrosen und Ruderern besetzt. Sie sollte nach der niederländischen Küste abgehen und sich hier mit einer Armee von fast 30 000 Mann vereinigen.

Philipp II. hoffte England unvorbereitet zu überraschen. Er hatte seit dem vorigen Jahre Verhandlungen mit Königin Elisabeth begonnen, die nur den Zweck hatten, dieselbe in eine trügerische Sicherheit zu wiegen, und deshalb trotz aller Nachgiebigkeit der englischen Monarchin in nichts ausliefen — jedoch erst im Mai 1588, als die unbesiegbare Armada schon zur Abfahrt bereit war. Mit wahrem Entsetzen erkannten Elisabeth und ihre Minister, daß sie getäuscht seien, daß der furchtbarste Angriff bevorstehe. Und nun begannen sie mit fieberischer Eile zu rüsten, unterstützt durch die kriegerische Gesinnung der Engländer, sowie durch die gute militärische Übung, welcher dieselben seit Jahren unterzogen worden waren. So wurde aus der Miliz ein Heer von 50—60 000 Mann gebildet; ob dasselbe aber den spanischen Veteranen Widerstand werde leisten können, erschien mehr als zweifelhaft, zumal der Oberfeldherr, den Elisabeth mit echt weiblichem Eigensinn einsetzte, Leicester, wenig geeignet war, es mit Parma oder auch nur dem Grafen Mansfeld aufzunehmen. Dabei fürchtete man nicht ohne Grund einen Aufstand vonseiten der englischen Katholiken, sobald die Spanier gelandet sein würden. So war das Vertrauen der Engländer hauptsächlich auf ihre Flotte gesetzt, welche jede Landung des Feindes verhindern sollte. Freilich hatte die Königin,

---

Verteidiger J. Hosack glaubt; sie war als Katholikin so fanatisch, wie nur irgend John Knox als Calvinist, und ihrer wiederholt brieflich ausgesprochenen Absicht, Schottland wieder katholisch zu machen, fehlte es nur an der Macht, keineswegs an dem Willen. Seit ihrer Verheiratung mit Darnley, ihrem Eintritt in die Liga der katholischen Mächte, deren Agent der nichts weniger als harmlose Sänger Riccio war, bildete ihre Regierung eine Gefahr für den Protestantismus in Schottland wie in England, und die auffallenden Mißgriffe, zu denen sie jugendliche Unbesonnenheit und gänzlicher Mangel an objektiver Überlegung so oft verleitete, verminderten diese Gefahr durchaus nicht. In den Augen der Gefährdeten war seitdem so ziemlich alles, was sie that, eine einzige Kette von politischen Verbrechen, und sich gegen diese zu schützen schien schlechterdings gar nicht unerlaubt; aber gemeine Verbrechen, wie sie ihr nachher ohne jeden Erweis, ohne jede gerichtliche Untersuchung, ja unter amtlicher Vereitelung jeder Möglichkeit persönlicher Verantwortung vorgeworfen wurden, hat sie nicht begangen, und insbesondere an der Ermordung ihres zweiten Gatten, an dem sie bis zur Verblendung gehangen hat, trägt sie nicht die mindeste Schuld: das hat ihr Graf Bothwell, der es genau wissen konnte, wie längst bekannt, noch auf dem Sterbebette ausdrücklich bezeugt".

von ihren Friedenshoffnungen getäuscht, die Kriegsmarine auf dem geringen Stande von 34 Schiffen gelassen, die zusammen nur 12 000 Tonnen enthielten, kaum halb so viel wie jetzt ein einziger großer Dampfer! Doch Philipp traf in England wie in den nördlichen Niederlanden auf einen Feind, der schwerer zu besiegen war als Monarchen — ein freiheitliebendes tapferes Volk; die englischen Städte und Privatleute, welche die Schwere der nahenden Entscheidung sehr wohl erkannten und würdigten, brachten in wenigen Monaten 163 armierte Fahrzeuge zur Unterstützung der Kriegsflotte zusammen. Die meisten der 197 Schiffe waren klein, aber sie waren dicht mit Seeleuten (15 780 Mann) besetzt, und zwar den besten, mutigsten und geschicktesten Seeleuten der Welt, die den großen Vorteil hatten, mit der gefährlichen See, in welcher der Kampf vor sich gehen sollte, genau bekannt zu sein. Dieser erwies sich bald als ungleich. Die schweren spanischen Schiffe wurden von den leichten und geschickt gelenkten Fahrzeugen der Engländer unaufhörlich angegriffen und beschädigt, ohne daß sie etwas ernstliches dagegen auszurichten vermochten. Die Engländer vermieden sorgfältig jeden allgemeinen Kampf und suchten nur durch beständige kleine Angriffe den Feinden Abbruch zu thun. So gelangte der spanische Admiral, Herzog Medina-Sidonia, bereits sehr geschwächt nach Calais, von wo er mit Parma das nötigste verabreden wollte. Aber indem Drake einige Brander gegen die spanische Flotte sandte, geriet Medina-Sidonia in solche Besorgnis, daß er die Ankertaue durchschneiden und seine Schiffe in offene See fahren ließ. Hier wurden sie von einem furchtbaren Südwestwinde erfaßt, der sie den Kanal hinuntertrieb, während Schiff auf Schiff stieß, viele Fahrzeuge auf die Sandbänke und Klippen des Ufers geworfen wurden. Die Engländer waren fortwährend in der Nähe, unablässig in das unbehülfliche Gewühl der Spanier gutgezielte Schüsse sendend. Medina sah keine andere Rettung als seine arg beschädigten Riesenschiffe dem Südwinde zu überlassen und mit ihnen den Weg um die Nordspitze Schottlands einzuschlagen. Damit war die Gefahr für England beseitigt. Während die englischen Seeleute mit dem freudigen Bewußtsein, ihr Vaterland gerettet zu haben, nunmehr vor dem furchtbaren Sturme in die heimischen Häfen zurückkehrten, trieben die ungefügen spanischen Fahrzeuge beschädigt, leck, ohne Piloten, vor dem tückischen Winde an den Küsten von Schottland, Norwegen, Irland steuerlos umher. Die Armada war so gut wie vernichtet. Denn wenn auch fünfzig Schiffe — mit etwa 10 000 Mann — wieder nach Spanien gelangten (September), so waren sie doch meist so beschädigt, daß sie nicht mehr gebraucht werden konnten. Dagegen war kein einziges englisches Schiff gewonnen oder versenkt worden.

Zwanzigtausend Menschenleben sowie etwa zwanzig Millionen Dukaten waren umsonst geopfert worden. Aber noch mehr, der Schiffbruch der Armada hatte auch den Schiffbruch von Philipps II. gesamtem politischen System zu

bedeuten. Nicht allein, daß die ungeheure Niederlage alle Gegner Spaniens ermutigte; nicht allein, daß nun England in die Reihe der entschlossenen Feinde des katholischen Königs trat: die finanziellen und militärischen Hülfsmittel Spaniens waren hier für lange Zeit verbraucht worden. Weder die Millionen an Geld noch die tausende von Veteranen, welche in den englischen Meeren begraben lagen, konnten so bald wieder ersetzt werden; für immer war die Blüte der spanischen Seemacht dahin. Gerade in dem Augenblicke, wo Philipp sein riesenhaftes Gebäude zu krönen gedachte, stürzte dieses vermöge seiner eigenen Schwere zusammen. Seine Macht war bis ins Mark gebrochen. Von diesem Jahre an wollte keine von Philipps Unternehmungen mehr gedeihen. Seine Regierung schloß endlich bankerott nach außen, bankerott in den Finanzen, bankerott dem eigenen Volke gegenüber. Indem Philipp eine ganze sich kräftig entwickelnde Welt unter sein eigenes reaktionäres Belieben hatte zwingen wollen, indem er dazu die gesamten Hülfsquellen des ihm anvertrauten Volks mißbrauchte: hatte er seine eigenen politischen Zwecke mit wenigen Ausnahmen verfehlt, hatte er die Blüte der spanischen Nation auf Jahrhunderte hinaus geknickt.

Philippson, dessen Werk über Philipp II. ich großenteils folgte, schließt seine Darstellung mit nachstehenden Worten: „Hier (in seinem stillen Kabinet) liefen die Fäden einer Politik zusammen, die über die ganze bekannte Erde sich erstreckte; von hier aus wurden zahlreiche Armeen, ungeheuere Flotten, große Feldherrn, gewandte und rücksichtslose Diplomaten, fanatische Priester in Thätigkeit und Bewegung gesetzt; hier fanden sich zu Eines Mannes Verfügung zusammen das Gold, das der nackte Indianer unter der Peitsche seines weißen Vogtes aus den Eingeweiden der mexikanischen Berge grub, der Pfennig, den der arme Seidenweber am Ufer des Comersees steuerte, die klingenden Thaler der behäbigen Antwerpener Kaufherren und die Abgabe, mit der sich der geknechtete Moriske das Recht des Daseins erkaufen mußte. Und alle diese Kräfte und alle diese Schätze wurden verwendet zu einem einzigen Zwecke: zur Aufrechterhaltung eines universalen Despotismus in kirchlicher und staatlicher Beziehung. Römertum und Spaniertum in engstem Bunde sollten die Welt beherrschen, dabei der Papst aber nur der getreue Diener des spanischen Monarchen, des katholischen Königs, des Schutzherrn der Kirche sein. Keine selbständige Macht sollte neben dem Hause Habsburg bestehen; ihm sollte unmittelbar und mittelbar die ganze Welt zu Füßen liegen. — Diesen ungeheuerlichen Plan hat Philipp mit noch bewußterer Absichtlichkeit, mit weit ungeduldigerem Eifer verfolgt als sein Vater Karl V... Mit ungeheuerlicher Naivetät betrachtete er es als das unbestreitbare Recht des Königs von Spanien, die ganze Welt als unterthänig zu behandeln; jeder war in seinen Augen ein Verbrecher, der es wagte, sich diesen seinen berechtigten Ansprüchen zu widersetzen. Wie er nicht nur seine rebellischen Unterthanen, sondern auch

fremde Souveräne durch den Dolch und das Gift von Meuchelmördern verfolgte; wie er in allen Ländern Europas unbedenklich Verräter jeden Ranges, vom Minister bis herab zum abenteuernden Glückssoldaten, bezahlte; wie er gegen die unglücklichen Niederländer wütete; wie er jedes Aufflackern des französischen Patriotismus gegen die spanischen Herrschaftsgelüste als Sünde gegen Recht und Religion verdammte; wie er den Heiligen Vater selbst mißhandelte, wenn derselbe sich dem politischen Systeme Spaniens zu entziehen wagte; wie er gegen den Oberrichter von Aragon, den berufenen Verteidiger der aragonischen Freiheit, seinem General nur den ruchlosen Henkerspruch auftrug: „Ihr werdet Don Juan de La Nuza festnehmen und ihm sofort den Kopf abschlagen lassen“: alles dies ist der sprechendste Beweis dafür, daß die Berechtigung zur Universalmonarchie bei Philipp II. zu einem Glaubenssatze geworden war.

Der spanische Staat und die spanische Dynastie gleich sehr entkräftet: das war das Erbteil Philipps II., das der Erfolg seiner universalmonarchischen Bestrebungen. An der ungeheuern, übermenschlichen Aufgabe hatten sich Volk und Herrscherhaus aufgerieben. Noch wenige Jahrzehnte stand das schreckende Phantom der spanischen Macht aufrecht, in Wahrheit schon ohne Blut und Leben; dann stürzte das entkräftete Reich unter schwachgeistigen Herrschern aus den Reihen der Großmächte hinab in ein ärmliches, unbedeutendes Dasein!“

Um so höher, rascher, glänzender entwickelten sich Holland und England; denn auch jenes durfte seit dem Tage der Armadavernichtung hoffnungsfreudig aufatmen; aber besonders hier ging ein Strom vaterländischer Begeisterung durch das ganze Land: auf seinen Wellen wiegte sich ein junger William, der Eroberer im Reiche der Dichtkunst, der damals 24jährige noch ruhmlose Shakespeare; Bacon von Verulam, dieses Licht der Wissenschaft, war nur drei Jahre älter, und sein Geist strahlte bereits wunderbar durch die Welt. Die Zukunft Englands in jeder Art von Macht und Größe erschloß sich in diesen Tagen der Erhebung. Wie schnell erstand jetzt eine Kriegsflotte von zweiundvierzig Schiffen, die größten schon von vierzig Kanonen, vor den Augen der wachsamen Königin! Wie glücklich vollbrachte ihr kühner Raleigh jetzt jenseit des Ozeans die Gründung einer britischen Kolonialmacht durch Niederlassungen in Nord-Amerika. Philipp II. starb als Herr beider Indien sozusagen als Bettler und ließ ein ausgesogenes Land zurück; Elisabeth besaß keine Gold- und Gewürzländer, gab auch nicht viel auf eine volle Schatzkammer: sie liebte das Geld, um es zu brauchen, sah es sonst, wie sie sich ausdrückte, am liebsten im Kasten ihrer Unterthanen, und mutete diesen wenig außerordentliche Lasten zu. Darum aber trat der allgemeine Wohlstand auch in Blüte, und es ward die Lust des Engländers, ferne Meere halb handelnd halb freibeutend zu durchschweifen, während daheimgebliebene Denker der Menschheit Kraft und Bedeutung durch Erfindung neuer Maschinen vertausendfachten. (S. Dahlmann, „Gesch. d. engl. Revol.“.)

13. Die Schlacht am weißen Berge.

(Im Jahre 1620.)

Seit dem Untergange der Armada — diesem Anfange des Endes der habsburgisch-spanisch-katholischen Übermacht im Westen — war eben ein Menschenalter verflossen, als sich in der Mitte Europas ein Ereignis vorbereitete, dessen glücklicher Verlauf zur definitiven Zertrümmerung der in ihrer Verbindung mit Rom und den Jesuiten doch noch immer großen deutsch-habsburgischen Machtreste, damit aber auch zur gewaltigen Umgestaltung Europas in politischer und kirchlicher Beziehung hätte führen müssen, dessen unglücklicher Verlauf dagegen einen neuen, wie es schien: dauernden Aufschwung der katholischen und habsburgischen Macht, damit aber den schrecklichen Weltkrieg und mit diesem Deutschlands Zerfetzung, Verwüstung und Ohnmacht auf Jahrhunderte hinaus zur Folge hatte.

Ich folge in nachstehendem vor allem den Darstellungen Rankes („Die römischen Päpste") und — soweit das eben möglich ist — Villermonts Werk über Tilly.

Bis zu den Zeiten der letzten Sitzungen des tridentinischen Konzils waren die protestantischen Meinungen diesseit der Alpen und Pyrenäen unaufhaltsam vorgedrungen: weit und breit, über germanische, slawische und romanische Nationen erstreckte sich ihre Herrschaft. Auch den ungarischen Reichstag vermochte Ferdinand I. (1556—1564) niemals zu Beschlüssen zu bringen, die dem Protestantismus ungünstig gewesen wären: im Jahre 1554 ward ein Lutheraner zum Palatin des Reiches gewählt; selbst dem helvetischen Bekenntnis im Erlauer Thale mußten bald darauf Vergünstigungen zugestanden werden. In Deutschland beherrschte der Protestantismus nicht nur den

Norden, wo er entsprungen war, und jene Gebiete des Südens, wo er sich immer gehalten hat; noch viel weiter hatte er um sich gegriffen. In Franken setzten sich ihm die Bistümer vergebens entgegen; in Bayern hatte die große Mehrheit des Adels die protestantischen Lehren ergriffen, ein guter Teil der Städte neigte sich entschieden dahin. Noch viel weiter aber war es in Österreich gekommen: der Adel studierte in Wittenberg; alle Landeskollegien waren mit Protestanten erfüllt; man wollte rechnen, daß vielleicht nur noch der dreißigste Teil der Einwohner katholisch geblieben sei; schrittweise bildete sich eine landständische Verfassung aus, welche auf dem Prinzip des Protestantismus beruhte. Auch die Erzbischöfe von Salzburg hatten ihr Land nicht bei der alten Kirchenlehre behaupten können. Am Rhein hatte der Adel die neue Lehre früh angenommen; schon gab es auch in den Städten allenthalben eine protestantische Partei: häufig, in wiederholten Petitionen, regte sie sich in Köln; in Trier war sie bereits so mächtig, daß sie sich einen Prediger aus Genf kommen ließ und ihn dem Kurfürsten zum Trotz behauptete; in Aachen strebte sie geradezu nach der Oberherrschaft; auch die Mainzer trugen kein Bedenken, ihre Kinder in die protestantischen Schulen z. B. nach Nürnberg zu schicken. Selbst in Westfalen stand es wie anderwärts. Genug, in ganz Deutschland hatte der Protestantismus ein unzweifelhaftes Übergewicht: der Adel war ihm von allem Anfang zugethan, der Beamtenstand war in der neuen Lehre erzogen, das gemeine Volk wollte von gewissen Artikeln z. B. dem Fegefeuer, gewissen Zeremonieen z. B. den Wallfahrten nichts mehr hören, kein Kloster war mehr imstande sich zu halten, niemand wagte sich mehr mit Heiligenreliquieen hervor. Man rechnete im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Teil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben. Zwar verordnete der Religionsfriede, daß ein geistlicher Fürst Amt und Einkommen verlieren solle, wenn er den alten Glauben verlasse; aber man meinte, daß dadurch ein evangelisch gewordenes Kapitel keineswegs gehindert werde, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen — genug, wenn man die Stifter nur nicht erblich mache. Und nicht minder setzten sich die Einziehungen geistlicher Güter fort. Dazu kam nun, daß dem Katholizismus selbst für die Zukunft wenig Aussicht übrig blieb. Denn in den Lehranstalten, namentlich auf den Universitäten, hatte die protestantische Meinung obgesiegt; ausdrücklich in der Absicht, ihr Widerstand zu leisten, errichtete der Kardinal Truchseß eine neue Universität in seiner Stadt Dillingen: einige Jahre blühte sie durch ein paar ausgezeichnete spanische Theologen, sobald sich diese wieder entfernten, fand sich in Deutschland kein katholischer Gelehrter, um sie zu ersetzen; es drangen auch hier die Protestanten ein. In der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich und Großbritannien breitete sich die calvinistische Auffassungsweise in noch entschiedenerem Gegensatze gegen die römischen Lehren aus. Bis in die entferntesten, vergessensten Winkel Europas erstreckte

die protestantische Idee ihre belebende Kraft. Bei weitem die Mehrzahl der höheren Klassen, der an dem öffentlichen Leben teilnehmenden Geister hatte sie ergriffen; ganze Nationen hingen ihr enthusiastisch an; sie hatte die Staaten umgebildet.

Eine lange Zeit daher hatten sich Papsttum und Katholizismus gegen diese Fortschritte zwar abwehrend, aber doch leidend verhalten und sie sich im ganzen gefallen lassen müssen. Jetzt aber nahmen die Dinge eine andere Gestalt an. Es gelang dem Katholizismus, von neuem eine lebendige Kraft in sich zu erzeugen, das Dogma im Geiste des Jahrhunderts zu regenerieren, eine Reform ins Leben zu rufen, welche den Forderungen der Zeitgenossen im allgemeinen entsprach. Die religiösen Tendenzen, welche in dem südlichen Europa vorhanden waren, ließ er nicht auch zu Feindseligkeiten erwachsen: er nahm sie in sich auf und beherrschte sie; so vereinigte er seine Kräfte. Der protestantische Geist hatte bisher allein den Schauplatz der Welt mit Erfolgen erfüllt, die Gemüter an sich gerissen; jetzt trat ein durchaus entgegengesetzter Geist mit ihm in die Schranken, der sich nun auch seinerseits die Gemüter zu eigen zu machen, sie zur Thätigkeit zu entflammen verstand. Zuerst bemächtigte sich das restaurierte katholische System der beiden südlichen Halbinseln. Es vermochte dies nicht ohne außerordentliche Strenge; der spanischen Inquisition trat die erneuerte römische zurseite; alle Regungen des Protestantismus wurden gewaltsam erdrückt. Zugleich aber waren die Richtungen des innern Lebens, welche der erneuerte Katholizismus vorzugsweise ansprach und fesselte, in jenen Ländern besonders mächtig. Auch die Fürsten schlossen sich dem Interesse der Kirche an; besonders war es wichtig, daß sich der mächtigste von allen, Philipp II., so entschieden an das Papsttum hielt. Schon dadurch, daß er die Niederlande beherrschte, bekam das südliche System einen unmittelbaren Einfluß auf das gesamte Europa; aber außerdem war doch in den übrigen Reichen noch lange nicht alles verloren. Noch hielten sich der Kaiser, die Könige von Frankreich und Polen, die Herzöge von Bayern zu der katholischen Kirche; noch gab es allenthalben geistliche Fürsten, deren erkalteter Eifer aufs neue belebt werden konnte; noch war auch der Protestantismus an vielen Orten nicht in die Masse der Bevölkerung eingedrungen. Die Mehrzahl des Landvolkes in Frankreich, wohl auch in Ungarn und Polen, hielt sich noch katholisch; Paris, welches schon damals einen großen Einfluß auf die anderen französischen Städte ausübte, war von der Neuerung nicht fortgerissen worden. In England war ein guter Teil des Adels und der Gemeinen, in Irland die gesamte alt-irische Nation katholisch geblieben. In die Tiroler, die Schweizer Alpen hatte der Protestantismus keinen Zugang gefunden. Auch in dem bayrischen Landvolke mochte er noch nicht viele Fortschritte gemacht haben. Und jetzt nahm das Papsttum wieder eine Stellung ein, in der es diese Beharrlichkeit, dieses unerschütterliche

Festhalten des Hergebrachten unauflöslich an sich knüpfen und sich aller dieser Hinneigungen aufs neue bemächtigen konnte. Obwohl es auch an sich Umwandlungen erfahren, so kam ihm doch der unschätzbare Vorteil zugute, die Äußerlichkeiten der Vergangenheit, die Gewohnheit des Gehorsams für sich zu haben. Es war den Päpsten gelungen, in dem glücklich beendigten Konzil ihre Autorität, deren Verminderung beabsichtigt war, sogar zu vermehren und sich einen verstärkten Einfluß auf die Landeskirche zu verschaffen. Überdies ließen sie von jener weltlichen Politik ab, durch die sie bisher Italien und Europa in Verwirrung gesetzt. Dergestalt stark in sich selbst, gewaltig durch mächtige Anhänger und eine mit ihnen verbündete Idee, gingen die Päpste von der Verteidigung zum Angriff über. Damit eröffnet sich ein unermeßlicher Schauplatz. An vielen Orten zugleich tritt die Unternehmung hervor. Die geistliche Thätigkeit ist auf das genaueste mit politischen Antrieben verbunden; es treten weltumfassende Kombinationen ein, unter deren Einflusse die Eroberung gelingt oder mißlingt; die großen Wendungen der Weltereignisse fallen oft mit den Erfolgen des geistlichen Kampfes unmittelbar zusammen.

Vorzüglich in Deutschland, wo das Papsttum zuerst seine großen Verluste erlitten, wurde jetzt auch der Kampf der beiden Prinzipien ausgefochten. Vor allem leistete hier die zugleich weltkluge und religionseifrige, mit dem Sinne des modernen Katholizismus durchdrungene Gesellschaft der Jesuiten der römischen Kirche gute Dienste. Ferdinand erbat von Loyola etliche Mitglieder, um dem jüngern Geschlechte gelehrte und fromme Katholiken zu Lehrern zu geben und dadurch die fallende Kirchenlehre in Deutschland aufrecht zu erhalten; im Jahre 1551 langten dreizehn Jesuiten in Wien an, die Ferdinand bald mit der Universität vereinigte und denen er sogar die Visitation derselben übertrug. Bald darnach kamen sie in Köln empor, faßten sie in Ingolstadt festen Fuß. Von diesen Metropolen nun breiteten sich die Jesuiten nach allen Seiten hin aus: von Wien zunächst über die österreichischen Länder; Ferdinand I. brachte sie bereits 1556 nach Prag und gründete ihnen daselbst ein Pädagogium, vorzüglich für die adelige Jugend; 1561 entstand das Jesuitenkollegium in Tyrnau (Ungarn); Olmütz und Brünn öffneten sich gleichfalls. Von Köln verbreitete sich die Gesellschaft über das gesamte Rheinland, nach Trier, Mainz, Aschaffenburg, Speyer, Würzburg. Innsbruck, München, Augsburg, Dillingen waren gleichfalls Hauptsitze. Schon 1561 konnte der päpstliche Nuntius versichern, daß die Jesuiten „viele Seelen gewinnen und dem heiligen Stuhle einen großen Dienst leisten“. Vor allem arbeiteten sie auf den Universitäten. Sie hatten den Ehrgeiz, mit dem Rufe der protestantischen zu wetteifern: sie lasen mit dem größten Fleiße, auch während der Ferien; führten die Disputierübungen wieder ein, ohne welche (wie sie sagten) aller Unterricht tot sei; die Disputationen, welche sie öffentlich anstellten, waren anständig, gesittet, inhaltsreich, die glänzendsten, welche

man jemals erlebt hatte. Nicht mindern Fleiß widmeten die Jesuiten der Leitung der lateinischen Schulen. Es war einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Lainez, daß man die unteren Grammatikalklassen gut besetzen müsse. Auf den ersten Eindruck, den der Mensch empfange, komme doch für sein gesamtes Leben das meiste an. Es gelang den Jesuiten hiermit zur Verwunderung. Man fand, daß die Jugend bei ihnen in einem Halbjahre mehr lerne als bei anderen binnen zwei Jahren; selbst Protestanten riefen ihre Kinder von entfernten Gymnasien zurück und übergaben sie den Jesuiten. — Es folgten Armenschule, Kinderlehre, Katechisation. Bald unterschieden sich auch in Wien die Kinder, welche die Schulen der Jesuiten besuchten, dadurch, daß sie an den Fasttagen die verbotenen Speisen standhaft verschmähten, von denen ihre Eltern ohne Skrupel genossen. In Köln ward es wieder eine Ehre, den Rosenkranz zu tragen. In Trier begann man Reliquieen zu verehren, mit denen sich seit vielen Jahren kein Mensch mehr hervorgewagt hatte. Schon 1560 pilgerte die ingolstädtische Jugend aus der jesuitischen Schule paarweise nach Eichstädt, um bei der Firmelung „mit dem Tau“ gestärkt zu werden, „der aus dem Grabe der heiligen Walpurgis träufele“, — eine Gesinnung, die, in den Schulen gegründet, durch Predigt und Beichte über die gesamte Bevölkerung ausgebreitet wurde.

Was in Deutschland — nicht minder auch in anderen Ländern — geschah, ist ein Fall, wie er vielleicht in der Weltgeschichte niemals wieder auf eine ähnliche Weise vorgekommen ist. Wenn eine neue geistige Bewegung die Menschen ergriffen hat, ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideeen geschehen. Hier ward die Wirkung vollbracht ohne große geistige Produktion. Die Jesuiten mochten gelehrt und auf ihre Art fromm sein; aber niemand wird sagen, daß ihre Wissenschaft auf einem freien Schwunge des Geistes beruhe, daß ihre Frömmigkeit von der Tiefe eines einfachen Gemüts ausgegangen sei. Sie sind gelehrt genug, um Ruf zu haben, Zutrauen zu erwecken, Schüler zu bilden und festzuhalten; weiter streben sie nicht. Ihre Frömmigkeit hält sie nicht allein von sittlichem Tadel frei; sie ist positiv auffallend und um so unzweifelhafter; dies ist ihnen genug. In freien, unbeschränkten, unbetretenen Bahnen bewegt sich weder ihre Pietät noch ihre Lehre. Doch hat sie etwas, was sie vorzugsweise unterscheidet: strenge Methode. Es ist alles berechnet, denn es hat alles seinen Zweck. Eine solche Vereinigung von hinreichender Wissenschaft und unermüdlichem Eifer, von Studieen und Überredung, Pomp und Kasteiung, von Ausbreitung über die Welt und Einheit der leitenden Gesichtspunkte ist auch weder früher noch später vorhanden gewesen. Sie waren fleißig und phantastisch, weltklug und voll Enthusiasmus; anständige Leute, denen man sich gern näherte; ohne persönliches Interesse: einer beförderte den andern. Kein Wunder, wenn es ihnen gelang. Die päpstliche Theologie war in Deutschland so gut wie unter-

gegangen. Die Jesuiten erschienen, um sie herzustellen; es waren Spanier, Italiener, Niederländer: eine neue Einwirkung des romanischen Europa auf das germanische. Auf deutschem Boden, in unserer Heimat besiegten sie uns und entrissen uns einen Teil unseres Vaterlandes. Ohne Zweifel kam dies auch daher, daß die deutschen Theologen — die lutherischen und reformierten — sich weder unter sich selbst verständigt hatten, noch großgesinnt genug waren, die minder wesentlichen Widersprüche an einander zu dulden; die Extreme der Meinungen waren ergriffen worden; man befehdete sich mit rücksichtsloser Wildheit, so daß man die noch nicht vollkommen Überzeugten irremachte und damit den Jesuiten den Weg bahnte, welche mit einer klug angelegten, bis in das einzelste ausgebildeten, keinen Zweifel übrig lassenden Doktrin nun auch ihrerseits die Gemüter bezwangen.

Bei alledem liegt doch auch am Tage, daß es den Jesuiten nicht so leicht hätte gelingen können ohne die Hülfe des weltlichen Armes. Zwar schien es als suche der Kaiser Ferdinand I. den kirchlichen Frieden zu erhalten, aber nur weil er fortwährend mit den Türken zu kämpfen hatte, denen er sogar Tribut zahlen mußte. Sein Sohn Maximilian II. (1564—1576) war anfangs dem Protestantismus sogar zugeneigt und duldsam gegen dessen Ausbreitung in Deutsch-Österreich, in den kirchlichen Gegensätzen allezeit von milder Gesinnung. Aber die Summe des Religionsfriedens von 1555 war auch eine neue Erweiterung der Landeshoheit. Die Landschaften bekamen auch in Hinsicht der Religion einen hohen Grad von Autonomie. Auf die Überzeugung des Landesfürsten, auf das Einverständnis desselben mit seinen Landständen kam es seitdem allein an, welche kirchliche Stellung ein Land einnehmen sollte. Es war dies eine Bestimmung, welche zum Vorteil des Protestantismus erfunden zu sein schien, die aber eigentlich nur dem Katholizismus förderlich geworden ist. Zuerst geschah dies in Bayern: der Papst machte den Herzog nicht allein aufmerksam, daß ihm jedes religiöse Zugeständnis den Gehorsam seiner Unterthanen schmälern werde; er gab seiner Ermahnung auch durch Gnadenbezeigungen Nachdruck: er überließ ihm einen Zehnten von den Gütern seiner Geistlichkeit; indem er ihn hiedurch von den Bewilligungen der Stände unabhängiger machte, zeigte er ihm zugleich, welchen Vorteil er von der Verbindung mit der römischen Kirche zu erwarten habe. In kurzem gab es keinen entschiedener katholischen Fürsten in Deutschland, als den bayrischen; auf das ernstlichste ging er daran, auch sein Land wieder völlig katholisch zu machen. Wenn das protestantische Fürstentum im Laufe der Reformation kirchliche Attribute an sich gebracht hatte, so gelang nunmehr das nämliche unter Billigung des Papstes dem katholischen. So ging es in den weltlichen Gebieten; eine ähnliche Bewegung erhob sich auch in den geistlichen und der Papst säumte nicht, die verstärkte Gewalt über das Bistum, die aus den tridentinischen Anordnungen entsprang, auch in Deutschland

geltend zu machen. Alles in allem: in vielen Territorien des deutschen Reiches, welche wie es schien sich dauernd dem Protestantismus ergeben hatten, wurde er wieder getilgt: die größten Veränderungen geschahen ohne alles Geräusch, ohne daß man sie auch nur in den Geschichtsbüchern aufzeichnete, gleich als könnte es nicht anders sein.

Schon schritt die Gegenreformation in Frankreich und den Niederlanden zu gewaltthätigen Mitteln. Dazu lockten allmählich auch die seit dem Tode Maximilians II. etwas geänderten Verhältnisse in Deutschland, wo Rudolf II. (1576—1612), ein kraftloser, stubengelehrter, in Spanien erzogener und an jesuitische Führung gewohnter Fürst, die Kaiserkrone empfing. Bereits gab es beinahe kein geistliches Gebiet, dessen Herr nicht den Versuch gemacht hätte, das katholische Prinzip wieder zur Herrschaft zu erheben. Der Protestantismus, der sich auch noch fühlte, aber dem geschlossenen Angriff trostlose Zersplitterung entgegengesetzt hatte, antwortete mit dem weitaussehenden Beginnen, das geistliche Fürstentum selbst an sich zu bringen. Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß, hatte sich von allem Anfang an den Prinzen von Oranien gehalten; seine vornehmsten Räte waren Calvinisten; er that manches, was seine Absicht beweisen kann, das geistliche Kurfürstentum in ein weltliches zu verwandeln. Die benachbarten Stifter in Westfalen und Niedersachsen waren bereits unmittelbar in protestantische Hände geraten; auf Bischofsitzen sah man Lutheraner. Die Lockung war groß genug. So entschloß sich Truchseß im November 1582, sich zur reformierten Lehre zu bekennen und eine Frau zu nehmen, ohne doch darüber sein Stift aufgeben zu wollen. Der größere Teil des Adels war für ihn, das ganze Herzogtum Westfalen, alle Evangelischen; um die Stadt Köln, das Kapitel und das Erzstift, die sich ihm widersetzten, zu bezwingen, erschien Casimir von der Pfalz mit nicht unbedeutender Mannschaft im Felde. Nun nahmen die katholischen Mächte alle ihre Kraft zusammen: der Papst setzte ihn ab, ein Herzog von Bayern erhielt das Erzbistum, ein nicht ohne Subsidien des Papstes zusammengebrachtes deutsch-katholisches Heer erschien im Felde; der Kaiser bedrohte Casimir mit Acht und Aberacht; spanische Hülfstruppen eilten aus den Niederlanden herbei. Truchseß erlag und flüchtete zum Prinzen von Oranien. Die Folge war eine vollkommene Befestigung des Katholizismus in dem Lande. Der ganze Nordwesten Deutschlands wurde davon berührt. In Paderborn und Münster zogen nun ebenfalls Jesuiten ein. Das Kölner Ereignis schlug seine Wellen bis Würzburg und Bamberg, die Gegenreformation siegte auch in Steiermark und Salzburg.

Wie in geistlichen und weltlichen Fürstentümern, so ging es, wenn es irgend möglich war, auch in den Städten: in Gmünden, in Biberach, in Köln und Aachen, in Augsburg, Regensburg — es war eine unermeßliche Reaktion. Wie der Protestantismus vorgedrungen, so ward er jetzt zurückgeworfen.

Predigt und Lehre wirkten auch hierbei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und die offene Gewalt. In Scharen wandten sich deutsche Flüchtlinge, vom westlichen und südlichen Deutschland verdrängt, nach dem nördlichen und östlichen. So wichen auch die belgischen nach Holland. Es war ein großer katholischer Sieg, der sich von Land zu Land wälzte. Mit dem wachsenden Eifer verdoppelte sich der Eifer der Kurie. Den Adel zu gewinnen, den höhern Bürger- und Beamtenstand im römischen Interesse zu erziehen, die Jugend in diesem Sinne zu unterweisen, den alten Einfluß auf die Stifter wiederherzustellen, obwohl sie protestantisch geworden, bei dem Kammergerichte das Übergewicht wieder zu erlangen, mächtige Reichsfürsten zu bekehren, die vorherrschende katholische Macht (Spanien) in die deutschen Verhältnisse zu verflechten: so viel Entwürfe faßte man auf einmal.

Indem diese große Bewegung Deutschland und die Niederlande erfüllte, ergriff sie auch Frankreich mit unwiderstehlicher Gewalt; in der Schweiz, in England ging das Papsttum ebenfalls vor; selbst auf Schweden und Rußland richteten sich seine hoffenden Blicke. Doch blieb Deutschland die Hauptsache: es kam 1598 zur Ächtung der großenteils protestantischen Reichsstadt Aachen und zur Vertreibung aller dortigen Protestanten; im selben Jahr konnte der fanatische Jesuitenzögling Erzherzog Ferdinand sein Dekret erlassen, durch welches er die Entfernung aller lutherischen Prädikanten in Graz binnen vierzehn Tagen gebot: mit größter Härte führte er die Gegenreformation dann in ganz Steiermark, in Kärnten, in Krain durch. Dafür erlebte man die Genugthuung, daß man i. J. 1603 über 40 000 Kommunikanten mehr zählte als früher. Und sogleich entwickelte das nun eine weitere Wirkung auf alle österreichischen Gebiete; von hier aus auf Deutschland. Schon fühlten sich die katholischen Bestrebungen so stark, daß sie auch die Reichsangelegenheiten zu ergreifen, die bisher behaupteten Rechte des protestantischen Teiles zu gefährden anfingen; die Reichsgerichte kamen in katholische Hände, der Reichshofrat erließ keinen definitiven Urteilsspruch, ohne ihn vorher dem Kaiser und dem geheimen Rate mitzuteilen, die ihn selten ohne Abänderungen zurückschickten. Auf allen Seiten hörte man klagen über die parteiischen Urtel, die gewaltsamen Exekutionen, als bei der Sache von Donauwörth die allgemeine Gefahr hervortrat, die von diesem Punkte aus drohte: daß ein katholischer Abt in dieser protestantischen Stadt, der seine Prozessionen öffentlicher und feierlicher halten wollte als herkömmlich, hiebei von dem Pöbel gestört und beschimpft worden, genügte dem Reichshofrat, um die Stadt selbst mit einem weitaussehenden Prozeß, Mandaten, Zitationen, Kommissariaten, heimzusuchen und endlich die Acht über sie auszusprechen. Ein benachbarter strengkatholischer Fürst, Maximilian von Bayern, bekam den Auftrag, sie zu vollstrecken. Er begnügte sich nicht, Donauwörth zu besetzen; auf der Stelle berief er Jesuiten, erlaubte nur noch den katholischen Gottesdienst und schritt

in gewohnter Weise zur Gegenreformation (1608). Maximilian selbst sah diese Sache in dem Lichte ihrer allgemeinen Bedeutung. Er schrieb dem Papste, wie an einem Prüfstein könne man daran die Abnahme des Ansehens der Protestanten erkennen. Allein er täuschte sich, wenn er glaubte, sie würden es sich gefallen lassen. Sie sahen sehr wohl, was sie zu erwarten hatten, wenn es so fortging. Schon erkühnten sich die Jesuiten, die Verbindlichkeit des Religionsfriedens zu leugnen: er habe imgrunde gar nicht geschlossen werden können ohne die Bestimmung des Papstes; auf keinen Fall sei er länger als bis zum tridentinischen Konzil gültig gewesen. Wenigstens müßten alle seit dem Abschluß desselben von den Protestanten eingezogenen Güter wieder herausgegeben werden. Auf die protestantischen Erklärungen seiner Worte nahm man keine Rücksicht. Wie nun, wenn diese Ansichten, wie es ja schon zu geschehen anfing, von den höchsten Reichsgerichten anerkannt, Urtel danach ausgesprochen und zur Vollstreckung gebracht wurden?

Als der Reichstag im Jahre 1608 zu Regensburg zusammenkam, wollten die Protestanten zu keiner Beratung schreiten, ehe ihnen nicht der Religionsfriede schlechthin bestätigt worden, sie also vor habsburgischen Plänen sicher wären; Sachsen, das sich sonst immer auf die kaiserliche Seite neigte, forderte selbst eine pragmatische Sanktion, durch welche den Jesuiten verboten würde, wider denselben zu schreiben. Aber eifrig hielten die Katholiken zusammen: der Bischof von Regensburg hatte ein Rundschreiben erlassen „steif und fest wie eine Mauer zusammenzustehen“, nur nicht zu temporisieren: jetzt habe man nichts zu fürchten; an stattlichen, hochlöblichen Fürstenhäusern besitze man grundfeste eifrige Defensoren. Bei solchem Zwiespalt war nicht daran zu denken, daß irgend ein einmütiger Beschluß gefaßt oder dem Kaiser die Türkenhülfe, die er wünschte und bedurfte, bewilligt worden wäre. Es scheint doch, als habe dies auf den Kaiser einen Eindruck gemacht, als sei man am Hofe einmal entschlossen gewesen, dem Begehren der Protestanten unumwunden zu willfahren. Aber Erzherzog Ferdinand und ein Augustiner hintertrieben die Bekanntmachung einer Konzession, welche die Protestanten wahrscheinlich befriedigt haben würde. Was Ferdinand, der Stellvertreter des Kaisers, dafür bot, konnten die Protestanten nicht annehmen: sie verließen den Reichstag; sechs Reichsfürsten schlossen unter der Leitung des reformierten Friedrich IV. von der Pfalz zu Ahausen ein Bündnis: die Union. Sie verpflichteten sich, einander auf jede andere Weise und auch mit den Waffen beizustehen, besonders in Hinsicht der auf dem letzten Reichstage vorgetragenen Beschwerden. Sie setzten sich sogleich in eine Kriegsverfassung; jedes Mitglied nahm es über sich, einen oder den andern seiner Nachbarn in den Bund zu ziehen. Ihr Sinn war, da die Lage der Dinge, wie sie im Reiche bestand, ihnen keine Sicherheit gewährte, sich diese selbst zu verschaffen, sich selbst zu helfen.

Eine Neuerung von der umfassendsten Bedeutung, um so mehr, da in den kaiserlichen Erblanden ein Ereignis eintrat, das ihr sehr wohl entsprach. Aus mancherlei Gründen nämlich war der Kaiser mit seinem Bruder Matthias zerfallen; die in ihrer Freiheit und ihrer Religion bedrängten österreichischen Stände sahen in diesem Zwiespalt eine Gelegenheit, beides zu behaupten, und traten auf die Seite des Erzherzogs. Rudolf mußte sich bequemen, seinem Bruder Ungarn, Österreich und Mähren abzutreten. Natürlich mußte dieser den Ständen die Dienste, die sie ihm geleistet, mit Konzessionen erwidern: die Freiheit der Religion wurde allen Ständen zugesichert. Auch die Böhmen hatten ihren Nutzen: gleich anfangs hatte sich Rudolf zu großen Zugeständnissen bequemen müssen, nur um seinem Bruder noch einigermaßen zu widerstehen; jetzt (1609) sah er sich genötigt, durch den sogenannten Majestätsbrief den drei weltlichen Ständen der Herren, Ritter und königlichen Städte mit ihren Unterthanen nicht nur Religionsfreiheit zuzugestehen, sondern ihnen auch die Gründung einer eigenen Behörde zu deren Verteidigung zu gestatten.

Wie so ganz anders standen nun plötzlich die deutschen, die erbländischen Angelegenheiten! Die Union breitete sich in Deutschland aus und wachte über jeden Angriff des Katholizismus, den sie gewaltig zurücktrieb. Ihre alten Ansprüche hatten die Stände der österreichischen Provinzen zu einer wohlgegründeten, verfassungsmäßigen Gewalt ausgebildet. Es war dabei ein nicht unbedeutender Unterschied. Im Reiche hatte der Katholizismus die Territorien der katholischen Fürsten wieder erfüllt; erst als er weiter ging, in die Reichssachen gewaltiger eingriff, die Existenz freier Stände gefährdete, fand er Widerspruch. In den Erblanden stellte sich ihm dagegen noch innerhalb der Territorialbefugnisse die Macht protestantischer Landsassen unüberwindlich entgegen. Im ganzen war es aber der nämliche Sinn. In Österreich sagte man sehr bezeichnend: man müsse ein Schwert mit dem andern in der Scheide halten. Denn auch die andere Partei setzte sich sogleich in kriegerische Verfassung. Am 11. Juli 1609 ward ein Bund (Liga) zwischen Maximilian von Bayern und sieben geistlichen Herren zu gemeinschaftlicher Verteidigung geschlossen, in dem der Herzog von Bayern eine außerordentliche Gewalt bekam. Bald gesellten sich die drei geistlichen Kurfürsten hinzu. Erzherzog Ferdinand wünschte aufgenommen zu werden; Spanien erklärte seinen Beifall; der Papst versprach, nichts zu unterlassen, was er für den Bund leisten könne. Und so stellten sich zwei feindselige Parteien einander gegenüber, beide gerüstet, jede immer voll Furcht, überrascht, angegriffen zu werden, keine vermögend, die Sache zu einer großen Entscheidung zu bringen. Es folgt, daß man in Deutschland keine Schwierigkeit mehr beseitigen, keine gemeinschaftliche Sache abthun kann. Schließlich kommt es zu keiner Beratung mehr: die Protestanten wollen sich dem Joche der Stimmen-

mehrheit nicht mehr unterwerfen. Die Spannung der beiden Heerlager wird gesteigert und zum Kampfe gefacht durch den Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit: Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg erheben Ansprüche; die Hausgesetze bestimmten Unteilbarkeit der Erblande, daher ergreifen Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg im Vertrage zu Dortmund (1609) mit Einwilligung der Stände gemeinsam Besitz; beide Erben sind protestantisch; Spanien, in den Niederlanden gerade frei geworden, die Liga, der Kaiser sind besonders aus religiösen Gründen nicht einverstanden; Erzherzog Leopold wird hingesandt, um die Territorien als erledigtes Reichslehen einzuziehen; er wird durch den spanischen General Spinola von den südlichen Niederlanden her unterstützt. Aber die Union verbündet sich in Schwäbisch-Hall (1610) mit Frankreich; dieses schickt Hülfstruppen, ebenso Moritz von Oranien und England. So wird die durch Leopold besetzte Festung Jülich wiedererobert. Es folgt ein Waffenstillstand zwischen Union und Liga. Da entzweit sich der Kurfürst von Brandenburg mit dem jungen Pfalzgrafen: jener tritt zur reformierten, dieser zur katholischen Kirche über (1613); sie bekriegen sich am Niederrhein, die unierten Niederlande unterstützen Brandenburg, Spanien hilft dem Pfalzgrafen; der Teilungsvertrag zu Xanten (1614) beendet den unglückseligen Kampf.

Mittlerweile hat ein abermals ausgebrochener Bruderzwist zwischen Rudolf und Matthias diesem auch die Krone Böhmens gebracht (1611). Rudolf stirbt als allgemein verlassener Schattenkaiser. Matthias (1612—1619), selbst kinderlos, verschafft seinem Vetter Erzherzog Ferdinand die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, trotz des Einspruchs der protestantischen Stände des erstern Landes. Die böhmische Opposition regt sich um so mehr — von Ferdinand kann man nichts gutes erwarten — und an ihre Spitze tritt Graf Thurn. In den so gehäuften Zündstoff fallen zwei unscheinbare Funken aus Braunau und Klostergrab: dort verbietet der Abt von Braunau, hier der Erzbischof von Prag den Fortbau der utraquistischen Kirchen, denn der Majestätsbrief verleihe bloß den drei weltlichen Ständen der Herren, Ritter und königlichen Städte, aber nicht den protestantischen Unterthanen geistlicher Stände Religionsfreiheit. Die protestantischen Stände berufen sich auf einen zwischen den katholischen und protestantischen Ständen am 9. Juli 1609 abgeschlossenen Vertrag, der durch jene Verbote gebrochen werde; aber ihre Vorstellungen beim Kaiser bleiben fruchtlos. Dazu kommt, daß Matthias im Jahre 1617 die Verwaltung von Böhmen zehn Statthaltern übertrug, von denen sieben katholisch waren; daß er den evangelischen Ständen ihre Versammlungen verwies und mit strenger Untersuchung und Strafe drohte. Da heißt es, die Statthalter hätten des Kaisers Befehl verfälscht. Die Unzufriedenen und Erregten dringen in das königliche Schloß zu Prag und werfen die Hauptmitglieder der Regentschaft: Martinitz, Slawata und Fabricius zum Fenster hinaus (23. Mai 1618). Damit bricht der auch ohnedies

kaum aufzuhaltende, schreckliche Sturm los, den man den dreißigjährigen Krieg nennt.

Die Aufständischen setzten eine Regierung von dreißig Direktoren ein, sammelten ein Kriegsheer, das sie dem Oberbefehl des Grafen Thurn unterstellten, und bald darauf durch den in böhmische Dienste getretenen Grafen Ernst von Mansfeld sowie durch ein geworbenes deutsches Hülfsheer verstärkten. Matthias, der unter dem Grafen Dampierre und Bucquoi ein Heer rüsten ließ, starb unter Verhandlungen um einen Waffenstillstand 1619. Sein Nachfolger, der bisherige Erzherzog Ferdinand, als Kaiser Ferdinand II. (1619—1637), welcher schon lange den Unwillen der Stände Österreichs gegen seine Verwaltung erregt hatte, sah sich nun nicht nur von diesen hart bedrängt, sondern wurde auch von den böhmischen Ständen als König nicht anerkannt: vor Wien selbst lagerte Thurn mit seinem Heere einige Zeit, während der mit Böhmen verbündete Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, aus Ungarn her drohte; die böhmischen Stände entschlossen sich, ihre Krone Friedrich V. von der Pfalz anzutragen.

In diesem Kurfürsten konzentrierten sich die Elemente des europäischen Protestantismus: seine Gemahlin war die Tochter des Königs von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim war Moritz von Oranien; nahe verwandt war ihm das Oberhaupt der französischen Hugenotten, der Herzog von Bouillon. Er selbst stand an der Spitze der deutschen Union. Ein ernster Fürst, der Selbstbeherrschung genug besaß, um sich von den schlechten Gewohnheiten freizuhalten, die damals an den deutschen Höfen herrschten, und sich vielmehr angelegen sein ließ, seine landesherrlichen Pflichten zu erfüllen, den Sitzungen seines geheimen Rats fleißig beizuwohnen, — etwas melancholisch, stolz, voll hoher Gedanken. Zu seines Vaters Zeit standen im Speisesaale auch Tische für Räte und Edelleute; er ließ sie alle wegschaffen: er speiste nur mit Fürsten und höchsten Personen. Man nährte an diesem Hofe ein lebhaftes Gefühl einer großen politischen Bestimmung; geflissentlich warf man sich in tausend weitaussehende Verbindungen; da so lange nicht ernstlich geschlagen worden, hatte man keinen deutlichen Begriff, was sich erreichen lasse, was die Zukunft bringen könne: den verwegensten Entwürfen gab man Raum. In dieser Stimmung war der Hof zu Heidelberg, als das böhmische Angebot kam. Einen Augenblick bedachte sich der Kurfürst. Es war doch unerhört, daß ein deutscher Fürst einem andern eine demselben rechtmäßig zufallende Krone entreißen wollte! Aber alle seine Freunde, Moritz, der den Stillstand mit den Spaniern nie gemocht, der Herzog von Bouillon, Christian von Anhalt, welcher das ganze Getriebe der europäischen Politik übersah und sich überzeugt hielt, es werde niemand den Mut und die Macht haben, sich dem vollzogenen Ereignisse zu widersetzen, seine vertrautesten Räte feuerten ihn an; die unermeßliche Aussicht, Ehrgeiz

und Religionseifer zugleich rissen ihn hin: er nahm die Krone an (August 1619). Welch einen Erfolg mußte es haben, wenn er sich behauptete! Die Macht des Hauses Österreich im östlichen Europa wäre gebrochen, der Fortgang des Katholizismus auf immer gehemmt gewesen. Und schon regten sich ihm allenthalben mächtige Sympathieen. In Frankreich erhob sich eine allgemeine Bewegung unter den Hugenotten; in Graubünden war die katholisch-spanische Partei wieder einmal unterdrückt, die protestantische zur Herrschaft emporgestiegen: sie empfing mit Vergnügen die Botschafter des neuen Königs von Böhmen und versprach ihm, die Pässe des Landes den Spaniern auf ewig verschlossen zu halten. Bemerken wir wohl, daß sich hiemit auch zugleich die republikanischen Tendenzen erhoben. Nicht allein behaupteten die böhmischen Stände ihrem gewählten Könige gegenüber eine natürliche Unabhängigkeit; in allen österreichischen Erblanden suchte man sie nachzuahmen; die deutschen Reichsstädte faßten neue Hoffnungen, und in der That ist die beste Geldhülfe, die Friedrich bei seinem Unternehmen empfing, von dieser Seite gekommen.

Allein eben darum, aus dem doppelten Gesichtspunkte der Religion und der Politik, nahmen sich nun auch die katholischen Fürsten mehr als je zusammen. Maximilian von Bayern und Ferdinand, der das Glück gehabt hatte, in diesem Augenblicke zum Kaiser ernannt zu werden, schlossen den engsten Bund; der König von Spanien rüstete sich zu nachdrücklicher Hülfeleistung; Papst Paul V. ließ sich zu sehr ansehnlichen Subsidienzahlungen bewegen. Wie die Winde in der stürmischen Jahreszeit plötzlich umschlagen, so trat der Strom des Glückes, des Vollbringens mit einem male auf die andere Seite. Den Katholiken gelang es, einen der mächtigsten protestantischen Fürsten, aber einen Lutheraner, dem jene von dem Calvinismus ausgegangene Bewegung von Herzen verhaßt war, den Kurfürsten von Sachsen, für sich zu gewinnen. Schon hierauf erhoben sie sich mit der gewissen Hoffnung des Sieges. Eine einzige Schlacht machte der Gewalt des pfälzischen Friedrich und allen seinen Entwürfen ein Ende.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Militärverhältnisse in Deutschland im Beginne des 17. Jahrhunderts. Ein Fürst, welcher einen Heeresmacht bedurfte, hatte zweierlei Wege, sie zu beschaffen: die unmittelbare Aushebung unter seinen Unterthanen, welche er ohne Bewilligung seiner Stände nicht vornehmen konnte, und die Anwerbung von Söldlingen. Die Aushebung bestand darin, eine gewisse Anzahl Männer zu den Waffen zu rufen, welche dann auf Kosten des Landes unterhalten wurden, und deren Dienstzeit entweder durch den Zweck der Aushebung oder durch im voraus festgestellte Bedingungen begrenzt war. Nach beendigtem Kriegszuge oder abgelaufener Dienstzeit kehrte der Kriegsmann in seine Heimat zu seinen gewohnten Arbeiten zurück. Diese Art der Rekrutierung, obgleich für den Fürsten

weniger kostspielig, hatte den Fehler, daß sie ihm Soldaten zuführte, welche im Waffenhandwerk unerfahren, wenig abgehärtet und noch weniger discipliniert waren; nur unwillig ertrugen sie den Dienst und waren deswegen unverlässig; daher die Notwendigkeit, Mietlinge zu werben. In diesem Falle wendete man sich an Offiziere von Ruf und Erfahrung, welche sich dann gegen einen bestimmten Gehalt und Zusicherung des Unterhalts verpflichteten, je nach Umständen ein Corps Reiterei oder Fußvolk anzuwerben. Es waren in der That Verdingungsgeschäfte, welche auf diese Weise mit Regimentern getrieben wurden. Ein Patent bestimmte die wechselseitigen Bedingungen, bezeichnete das Werbegebiet so wie die Sammelplätze. Der Oberst erteilte wiederum die Patente für die Hauptleute; diese unternahmen dann die Formation von Compagnien, und meistens waren diese nur die Vereinigung einer gewissen Anzahl von Sektionen, welche bei der Infanterie „Fahnen", bei der Cavallerie „Cornets" genannt wurden, und welche jede für sich nach vorausgegangener Übereinkunft zwischen Hauptleuten und Subalternoffizieren angeworben wurden. War die Bildung des Regiments vollständig, so wurde es durch einen Kommissarius des Fürsten in Augenschein genommen, der sich überzeugte, daß die durch die Patente vorgeschriebene Anzahl Leute sich auch wirklich wohlgerüstet und bewaffnet bei den Fahnen befanden, und daß alle dem Befehlshaber auferlegten Bedingungen erfüllt seien. Im Felde, wie außer demselben, fiel der Unterhalt des Regiments dem Obersten zu, welcher hiefür eine runde Summe erhielt; dieselbe wurde oder sollte von ihm nach einem nach Graden geregelten Tarife unter Offiziere und Soldaten verteilt werden. Hingegen sollten letztere alles bezahlen, dessen sie bedurften. Es ist leicht einzusehen, welche Mißbräuche aus diesem System entstanden. Die Offiziere bereicherten sich oft auf Kosten der Soldaten und letztere lebten dann wieder von Raub und Plünderung. Selten war es jedoch, daß die vom Staat bewilligte Summe pünktlich ausbezahlt wurde; dann geschah es, daß die Obersten sich ruinierten oder durch Erpressungen zu erhalten suchten, und daß es seitens der Soldaten zu Meutereien, Gewaltthätigkeiten, Plünderungen, Freveln aller Art kam, welche Städte und Dörfer zugrunde richteten und diese zügellosen Banden zur Geißel ihrer eigenen Fürsten machten. Zu dieser Zeit wurden die deutschen Mietsoldaten wie die Milizen nur für bestimmte Zwecke angeworben, und jedes Corps wurde nach Ablauf seiner Dienstzeit entlassen, um, wenn es notwendig war, im nächsten Jahre neu gebildet zu werden. Einige wurden, eine seltene Ausnahme, den Winter über in Kantonnierungen gelegt. Sie kosteten ihren Fürsten bedeutende Summen und übten in dem Lande, wo sie sich befanden, schreckliche Erpressungen aus. Man behielt sie auch nur in der äußersten Not, oder wenn es an Geld fehlte, ihren Sold auszuzahlen. Die Mannszucht war diesen Truppen unbekannt; gewohnt, beständig ihre Offiziere und ihren Aufenthalt

zu wechseln, auf Kosten des Freundes wie des Feindes zu leben, waren sie ganz sich selbst überlassen, um sich ihren täglichen Unterhalt zu verschaffen.

Ein Infanterieregiment bestand gewöhnlich aus 3000 Mann, welche in 10 Compagnien zu 300 Mann abgeteilt waren, wovon 150 mit Doppellöhnung und 150 Musketiere. Die Stärke eines Cavallerieregiments betrug 250 und stieg oft bis zu 1000 Pferden. Der Stab bestand aus einem Obersten, einem Oberstlieutenant mit allem zugehörigen Personale, als Kaplane, Schreiber, Profoßen; dann folgten die Hauptleute, welchen als Subalternoffiziere ein Lieutenant und mehrere Fähndrichs oder Cornets beigegeben waren. Jede Compagnie hatte oder sollte haben einen Kaplan, einen Wundarzt, einen Sekretär, einen Trommler und einen Pfeifer. Die Anzahl der unter den Fahnen weilenden Soldaten und der Zustand der Waffen wurde öfters von einem Kommissarius inspiziert, dessen Aufgabe es war, das Regiment zu überwachen, den Sold auszuzahlen und der Abdankung der Soldaten beizuwohnen. Es bestand wohl nur der Keim zu einem Militärkodex; die Willkür der Befehlshaber hatte freien Spielraum, und der Profoß war der Vollstrecker ihres Urteils.

Der Generalstab war im Minimum aus einem Oberbefehlshaber und einem Feldmarschall, einem General der Artillerie, zwei Generalmajoren gebildet, einer für die Infanterie, der andere für die Cavallerie, dann kam noch dazu ein Generalquartiermeister. Der Titel eines Oberbefehlshabers war meistens bloß eine Ehrensache; der Feldmarschall versah gewöhnlich die jenem zukommenden Funktionen. Der Generalmajor hatte die Oberaufsicht der Armee, die Polizei und den innern Dienst des Lagers. Der Generalquartiermeister hatte unter seinen Funktionen die Bezeichnung der Lagerplätze und Etappenstraßen, die Oberleitung des materiellen Teils der Armee, mit Ausnahme der Artillerie. Diese Titel bezeichneten weniger die Würden als die Funktionen eines jeden. Die Benennung General war wenig gebräuchlich, der Rang unbekannt; es geschah nicht selten, daß in einem Feldzuge ein Offizier als Generalmajor oder Generalquartiermeister diente, welcher im nächsten Jahre als einfacher Oberst an der Spitze seines Regiments wieder in das Heer eintrat.

Das Geschützwesen war sehr mangelhaft; es waren Kanonen von allen möglichen Kalibern im Gebrauch, welche von Soldaten bedient wurden, die man auf gut Glück aus verschiedenen Regimentern nahm, und welche (wie die übrigen) beim Ausgang eines jeden Feldzugs verabschiedet wurden. Es war noch kein Verhältnis zwischen der Anzahl und dem Kaliber der Geschütze und der Stärke des Corps, dem sie angehörten, festgestellt. Man betrachtete es als etwas außerordentliches, daß es bei der Belagerung von Komorn Geschütze gab, welche in einer Stunde dreißig ja selbst vierunddreißig mal feuerten. Von Genietruppen war nirgends eine Spur. Allein man war ernstlich darauf

bedacht, sich gute Ingenieure zu verschaffen, welche man aus Italien und vorzugsweise aus den Niederlanden verschrieb.

Die Versammlungszeichen waren die Fahnen für das Fußvolk, die Standarte für die Reiterei. Jedes Corps, jeder Bruchteil eines Corps hatte sein eigenes, nach der Laune des Befehlshabers verfertigtes Zeichen, und so waren sie meist mit sinnbildlichen Figuren oder rätselhaften Aufschriften versehen. Einer von Tillys Offizieren, ohne Zweifel irgend ein der hohen Schule durch den Krieg entrissener Jüngling, hatte auf seiner Fahne die beiden Planeten, Mars und Venus, abbilden lassen, mit der Inschrift: Arte et Marte. Wieder andere trugen ihre ritterliche Minne auf ihren Standarten zur Schau. Die Kroaten hatten als Sinnbild einen Wolf mit der rohen Inschrift: Ich dürste nach Beute. Inmitten dieser Unverschämtheiten, welche sich kriegerischer Pedantismus und militärische Großsprecherei erlaubten, da kein Gebrauch oder Geheiß sie einer nützlichen und einfachen Gleichmäßigkeit unterwarfen, glänzten die großen Schlachtstandarten der Generale. Im J. 1631 stellte die des Feldherrn Tilly einen zweiköpfigen Adler dar, welcher in seinen Klauen auf einer Seite eine Wage, auf der andern ein Schwert hielt mit der Inschrift: Pro Ecclesia et pro imperio. Zu derselben Epoche waren die hervorragendsten schwedischen Fahnen einfach mit dem schwedischen Wappen geziert; mit den Worten darunter: Gustavus Adolphus, rex, fidei Evangeliae defensor. Es war der Beginn der Rückkehr zu den gesunden und ernsten Ideeen, deren verehrtes Sinnbild die Fahne sein soll: allein in der ganzen, dieser Epoche vorhergehenden Periode des Krieges boten die militärischen Fahnen nur ein Gemengsel von sonderbaren, unzusammenhängenden und besonders grotesken Zeichen und Inschriften, welche mehr dazu angethan waren, die Geduld der Rätsellöser zu üben, als den Soldaten zum Sammelpunkt zu dienen.

Diese nur in unvollkommenen Anfängen vorhandene Organisation war, wie man sieht, voll von Mängeln und Lücken. Die Türkenkriege hatten deren Gefahren noch mehr zutagetreten lassen. Verschiedene Versuche waren gemacht worden, um dieselben zu beseitigen; allein da sie einzeln, ohne jenen allgemeinen Überblick, welcher mit den Einzelheiten auch deren wechselseitige Wirkung umfaßt, gemacht worden waren, so waren sie gemeiniglich gescheitert. Überdies war die finanzielle Organisation, diese unumgänglich notwendige Basis, mangelhaft. Wirklich befriedigende Resultate konnten nur durch einen Fürsten erzielt werden, welcher über hinlängliche Macht im eigenen Lande verfügte, um seine Befehle unbedingt befolgt zu sehen, der mit seinen Hülfsquellen haushälterisch genug war, um nicht zu Darlehen und anderen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen, wie andere deutsche Fürsten seiner Zeit, und der endlich Scharfblick genug besaß, um unter den militärischen Größen seiner Epoche jene herauszufinden, welche, ohne zu zerstören, mit Talent und Weisheit Reformen durchzuführen imstande waren.

Diese Erfordernisse waren in Maximilian von Bayern in hohem Grade vereinigt. Frühzeitig hatte er mit starker Hand seine Autorität herzustellen gewußt, er hatte Ordnung in das verschuldete Finanzwesen des Herzogtums gebracht, zu seiner Umgebung die zur Förderung seiner Plane geschicktesten Männer gewählt, und aus dem Auslande für die verschiedenen Zweige der Kriegskunst die erfahrensten Meister an sich gezogen. Kaum hatte er die Zügel der Regierung ergriffen (1597), als er sich an den Generalstatthalter der Niederlande wendete, um für einige Zeit zwei ausgezeichnete Ingenieure zu erhalten. Sein scharfer Blick verfolgte aufmerksam die verschiedenen militärischen Berühmtheiten, welche im Kriege hervorleuchteten, und, dem Verdienste immer auf der Spur, versäumte er keine Gelegenheit, dasselbe an sich zu fesseln. Im Jahre 1608 bewog er durch glänzende Anträge den berühmten belgischen Ingenieur Alexander de Groote mit Bewilligung der Erzherzoge in bayrische Dienste zu treten. Tillys wachsender Ruf hatte nicht verfehlt, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man kennt nicht genau den Zeitpunkt, wo Maximilian anfing mit Tilly in Verbindung zu treten, aber es ist wahrscheinlich, daß dies infolge der Versammlung der Liga zu Würzburg (8. Februar 1610) geschah, durch deren Beschluß der Herzog mit Bildung eines Generalstabs für die verbündete Armee betraut wurde. Tilly zählte damals bereits über 50 Jahre. In den Überlieferungen der spanischen Disziplin aufgewachsen, wendete er sie auch in seinem Heere an, und niemand, sagt ein Zeitgenosse, war unumschränkter als er. Aber er liebte seine Soldaten wie ein Vater, sorgte unaufhörlich für sie; ihre Bedürfnisse, Wünsche und Gedanken wurden die seinen, für sie wurde er zudringlich und wunderlich, sparte ihnen zuliebe weder Bitten noch Beschwerden, teilte ihre Mühsale und Entbehrungen, nahm sich ihre Not so zu Herzen, daß seine Gesundheit darüber Schaden litt, während hingegen ihr Wohlsein ihm mehr Freude verschaffte, als ihnen selbst. Dafür war er aber in der Armee auch außerordentlich beliebt. Die Soldaten nannten ihn ihren „Vater“ und gaben ihm den gemütlichen Spitznamen des „alten Hans“. Rasch in seinen Bewegungen, unermüdlich auf dem Marsche, besaß er, wie Fabius Cunctator, die Kunst des Abwartens, um den vorteilhaften Moment zu benutzen. Er überließ wenig dem Zufall, baute in seinen vorsichtigen Berechnungen viel auf die Erfahrung, und wenn seine Entscheidungen durch Überlegung gereift waren, wurden sie rasch und kräftig ausgeführt.

So der Mann, der 1610 in Maximilians Dienste getreten war. Er wurde sofort an die Spitze einer Kommission gestellt, deren Aufgabe es war, alle Fragen, welche auf die militärische Organisation der Liga Bezug hatten, zu erörtern, die nötigen Maßregeln anzuordnen und deren Vollzug zu überwachen. Die Aushebung des 30. und des 10. Mannes ergab 14 000 Mann, welche in Regimenter eingeteilt, gleichmäßig gekleidet und bewaffnet wurden.

Sie sollten den Kern zu einem stets kriegsbereiten Heere bilden, und waren der erste Versuch eines stehenden Heeres in Deutschland. Die übrige waffenfähige Mannschaft erhielt Waffen und wurde angehalten, sich an Sonn- und Feiertagen im Gebrauche derselben zu üben. Auf diese Weise erhielt man eine Reserve, welche immer die Lücken der regulären Armee auszufüllen imstande war. Der Adel rüstete 2000 Streiter aus. Die Zahl von 20 000 Streitern, welche von den Verbündeten auf einer Münchner Versammlung bestimmt worden war, wurde durch die Anwerbung fremder Regimenter vervollständigt.

Es illustriert den Charakter Maximilians, mit welcher Raschheit und Entschiedenheit, aber auch in welcher Richtung er die erste Gelegenheit ausnutzte, seine Kräfte zu erproben. Seit längerer Zeit schon war er in Streitigkeit mit dem Erzbischof von Salzburg, dessen Gebiet auf eine Strecke an das südliche Bayern grenzte. Dieser Kirchenfürst hatte bereits öfters den bayrischen Herzögen Feindseligkeiten bezeigt. Er hatte den Jesuiten seine Staaten verschlossen, weil dieselben vom Herzog Wilhelm empfohlen und unterstützt wurden. In den Versammlungen des Reichstags hatte er sich Maximilian feindlich gezeigt und später hartnäckig seinen Beitritt zur Liga verweigert, so lange nicht der Kaiser deren Oberhaupt wäre. Zu all diesen Beschwerden gesellte sich die noch weit ernstere, daß er durch allerlei Plackereien den Betrieb der in der Nähe seines Gebiets befindlichen bayrischen Salinen hinderte, welche eine der Haupteinnahmsquellen Maximilians bildeten. Dieser versuchte zuvor den Weg der Unterhandlung (durch Tilly); aber die Bemühungen blieben erfolglos, ja der Erzbischof besetzte Berchtesgaden, ein Städtchen, welches im Besitz des Kurfürsten von Köln und Hauptort eines wichtigen Salinendistriktes war, aus welchem Bayern große Vorräte bezog. Sogleich forderte Maximilian die Räumung von Berchtesgaden binnen zwei Tagen und die Unterzeichnung eines Vertrages bezüglich der Salinen. Da die Antwort nicht befriedigend ausfiel, brach Maximilian am 22. Oktober 1611 an der Spitze von 10 000 Mann in das salzburgische Gebiet. Der erschreckte Erzbischof verließ flüchtend seine Hauptstadt, indem er große Geldsummen und Kostbarkeiten mitnahm. Er wurde jedoch eingeholt und gefangen in die Feste Werfen gebracht; Maximilian hielt seinen siegreichen Einzug in Salzburg. Trotz der Vorwürfe seitens des Papstes und trotz der Verwendung seitens des Kaisers blieb der Erzbischof bis zu seinem Tode gefangen; Salzburg jedoch wurde geräumt.

Bei seinen organisatorischen Arbeiten hatte Tilly freilich mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Der Mangel an Pünktlichkeit, welchen die Mitglieder des Bündnisses bei Entrichtung ihrer Geldbeiträge und des sie treffenden Kriegsmaterials an den Tag legten, verzögerte beständig die Ausführung seiner Maßregeln. Der Langsamkeit folgten dann Reibungen, eine Folge der Eifer-

sucht, welche aus Anlaß der Direktion der Liga zwischen den Häusern Österreich und Bayern entstanden war. Maximilian, von einigen seiner Bundesgenossen im Stiche gelassen, und aufgebracht über die Schwierigkeiten, welche ihm die argwöhnische Rivalität des kaiserlichen Hofes in den Weg legte, gab seine Stellung als Oberhaupt der Liga auf, und seine Abdankung zog die Auflösung der Liga nach sich. Aber wennzwar beschränkter, so nunmehr auch freier in seiner Bewegung, bot Maximilian alles auf, seine Staaten auf einen achtunggebietenden militärischen Fuß zu setzen: zur rechten Zeit war er bereit, entscheidend einzugreifen.

Da kamen die Ereignisse in Böhmen. Auf der Rückreise von Frankfurt kam Kaiser Ferdinand nach München; auf frühere Bitten hatte der klugberechnende Herzog abschlägig geantwortet. Jetzt, da die Gefahr so riesengroß geworden, drangen alle katholischen Fürsten in Maximilian und beschworen ihn, die oberste Leitung der Liga wieder zu übernehmen. Der spanische Gesandte gab eine förmliche Zusicherung von Hülfe seitens der Höfe von Madrid und von Brüssel; der Kaiser verpflichtete sich, den pfälzischen Kurhut auf Maximilians Haupt zu setzen: es kam zum Vertrag, der dem Herzog die Verteidigung des habsburgischen Hauses zur Pflicht machte, seine Interessen aber vollständig gegen die Unkosten und Wechselfälle des Krieges sicherte.

Am 4. November 1619 hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Prag und beeilte sich, die Mittel zu finden, seinen Thron zu befestigen. Die Hauptstütze, auf die er rechnen zu können glaubte, war die evangelische Union; er berief ihre Mitglieder nach Nürnberg. Dort harrten seiner bittere Enttäuschungen. Keine Spur politischer Erkenntnis von der Tragweite und Bedeutung des neuen Königreiches! Dazu der Neid, der die letzte Spannkraft der Union brach! Die Fürsten beneideten Friedrich, der noch vor kurzem ihres gleichen gewesen; die Lutheraner sahen mit Ärger den Calvinismus in seiner Person triumphieren; die Reichsstädte beschwerten sich, daß ihr Geld nur dazu diene, fürstlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Weit entfernt, das geringste Opfer für Friedrich zu bringen, bewies ihm die Union viel Kälte und verweigerte jede Einmischung in die böhmischen Angelegenheiten. Alles, was der neue König erlangen konnte, war, daß sie seine pfälzischen Besitzungen gegen jeden Angriff von außen her zu schützen versprach.

Die Katholiken gingen dagegen mit einer Kraft zuwerke, welche deutlich zeigte, daß sie wußten, was auf dem Spiele stand. Sie vereinigten sich in Würzburg und stellten dort die Liga in aller Form wieder her. Die Versammlung beschloß die Mobilmachung von 21 000 Mann Infanterie und 4000 Pferden, besteuerte sich mit ungeheuren Summen und dekretierte in jedem Staate die Aufstellung bleibender Milizen, welche nach Art der bayrischen Reserven sich öfteren Übungen unterziehen mußten. Der Oberbefehl über die Armee mit unbeschränkter Vollmacht in betreff der militärischen Verwaltung

und der Beziehungen zu den fremden Mächten wurde Maximilian übertragen, welcher auch die Vollmacht erhielt, bei dem Papste, bei Spanien, Frankreich und allen katholischen Staaten die dringendsten Schritte zu thun, um dieselben für die Liga zu gewinnen. Die Stelle eines General-Lieutenants übertrug der Herzog an Tilly. Auch der Kaiser machte große Truppenaushebungen. Seit dem vergangenen Jahre hatte Wallenstein den Auftrag erhalten, ein Kürassierregiment zu 1000 Mann in den Niederlanden anzuwerben; überdies war er aber in Deutschland mit der Aufbringung eines Regiments zu 3000 Mann beschäftigt. Weitere Hülfe wurde von dem niederländischen Statthalter Erzherzog Albrecht erlangt, welcher auch alles aufbot, um die Sache des Katholizismus und Habsburgs zu unterstützen. Der Papst bewilligte starke Subsidien, der König von Polen versprach Truppen, der Kurfürst von Sachsen, durch die Aussicht auf die Lausitz gewonnen, ergriff mit Wärme die Sache des Kaisers und traf ansehnliche Vorbereitungen, um ihr mit Nachdruck beizustehen. Die Lage Ferdinands, welche noch vor kurzem hoffnungslos war, besserte sich nun zusehends; er hatte eben mit Bethlen Gabor einen Waffenstillstand geschlossen und vom König von Spanien verlangt, daß sich der Erzherzog Albrecht mit dem Herzog von Bayern ins Benehmen setzen durfte, auf daß der General Spinola in dem Augenblick, als die liguistische Armee gegen Böhmen rücke, mit einem spanischen Heere in die untere Pfalz einrücken könne. Maximilian setzte seine Truppen in Bewegung und vereinigte 30 000 Mann in der Umgegend von Donauwörth; den 10. Juni traf Tilly in Dillingen ein, wo er sein Hauptquartier nahm.

Bei der Nachricht von diesen militärischen Bewegungen schien die Union aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Ihr Generallieutenant, der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, vereinigte ein Corps von 13 000 Mann, mit welchem er eine beobachtende Stellung bei Ulm, und zwar so nahe dem liguistischen Lager bezog, daß die gegenseitigen Vorposten mit einander sprechen konnten. Zu gleicher Zeit marschierte der Markgraf Georg Friedrich von Baden mit 8000 Mann an den Rhein, um den Verstärkungen, welche, aus Lothringen und den spanischen Besitzungen kommend, sich mit dem bayrischen Lager vereinigen wollten, den Weg zu versperren. Der Kampf schien unvermeidlich, als unerwarteterweise in der Lage eine andere Wendung eintrat.

Die Mitglieder der Union hatten sich zwar in Ulm versammelt, allein sie brachten dorthin dieselbe Eifersucht, Kleinmütigkeit und Unentschlossenheit, welche die Thätigkeit der Versammlung in Nürnberg gelähmt hatten. Sie gaben ihren Verbündeten, den König von Böhmen, vollständig auf, nur zu gunsten der Pfalz machten sie schwache Einwendungen.

Während seiner Unterhandlungen mit der Union hatte der Herzog von Bayern mit Tilly den Plan des Feldzugs entworfen, welchen er gegen die

Böhmen zu eröffnen gedachte. Rücksichten von hoher Wichtigkeit bestimmten ihn aber, ins Oberösterreichische einzurücken, statt direkt in Böhmen einzudringen. Die Leichtigkeit der Kommunikationen für die Verpflegung seiner Armee, die Hoffnung, die Macht der Feinde zu teilen, indem man sie nach Süden lockte, während der Kurfürst von Sachsen den Norden Böhmens angreifen würde, die Nachbarschaft von Budweis und der kaiserlichen Armee (unter Bucquoi), endlich die Überzeugung, daß Oberösterreich der eigentliche revolutionäre Herd der Erbstaaten sei und daß ein dort geführter Schlag einen mächtigen Widerhall in den übrigen insurgierten Provinzen finden werde, dies waren die Hauptmotive seines Entschlusses und das Resultat zeigte die Weisheit desselben.

Da der Vertrag von Ulm ihm den Rücken sicherstellte, brach der Herzog auf und schlug seinen Marsch längs der Donau ein, während die unierte Armee nach der von Spinola bedrohten untern Pfalz marschierte. Er war von einem glänzenden Generalstab umgeben, welcher großenteils aus jungen Freiwilligen von hohem Adel bestand. Das geistliche Wohl der Armee war der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Die Sorge für dasselbe wurde hauptsächlich neun Jesuiten übergeben, zu welchen in Schärding der Vater Dominicus von Jesus Maria, Karmelitermönch von großem Ruf der Heiligkeit, kam, dessen Nähe im Lager das Vertrauen der Soldaten auf eigentümliche Weise steigerte, und welcher einen großen Einfluß auf den glücklichen Ausgang dieses Feldzugs übte. Beim ersten Lärm von der Annäherung Maximilians beeilten sich die oberösterreichischen Stände, Deputationen an den Herzog zu schicken, um ihn zu bitten, den Krieg nicht in ihr Land zu verpflanzen. Ihre Absicht war, Zeit zu gewinnen, um sich in Verteidigungsstand zu setzen, Maximilian aber gab ihnen den Bescheid, daß sie erst in Linz seine Absicht erfahren sollten. Er entsendete dann sogleich Lorenz Weser und den Hauptmann Reinach mit dem Auftrage, den Ständen mitzuteilen, daß sie sich unbedingt und einfach dem Kaiser zu unterwerfen, ihre Truppen zu verabschieden, die Festungen zu öffnen und auf ihre Konföderation mit den Böhmen zu verzichten hätten. Fünf Tage wurden ihnen zur Bedenkzeit bewilligt. In der Zwischenzeit wurde der Kriegsrat der Liga berufen, um darüber zu beraten, ab man erst nach Ablauf der gegebenen Frist die Grenze überschreiten oder sich sogleich der Pässe bemächtigen solle. Man entschloß sich für das letztere. Haßlang wurde mit 6000 Mann Infanterie und 2000 Mann Reiterei detachiert, um auf österreichischem Boden Stellung zu nehmen; Tilly folgte ihm unmittelbar mit zwei Infanterieregimentern und 1000 Kürassieren. Sie stießen auf keinen andern Widerstand als den einiger Haufen Bauern, welche leicht zerstreut wurden. Den 3. August nahm Tillys Corps Besitz von Linz und den 4. hielt Maximilian seinen Einzug daselbst. Nachdem ihm die Stände den Eid ohne Bedingung geleistet, verteilte er die beiden einzigen regulären Regimenter,

welche die Feinde in diesem Lande unterhielten, in seine Armee. Den 23. verließ er Linz mit Tilly und rückte gegen Freistadt, wo ihn Balthasar Maradas mit zwei spanischen Regimentern, welche von Mailand gekommen, erwartete. Dort hielt er sich einige Zeit auf, um das Artilleriematerial wiederherzustellen und erließ eine Proklamation an die böhmischen Stände, um sie aufzufordern, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Zu gleichem Zwecke schrieb er an den Kurfürsten von der Pfalz; allein wie es leicht vorherzusehen war, blieb dieser Aussöhnungsversuch erfolglos.

Unterdessen war die Lage Friedrichs und seiner Anhänger nichts weniger als befriedigend. Der Neid hatte sie einander gründlich entfremdet. Der selbstischen Eifersucht hatten sich religiöse Zwiste beigesellt. Friedrich war in Prag eingetroffen, umgeben von fremdem Einfluß. Die böhmischen Großen, welche sich geschmeichelt hatten, in seinem Namen zu regieren, verziehen ihm nicht, daß er sich mit Fremden umgab, denen er die wichtigsten militärischen Kommandos übertrug. Sie murrten über die Opfer, welche er von ihnen für den Krieg verlangte, und zeigten sich auch nicht geneigt, mit ihrer Person für ihn einzustehen. Die unbedeutendsten Fragen des Vorrangs dienten ihnen als Vorwand, sich zu entfernen. Mansfeld, unzufrieden damit, daß der Graf von Hohenlohe die Stelle eines Generalmajors erhalten hatte, weigerte sich, sich mit der Armee zu vereinigen, und verlangte selbständig zu operieren. Thurn und Hohenlohe beneideten den Prinzen von Anhalt und ermangelten nicht, seinen Plänen und Maßregeln entgegen zu arbeiten. Die Soldaten, welche schlecht bezahlt waren, hielten gar keine Mannszucht, plünderten Freund und Feind und brachten die Bevölkerung durch ihre Räubereien gegen die neue Regierung auf. Die Verbindung mit Bethlen Gabor brachte Friedrich in Mißkredit, da man ihn beschuldigte, die Hülfe der Türken zu suchen. Alle die großen Versprechungen des siebenbürgischen Fürsten beschränkten sich auf etliche tausend Ungarn, welche, weit entfernt, eine Stärke für das böhmische Heer zu sein, für dasselbe durch ihre Insubordination und ihre Streitigkeiten mit den Eingebornen eine Ursache der Auflösung wurden. Endlich fehlte in der Oberleitung Einigkeit, Entschlossenheit und planmäßiges Handeln. Das schmachvolle Aufgeben ihrer Sache durch die evangelische Union hatte ihren Hoffnungen einen tödlichen Stoß versetzt. Selbst auf ihre treuesten Verbündeten konnten sie nicht zählen, wie denn die Schlesier gezwungen waren, ihre Truppen unter dem Markgrafen von Jägerndorf zurückzurufen, um sich selbst gegen den Kurfürsten von Sachsen zu verteidigen. Dessenungeachtet war das Vertrauen Christians von Anhalt noch nicht zum Wanken gebracht worden. Während Mansfeld die böhmische Grenze bedrohte, hatte er sich mit 30 000 Mann dem liguistischen Heere genähert. Diese Macht war zu gering, einen Angriff zu wagen, allein er rechnete auf Hungersnot und auf die Strenge der Jahreszeit; ferner hoffte er durch Märsche und Gegenmärsche in einem

schwierigen, bergigen und verheerten Lande die Bayern zu erschöpfen, und beständig zurückweichend sie endlich mit leichter Mühe zu vernichten.

Maximilian und Tilly waren zu gewandt, um diese Taktik nicht zu durchblicken und zu vereiteln. Nach einer Scheinbewegung gegen die böhmische Grenze, welche die Feinde täuschen und sie nötigen sollte, ihre Kräfte aus Niederösterreich zu ziehen, kehrten sie plötzlich um und vereinigten sich den 8. September unweit Budweis mit der kaiserlichen Armee unter Bucquoy. Zu gleicher Zeit überschritt ein starkes Detachement die böhmische Grenze bei Furth, trieb Mansfeld vor sich her und warf ihn nach Pilsen zurück. Durch die Manöver der Bayern getäuscht, war Christian in die Falle gegangen; er versuchte nun, Maximilians Augenmerk von Prag weg auf Mähren zu lenken. Bucquoi, kein Mann für entscheidende Schläge, wollte ihm folgen; aber Maximilian und Tilly bestanden fest darauf, direkt nach Prag zu marschieren, auf daß dem Feinde keine Zeit bliebe, sich zu ermannen, und ihn so zur Schlacht zu nötigen. Fiel Prag, so war Böhmen erobert.

Ihr Rat entschied, und die beiden vereinigten Armeeen in der Stärke von etwa 50 000 Mann schlugen den Weg nach Budweis ein, wo sie am 11. September eintrafen. Dort stieß außer einem wallonischen Regiment unter einem Spanier auch das Kontingent des Bischofs von Würzburg in der Stärke von 3000 Mann zu ihnen. Den 15. verließen sie Budweis in zwei verschiedenen Richtungen. Die Bayern unter Tilly marschierten nach Wodnian, die kaiserlichen nach Prachaditz. Wodnian kapitulierte nach einem Schein von Verteidigung, und Prachaditz, durch Sturm genommen, büßte mit seinem Blute die hartnäckige Tapferkeit seiner Bewohner. Die beiden Armeeen vereinigten sich aufs neue unter den Mauern von Pisek, das sie belagerten. Die Besatzung, auf eine handvoll Soldaten zusammengeschmolzen, aber von einem tapfern und kühnen Offizier befehligt, verteidigte sich mit vielem Mute. Sie hoffte auf Entsatz durch den Prinzen von Anhalt. Da sich der Kommandant in seinen Erwartungen getäuscht sah, ließ er sich in Unterhandlungen ein; es wurden ihm drei Stunden bewilligt, um die Artikel der Kapitulation abzufassen. Während er mit Tilly verhandelte, näherten sich die Wallonen geräuschlos der Mauer, erstiegen sie mittels Leitern und begannen, von Kosaken unterstützt, zu plündern, wobei sie alles töteten, was ihnen in den Weg kam. Auf den Hülferuf der Einwohner eilten Maximilian, Tilly und Bucquoy mit dem Degen in der Faust herbei, um dem Unwesen zu steuern; aber die erhitzten Soldaten achteten nicht mehr auf die Befehle ihrer Kommandierenden und ehe man dazu gelangte, sie zum Verlassen der Stadt zu nötigen, waren bereits nicht mehr gut zu machende Exzesse verübt.

Indessen mehrten sich die materiellen Schwierigkeiten auf fühlbare Weise. Da die Wege bodenlos waren, konnte die Artillerie nur mit Mühe vorrücken, und jeden Augenblick sahen sich die Truppen durch irgend ein Schloß

oder eine Veste, welche sie mit vielem Verlust nehmen mußten, in ihrem Marsche aufgehalten. Es fehlte auch an Lebensmitteln. Das Corps von Bucquoy, schon seit lange an das Marodieren und an die Zügellosigkeit eines Parteigängerkriegs gewöhnt, verbrannte und zerstörte auf einen weiten Umkreis alles, was der Feind noch übrig gelassen hatte. Infolge des Elends und der Entbehrungen entstanden ansteckende Krankheiten, welche täglich hunderte von Menschen dahinrafften; der Mangel an Lebensmitteln erreichte eine solche Höhe, daß Tilly, als er eines Tages dem Pater Dominicus von Jesus Maria mit einem Apfel in der Hand begegnete, ihm denselben mit den Worten entriß: „Mein Vater, ich sterbe vor Hunger!“ Die Kälte vermehrte die Leiden. Im Oktober fiel so starker Schnee und es wurde so kalt, daß in jeder Nacht eine Anzahl Menschen und Tiere erfroren. Die beiden Armeeen rückten nur langsam vor und schleppten sich mühsam durch die mit Eis bedeckten böhmischen Berge. Ehe sie vor Prag eintrafen, hatten sie schon 14 000 Mann verloren; Maximilians Reserven füllten diese Lücken.

Von Pisek marschierte der Herzog gegen Pilsen; ihm folgte auf einige Entfernung Bucquoy; die böhmische Armee marschierte stets zurseite, um die Gelegenheit zu benutzen, welche sich ihr zum Überfall darbieten möchte. Sie bot sich gegenüber Bucquoy am 6. Oktober, aber, da Tilly herbeieilte, ohne besondern Erfolg. Tilly bestand darauf, statt Pilsen zu belagern, sofort nach Prag zu marschieren. Unterdessen waren die Sachsen in der Lausitz eingefallen, hatten die Truppen des Markgrafen von Jägerndorf zerstreut und Bautzen genommen; zugleich hatte sich Spinola der Pfalz bemächtigt, ohne ernsthaften Widerstand seitens der Union zu finden. Friedrich sah nichts um sich als Abfall, Zwietracht und selbstische Eifersucht. Die Begünstigung des Prinzen von Anhalt, welcher die ungeheure Summe von 180 000 Gulden jährlich als Generallieutenant einstrich, hatte die Habsucht der böhmischen Großen gereizt. Andererseits war der Soldat gegen die Direktoren erbittert, deren Geiz und Fahrlässigkeit er mit Recht als den Grund seines Elendes, seiner Hungersnot und all der Leiden, welche er auszustehen hatte, betrachtete. Friedrich verlangte eine persönliche Zusammenkunft mit Maximilian; dieser versagte in irgend eine Beziehung zum Kurfürsten von der Pfalz zu treten, solange er die angemaßte Krone nicht niedergelegt habe.

So sollte denn das Schwert allein entscheiden.

Anhalts Stellung am weißen Berge bei Prag war vortrefflich. An Prag gelehnt, welches seinen etwaigen Rückzug sicherte und begünstigte, war er in seiner rechten Flanke durch den königlichen Park, welchen seine Musketiere verteidigten, und in der linken Flanke durch den steilen und nur schwer zugänglichen Abhang des Berges gedeckt. Seine Front, welche der einzige angreifbare Punkt war, deckten Verschanzungen, welche mit großem Aufwand von Kräften hergestellt worden waren und leicht uneinnehmbar gemacht werden

konnten. Die böhmischen Streitkräfte zählten kaum 21 000 Mann, allein der Vorteil ihrer Stellung ersetzte hinreichend ihre Minderzahl. Auch Tillys Aufmarsch war gewagt, denn seine Bayern waren hiebei durch einen Bach und breite Sümpfe getrennt. Hätte Anhalt angegriffen — wie er auch wollte, doch verzichtete er darauf und stellte seine Armee hinter die Verschanzungen —, so hätten die Bayern empfindliche Verluste erlitten. So aber gelang der Aufmarsch. Es wurde Mittag, bis die langsam herankommenden Kaiserlichen sich mit den Bayern vereinigten. Die Angreifer zählten im ganzen 30 000 Mann. Sie teilten sich in drei große gesonderte Gruppen: Vorhut, Mitteltreffen und Nachhut, welche in drei Treffen standen, wovon das erste die beiden anderen überragte und das letzte kürzer als das zweite war. Die Reiterei echelonnierte sich zwischen die verschiedenen Infanteriemassen, welche die Musketiere schachbretförmig flankierten. Den linken Flügel bildeten die Kaiserlichen, den rechten die Liguisten. Die Böhmen hatten sich unter dem Schutze ihrer Verschanzungen, welche eine zahlreiche Artillerie verteidigte, in Schlachtordnung aufgestellt. Sie bildeten drei Linien, welche einem gespannten Bogen glichen, d. h. seine Linien entfernten sich vom Mittelpunkte und verbanden sich wieder an ihren äußersten Enden. Die Ungarn, in der Stärke von 6000 Mann, bildeten die Reserve. Um den Oberbefehlshaber drängte sich eine Menge tapferer Hauptleute, deren Erfahrung, Talente, Jugend und Kühnheit den Sieg zu verbürgen schienen: der junge Prinz von Anhalt, die Grafen Hohenlohe, Thurn, Solms, Schlick, Styrum, Herzog Ernst von Sachsen-Weimar und seine Brüder ꝛc.

Vor Beginn der Schlacht berief Maximilian einen Kriegsrat. Die Beratung wurde sehr lebhaft; Bucquoy warf Tilly Tollkühnheit vor, bekrittelte ihn, seine Truppen unklugerweise ausgesetzt zu haben, und sprach sich gegen einen unmittelbaren Angriff aus. Es sei besser, den Feind zu umgehen und ihn durch einen Scheinangriff auf Prag aus seiner festen Stellung zu locken. Maximilian und Tilly waren für direkten Angriff: Die Verschanzungen der Feinde wären nur flüchtig aufgeworfen und könnten keinen ernsten Widerstand leisten; die böhmische Armee sei erschöpft, entmutigt, in der Minderzahl, nur mit mangelhafter, unzureichender Artillerie versehen; bei längerem Zögern bleibe jenen Zeit, ihre Stellung unangreifbar zu machen, Verstärkungen an sich zu ziehen, den gesunkenen Geist der Soldaten wieder zu beleben. Die Debatte wurde hitziger, als plötzlich der Pater Dominicus von Jesus Maria mit einem Kreuz in der Hand und einem verstümmelten Marienbild auf der Brust in der Mitte der Generale erschien. „Was!“ rief er, „ist dies der Augenblick zum Zögern und Beraten! Teure Söhne der Kirche! Wenn Gott euch eure Feinde, die ja auch die seinigen sind, so in die Hände liefert, könntet ihr sie nicht angreifen, sie, deren Besiegung uns so gewiß ist, als wir jetzt da leben? — O, glücklich der, welcher für den Herrn kämpft! Ja, meine Brüder, es handelt sich hier um Gottes Sache; auf denn! auf

denn! vorwärts, verteidigt sie tapfer und seid sicher, daß er euch den Sieg verleihen wird. Unsere Feinde stützen sich auf ihren Stolz, und wir auf Gottes Allmacht! Sehet", fügte er bei, indem er auf das verstümmelte Bildnis Mariens zeigte, „wie sie die heilige Mutter Gottes behandelt! Ja, sie wird euch begünstigen, Gott wird ihre Ehre retten! Vertraut auf Gott und eilet kühn zur Schlacht. Gott wird für euch kämpfen, er wird euch den Sieg verleihen!"

Entflammt durch diese begeisterten Worte erheben sich die Generale wie von Einem Sinne durchdrungen; die Schlacht ist entschieden, die Losung ist: „Heilige Maria!" und alle entfernen sich, um sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Selbst Bucquoy steigt trotz seiner Wunde zu Pferde. Es war Mittag und der Oktavsonntag des Allerheiligenfestes; man sang das Evangelium: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" — was als eine gute Vorbedeutung betrachtet wurde. Die Begeisterung der Chefs teilte sich schnell den Soldaten mit, und der Pater Dominicus unterließ nicht, während der ganzen Schlacht die Reihen zu durcheilen, den Verwundeten Trost zu spenden, die Sterbenden zu segnen, die Furchtsamen aufzumuntern und die Tapfern zu begeistern. Tilly und Rudolph von Tiefenbach stellten sich an die Spitzen, der eine auf dem rechten, der andere auf dem linken Flügel, und auf das durch die zwölf Apostel (Geschütze, welche Maximilian in München hatte gießen lassen) gegebene Signal erklommen sie unter einem Kugelregen laufend den Berg. Die Bayern, welche ganz besonders dem mörderischen Feuer der Artillerie ausgesetzt waren, hielten drei aufeinanderfolgende Ladungen aus ohne zu wanken. An den feindlichen Verschanzungen angelangt, nähern sie sich denselben mit unwiderstehlicher Kühnheit, ersteigen sie, bemächtigen sich der Geschütze, welche sie augenblicklich gegen die Böhmen kehren, und hauen die ihnen entgegenstehende Abteilung nieder. Zur linken sind die Kaiserlichen weniger glücklich; nach einem halbstündigen erbitterten Kampfe scheinen sie zu wanken; der Prinz Christian von Anhalt, ihre Unordnung bemerkend, will seine Reserve gegen sie schicken, um ihre Niederlage zu vervollständigen, allein seine Befehle werden schlecht ausgeführt, nicht unterstützt; die Ungarn bleiben taub gegen seine wiederholten Mahnungen. Das Regiment Hohenlohe, seines Obersten, seines Oberstlieutenants beraubt, gerät in Unordnung; dasjenige des Grafen Thurn schießt seine Musketen auf 300 Schritt vom Feinde in die Luft ab, und nimmt, von panischem Schrecken ergriffen, schändlich Reißaus; die geworfene Reiterei ist im Begriff, diesem Beispiel zu folgen: Christian von Anhalt stellt sich an ihre Spitze und reißt sie zum Angriff mit. Allein diese matte und ohne allen Nachdruck ausgeführte Bewegung wird leicht abgeschlagen, die versprengte böhmische Reiterei formiert sich nicht mehr. In diesem Moment eilt der junge Anhalt mit seinen Kürassieren herbei; er greift das Regiment Tiefenbachs mit solcher Wut an, daß es in Unordnung gerät, wirft es auf das Regiment Breuner, dem es nicht besser ergeht, nimmt Breuner selbst

gefangen und würde vielleicht den Sieg entschieden haben, wäre er nicht auf die Wallonen Verdugos gestoßen. An dieser Elite, welche einige Zeit seinem Anprall allein ausgesetzt bleibt, scheitern alle seine Anstrengungen. Umsonst vermehrt er seine Angriffe, umsonst verdoppelt er seine Tapferkeit, nichts ist imstande, diese unbewegliche starre Eisenmauer zu erschüttern. Bald ändert sich der Kampf: die Flüchtigen, durch Maximilian und Bucquoy mit dem Degen in der Hand zurückgeführt, sammeln sich wieder. Tilly, Sieger auf dem rechten Flügel, schickt in aller Eile das Regiment des Obersten Cratz den Kaiserlichen zuhülfe. Cratz nimmt die Kürassiere Anhalts in die Flanke, bricht ihre Reihen und wirft sie auf die böhmische Infanterie, welche dadurch in schreckliche Verwirrung gerät. Breuner wird befreit; der verwundete junge Anhalt dagegen gefangen. In diesem Moment setzen Maximilian und Bucquoy die ganze Linie in Bewegung. Sie gehen vor, erdrücken mit ihren Massen die österreichischen Milizen, deren vergebliche Tapferkeit, durch Hofkirchen, Schlick, den jungen Thurn angespornt, sie aufzuhalten versucht; die Verschanzungen werden genommen, Hofkirchen und Schlick fallen, der erstere getötet, dieser verwundet; von der ganzen feindlichen Armee bleibt nichts mehr auf dem Schlachtfelde als die ungarische Reserve, welche bis jetzt müßiger Zuschauer gewesen. Bei der Annäherung der Kaiserlichen aber wendet sie ohne Kampf den Rücken und ergreift die Flucht. Umsonst versucht der Herzog von Weimar sie zurückzuhalten; seine Bitten, seine Drohungen bleiben ihrem Kommandanten Cornis gegenüber gleich erfolglos. Germani currunt, erwidert ihm lakonisch der Oberst. At vos estote Hungari, rief ihm der Herzog zu, et ego ero Hungarus. Nolo esse Germanus hac die, mane tantum mecum. Unnützer Ruf! Und wenn selbst Alexander d. Gr., Julius Cäsar oder Karl der Gr. in Person dagewesen wären, so hätten sie die Soldaten nicht aufzuhalten vermocht, sagt ein deutscher Bericht. Die Schlacht hatte keine Stunde gedauert und schon war die Flucht der Böhmen allgemein. Niemals hatte eine schrecklichere Unordnung eine ähnliche Niederlage begleitet. Tausende fanden in der Moldau den Tod, dem sie auf dem Schlachfeld zu entgehen gesucht hatten, und der Rest war derartig nach allen Seiten zerstreut, daß Anhalt mit einem Häuflein als der Sechzehnte in Prag ankam. Auf der Wahlstatt blieben über 4000 Tote, ohne die zu rechnen, welche ertranken, und über 15 000 Gefangene gerieten in die Gewalt der Sieger, deren Verlust kaum 400 Mann betrug."

Überblicken wir die Folgen dieser entscheidenden Niederlage! Der länderlose König flieht nach den Niederlanden, die Union löst sich auf. Das so außerordentlich bedrohte Haus Habsburg ist gerettet, gerettet durch Bayern, durch die Liga, nicht durch eigene Kraft. Nun wälzt sich Habsburgs vergeltender Haß über Böhmen, die böhmischen Kronländer verlieren ihre Selbständigkeit; alles muß katholisch werden. Tilly siegt dann am Oberrhein, bald auch am Niederrhein über alles, was sich noch gegen Liga, Spanien,

Habsburg regt. Dieses will sich von den beengenden Umarmungen der Liga, Bayerns lösen, unabhängig machen; Wallenstein schafft ein kaiserliches Heer; er und Tilly dringen verheerend, siegend, strafend im protestantischen Norddeutschland vor; auch der Dänenkönig wird niedergeworfen, Jütland erobert; die Mecklenburger Herzoge werden ohne Rechtsspruch geächtet, ihr Land als Reichslehn auf Wallenstein übertragen, der als „General der Nord- und Ostsee" die Gründung einer Seemacht plant; Norddeutschland wird durch ihn dann in des Kaisers Namen gewaltsam kirchlich-politisch umgestaltet. So hoch war Habsburgs Macht in Deutschland nie gestanden! Was Karl V. einst geträumt, vergebens versucht, — jetzt schien es verwirklicht zu sein: Deutschland lag bebend zu Füßen eines Jesuitenzöglings, eines neuen Philipp II.! Das Restitutionsedikt wurde erlassen; die Existenz der protestantischen Reichsfürsten und der Rechtsbestand der Reichsverfassung überhaupt war durch Ferdinands II. Streben nach absoluter Gewalt bedroht! Wehe dann auch den Niederlanden, wehe jeder Freiheit, jeder selbständigen Nation. Auch der Papst hatte Grund, vor der neuerstehenden Weltmacht zu zittern: in Italien wie in den Niederlanden reichten sich spanische und habsburgische Truppen die Hände; Europa ging einer unabsehbaren Knechtung entgegen! Der Papst, Italien sahen hülfesuchend nach Frankreich, dieses nach dem protestantischen Schweden hinüber! Wie hat das alles doch Ranke so prächtig geschildert, aber wie selten und in wie engen Kreisen wird er richtig verstanden! Nach entsetzlichem Ringen liegen 1648 die spanisch-habsburgischen Pläne zerschlagen am Boden; aber auch Deutschland, und in welchem Zustande! Auf seine Kosten allein ist die Freiheit der Welt erkauft worden! Deutschland allein mußte bluten, mußte fast verbluten, damit die Wiederkehr eines Philipp II. unmöglich werde! Und zum Danke behielt es die Fremdherrschaft des Hauses Habsburg, das sich nur sehr langsam und sehr selten auch in der Zukunft dessen erinnerte, daß doch zuerst deutsches Blut in seinen Adern gerollt.

Denken wir uns jedoch Friedrich am weißen Berge siegreich, als König von Böhmen, Mähren, Schlesien; als Erretter und Beschützer begrüßt von Österreich, Steiermark, Krain; als den siegreichen Freund Bethlen Gabors; Habsburg also auch hier im Osten niedergeworfen, vielleicht für immer zertrümmert! Den Protestantismus auf der ganzen Linie wieder siegreich, nicht durch Waffen, sondern durch den Geist, — wenigstens ganz Deutschland, ja alles was germanischen Stammes von ihm erfüllt! Also keinen 30jährigen Krieg! Also keine Einmischung der Fremden! Also keine Folgen (im weitesten Sinne) des grauenhaften Krieges! Es ist nicht anders: was am weißen Berge versäumt worden, hat der deutsche Geist nach 250jährigem Leiden erst bei Königgrätz nachholen müssen, in demselben Böhmen, gegen dieselben Feinde.

14. Die Schlacht bei Fehrbellin*).

(Im Jahre 1675.)

Aus kleinen, unscheinbaren Anfängen ist durch die unermüdliche und beispiellose Thätigkeit eines einzigen Hauses jenes Staatswesen erwachsen, welches das durch Habsburg zugrundegerichtete Deutschland langsam aber sicher wieder aufbauen, die besudelte deutsche Ehre einst retten und rächen sollte. Die Schlacht bei Fehrbellin, d. h. ein entscheidender Sieg eines bis dahin kaum beachteten Kleinstaates über die erste und unbesiegbar erscheinende Militärmacht jener Zeiten, lenkte zuerst, aber auch für die Dauer fesselnd, die Aufmerksamkeit der Welt auf Brandenburg-Preußen, auf die Hohenzollern; und wenn sie auch um die nächsten Früchte dieser großen That betrogen wurden, so war diese doch an und für sich entscheidend, nicht nur weil sie das neue Staatsgebilde thatsächlich rettete, sondern auch weil erst sie diesem Staatsgebilde jenes Ansehen und jenes Gewicht in Europa erwarb, das zum weitern Gedeihen notwendig war. Der Instinkt des damaligen wie des heutigen Volkes, der in dieser Schlacht den Ausgangspunkt preußischer und deutscher Größe erkennt, scheint mir den Kern der Sache richtiger zu erfassen, als alle Gelehrsamkeit des einen oder des andern hin und her mäkelnden Geschichtschreibers.

Die wichtigsten Glieder der damaligen brandenburgisch-preußischen Macht waren erst nach jahrhundertlangem Ringen dem Deutschtum zurückgewonnen worden. Bis zu Karls des Großen Zeiten schien der deutsche

---

*) Meist nach Droysen: „Geschichte der preußischen Politik", und Erdmannsdörffer: „Der große Kurfürst".

Nordosten für immer an die Slawen verloren zu sein. Erst Karl der Große bekämpfte diese mit Erfolg und sicherte die Grenze (Mark) durch Burgen (Halle, Magdeburg) sowie durch die Errichtung einer Markgrafschaft. Aber erst Heinrich I. und Otto I. versuchten, die slawisierten Gebiete wieder zu germanisieren: Bistümer wurden gegründet, die wendische Mark in die Nordmark, Ostmark (Lausitz) und in die Mark Meißen geteilt. Aus der Nordmark ist die Mark Brandenburg hervorgegangen. Furchtbare Angriffe der Wenden nach Ottos I. Tode bedrohten das deutsche Wesen in diesen Marken mit dem Untergang; erst die Belehnung Albrechts (des Bären) mit der Nordmark (1134) setzte den Absichten der Slawen ein Ziel. Durch glückliche Kriege, Erbschaft und Berufung deutscher Ansiedler erweiterte und sicherte Albrecht seine Herrschaft; tüchtige Nachfolger setzten das begonnene Werk fort. Seit 1323 begannen jedoch die Zeiten schlechter Verwaltung, elenden Raubadels, ländergieriger Nachbarn. Den am Hoflager zu Ofen sich beschwerenden Kurmärkern versprach Kaiser Sigmund, „ihnen einen Herrn ins Land zu senden, der ihnen hülflich sein sollte; er nannte ihnen den Burggrafen Friedrich VI. von Hohenzollern, daß die Räte gar sehr erfreut wurden und war ihnen eine gute Zuversicht. Also schieden sie gütlich vom Könige und kamen fröhlich wieder ins Land".

Die Burg Hohenzollern auf der Schwäbischen Alp wird erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts geschichtlich erwähnt. Dort saß ein reiches und mächtiges Geschlecht, das um 1190 auch Besitzungen in Franken und das Burggrafenamt von Nürnberg erwarb; seit 1230 sonderte es sich in eine ältere Linie, die das Burggrafentum mit den fränkischen Gütern, und eine jüngere Linie, welche die Grafschaft Hohenzollern erhielt; jener entstammen die preußischen Könige, dieser die Fürsten von Hohenzollern. In jenem Burggrafen Friedrich VI. erkannte nun Sigmund den Mann, der die Ordnung im brandenburgischen Lande herzustellen fähig wäre; und am 8. Juli 1411 übertrug er ihm die Landesregierung in der Kurmark als einem „vollmächtigen Verweser und obristen ersten Hauptmann". Die ausdrücklich anerkannte Erblichkeit der Landesverwesung und die Verschreibung von 100 000 Goldgulden gewährleistete dem Burggrafen die dereinstige völlige Erwerbung des Kurfürstentums.

Im Jahre 1412 kam nun Friedrich in Brandenburg an und forderte die Huldigung. Der Adel antwortete mit dem Spott auf den „Nürnberger Tand". Mit Hülfe der Städte 2c. brach Friedrich jedoch die festen Burgen der Raubritter: im Juni 1414 war das ganze Land vollständig beruhigt, und am 30. April 1415 wurde er mit Brandenburg feierlich belehnt, zugleich zum Kurfürsten und Erzkämmerer des Reiches erhoben. Unter Friedrich und seinen Nachfolgern blühte das Land mehr und mehr auf; Recht und Ordnung bürgerten sich ein, Bürger und Bauer hörten auf zu seufzen und

erkannten dankbar in ihren Fürsten ihre treuesten Sorger und Beschützer. Einer derselben, Joachim II., erlangte für sich und seine Erben die Mitbelehnung des Herzogtums Preußen von dem polnischen König, und legte damit den Grund zur Macht Hohenzollerns an der Ostsee.

Hier hatte das wilde Volk der heidnischen Preuzzen langezeit allen Christianisierungsversuchen widerstrebt. Nun wandte sich der Bischof Christian im Verein mit dem polnischen Herzog von Masovien hülfesuchend an den Deutschen Ritterorden (1226); es folgten langjährige Eroberungskriege: erst 1283 war ganz Preußen in der Gewalt des Ordens; die Bewohner wurden entweder von den deutschen Einwanderern verdrängt oder vollständig germanisiert. Um das Jahr 1400 erschlaffte der Orden, und seine Herrschaft wurde hart, selbstsüchtig und willkürlich. Da murrten der Adel und die Städte, und vereinigten sich zu Schutz und Trutz gegen ihre Bedrücker, verbanden sich sogar mit König Kasimir (IV.) von Polen: im Frieden von Thorn (1466) mußte der Orden ganz Westpreußen an den König abtreten und Ostpreußen als Lehen von Polen empfangen. Um des Beistandes der Deutschen bei Abwerfung dieses drückenden Verhältnisses sicher zu sein, verfiel der Orden auf das Mittel, deutsche Prinzen an die Spitze des Ordens zu stellen, und so wählten sie 1511 den Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus der fränkischen Linie zum Hochmeister; dieser verwandelte vierzehn Jahre nachher das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum, mit welchem er für sich, seine Erben und deren Nachkommen feierlichst belehnt wurde. Die Tochter seines Sohnes Albrecht Friedrich und dessen Gemahlin Eleonore von Cleve, Anna, vermählte sich mit Joachims (II.) drittem Nachfolger Johann Sigismund (1608—1619), der 1618 nach dem Tode seines Schwiegervaters in den unbestrittenen Besitz des polnischen Lehnslandes Preußen kam; schon 1614 hatte er die ebenfalls durch seine Gemahlin erworbenen Ansprüche auf Cleve nach vielen Streitigkeiten so durchgesetzt, daß er im Teilungsvertrag zu Xanten (vgl. S. 286) die Länder Cleve, Mark und Ravensberg erhielt. Es galt nun, die drei großen aber getrennten Gebiete der Hohenzollern durch einsichtige Politik zu einem Staatsganzen zu verschmelzen. Dazu war der charakterschwache Georg Wilhelm (1619—1640) unfähig und die wüste Zeit des 30jährigen Krieges keineswegs geeignet.

Georg Wilhelms Sohn und Nachfolger, der erst 20jährige Friedrich Wilhelm (1640—1688), wurde nicht nur der Retter seines Landes, sondern auch der Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates. Da die Besatzungstruppen der Festungen seit dem Prager Frieden dem Kaiser vereidigt waren, so suchte er sich zunächst der Truppen zu versichern. Die Obersten, die ihm den Eid verweigerten, entließ er mit ihren Regimentern, und aus den übrigen bildete er 1641 ein stehendes Heer von 3000 Mann, die Grundlage des spätern so gewaltigen preußischen Heeres. Um das Land vor den Ein-

fällen der Schweden zu schützen, schloß er einen Waffenstillstand mit ihnen und suchte den zürnenden Habsburger zu beschwichtigen, bis sein Heer auf 8000 Mann angewachsen war. Da atmete in den letzten Kriegsjahren das brandenburgische Land einigermaßen wieder auf, und bei den westfälischen Friedensverhandlungen konnte der Kurfürst, der in dem wirren Treiben derselben eine außerordentliche Gewandtheit, Zähigkeit und List bekundete, ein entscheidendes Wort mitreden. Trotz aller Hartnäckigkeit gelang es ihm aber bei den Friedensverhandlungen nicht, seinen Lieblingsplan, die Erwerbung Pommerns, auf das er rechtliche Ansprüche hatte, durchzusetzen. Nur Hinterpommern wurde ihm gelassen, und für Vorpommern erhielt er als Entschädigung das Herzogtum Magdeburg und Halberstadt, dazu das Bistum Minden und Kammin. Diese reichen Landgebiete konnten ihn aber doch nie für Stettin, die Odermündungen und die Ostseeküste entschädigen, weil er in richtiger staatsmännischer Erwägung Brandenburg auch zu einer Seemacht zu erheben trachtete.

Nach Abschluß des Friedens (1648) ließ er es sich nun angelegen sein, seine Länder immer mehr zu heben und die Spuren des langen Krieges ganz und gar zu tilgen. Ackerbau, Verkehr, Handel, Schulen wurden ausgiebig unterstützt und gepflegt, die Staatseinnahmen von 400 000 Thalern bis auf 1½ Millionen gesteigert, das Heer vergrößert: schon 1655 konnte er 26 000 Mann und zweiundsiebzig Geschütze ins Feld stellen, eine Armee, die allen Nachbarn Brandenburgs Respekt einflößen mußte.

Die Zeit blieb nicht lange aus, wo der Kurfürst Gelegenheit finden sollte, die Tüchtigkeit seines Heeres zu erproben und durch dasselbe und seine schlaue den Augenblick benutzende Politik großen Gewinn davonzutragen. Es geschah das während des zweiten schwedisch-polnischen Krieges. Im J. 1654 hatte Christine von Schweden, mit der das Haus Wasa auf dem schwedischen Throne endete, die Regierung niedergelegt und ihren Vetter, den Herzog Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken, den Sohn einer Schwester Gustav Adolfs, zu ihrem Nachfolger empfohlen, der auch von den schwedischen Ständen zum Könige gewählt wurde. Aber Johann Kasimir von Polen, der zweite Sohn des Königs Sigismund aus dem Hause Wasa, machte Karl Gustav den Thron streitig, und infolge davon entbrannte der Krieg. Vergeblich hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm den Frieden zu vermitteln gesucht, er konnte es nicht verhindern, daß Karl Gustav durch Pommern und die Neumark in Polen eindrang und den König Johann Kasimir so in die Enge trieb, daß dieser nach Schlesien flüchten mußte. Um sein Herzogtum Preußen zu schützen, machte sich der Kurfürst mit 8000 Mann nach dem gefährdeten Lande auf, wurde aber in Königsberg von Karl Gustav so bedrängt, daß er sich (1656) zu einem Vertrage verstehen mußte, nach welchem er Preußen von Schweden zu Lehen nahm. Da aber inzwischen Johann Kasimir mit

Hülfe der Kaiserlichen sich wieder in den Besitz seines Landes gesetzt und die Schweden daraus vertrieben hatte, suchte Karl X. in dieser Lage den Beistand des Kurfürsten, dem er die polnischen Woiwodschaften Posen und Kalisch versprach. Der Kurfürst vereinigte seine Brandenburger mit dem schwedischen Heere, und vor allem durch die Tapferkeit der jungen Truppen des Kurfürsten wurde Johann Kasimir in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, vom 28.—30. Juli 1656, gänzlich geschlagen. Zur vollständigen Niederwerfung Polens wollte aber der Kurfürst seine Hand nicht bieten, weil ihn die schwedische Übermacht für seine eigene Sicherheit fürchten ließ, er trennte sich darum von den Schweden und kehrte nach Preußen zurück, das von den Einfällen litauischer und tatarischer Schwärme furchtbar zu leiden hatte. Karl X. wurde so gänzlich um die Frucht des Warschauer Sieges gebracht. Das polnische Heer erholte sich bald wieder, und Johann Kasimir, der bereits in Warschau wieder eingezogen war und vom Kaiser zur Weiterführung des Krieges aufgemuntert wurde, nahm Karl Gustav gegenüber eine drohende Haltung. Da suchte dieser um jeden Preis den Kurfürsten als Bundesgenossen festzuhalten, und in dem Vertrage zu Labiau am 20. November 1656 hob er den Königsberger Lehensvertrag auf und erkannte den Kurfürsten und seine männlichen Nachkommen als souveräne Herzoge von Preußen an, wogegen ihm der Kurfürst seinen Beistand zusagte. Dieser kämpfte mit wechselndem Glücke gegen die Litauer; gegen Schweden traten aber überall Feinde auf. Der Kaiser und die Dänen wurden Johann Kasimirs Bundesgenossen. Dadurch geriet der Kurfürst in die gefährlichste Lage, und da er allein der polnischen Macht nicht gewachsen war, so suchte er unter Vermittelung des Königs Leopold von Ungarn und Böhmen einen Friedensschluß mit Polen zustande zu bringen. Im Vertrage zu Wehlau am 29. September 1657 wurde dem Kurfürsten Preußen als souveränes Herzogtum überlassen mit dem Vorbehalte des Rückfalls an Polen beim Aussterben seiner männlichen Nachkommenschaft. Der Kurfürst verpflichtete sich dagegen, den Krieg gegen Karl Gustav mit 4000 Mann zu unterstützen. Dieser war unterdessen in dem Kriege gegen die Dänen glücklich gewesen, die er über den gefrorenen Belt bis nach Fünen und Seeland verfolgte und 1658 zu dem ungünstigen Frieden von Roeskilde zwang. Als er aber darauf ausging, dem dänischen Staate ein Ende zu machen, zog der Kurfürst mit kaiserlichen und polnischen Hülfstruppen durch Mecklenburg in Holstein ein, von wo die Schweden eben so wie aus Schleswig und Jütland (1659) verjagt wurden. Man setzte sogar nach Fünen über, wo die Schweden bei Nyborg durch die Tapferkeit der Brandenburger besiegt wurden. Schon sah sich Karl Gustav durch seine bedrohte Lage gezwungen, Friedensunterhandlungen einzugehen, als ihn der Tod zu Anfang des Jahres 1660 ereilte, und nun traten nach längeren Beratungen die Abgesandten der kriegführenden Mächte im Kloster Oliva am

1. Mai 1660 bei Danzig zum Friedenskongreß zusammen. In demselben wurde dem Kurfürsten der Vertrag von Wehlau bestätigt; und er wurde seit dieser Zeit als souveräner Herzog anerkannt.

Jetzt war es des Kurfürsten Bestreben, die erworbene Souveränetät in Preußen geltend zu machen. Zu dem Zwecke wollte er die Freiheit und die bedeutende Macht, welche die dortigen Stände besaßen und eifersüchtig hüteten, brechen. Er legte den Ständen die Accise auf; die Stände aber, die von ihren alten Gerechtsamen nicht lassen wollten, verweigerten deshalb den Huldigungseid und traten sogar in gefährliche Verbindung mit Polen. An der Spitze der städtischen Opposition stand der Schöppenmeister von Königsberg, Roth, und unter dem Adel agitierte der Oberst von Kalkstein. Als nun Milde und Drohungen nicht halfen, griff der Kurfürst zur Gewaltthat. Er ließ Roth und Kalkstein einkerkern und zwang im J. 1663 die Stände zur Huldigung. Aber Kalkstein, der wieder begnadigt worden war (Roth starb im Gefängnisse), erregte neue Unruhen. Er ging 1668 an den Warschauer Hof und forderte als Vertreter der preußischen Stände, daß Polen sein altes Recht auf Preußen wieder geltend machen möchte. Vergeblich forderte der Kurfürst die Auslieferung des Hochverräters, der nun auf Veranlassung des Kurfürsten von dem brandenburgischen Gesandten durch List und Waffengewalt gefangengenommen und nach Memel geschafft wurde. Hier ließ ihn der Kurfürst, zum abschreckenden Beispiel (1671), enthaupten; der Widerstand der Stände war gebrochen.

Von größter Bedeutung war des Kurfürsten Stellung gegenüber den Anmaßungen Ludwigs XIV. So berechtigt die in ihrem Wesen defensiven Kämpfe Frankreichs gegen die habsburgisch-spanischen Weltpläne bis etwa 1630 gewesen waren, so unberechtigt und schroff ging seither die französische Politik darauf aus, an Stelle der gestürzten habsburgischen Macht eine eben so unleidliche und verderbliche französische Universalmacht zu setzen. Deutschlands Ohnmacht konnte nichts wehren; es war aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Einst hatten Deutschland und Frankreich Schulter an Schulter gegen die gemeinsamen Gefahren gekämpft. Nun nahm Frankreich die einst so heiß bekämpften Tendenzen in sich selbst auf und suchte denselben rücksichtslos zum Siege zu verhelfen. Noch nie war es einer auswärtigen Macht so leicht geworden, wie jetzt der französischen, das elende Reich sonderbündnerisch zu zersetzen, ihre Klienteln vorzuschieben bis in seine innersten Kreise. Der letzte Schimmer eines einheitlichen Daseins der Nation ging nunmehr verloren. In dem 1658 gegründeten Rheinbund hatte das Frankreich Ludwigs XIV. sich die meisten und wichtigsten Fürsten Westdeutschlands zur Dienstbarkeit verbunden. Nach der andern Seite war das Haus Habsburg, war ganz Österreich verstrickt in die Bedrängnisse seiner eigenen Haus- und Reichspolitik; die Türkenkriege, die ungarischen Empörungen

nahmen alle Kräfte in Anspruch; der Zusammenhang mit dem deutschen Reiche hatte vornehmlich nur den Wert, die kaiserlichen Rechte und Ansprüche möglichst nutzbar zu machen für den Dienst der eigenen Interessen, und darum galt es, sie eifersüchtig festzuhalten und, wenn thunlich, zu erweitern. Frankreich gegenüber war Österreich durch den Hinblick auf die bald erwartete spanische Erbschaftsfrage nach dem Aussterben der spanischen Habsburger in argwöhnische Spannung und in die Aussicht auf einen unvermeidlichen Zusammenstoß gesetzt. So war in der That Deutschland für Ludwig XIV. fast ein offenes Land, und die Weise, wie er unter dem Deckmantel des Rheinbundes militärische Position im Reiche nahm, wie er die Reichsstädte im Elsaß trotz aller Garantien des Westfälischen Friedens unter französische Hoheit brachte, zeigte nebst vielen anderen Übergriffen, wie er dies zu benutzen verstand und was er wagen durfte.

Friedrich Wilhelm hat in dieser Lage der deutschen Dinge eine Stellung eingenommen, die ihn hoch über alle anderen erhebt. Man wird immer vorsichtig darin sein müssen, die Stimmungen eines nationalen Pathos im Sinne unserer Tage hineinzutragen in die Gedanken- und Empfindungswelt des 17. Jahrhunderts; aber Friedrich Wilhelm kommt demselben in den höchsten Momenten seines Lebens doch ziemlich nahe. Auch er hat mit Frankreich paktiert, in einer gewissen Zeit, sogar in sehr bedenklicher Weise; aber dennoch geht durch den größern Teil seiner Regierungszeit von hier ab ersichtlich die Erkenntnis hindurch, daß diese französische Übermacht ein deutsches Verhängnis sei, gegen das man ankämpfen müsse, und soweit es die Kräfte gestatteten, hat er mannhaft wie kein anderer dagegen angekämpft.

Das nächste Ziel der französischen Eroberungspolitik waren die spanischen Niederlande. Alles war für diesen Zweck aufs beste vorbereitet: Spanien gänzlich erschöpft und widerstandsunfähig, die Vereinigten Niederlande durch ein Bündnis von Ludwig XIII. gewonnen, der Kaiser im Osten beschäftigt und bald auch durch die Aussicht auf den geheimen Teilungsvertrag festgehalten. Nur der Brandenburger hatte sich den Bemühungen der französischen Diplomatie beharrlich entzogen. Er sah durch diese Pläne sich in seinen clevischen Landen direkt bedroht, und dies um so mehr, als zu gleicher Zeit Ludwig XIV. auch eifrig bemüht war, auf den polnischen Thron bei dessen bald erwarteter Erledigung einen französischen Fürsten, den Prinzen von Condé, zu bringen. So suchte die französische Politik zugleich von Westen und von Osten her das Reich zu umklammern, und an beiden Stellen mußte Brandenburg den Druck dieser Umgarnung am unmittelbarsten empfinden. Friedrich Wilhelm bemühte sich, ein Bündnis der nächstbeteiligten Mächte, besonders Spaniens, Österreichs und der Vereinigten Niederlande, zustande zu bringen zur Rettung der bedrohten spanischen Provinzen; er warb in Polen eifrig für den deutschen Gegenkandidaten, seinen jetzt versöhnten

ehemaligen Gegner, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg. Aber das Bündnis war unmöglich; Spanien lag in voller Ohnmacht danieder, die Niederlande scheuten sich, mit Frankreich zu brechen, und der kaiserliche Hof war schon halb von diesem gewonnen. Er begegnete allenthalben nur kühler Ablehnung, und in Polen stiegen die Chancen des französischen Kandidaten.

Es war nicht wohl zu erwarten, daß Friedrich Wilhelm sich allein in den Kampf werfen werde zur Rettung derer, die sich selbst nicht retten wollten. Im Frühjahr 1667 begann Ludwig XIV. seinen „Devolutionskrieg". Seinen raschen durchschlagenden Erfolgen gegenüber, denen das übrige Europa unthätig zusah, entschloß sich Friedrich Wilhelm zu dem Ausweg, wenigstens an einer der bedrohten Stellen zu retten, was zu retten war; in einem Vertrag mit Frankreich (Dezember 1667) erlangte er, daß Ludwig XIV. die Kandidatur des Prinzen Condé in Polen aufgab, wogegen er selbst versprach, in dem Kampfe gegen Spanien neutral zu bleiben.

Viel tiefer als durch diesen ersten Anlauf Ludwigs XIV. sollte Kurfürst Friedrich Wilhelm in die westeuropäischen Wirren hineingezogen werden durch den neuen Krieg, den jener im J. 1672 begann, um die Republik der Vereinigten Niederlande seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Der militärischen Überlegenheit Frankreichs sollte seine überlegene diplomatische Kunst die Wege ebnen. Es war ein diplomatisches Meisterstück, wie Ludwig XIV. es verstand, diesen Krieg politisch vorzubereiten, dem erlesenen Opfer Feinde von allen Seiten zu erwecken, seine Freunde von ihm zu trennen, es für den entscheidenden Angriff völlig zu isolieren.

Nur einer hat damals allen Versuchungen mannhaft und mit der vollen Einsicht in die ungeheure Größe der Gefahr widerstanden. Friedrich Wilhelm war der niederländischen Politik, seit sie unter der Leitung der Aristokratenpartei von Holland und ihres Hauptes de Witt stand, zu wenig Dank verpflichtet; auf allen Wegen hatte er, der Verwandte der jetzt beiseitegeschobenen Oranier, ihre Mißgunst erfahren. Aber dies alles trat jetzt zurück vor der Erwägung, was es für Deutschland, für Europa, was es auch für die Sache des Protestantismus bedeute, wenn es der schon allzu mächtigen französischen Militärmacht gestattet wurde, diese niederländische Republik über den Haufen zu rennen, zu verkleinern, zu teilen, aus der Reihe der Mächte zu streichen; ein Bollwerk der Freiheit Europas war dann hinweggenommen, nach dessen Fall Ludwig XIV. nichts mehr unmöglich scheinen konnte; das deutsche Reich lag mit weitgeöffneten Thoren vor ihm, es kam nur auf ihn an, wann er seinen Siegeseinzug halten wollte; und wenn von Rom her der Papst bereits seinen Segen und reiche Geldunterstützung für das geplante heilige Werk sandte, so hatte die ganze protestantische Welt sich zu sagen, daß es sich um noch andere als politische Entwürfe handelte.

Mit besonderm Eifer ließ die französische Diplomatie sich angelegen sein, den Brandenburger für sich zu gewinnen. Man erinnerte an die viele Unbill, die er seit Jahren von den Niederlanden erfahren; wie hatten sie ihn mit seiner holländischen Staatsschuld gequält und übervorteilt, wie hatten sie selber lüstern nach dem Besitz von Cleve ausgeblickt, wie mit den aufsässigen clevischen Ständen konspiriert; noch immer hatten sie die seit vielen Jahrzehnten als Pfandbesitz okkupierten clevischen Festungen ihm nicht zurückgestellt; die Gelegenheit sei da, sie endlich zu gewinnen; und nicht sie allein: wenn es an eine Teilung der Niederlande gehe, sei Brandenburg zu einem vorzüglichen Anteil berufen.

Der Kurfürst blieb dem allen gegenüber fest, auch als die Verheißungen zu Drohungen wurden, auch als Frankreich sich schließlich mit seiner bloßen Neutralität begnügen wollte. Er beeilte sich, Johann de Witt in Kenntnis zu setzen von dem, was Ludwig XIV. gegen die Niederlande plante, er erbot sich zur Hülfe.

Inzwischen zog Ludwig XIV. immer enger seine Kreise; der Überfall von Lothringen, die Besetzung dieses Herzogtums im Sommer 1670 war wie eine Kraftprobe für das, was weiter folgen sollte. Durch einen neuen Vertrag mit dem Kaiser im Herbste 1671 wurde dieser verpflichtet, im Kriegsfalle zwischen Frankreich und den Niederlanden neutral zu bleiben; und um den widerspenstigen Brandenburger im Zaum zu halten, wurde Schweden mit einer jährlichen Subsidie von 600 000 Thalern in Pflicht genommen, jeden deutschen Fürsten anzugreifen, der die Partei der Niederländer gegen Frankreich nehmen würde.

Im April 1672 eröffnete Ludwig XIV. zugleich mit England und seinen deutschen Bundesgenossen den Krieg. Dabei verletzte er ungescheut deutsches Reichsgebiet. Der Kurfürst forderte, daß im Namen des Reiches dagegen aufgetreten werde, und Kaiser Leopold konnte nicht umhin, wenigstens an den Rhein ein Hülfscorps zu senden zur Abwehr der französischen Invasion. Den Bruch mit Ludwig XIV. freilich war er entschlossen jedenfalls zu vermeiden; es galt nur, nach dem Ausdrucke des kaiserlichen Kanzlers, neben das ungezähmte wilde Roß Brandenburg ein gezähmtes und gelindes zu spannen, um jenes von allzu wilden Bewegungen zurückzuhalten.

Wie hätte unter solchen Verhältnissen der Erfolg anders als ein sehr kläglicher sein können! Der Feldzug der Kaiserlichen und Brandenburger am Rhein und in Westfalen verlief in seinem ersten Stadium mit nutzlosen militärischen Spaziergängen am Oberrhein, wohin der kaiserliche General Montecuculi den Kurfürsten gelockt hatte, um jeder ernstern Begegnung mit den Franzosen aus dem Wege zu gehen, und wo die rheinischen Kurfürsten und der von der Pfalz der verbündeten Armee alle (zumteil, wie es scheint, sogar von Wien her bestellten) Schwierigkeiten machten. Endlich drang der

Kurfürst auf den Vormarsch nach Westfalen; hier traf man auf Turenne; einige erste glückliche Gefechte ließen gute Hoffnung fassen; in den ersten Februartagen 1673 standen die beiden Armeeen sich bei Soest schlachtbereit gegenüber; auf brandenburgischer Seite war man auf eine große entscheidende Aktion gespannt; aber sie erfolgte nicht; Turenne hielt den erwarteten Angriff zurück, nahm aber eine Stellung ein, in der die Verbündeten auch Bedenken tragen mußten, ihn anzugreifen. Ohne Entscheidung gingen die beiden Armeeen wieder aus einander; der Gewinn war doch auf seiten Turennes, der mit kaum gewachsener Macht den Verbündeten gegenüber gestanden hatte, und der Kurfürst war „ohne Schlacht geschlagen". So verlief die Zeit in absoluter Thatenlosigkeit. Der ganze Feldzug hatte nur die Wirkung, daß wenigstens ein Teil der französischen Armee von den Niederlanden abgezogen und diesen dadurch Luft gemacht wurde, aber die Holländer wußten deß wenig Dank und verlangten viel eingreifendere Hülfe. Der Kurfürst vermochte sie nicht zu leisten; er hatte gehofft, durch sein Auftreten Kaiser und Reich mit fortzureißen zu einem wirklich großen Entscheidungskampfe, und er hatte alles gelähmt, zweideutig, feindselig befunden, worauf er gerechnet hatte. Dabei aber hatten die Franzosen sich in seinen clevischen Landen festgesetzt, den Holländern seine Festungen abgenommen, sich dort aufs Bleiben eingerichtet; die ungedankte Hülfe schien ihm sein bestes kosten zu sollen, ohne daß jemand eine Hand für ihn erhob.

Es war ein schwerer Entschluß für Friedrich Wilhelm, den heroischen Anlauf, den er genommen, mit einem Separatfrieden abschließen zu sollen. Aber zunächst blieb dem thatsächlich völlig Alleingelassenen keine andere Wahl. Am 16. Juni 1673 schloß er mit Frankreich den Frieden von Vossem, in dem er die weitere Unterstützung der Niederlande aufgab und dafür die Räumung der clevischen Lande und Festungen erhielt. Es lag in diesem vorläufigen Abschluß eine arge Demütigung. Aber nach dem Sinne des Kurfürsten war mit dem oft geschmähten Frieden von Vossem doch keineswegs eine völlige und dauernde Abkehr gemeint von der guten Sache, für die er sich zuerst erhoben; nur der Ungunst des Augenblicks meinte er zu weichen und der Trägheit der Mitbeteiligten; er sehne, ließ er den Generalstaaten sagen, den Augenblick herbei, wo er mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder in den Kampf werde eintreten können; ausdrücklich hatte er sich Frankreich gegenüber freie Hand gewahrt für den Fall, daß es noch zu einem Reichskriege kommen würde.

Und in kurzem trat dieser Fall wirklich ein. Man war in Wien doch betroffen über die Entschließung des Kurfürsten und beeilte sich, sofort neue Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Und endlich wurde die erwünschte neue Situation geschaffen, in welcher Friedrich Wilhelm zu der alten Genossenschaft zurücktreten zu können erklärt hatte; mit den größten Versprechungen

suchte Ludwig XIV. ihn jetzt in der Neutralität festzuhalten: aber es waren ihm nicht einmal die Bedingungen des Friedens von Vossem richtig erfüllt worden. Nach langen Verhandlungen, die sich besonders um die Subsidienfrage drehten — nur mit der äußersten Anstrengung hatte der Kurfürst seine Armee bei völlig erschöpften Geldmitteln zusammenhalten können —, schloß der Kurfürst endlich am 1. Juli 1674 seine Verträge mit dem Kaiser, Spanien und den Niederlanden ab; in derselben Zeit wurde auch der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen.

Es beginnt der unter den vorteilhaftesten Aussichten unternommene Feldzug von 1674: im Oktober zog Friedrich Wilhelm an der Spitze einer stattlichen, wohlausgerüsteten Armee von 20 000 Mann durch Straßburg, um gemeinsam mit den Kaiserlichen unter General Bournonville den Franzosen zu begegnen, die Scharte von 1672 auszuwetzen.

Aber auch diesmal täuschte der Ausgang die besten Hoffnungen. Es ist schwer zu sagen, welchem Umstand die Hauptschuld beizumessen ist bei dem unglücklichen Verlauf dieses Feldzugs im Elsaß. Es war auf seiten der Verbündeten eine Aufeinanderfolge von versäumten Gelegenheiten, Fehlschlägen in die Luft, nutzloser Kraftvergeudung; als endlich Turenne Verstärkungen erhielt und die feindliche Armee in den bereits bezogenen Winterquartieren aufsuchte, traf diese ein Mißerfolg nach dem andern; nach einem letzten unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die deutschen Truppen über den Rhein zurück und suchten ihre Winterquartiere auf.

Der Feldzug war gründlich gescheitert; der Angriff der großen Coalition gegen Frankreich hatte nur dazu gedient, dessen militärisches Übergewicht von neuem zu konstatieren; denn auch auf dem andern Kriegsschauplatze an der Maas hatten die Verbündeten keine Lorbern errungen. Kurfürst Friedrich Wilhelm war durch die Niederlage, deren Schuld er völlig überzeugt dem kaiserlichen General beimaß, aufs empfindlichste getroffen. Er hatte überdies einen schweren persönlichen Verlust zu beklagen; sein hoffnungsvoller ältester Sohn, der Kurprinz Karl Emil, war während des Feldzugs von einem hitzigen Fieber in Straßburg plötzlich hinweggerafft worden. Aber auf dem Rückzuge aus dem Elsaß hatte er auch bereits die Kunde empfangen von dem neuen Ereignis, welches ihm die Veranlassung geben sollte, an anderer Stelle seine Kraft zu zeigen: im Januar 1675 brachen die Schweden in die Mark Brandenburg ein.

Der Eintritt Schwedens in diesen Krieg war ausschließlich ein Werk der französischen Diplomatie und des französischen Geldes. Die schwedische Regierung hatte seit Jahren und bis zuletzt mit Brandenburg auf gutem Fuße gelebt; es lag keinerlei Streitfall zwischen ihnen vor. Aber man hatte in Stockholm, geldbedürftig wie man immer war, jenen Subsidienvertrag mit Frankreich abgeschlossen, durch den die schwedischen Waffen gegen jeden

deutschen Fürsten in Sold genommen wurden, der Frankreich in dem Krieg gegen die Niederlande lästig fallen würde. Gegen Brandenburg war er gemeint, und Ludwig XIV. hatte es an der Zeit befunden, nun diese Diversion in Wirkung treten zu lassen. So unwillkommen der schwedischen Regierung die Aufgabe war, so sehr sie sich bemühte, einem Kriege gegen Brandenburg aus dem Wege zu gehen, zu dem sie selbst nicht die geringste Veranlassung hatte, so entschieden bestand Ludwig XIV. auf seinen Schein, er wünschte aufs dringendste, dieses Gegners am Rhein ledig zu werden.

So erfolgte der Einfall der Schweden in die Mark. Wohl waren sie anfänglich mit Mäßigung aufgetreten: nicht Krieg gelte es, sondern nur einen freundschaftlichen Druck auf den Kurfürsten auszuüben, um ihn zum Rücktritt von dem französischen Kriege zu bewegen; aber bald, da dieses Bemühen sich vergeblich zeigte, fiel die Maske; der Krieg zeigte sein wahres Antlitz, und plündernd und brandschatzend ergossen sich die Schweden über das unverteidigte Land; nur die größeren festen Plätze behaupteten sich vor ihnen. Im Mai 1675 drangen sie in das Havelland vor, die Kornkammer von Berlin, und fast bis vor die Thore der Hauptstadt schweiften die schwedischen Streifpartieen. Die ganze Linie der Havel von Havelberg bis nach Brandenburg wurde besetzt; nach Norden hin deckte der Paß von Fehrbellin mit seiner Brücke über den kleinen Fluß Rhin, sowie die Pässe von Cremmen und Oranienburg die Verbindungslinie nach Pommern. Der Plan des schwedischen Reichsfeldherrn Wrangel war, von dort aus die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und mit dem Herzog von Hannover sich zu vereinigen, der, gut französisch gesinnt, nur auf den Vorwand harrte, sich auf die andere Seite hinüberzwingen zu lassen. Mitte Juni stand die schwedische Armee zum Aufbruch bereit in weitausgedehnter Linie längs der Havel, in den drei wichtigsten Havelpässen Havelberg, Rathenow und Brandenburg konzentriert. Wrangel befand sich in der völligsten Sicherheit; er glaubte den Kurfürsten noch in Franken in seinen Quartieren, die er im Winter bezogen hatte, oder auf dem Marsche nach dem Rhein; einen Angriff hielt er für unmöglich.

Da plötzlich trifft ihn die vernichtende Kunde, daß das Zentrum seiner Aufstellung in Rathenow durchbrochen, ein Teil der Armee geschlagen und gefangen, der andere auf dem schleunigsten Rückzuge sei. Die Brandenburger standen siegreich mitten zwischen der auseinandergesprengten schwedischen Armee.

Wie war dies gekommen? Auf die erste Nachricht von dem Einfalle der Schweden in die Mark war dem Kurfürsten sofort die ganze Bedeutung des Ereignisses und seiner möglichen Folgen vor die Seele getreten. „Das kann den Schweden Pommern kosten“, war sein erstes Wort gewesen; jetzt konnte noch einmal die Gelegenheit sich bieten, mit diesen Fremdlingen auf deutschem Boden Abrechnung zu halten und ihrer drückenden Herrschaft an

den deutschen Ostseeküsten ein Ende zu bereiten. Und er beschloß die Gelegenheit wahrzunehmen; es war ihm erwünscht, nach den demütigenden Erfahrungen des letzten Feldzugs jetzt endlich mit gutem Recht sich losmachen zu können von dem vorn und hinten bespannten Karren eines deutschen Reichskrieges; es galt endlich einmal frei die Arme zu regen, nicht gehindert von zaudernden und widerstrebenden kaiserlichen Generalen, nicht mehr eingeengt von den politischen Nebengedanken und Gegenwirkungen des Reichsoberhauptes. Gegen Ludwig XIV. ging der Krieg auch an der Havel und am Rhin.

In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen. In den letzten Tagen des Mai trat die Armee von Schweinfurt aus den Zug nach Norden an. In raschen Märschen ward der Thüringerwald überschritten; das falsche Gerücht, daß die Schweden sich anschickten, Magdeburg zu belagern, spornte zur höchsten Eile; am 21. Juni wurde Magdeburg erreicht und hier die Gewißheit gewonnen, daß die schwedische Armee noch in ihren alten Stellungen sich befand, völlig ohne Ahnung des herannahenden Wetters. Mit forcierten Märschen ging es weiter, bei strömendem Regen, auf schlimmen Wegen; am 25., früh bei Morgengrauen, wurde Rathenow erreicht und der Angriff sofort beschlossen. Durch eine glückliche Kriegslist bemächtigte sich der Feldmarschall Derfflinger der wohlbewachten Havelbrücke; dann allgemeines Vordringen in die Stadt von allen Seiten; die schwedische Besatzung war völlig überrascht, wehrte sich noch anderthalb Stunden in hartnäckigem Straßenkampfe; sie wurde teils niedergemacht, teils gefangen; dann war der wichtige Posten in der Hand des Kurfürsten.

Hiermit waren der rechte und der linke Flügel der schwedischen Armee, in Havelberg und in Brandenburg, auseinandergerissen. Ohne Verbindung mit einander und ohne Kenntnis von der Stärke des Kurfürsten, mußten sie beide danach streben, so schnell als möglich den Rückzug gegen den Rhin hin zu gewinnen, um über einen der dortigen Pässe zu kommen und hinter dieser Linie sich wieder zu vereinigen. Aber eben dies gedachte ihnen der Kurfürst zu vereiteln. Sein Kriegsplan ging dahin, den Feind so lange als möglich in dem Winkel zwischen Havel und Rhin festzuhalten, die Pässe nach Norden hin ihm zu verlegen und dann mit dem inzwischen herangekommenen Gros der Armee ihn in der geschlossenen Falle zu erdrücken. Schleunigst wurden unter landeskundigen Führern auf geheimen und schwierigen Wegen einzelne Abteilungen vorausgesandt, um die Rhinpässe zu zerstören oder zu besetzen; die Brücke in Fehrbellin wurde verbrannt, die Pässe von Cremmen und Oranienburg okkupiert; aber man hatte fast nur Reiterei zur Verfügung, da die Masse des Fußvolks noch ziemlich weit auf dem Marsche von Magdeburg her zurück war, und so konnte die Linie nicht vollständig geschlossen werden. Vor allem aber galt es, dem Feinde an den Fersen zu bleiben. Wrangel hatte auf die Kunde von dem Falle Rathenows sich von Brandenburg her,

wo er mit seiner Hauptmacht stand, sofort gegen den Rhin auf Fehrbellin in Bewegung gesetzt. Am 26. Juni trat der Kurfürst die Verfolgung an. Aber die Schweden hatten zu großen Vorsprung, als daß er sie noch hätte abschneiden können; bei Nauen hatten die brandenburgischen Reiter ein siegreiches Gefecht mit der schwedischen Nachhut; aber den leicht zu verteidigenden, wohlbesetzten Paß von Nauen gewannen die Schweden glücklich und damit eine kostbare Zeit für die Fortsetzung ihres Rückzuges. Sobald ihn die Schweden geräumt hatten, noch in der Nacht des 27. Juni, stürmte ihnen die brandenburgische Avantgarde unter dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg nach. Um sechs Uhr morgens holte er die schwedische Nachhut bei dem Dorfe Linum ein, eine halbe Meile vor Fehrbellin. Er konnte der Versuchung zum Angriff, wenn er auch nur über ungenügende Kräfte gebot, nicht widerstehen; als auf seine Meldung, daß er die Schweden erreicht habe, der Kurfürst, der noch weiter zurück war, ihm die Weisung schickte, sich vorläufig nicht zu engagieren, war er schon in vollem Gefecht und bat dringend um Verstärkung. Jetzt erst gab der Kurfürst definitiv den Gedanken auf, dem Feinde noch zuvorzukommen und ihm den Weg über den Rhin zu verlegen; er entschloß sich direkt auf ihn loszugehen und so die Entscheidung herbeizuführen.

Gegen acht Uhr morgens am 28. Juni waren die Heere in ihrer ganzen Stärke an einander. Den 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 38 Geschützen, über die Wrangel verfügte, hatte der Kurfürst nur 5000 Reiter und 600 Dragoner nebst 13 Geschützen entgegenzustellen; das wenige brandenburgische Fußvolk, welches in der Nähe war, traf erst nach Beendigung des Kampfes ein. Zwischen den Dörfern Linum und Hakenberg wurde das Gefecht eröffnet. Bald sah sich Wrangel, durch die höher postierte brandenburgische Artillerie bedroht, genötigt, sich weiter gegen Hakenberg in eine neue Stellung zurückzuziehen. Aber auch hier gelingt es Derfflinger, unter dem Schutze des Morgennebels, seine Geschütze auf einer Höhe in der Flanke der schwedischen Aufstellung zu placieren, von wo aus sie den Frontangriff der Reiterei aufs wirksamste unterstützten. Dieser Hügel, auf dem jetzt seit der Erinnerungsfeier im Jahre 1875 sich ein stattliches Denkmal erhebt, war der Schlüssel der ganzen Position; hier ist der Entscheidungskampf gekämpft worden. Sobald die brandenburgischen Geschütze zu spielen begannen, erkannte Wrangel den Fehler, den er mit der Vernachlässigung dieses Postens begangen. Mit weit überlegenen Kräften stürzt er sich auf die feindlichen Batterieen; eins der schwedischen Veteranenregimenter nach dem andern wird zum Sturm vorgeführt. Der Stoß war gewaltig, ein Teil der zum Schutz aufgestellten brandenburgischen Reiter ward erschüttert und wandte sich zum Rückzug; der Oberst von Mörner, der sich mit seinem Regiment den Stürmenden entgegenwarf, wurde beim ersten Angriff erschossen; sein tapferer Oberstlieutenant Henniges trat an die Spitze des Regiments; auch er sank schwer verwundet

aus dem Sattel; die Entscheidung schwankte. Eben jetzt aber war der Kurfürst mit neuen Streitkräften an der bedrohten Stelle angelangt; er führte persönlich die Seinigen ins Gefecht; sein Stallmeister Froben fiel dicht neben ihm; im stürmischen Vordringen wurde er selbst von schwedischen Reitern umringt, bis ihn neun brave brandenburgische Dragoner wieder heraushieben; es war ein wildes, fast noch zwei Stunden währendes Schlachtgetümmel, dicht aneinander, wild durcheinander. Die schwedischen Regimenter bewährten ihren alten Ruf aufs glänzendste; sie kämpften um den Rückzug, aber mit unerschütterlicher Bravour und dem Reste ihres Heeres haben sie denselben doch glücklich erstritten. Nach zwei Stunden war alles vollbracht und die jetzt durch Nebel und Regen durchbrechende Morgensonne ließ die Resultate übersehen: der rechte Flügel der Schweden war zugrundegerichtet; alles übrige war in vollem Rückzuge gegen Fehrbellin hin; die Kraft des Feindes war völlig gebrochen, und der Kurfürst verzichtete bei seinem Mangel an Fußvolk, bei der gründlichen Erschöpfung seiner Truppen — elf Tage lang hatten zuletzt die brandenburgischen Reiter nicht abgesattelt — auf ernstliche weitere Verfolgung; erst in den nächsten Tagen wurde sie bis nach Wittstock und an die mecklenburgische Grenze hin fortgesetzt.

So wurde diese merkwürdige Reiterschlacht von Fehrbellin gewonnen. Seit vierzig Jahren, seit der Schlacht von Nördlingen waren die Schweden in keiner großen Feldschlacht besiegt worden, jetzt war der Zauber der Unbesiegbarkeit gebrochen durch eine deutsche Kriegsthat, die wie aus Sturm und Feuer gewirkt war, und weithin sang und sagte man nun von dem „Großen Kurfürsten“ und seiner Schlacht bei Fehrbellin, die bald mit einem reichen Schmuck volkstümlicher Sagen umwoben war.

Die Marken waren befreit; jetzt galt es den Kampf um den eigentlichen Siegespreis. Und alles nahm den besten Fortgang. Im Reiche war der Eindruck des Sieges von Fehrbellin doch so gewaltig, daß in Regensburg der Reichskrieg gegen Schweden beschlossen wurde. Die französischen Waffen waren eben jetzt nicht glücklich; im Juli fiel Turenne im Treffen bei Saßbach; um dieselbe Zeit wurde der Marschall Crequi bei Trier geschlagen und gefangen. Auch im Norden regten sich die Feinde; der König von Dänemark sah wieder einmal seine Zeit gekommen; noch im Oktober 1675 schloß er seinen Bund mit dem Kurfürsten gegen die Schweden.

Unter solchen Auspizien wurde noch im Herbste der Kampf in Vorpommern begonnen; während die Dänen Wismar eroberten, gewann der Kurfürst noch vor Ende des Jahres Wollin, Swinemünde, Wolgast. Der Feldzug des Jahres 1676 brachte weitere Erfolge; schon wirkte überall die brandenburgische Flottille mit. So wurde die Eroberung der Inseln Usedom und Wollin vollendet, auf dem Festlande nach hartem Widerstande Anklam und Demmin zur Übergabe gezwungen, während in derselben Zeit Braunschweig

und Münster mit der Eroberung von Stade den Schweden ihren letzten festen Punkt auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes entrissen.

Alles aber hing ab von der Gewinnung Stettins. Erst im Frühjahre 1677 konnte die regelmäßige Belagerung der Stadt unternommen werden; die Welt erstaunte damals über die „unsäglichen Präparatorien und Zurüstungen", womit sich der Kurfürst zu dem schwierigen Werke anschickte; 140 schwere Geschütze waren zurstelle, die brandenburgische Flotte beherrschte das Haff und die Mündungen der Oder. Aber der Widerstand war den Angriffsmitteln entsprechend; Stettin hatte eine starke schwedische Besatzung, einen entschlossenen Kommandanten und eine Bürgerschaft, die bereit war, alle Kräfte für die Verteidigung einzusetzen. Vier Monate lang währte die Beschießung (August bis Dezember 1677); er wollte sich lieber hier begraben lassen, als Stettin aufgeben, erklärte der gichtkranke Kurfürst; erst als die Stadt fast in Trümmer gelegt, die schwedische Garnison dezimiert, mehrere tausend Bürger mit den Waffen in der Hand gefallen waren, beugte sich die stolze Pommernhauptstadt; am 6. Januar 1678 hielt Friedrich Wilhelm seinen triumphierenden Einzug in die bezwungene Feste, die wichtigste Besitzung der Schweden auf deutschem Boden.

Noch war das Werk nicht ganz vollbracht; aber als nun im Herbst des folgenden Jahres die Insel Rügen erobert wurde, infolgedessen auch Stralsund und Greifswald nicht länger sich zu halten vermochten, war hiermit endlich das ersehnte Ziel erreicht. Zum zweiten male hatte Friedrich Wilhelm Pommern den Schweden aus den Händen gerissen, und diesmal vollständig.

Noch einen letzten Versuch wagten die Besiegten, eine Diversion gegen das Herzogtum Preußen. Von dem polnischen Hofe begünstigt, wo König Johann Sobieski ganz unter dem Einfluß französischen Geldes und französischer Intriguen stand, unternahmen die Schweden von Livland aus, jetzt ihrer letzten Besitzung am Südrande der Ostsee, den Einfall in das fast unverteidigte Herzogtum. Aber das Glück war von ihren Waffen gewichen; es gelang ihnen auch hier nichts. Mit dem bewunderungswürdigen Winterfeldzug im Jahre 1679 beschloß Friedrich Wilhelm die Reihe seiner Thaten in diesem Kriege; mitten im strengsten Winter, in aller Stille brach er mit der Armee nach Preußen auf, einem forcierten Geschwindmarsch gleich dem nach Fehrbellin, und eben so wie dort gelang die Überraschung; die schwedische Invasionsarmee, die hier nicht einmal ernstlich Widerstand leistete, wurde zersprengt und zum großen Teil vernichtet; bis auf zwei Tagemärsche vor Riga wurden die flüchtigen Reste verfolgt.

So war alles aufs glänzendste gelungen. Aber noch einmal sollte Friedrich Wilhelm die ganze Reihe bitterer Erfahrungen durchmachen wie im Jahre 1660; in derselben Zeit, wo er die Schweden aus dem Herzogtum Preußen hinauspeitschte, war auf dem diplomatischen Felde seine Sache bereits so gut

wie verloren. Schon seit dem Jahre 1676 war der Friedenskongreß in Nimwegen versammelt. Brandenburg war auf demselben jelänger jemehr in eine isolierte Stellung geraten; denn während es jetzt sein Interesse war, daß kein Frieden zustandekommen dürfe, bevor die Eroberung Pommerns als vollendete Thatsache vorlag, drängten alle übrigen Beteiligten um so eifriger zum Abschluß des Krieges. Bald war der Ruf nach Frieden allgemein, und ohne das geringste Gefühl für die allgemeine nationale Bedeutung des Kampfes verargte man es dem Brandenburger aufs schwerste, daß er um seiner Sonderinteressen in Pommern willen den Krieg geflissentlich hinausziehe. In Wien aber hatte man neben allem andern die Empörung Tökölis in Ungarn zu bestehen, und nach wie vor war dem Rate des Kaisers die Aussicht auf erhebliche Machterweiterung des Brandenburgers sehr wenig willkommen. Aber auch Ludwig XIV. wünschte den Frieden, und gerade der Hinblick auf die vernichtenden Niederlagen Schwedens war für ihn ein wichtiges Motiv. Er war entschlossen, den nordischen Bundesgenossen, den er selber in diesen Krieg fast hineingezwängt hatte, nicht erliegen zu lassen. Und um diese Frage drehten sich nun die langwierigsten, spannungsvollsten Verhandlungen. Friedrich Wilhelm strengte alles an, die Zustimmung des französischen Königs zu der Eroberung von Schwedisch-Pommern oder wenigstens dem wichtigsten Teile desselben zu erlangen; in seinen geheimen Verhandlungen mit Ludwig XIV. ließ er sich zu den weitgehendsten Zugeständnissen für denselben herbei. Es war eben so vergeblich, wie seine Bemühungen im Haag und in Wien: die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich mit gemeinsamen Kräften zu erwirken. Alle Bundesgenossen gaben die Sache Brandenburgs, die in diesem Falle die beste deutsche Sache war, rückhaltslos auf. Die entscheidenden Friedensschlüsse in Nimwegen erfolgten; die Niederlande und Spanien gingen voran, schon im Herbst 1678; bald darauf im Februar 1679 schloß der Kaiser für sich und das Reich den Frieden mit Frankreich und Schweden ab, auf der Basis des Westfälischen Friedens, das hieß auf der Basis der Wiederherstellung Schwedens in den vollen Besitz seiner deutschen Lande; den Franzosen wurde der Durchmarsch durch das Reich freigegeben, um eventuell den Frieden im Norden zu erzwingen, d. h. Brandenburg, wenn es sich sträubte, mit Gewalt zuboden zu werfen.

Noch unvergleichlich viel peinigender und empörender als früher vor dem Frieden von Oliva war jetzt die Lage Friedrich Wilhelms. Bis auf das letzte Dorf hatte er den Schweden Pommern entrissen im gerechten Kriege, und nun sollte er es zum zweiten male ihnen ausliefern, den auf allen Schlachtfeldern besiegten, nur weil ein gebieterischer Wille von Versailles her es so gebot und weil alle Genossen des Kampfes, nur Dänemark ausgenommen, ihn schmachvoll im Stiche ließen! Begreiflich, daß der Kurfürst die verwegensten Mittel und Auswege erwog. Die Möglichkeit wurde ernstlich in Betracht gezogen, ob

man es wagen solle, vorläufig allein den Krieg mit Frankreich aufzunehmen, in der Hoffnung, dann doch noch vielleicht die treulosen Bundesgenossen zur Erneuerung des Kampfes zu zwingen; doch es zeigte sich, daß diese Hoffnung eitel war, daß viel eher ein Teil dieser Genossen auf den Ruin Brandenburgs durch Frankreich spekulierte und seinen Beuteanteil davonzutragen gedachte. Bis die Gewalt geboten wurde, harrte Friedrich Wilhelm aus, während er in Paris die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um wenigstens Stettin zu retten. In denselben Tagen, wo der Marschall Crequi gegen die Weser vorrückte, unter lebhaften Gefechten mit den Brandenburgern, und sich zur Belagerung von Minden anschickte, beugte endlich der Kurfürst, tiefen Ingrimm im Herzen, sein Haupt vor dem Unbeugsamen in Versailles. Am 29. Juni 1679 wurde der Friede von Saint-Germain unterzeichnet. Der Kurfürst lieferte Vorpommern wieder aus; nur eine geringe Grenzberichtigung an der Oder wurde ihm gewährt.

Es mag dahinstehen, ob bei der Ratifikation dieses demütigenden Vertrags Friedrich Wilhelm, wie die Sagen gehen, den bekannten Virgilvers zitiert hat, in welchem er den Rächer der Zukunft beschwört, oder ob er es verwünschte, jemals schreiben gelernt zu haben. Jedenfalls war die erbittertste Stimmung gerechtfertigt, und es war völlig begreiflich, wenn dieselbe viel weniger gegen den französischen König sich richtete, der in seinem Sinne loyal gegen Schweden handelte, als gegen die treulosen Verbündeten, die ihm den Preis seiner Siege gleichgültig oder schadenfroh hatten aus der Hand reißen lassen. „Sie werden es dereinst bereuen“, soll er gesagt haben, „und ihr Verlust wird so groß sein wie jetzt der meinige.“

In der Erfüllung dieses prophetischen Wortes, die nur zu bald eintreten sollte, verlaufen die letzten Lebensjahre des Großen Kurfürsten.

Von der stolzen Höhe einer brandenburgischen Politik, die zugleich im besten Sinne eine deutsche und europäische gewesen war, stieg für die nächste Zeit Friedrich Wilhelm einige Stufen herab. Der Glaube an die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Suprematie Frankreichs in Europa war ihm geschwunden beim Anblick der politischen Erbärmlichkeit, deren Opfer er geworden war. Er wandte sich von denen ab, mit denen er bisher zusammengestanden und mit denen gemeinsam er diesen Widerstand organisieren zu können gemeint hatte. Gegen Spanien, das ihm die Zahlung der schuldigen Subsidienreste weigerte, sandte er seine Schiffe aus, um sich durch Aufbringung spanischer Kauffahrer bezahlt zu machen. Mit den Niederlanden, für die zuerst er sich in den Kampf geworfen, kam es in der nächsten Zeit zu der feindseligsten Spannung. Ebenso mit dem kaiserlichen Hofe. Man hatte in Wien während der Kriegszeit die Gelegenheit wahrgenommen, Brandenburg noch an einem andern Punkte in seinen Rechten zu schädigen; im Jahre 1675 war das alte piastische Herzogshaus von Liegnitz ausgestorben, mit

welchem Brandenburg von altersher durch Erbeinigung verbunden war; der kaiserliche Hof hatte sich beeilt, unbekümmert um die Erbansprüche des Kurfürsten, die damit freigewordenen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau ohne weiteres einzuziehen, und alle Remonstrationen blieben vergeblich, ebenso wie die während der ganzen Regierungszeit des Kurfürsten unablässig geführten über das schlesische Fürstentum Jägerndorf, welches ebenfalls mit zweifelhaftem Recht von dem Kaiser eingezogen worden war.

Friedrich Wilhelm wandte sich zu Frankreich. So verderblich ihm das Streben dieser Macht immer erschien, sie gewährte ihren Bundesgenossen, wie noch eben Schweden erfahren, Schutz und Sicherheit; und diese glaubte er jetzt zunächst für sich suchen zu müssen. In einem geheimen Allianzvertrage, der bald nach dem Frieden abgeschlossen wurde (Oktober 1679), verbündete sich der Kurfürst aufs engste mit Ludwig XIV.; während dieser die Garantie der brandenburgischen Besitzungen übernahm und dem Kurfürsten für die nächsten zehn Jahre als „marque particulière de son amitié“ je 100 000 Livres zu zahlen versprach, verpflichtete sich Friedrich Wilhelm, in allen vorkommenden Fällen den französischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten; ja er versprach, bei der nächsten Kaiser- oder römischen Königswahl für den französischen König oder den Dauphin zu wirken. Dieser Vertrag ist dann in den nächsten Jahren mehrfach erneuert und modifiziert worden. Er bezeichnet den Höhepunkt der erbitterten Abkehr des Kurfürsten von seinen deutschen Hoffnungen und Bestrebungen.

Und bald genug bekam das Reich zu empfinden, was das Fehlen dieser Kraft in den Tagen der Not ihm bedeutete.

Im Osten drohte ein neuer gewaltiger Vorstoß der Osmanenmacht, den der Kaiser zu bestehen hatte. In ebendieser Zeit begannen die Reunionskammern Ludwigs XIV. ihr Werk; im September 1681 fiel Straßburg in seine Hände. Der Eindruck im Reiche war ein ungeheurer; das Gefühl völliger Schutzlosigkeit überkam namentlich die deutschen Fürsten auf und nieder am Rhein, sie, die bisher immer am schlimmsten gesündigt im Liebäugeln und Paktieren mit Frankreich. Es ging eine kriegerische Bewegung durch das Reich, wenigstens in manchen Teilen, und von Wien her wurde sie jetzt gefördert; man wünschte das Reich in einen neuen Krieg gegen Frankreich hineinzuführen, um dadurch zugleich auch Spanien Luft zu machen, welches in Italien von den Franzosen schwer bedrängt wurde. Friedrich Wilhelm wies alle Aufforderungen zu einer neuen Coalition entschieden von der Hand. Er verkannte nicht die Verderblichkeit der französischen Übergriffe, ihre vernichtende Bedeutung für das Reich und seine Sicherheit; aber wo sei die Macht, ihnen zu widerstehen, wo die Garantie dafür, daß nicht die schmachvollen Ereignisse von 1679 sich wiederholten? Er riet, sich mit Frankreich in Frieden abzufinden, da man ihm im Kriege nicht gewachsen sei. So unglück-

selig gespannt waren alle diese Verhältnisse, daß, als der Kurfürst dem Kaiser ein Hülfscorps von 12000 Mann zur Verfügung stellte für den Krieg gegen die heranstürmende Macht der Osmanen, man in Wien dies in der gebotenen Stärke dankend ablehnte; man fürchtete, daß der Kurfürst die Gelegenheit nur benutzen werde, sich in Besitz der von ihm beanspruchten schlesischen Fürstentümer zu setzen. Auf dieser Seite wurde indes die Gefahr glücklich abgeschlagen; mit den heißen Kämpfen unter den Mauern Wiens im September 1683 wurde die Macht des osmanischen Angriffs gebrochen. Aber Frankreich gegenüber mußte man in der That zu der neuen demütigenden Abkunft sich bequemen, die der Kurfürst als den einzig möglichen Ausweg vorgeschlagen hatte; am 15. August 1684 wurde der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, in welchem Kaiser und Reich Straßburg und die von den Reunionskammern verschlungenen Gebiete für die nächsten zwanzig Jahre den Franzosen überließen.

Das Leben des großen Fürsten sollte doch nicht unter solchen Stimmungen des gerechten Grolls und der hoffnungslosen Verbitterung zuende gehen. Vom Jahre 1684 an beginnt die allmähliche Rückkehr Friedrich Wilhelms in die natürlichen und traditionellen Bahnen seiner Politik. Sie wurde ihm um so näher gelegt, als in ebendiesen Jahren das innere Walten Ludwigs XIV. in Frankreich mehr und mehr sich durchdrang mit jenen Tendenzen zelotischer katholischer Bekehrungssucht und fanatischen Glaubenszwangs, welche Frankreich selbst so tiefe Wunden geschlagen haben, und welche von unberechenbarer Gefahr für die ganze protestantische Welt zu werden drohten, wenn das politische und militärische Übergewicht dereinst sich in den Dienst der katholischen Propaganda stellen würde.

Friedrich Wilhelm begann sich den früheren Freunden wieder zu nähern. Mit den Niederlanden besonders wurde wieder angeknüpft und mit Wilhelm von Oranien stand der Kurfürst bald in den eingehendsten Verhandlungen; die alte Defensivallianz wurde im Sommer 1685 erneuert.

Sogar Schweden gelang es jetzt von Frankreich abzuziehen; mit den wichtigsten deutschen Fürsten wurden neue Beziehungen angeknüpft, mit dem kaiserlichen Hofe verhandelt. Da trat das Ereignis ein, welches den Umschwung vollendete. Immer größere Dimensionen hatte in den letzten Jahren die Verfolgung der französischen Reformierten angenommen, das Edikt von Nantes war ihnen schon längst kein wirksamer Schutz mehr; jetzt wurde dasselbe am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. auch formell für aufgehoben erklärt.

Mit dieser That eines sinnlosen Fanatismus war für Friedrich Wilhelm die letzte Möglichkeit hinweggenommen, das bisherige Verhältnis zu Ludwig XIV. auch nur äußerlich aufrecht zu erhalten. Er fühlte sich im

innersten seines Gewissens getroffen. „Wir und andre evangelische Puissancen", hatte er kurz vorher auf Anlaß der französischen Verfolgungen geschrieben, „werden es dermaleinst vor dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendierte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehen wollten." Drei Wochen nach dem Erlaß Ludwigs XIV. gab er seine Antwort — und seinen Absagebrief in dem Potsdamer Edikt vom 8. November 1685: er bot allen aus Frankreich vertriebenen Reformierten in seinen Landen sichere Zuflucht, forderte sie auf, hier ihr Asyl zu nehmen vor den „Verfolgungen und gewaltsamen Prozeduren" daheim. Über 15000 französische Flüchtlinge um des Glaubens willen sind allmählich dem Rufe des Kurfürsten gefolgt; sie gehörten allen Gesellschaftsklassen an: Militärs, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, und besonders die letzteren brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit sich, die, bisher in brandenburgischen Landen unbekannt, nun der Gegenstand eifriger Pflege wurden, während die ländlichen Kolonisten, die auch in großer Anzahl erschienen und angesiedelt wurden, sich besonders durch die Einführung der bis dahin gänzlich vernachlässigten höhern Gartenkultur verdient machten. Und so brachte jedes der eingewanderten Elemente neue Lebenstriebe und Anregungen mit sich, und die französischen „Refugiés" haben dem brandenburgisch-preußischen Staate sein hochherziges Auftreten für sie in den Zeiten der Not mit guten Diensten wiedervergolten.

Von hier ab fühlte sich der Kurfürst Frankreich gegenüber völlig frei, und auf die Remonstrationen Ludwigs XIV., der über die brandenburgische „Einmischung" in die inneren Angelegenheiten seines Landes höchst entrüstet war, wurde mit fester Gegenrede Antwort gegeben. Dagegen kam es Friedrich Wilhelm um so mehr darauf an, mit dem kaiserlichen Hofe zu vollkommener Verständigung zu gelangen. Er war jetzt gesonnen, im Hinblick auf die ihm vor Augen stehenden neuen großen Kämpfe seine Verbindung mit dem Hause Österreich so fest als möglich zu fügen, und er entschloß sich, um dies zu erreichen, zu einem Opfer sehr beträchtlicher Art. Er verzichtete zugunsten des Kaisers auf alle Ansprüche seines Hauses in Schlesien, seine Rechte an Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gab er dahin und forderte als Entschädigung allein die Abtretung des kleinen, ohnehin in brandenburgischem Territorium enklavierten Kreises Schwiebus. Auf diese Bedingung wurde der geheime Allianzvertrag vom 22. März 1686 abgeschlossen, der Österreich und Brandenburg in die engste Gemeinschaft der Interessen und der Waffen stellen sollte; unmittelbar darauf brach ein brandenburgisches Hülfscorps von 8000 Mann nach Ungarn auf, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, ihm so bald als möglich die Hände freimachen zu helfen zum Kampfe gegen den Nationalfeind im Westen.

Allmählich schließen sich die Glieder der großen Coalition zusammen. Noch im Sommer 1686 traten in dem Augsburger Bündnis die wichtigsten deutschen Fürsten, auch Spanien für Burgund und Schweden für seine deutschen Lande, der allgemeinen Vereinigung gegen Frankreich bei, und auf Wunsch des Kaisers entwarf Friedrich Wilhelm eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf; sein Gedanke war, „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris zu gehen". Und neben all diesem her gingen die geheimen Verabredungen mit Wilhelm III. von Oranien, dem die Aufgabe zufiel, im entscheidenden Moment die Landung in England zu vollbringen, dem Regiment der Stuarts das Ende zu bereiten und damit das protestantische Inselreich aus seiner falschen Verbindung mit Frankreich zurückzuführen zu der guten Sache der europäischen Unabhängigkeit und der Reformation.

So steht der Lebensabend des Großen Kurfürsten unter dem erhebenden Eindruck sich vorbereitender Kämpfe zur Rettung der höchsten Güter des Lebens. Aber nur die Vorbereitungen zu sehen war ihm beschieden.

Neben allem Großen und Erhebenden dieser letzten Jahre drängte doch auch manches schwer drückende Leid sich herein. Das empfindlichste freilich in politischer Beziehung ist ihm verborgen geblieben. Er war fest überzeugt, mit jener Zession seiner schlesischen Ansprüche an den Kaiser und mit der Erwerbung des Schwiebuser Kreises als Äquivalent dafür auf lange Zeit hinaus allen Anlaß zum Zwiespalt zwischen seinem und dem habsburgischen Hause aus dem Wege geräumt und beide zu einträchtigem Zusammenwirken vereinigt zu haben. Aber indem er den Vertrag unterzeichnete, war er bereits betrogen. Auch zu dem kleinen Opfer jenes wenig bedeutenden Landstrichs konnte das Wiener Kabinet sich nicht aufrichtigen Sinnes entschließen und beging ein Trugstück der niedrigsten Art, um zugleich den Preis dafür zu erlangen und auch ihn selber zu retten. Während noch die Verhandlungen mit dem Kurfürsten imgange waren, wußte der österreichische Gesandte in Berlin durch trügliche Vorspiegelungen den Kurprinzen Friedrich dahin zu gewinnen, daß derselbe einen Revers unterzeichnete, worin er den Schwiebuser Kreis bei seinem Regierungsantritt sofort dem Kaiser zurückzustellen sich verpflichtete. Man hatte dem übelberatenen Kurerben vorzuspiegeln gewußt, daß an der Verhandlung über Schwiebus das ganze Werk der großen Allianz zu scheitern drohe, und in der That, erst nachdem Friedrich den Revers ausgeliefert, unterzeichnete der Kaiser das Bündnis vom 22. März 1686. Friedrich Wilhelm hatte auch nach Abschluß dieser Allianz in der nächsten Zeit noch Veranlassung genug, oft mit bedenklichem Auge auf die Haltung des Wiener Kabinets zu blicken; von dem argen Betrug aber, den man mit Hülfe seines eigenen Sohnes an ihm beging, hat er keine Kenntnis mehr erhalten.

Am Morgen des 9. Mai 1688 ging dieses große Leben zuende. Als Friedrich Wilhelm 48 Jahre früher sein Regiment antrat, war der brandenburgische Staat in tieferm Verfall, als er je gewesen, seitdem Friedrich von Hohenzollern ihn begründet. Dann hatte dieser Fürst sein Werk begonnen, in einem Geiste der Größe, der die Bewunderung der Zeitgenossen war, mit einer Sicherheit und Stärke des Staatsgefühles, der die Erfolge nicht fehlen konnten, mit einem Reichtum und einer Energie der staatsbildenden Kraft, daß alles Gute und Große, dessen der preußische Staat in seiner weitern Entwickelung sich zu rühmen hat, auf ihn zurückweist, der alle Grundsteine gelegt und alle gesunden Keime in den Boden gesenkt hat. Das Resultat war, daß aus den Kreisen des deutschen Territorialfürstentums sich in dem protestantischen Norden eine neue Staatsbildung erhob, welche die Gewähr des Bestehens und Gedeihens in sich trug, wie keiner der vorangegangenen Versuche: fest in ihrem politischen Gefüge, durch jungen, im Flug erworbenen Kriegsruhm geweiht, durch ihre ganze Stellung in der Welt hingewiesen auf die großen nationalen Aufgaben der deutschen Politik, denen sie mit allem diente, was sie für sich selbst besaß.

15. Die Schlacht bei Höchstätt (Blindheim).

(Im Jahre 1704.)

Wir wissen, wie schwer es auch Frankreich geworden, seine staatliche Einheit herzustellen, seine nationale Existenz gegen England, dann aber auch gegen die Weltherrschaftspläne von Habsburg-Spanien zu erkämpfen. Ganz außerordentlich bedenklich wurde Frankreichs Lage aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die durch die reformatorische Bewegung im Lande und durch den Widerstand des Adels gegen die kirchlich-politische Einheit (nach welcher die Krone strebte) hervorgerufenen Bürger- und Religionskriege das Land in Anarchie und an den Rand des Unterganges führten. Bereits seit 1560 war der Calvinismus in Frankreich zur politischen Partei geworden. Vergebens die furchtbaren acht Kriege von 1562—1595, vergebens die Greuel der Bartholomäusnacht gegen die Hugenotten, vergebens die Gründung der heiligen Ligue und deren landesverräterisches Einvernehmen mit Philipp II. Erst als in den Kämpfen der Ligue und Spaniens gegen den hugenottischen Heinrich IV. (1589—1610) der spanische Plan immer unverhüllter hervortrat, Frankreich zu einer habsburgischen Provinz zu machen, erkannten die französischen Parteien, in welcher Gefahr das Vaterland schwebe: auf dem Boden dieser Erkenntnis erwuchs die Versöhnung der Parteien, insbesondere seit Heinrichs Übertritt zur katholischen Kirche (1593) einer-, und seit dem Erlasse des auch die Hugenotten befriedigenden Ediktes von Nantes (1598) andererseits. Der Friede zu Vervins sicherte nach einem dreijährigen Kriege mit Spanien dem Staat die Unabhängigkeit von dem Nachbarlande (1598). Nun vermochte Heinrich IV. auch alle ferneren Angriffe des hohen Adels gegen die Krone zu besiegen, eine geordnete Verwaltung einzuführen, den

Wohlstand des Landes in Ackerbau, Handel und Seefahrt zu entwickeln, damit aber auch Frankreichs Macht nach außen zu heben. Eben war er im Begriff, durch Einmischung in den Cleveschen Erbfolgestreit den Kampf gegen Spanien und Habsburg in Italien und in Deutschland wieder aufzunehmen, als Ravaillacs Dolch seinem Leben ein Ende machte, — nicht aber auch seinen Plänen, welche der Staatsminister Richelieu (1624—1642) unter dem schwachen Ludwig XIII. (1610—1643) aufnahm und erweiterte. Im Streben nach unbeschränkter Einheit der Königs- und Regierungsgewalt bekämpfte er siegreich die wiederholten Adelsaufstände und die politische Macht der Hugenotten, denen er aber ihre Güter und freie Religionsübung beließ. Nach außen bekämpfte er die spanisch-habsburgischen Bestrebungen auf allen Linien: in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland durch Teilnahme am 30jährigen Kriege; noch während der letztere tobte, brach der 24jährige Krieg gegen Spanien 1635 offen aus, in dessen Verfolg Richelieu die französische Seemacht großartig entwickelte. Erst sein Nachfolger Mazarin (in Ludwigs XIV. Jugend), der von 1643—1661 mit großer Gewandtheit, aber geringerer Einsicht Richelieus Grundsätze nach innen und außen im allgemeinen befolgte — insbesondere wurde der Kampf gegen Spanien in den Niederlanden, in Italien, in Deutschland, in Spanien glücklich fortgeführt und 1659 durch den Pyrenäischen Frieden zu Frankreichs entschiedenem Vorteil beendigt —, begann auf jene gefährlichen Irrwege rücksichtsloser Gewaltthätigkeit nach innen und außen hinüberzuwanken, die Frankreich, nicht selten Schulter an Schulter mit den Deutschen, mit dem germanischen Element überhaupt, gegen Habsburg-Spanien so einsichtig und so erfolgreich bekämpft hatte, und die notwendigerweise zu Frankreichs Verderben führen mußten. Doch seinem gelehrigen Schüler, Ludwig XIV., der 1661 im Alter von 23 Jahren ohne leitenden Minister die Regierung übernahm, war es vorbehalten, durch maßlose Eroberungs- und Ruhmsucht, durch fanatische Unduldsamkeit auf religiösem und politischem Gebiete, wie nacheifernd einem Philipp II., alle Welt gegen Frankreich aufzubringen, das deutsche und französische Volk — so vielfach auf einander angewiesen und so vielfach sich ergänzend — zum ewigen Schaden der gesamten Kulturentwickelung auf Jahrhunderte hinaus zu tödlicher Feindschaft zu verhetzen, Deutschland in die gefährlichen Arme Habsburgs zu treiben, in das sonst harmlose und wenig kriegslustige Herz der Franzosen den kitzelnden Stachel politischen Unbefriedigtseins, überhebender Selbstberäucherung, überspannter nationaler Eitelkeit, leerer Kriegsgloire zu senken, — mit einem Worte: indem er die weisen Wege Heinrichs IV. verließ, Frankreich gehaßt und verarmt zur Revolution reif zu machen, unter deren Hauch seine verächtlich gewordene Dynastie wie eine Seifenblase zerplatzte. Wie seltsam! Seit der spanischen Heirat degeneriert Habsburg zu jenem Größenwahn, der dieses Haus und die demselben Unterworfenen mehr als einmal dem völligen Untergange

nahegebracht; und seit Ludwigs spanischer Heirat (mit Maria Theresia, Tochter Philipps IV., 1660) irrt Frankreichs Politik ebenfalls in schwindelnde Höhen hinauf, aus denen noch niemand langsam und heil auf den gesunden Boden realer Möglichkeit und Wirklichkeit zurückgekehrt ist.

Indessen waren die Verhältnisse in Europa gerade zu Ludwigs Zeiten günstiger als je zur Errichtung einer Weltherrschaft gelagert: Spanien entkräftet, fast leblos; England in konvulsivischen Zuckungen der Revolution verfallen; Holland zulande fast wehrlos, seit dem decretum perpetuum (Abschaffung der Statthalterschaft) in der Gewalt einer verhaßten Aristokratenpartei, ohne Einheit in der politischen und militärischen Leitung; Deutschland eben das Deutschland des Westfälischen Friedens, wie Italien ein bloßer geographischer Begriff und völlig ohnmächtig; Habsburg, seit seinem kurzen Aufschwunge, der in dem Sieg am weißen Berge wurzelte, in empörender Unduldsamkeit und bewährter politischer Blindheit Ungarn mißhandelnd und dadurch dem Türken die Wege nach Mitteleuropa ebnend; der Norden des Weltteils auf besonderen Wegen wandelnd, um die Mitte und den Westen sich wenig kümmernd! Und dieser ohnmächtigen, verworrenen, unfähigen, zerrütteten Staatengesellschaft gegenüber Frankreich allein geeinigt, zielbewußt, mit unerschöpflichen Hülfsmitteln von der verschwenderischen Natur ausgestattet, ein gediegenes Heer, eine meerbeherrschende Flotte, treffliche Staatsmänner und Feldherrn in Hülle und Fülle: und dieses harrend auf den Wink eines alles übersehenden Auges, eines gewaltigen Selbstherrschers, dessen Größe und Kleinlichkeit bereits die gesamte Welt nachzuäffen begann! Warum sollte es nicht gelingen, diese Welt, die sich freiwillig und bereitwillig der Mode und Sprache und Litteratur Frankreichs unterwarf, zu zwingen, sich auch Frankreichs Willen und Frankreichs Waffen und Frankreichs Gesetzen und Frankreichs Herrscher in Demut zu beugen!

Schon im Jahre 1658 hatte Frankreich begonnen, diesen gefährlichen Weg zu beschreiten, indem es den traurigen Verfall des deutschen Reichs zur Gründung eines Rheinbundes mit den westdeutschen, Habsburg fürchtenden Reichsständen benutzte, eines Bundes, der 1660 und 1663 erneuert wurde und eine förmliche Verfassung (mit einem Bundesrat zu Frankfurt) erhielt. Dann erhob Ludwig beim Tode seines Schwiegervaters (1665) trotz der Verzichtleistung seiner Gemahlin auf spanische Besitzungen dennoch Ansprüche auf große Teile der spanischen Niederlande und ließ seine Heere marschieren. Sofort beendigten Holland und England ihren Seekrieg und schlossen mit der ersten europäischen Militärmacht, mit Schweden, zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichtes die Tripelallianz: im Frieden zu Aachen erhielt Ludwig zwar einen Teil von Flandern, mußte aber die bereits besetzte Franche-Comté an Spanien zurückgeben (1668). Ludwig erkannte Holland als den Hauptsitz der Opposition gegen seine politischen Absichten, suchte es

nun zu isolieren und sich zu rächen. Es gelang zunächst das Bündnis Ludwigs mit Karl II. von England zur Teilung der Vereinigten Niederlande und zur Herstellung der katholischen Kirche in England (1670); zwei Jahre später war auch Schweden durch Geldzahlungen gewonnen; das Haus Habsburg schien durch einen Teilungsvertrag in betreff der spanischen Monarchie befriedigt zu sein; Köln, Mainz, Münster ꝛc. schlossen sich an Frankreich an. Nun griff Ludwig das fast wehrlose Holland von drei Seiten an, drang bis auf drei Stunden gegen Amsterdam vor, wies Hollands Friedensanträge zurück. Nur Einer in Deutschland erkannte die Deutschland wennauch nur indirekt bedrohenden Gefahren, durchschaute Ludwigs ganze Politik und stand als einziger Verbündeter auf Hollands Seite: es war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst; aber auch er sah sich 1673 zum Separatfrieden von Vossem genötigt. Die Elemente und die eigene Volkserhebung retteten Holland: Wilhelm III. von Oranien trat an die Spitze der Bewaffnung. Spanien, der Kaiser, Lothringen und das Reich verbündeten sich mit den Generalstaaten, deren Gebiet nun von den Franzosen geräumt wurde. Der Kriegsschauplatz erweiterte sich an der ganzen Rheinlinie und in den spanischen Niederlanden. Endlich folgte der Frieden zu Nimwegen (1678, 1679): Spanien trat die Franche-Comté und bedeutende niederländische Grenzplätze ab, der Kaiser Freiburg im Breisgau gegen die Rückgabe von Philippsburg an das Reich; Ludwig behielt aber auch Lothringen, entgegen den Friedensbedingungen. Seither kannte sein Übermut, sein Hohn auf alles Völkerrecht keine Grenzen mehr! Man braucht nur an seine Reunionskammern in Metz, Besançon und Breisach zu denken, von denen nicht nur deutsche Reichsstände sondern auch Spanien, Holland und Schweden (dessen König Karl XI. von Pfalz-Zweibrücken) betroffen wurden, — an den Raub Straßburgs (1681) ꝛc. Kaiser Leopold, durch einen Ungarnaufstand und einen 1682 wieder ausgebrochenen Türkenkrieg beschäftigt (Belagerung und Entsatz von Wien 1683), sah sich zu einem 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig genötigt (1684), wonach die bis 1681 vorgenommenen Reunionen provisorisch bei Frankreich bleiben sollten. Bald darauf erhob Ludwig auch Erbansprüche auf den kurpfälzischen Allodialbesitz, worauf 1686 der Kaiser, Spanien, Schweden, mehrere Reichsstände das Augsburger Bündnis schlossen. Wegen Nichtbestätigung des unter französischem Einfluß zum Erzbischof von Köln gewählten Fürstenberg, der auch Bischof von Straßburg war, durch Kaiser und Papst erklärte Ludwig 1688 dem Kaiser, dann auch Holland den Krieg; das ganze Reich scharte sich um den Kaiser. Schwung und Kraft kam in die Kriegsführung aber erst 1689 durch die Teilnahme des neuen Königs von Großbritannien, Wilhelms von Oranien, dessen entthronter Schwiegervater Jacob II. in Frankreich ein Asyl und Schutz seiner Ansprüche gefunden hatte. Es folgt die teuflische Verwüstung der Pfalz durch Melacs Mordbanden, Jacobs II. Landung in

Irland — aber auch seine Niederlage, der Sieg der Franzosen bei Fleurus, der Sieg bei Steenkerken, der Sieg bei Neerwinden. Aber Frankreichs Erschöpfung und die Aussicht auf den Gewinn der spanischen Krone führten zum Frieden von Ryswijk 1697: Wilhelm von Oranien wurde als König anerkannt, alle Eroberungen an Spanien und Holland, die reunierten Reichslande, auch Breisach, Philippsburg, Freiburg und das Herzogtum Lothringen wurden zurückgegeben; aber Straßburg blieb französisch.

Wie nach außen, so handelte Ludwig auch nach innen rücksichts- und gewissenlos. Er allein sei die Quelle alles Rechts und aller Macht; die Reichsstände wurden nicht mehr berufen; über die Geldkräfte, die Justiz, die Streitmacht des Staates verfügte er unumschränkt. Der Übertritt von Katholiken zum Protestantismus wurde verboten, die Reformierten aus den öffentlichen Ämtern verdrängt, viele Kirchen geschlossen oder zerstört, die Auswanderung verboten, die Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche durch Dragonaden erzwungen, das Edikt von Nantes aufgehoben, der Gottesdienst auch in Privathäusern verboten, alle Kirchen zerstört, die Prediger verbannt — es war ganz und gar die Art und Weise eines Philipp II.

Und nun sollte dieses System ausgebreitet werden über die gesamte Welt, wenn es wirklich gelang, sich auch der spanischen Krone zu bemächtigen und in dieser furchtbaren Machtstellung der wehrlosen Menschheit Gesetze zu diktieren!

Karl II. von Spanien war hinfällig und kinderlos; seine nächsten Erben waren Habsburg und Frankreich. Den europäischen Mächten, insbesondere den Seemächten Holland und Britannien, erschien im Hinblick auf die lehrreiche Vergangenheit die Vereinigung so großer Machtmittel weder in der einen noch in der andern Hand wünschenswert. Im Einverständnis mit Ludwig XIV. war der erste Teilungsvertrag bereits 1698 zustande gekommen, wonach der junge Kurprinz von Bayern als Enkel der mit Kaiser Leopold I. vermählten Schwester Karls II. als Haupterbe Spanien und die Niederlande, Leopolds zweiter Sohn Karl Mailand, Ludwig XIV. dagegen als Enkel Philipps III. von Spanien und als Gemahl einer Schwester Karls II. Neapel mit Sicilien und einige Grenzorte in den Pyrenäen erhalten sollte. Aber der Kurprinz starb, und nun bestimmte ein zweiter Vertrag (ohne Habsburgs Beitritt) für Leopolds zweiten Sohn Spanien mit den Kolonieen und die Niederlande, für Ludwig XIV. Neapel und Sicilien und Lothringen, für den Herzog von Lothringen dagegen Mailand. Nun setzte aber Karl II. durch ein Testament die Unteilbarkeit der spanischen Monarchie und die Thronfolge Philipps (V.), eines Enkels Ludwigs XIV., fest.

Sofort nach Karls II. Tode protestierte Leopold gegen das Testament und bestritt die Echtheit desselben, ja das Recht und die Fähigkeit des verstorbenen Königs, Bestimmungen für seine Nachfolge aufzustellen, und schickte

ein Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen nach Italien. Diese Energie schöpfte Leopold aus den jüngsten großen Erfolgen seiner Waffen gegen die Türken, welche er im Bunde mit Polen, Rußland und Venedig siegreich bekämpft hatte. Dort eben hatte sich Eugen zuerst als großer Feldherr bewährt. Geboren zu Paris am 18. Oktober 1663 als der fünfte Sohn einer Nichte Mazarins, war er für die Kirche bestimmt worden; vergebens suchte er in den französischen Militärdienst überzutreten; so begab er sich denn 1683 in kaiserliche Dienste. Schon beim Sturm auf Ofen (1686) und auf Belgrad (1689) von entscheidender Mitwirkung, wurde er 1697, nachdem sich seine Tüchtigkeit auch sonst erprobt hatte, mit der selbständigen Führung des Türkenkriegs, der inzwischen für den Kaiser ungünstig verlaufen war, betraut. Nach Eugens großem Sieg bei Zenta wurden die Türken im Frieden von Karlowitz 1699 gezwungen, fast ganz Ungarn, dann Siebenbürgen und Slavonien dem Kaiser, Morea Venedig zu überlassen. Habsburgs Siegeshoffnungen auch Ludwig XIV. gegenüber waren deshalb nicht ungerechtfertigt. Ohne irgend einen Verbündeten begann der Kaiser den Kampf. Die Seemächte hatten Philipp V. anerkannt, der Herzog von Savoyen, Mirandola, Mantua, der Papst erklärten sich für Frankreich; dasselbe that Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, Leopolds Schwiegersohn. Er hatte seinerzeit nicht nur die Verzichtleistung seiner Gemahlin auf die Nachfolge in Spanien zu gunsten der männlichen Nachkommenschaft Leopolds anerkannt und bekräftigt, sondern sich auch anheischig gemacht, diese Nachfolge des deutschen Zweiges des Hauses Habsburg in Spanien aus allen Kräften zu unterstützen und verfechten zu helfen. Hiefür war ihm denn auch, oder vielmehr seiner Gemahlin für den Fall des unbeerbten Todes des Königs Karl II. der Besitz der spanischen Niederlande und zur Behauptung derselben bei einem Bruche mit Frankreich eine Truppenhülfe von 20000 Mann und ein jährlicher Geldbeitrag von 100000 Gulden zugesagt worden. Aber durch die Einsetzung seines Sohnes zum Erben des größten Teiles der spanischen Monarchie war eine kühnere Hoffnung in dem Kurfürsten rege gemacht worden. Der plötzliche Tod des Kurprinzen und eine verleumderische Einflüsterung, welche dieses unglückliche Ereignis mit dem Erbanspruche des Hauses Österreich in Verbindung brachte, hatte Max Emanuel Frankreich genähert. Durch die Versprechung, daß alles, was er Österreich abzunehmen vermöge, in seinen Händen verbleiben solle, sowie durch die Zusage des Besitzes der Rheinpfalz war er von Frankreich vollends gewonnen worden. Seiner Politik schloß sich der jüngere Bruder, Kurfürst Clemens von Köln, an, der als gleichzeitiger Bischof von Lüttich den Franzosen alle seine Festungen am Rheine und an der Maas öffnete. Auch kleinere deutsche Fürsten waren von Frankreich erkauft.

Unterdessen erreichte Eugen in Italien Erfolg auf Erfolg, und an Habsburg schlossen sich allmählich Verbündete: der Kurfürst von Brandenburg

gegen Anerkennung seiner Königswürde im souveränen Herzogtum Preußen, der Kurfürst von Hannover, Dänemark, auch die durch Wilhelm III. geleiteten Seemächte (doch nur zur Eroberung der italienischen Besitzungen Spaniens, — als ob der in Vertragsbrüchen geübte Ludwig XIV. vor der Testamentsklausel: daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals vereinigt werden dürften, dauernden Respekt gehabt haben würde!). Die Truppen der Seemächte am Niederrhein wurden dem Kommando des als Feldherr und Staatsmann gleich großen Herzog v. Marlborough unterstellt, der als Parteihaupt der Whigs und durch seine Gemahlin, die Freundin der Wilhelm III. nachfolgenden Königin Anna, nach allen Seiten einen schwerwiegenden Einfluß übte, vor allem aber gleich Eugen die weitgreifenden Pläne Ludwigs XIV. in ihren Endzielen erkannte.

Eugens Erfolge in Italien wurden mehr als aufgehoben durch Rakoczis erfolgreichen Ungarnaufstand, der von Frankreich geschürt (auch die Pforte regte sich wieder!) solche Dimensionen annahm, daß er — alles mit Feuer und Schwert vernichtend, kein Alter noch Geschlecht verschonend — Schrecken und Entsetzen bis vor die Thore von Wien trug. Eugen selbst wurde nach Ungarn entsandt. Nun aber drangen die Franzosen in Oberitalien vor, am Oberrhein vereinigte sich Villars' Heer mit dem Kurfürsten von Bayern zur Offensive: Tirol sollte für Bayern erobert werden und dadurch zugleich die militärische Verbindung mit Italien hergestellt werden. Dies scheiterte am Volksaufstande der Tiroler; aber dennoch stand der Weg offen, den Stoß in Österreichs Herz zu führen, dem aufständischen Ungarn über Wien die Hand zu reichen, das Haus Habsburg auszulöschen. Wer wollte es dann noch wagen, die Verwirklichung von Ludwigs Planen mit Aussicht auf Erfolg zu hindern?

Eugen wurde aus Ungarn zurückgerufen. Arneth erzählt (in „Prinz Eugen"): „In dem Augenblicke, in welchem Eugen nach Wien zurückgekehrt war, schien die Bedrängnis des Kaiserhofes den höchsten Grad erreicht zu haben. So groß aber die Not, so mächtig war auch die Anstrengung, die hauptsächlich auf Eugens Impuls gemacht wurde, um sich aus dem drohenden Schiffbruche zu retten. Der letzte Mann, kann man sagen, wurde aufgeboten, der letzte Gulden flüssig gemacht, um auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen Heere aufzustellen, die dort schon vorhandenen zu ergänzen und auf kriegsmäßigen Stand zu setzen. Die fähigsten Männer endlich, die dem Kaiser zur Verfügung standen, wurden hervorgezogen, und mit seltener Eintracht, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte wirkten sie, die Staatsmänner wie die Feldherrn, zusammen zur Erreichung des einzigen großen Zieles, der Rettung des Herrscherhauses aus der nahen, drohenden Gefahr.

In Italien war es Guido Starhemberg, der die kaiserlichen Truppen kommandierte, berühmt wegen seiner unerschütterlichen Ausdauer in den unsäglichsten Widerwärtigkeiten, unerschöpflich in Mitteln, sich dort noch dem

Feinde furchtbar zu machen, wo einem Andern die kleine Heerschar, die unter seiner Führung stand, unter den Fingern zerschmolzen wäre. Das Reichsheer am Rheine befehligte Markgraf Ludwig von Baden, hochberühmt durch die Lorbern, in siegreichen Kämpfen gegen die Pforte errungen, durch manchen Feldzug, welchen er mit Ehren gegen die französische Kriegsmacht bestanden hatte. Zwar war sein Körper gebrochen durch die Mühsal so zahlreicher und anstrengender Kriegsfahrten, deren verderblicher Einfluß leider durch eine wenig geregelte Lebensweise noch gesteigert wurde. Aber noch war er zur Leitung großer Heeresmassen vor vielen befähigt, mit dem Kriegsschauplatze, auf dem er sich zu bewegen hatte, aufs innigste vertraut, durch das Ansehen endlich, das er im Reiche genoß und zur Aneiferung der Fürsten und Stände benutzte, dem Kaiser fast unentbehrlich. In Ungarn war es Sigbert Heister, welcher den Oberbefehl gegen die Insurgenten führte, und der General der Cavallerie Graf Rabutin bekämpfte in Siebenbürgen mit noch geringeren Mitteln denselben Feind. Der ausgezeichnetste der kaiserlichen Feldherrn war noch übrig, mit Eugen selbst noch keine Verfügung getroffen worden. Man hätte ihn gern auf allen Kriegsschauplätzen zugleich verwendet. Im Jahre 1703 hatte es sich von Woche zu Woche um seine Abreise nach Italien gehandelt. Dann war er zur Einrichtung der Verteidigungsanstalten gegen die ungarischen Insurgenten gebraucht worden. Nach dem plötzlichen Tode des Prinzen Vaudemont beschloß der Kaiser, Eugen nach Ostiglia zu senden, um das Kommando des dort befindlichen Armeecorps zu übernehmen und mit demselben die Operationen zu beginnen. Aber großartigere Entwürfe, welche auftauchten, und mit deren Durchführung nur so geschickte Hände wie diejenigen des Prinzen betraut werden konnten, vereitelten diesen Entschluß.

Eugens klarem Blicke war es nicht entgangen, daß von all den kriegerischen Aufgaben, welche dem Kaiser gestellt waren, die Bezwingung des Kurfürsten von Bayern als die dringendste erschien. Der ungarischen Insurrektion gegenüber war es einstweilen schon genügend, wenn sie nur von Einfällen auf österreichisches Gebiet abgehalten wurde. Daß sie außerhalb ihres Landes nachhaltig die Oberhand gewänne, war ohnedies nicht zu besorgen.

In Italien war durch den Übertritt des Herzogs von Savoyen und dessen Vereinigung mit Starhemberg längere Zeit hindurch für eine Beschäftigung der französischen Streitkräfte gesorgt, einem Vordringen derselben gegen die kaiserlichen Erblande vorgebeugt. Die ärgste Gefahr, welche diesen drohte, kam von Bayern.

In keiner Weise waren Oberösterreich und Böhmen gegen die Einfälle aus dem Nachbarlande geschützt. Mit der Besetzung dieser Provinzen wären dem Kaiser die letzten Hülfsquellen versiegt, mit denen er seine Heere notdürftig zu erhalten vermochte. Er wäre von allen Seiten umrungen und,

wie es in des Kurfürsten Absicht lag, zu einem schimpflichen Frieden gezwungen worden.

Außerdem bedrohte Maximilian Emanuel durch seine Stellung den Rücken des Heeres, welches der Markgraf von Baden befehligte. Durch einen Unfall desselben wäre die letzte Schutzwehr zerstört worden, welche das deutsche Reich vor der Überflutung durch die Franzosen zu bewahren vermochte. Einer solchen Katastrophe mußte zeitig vorgebeugt und darum vor allem mit ganzer Macht an die Bekämpfung des Kurfürsten geschritten werden. War dieser niedergeworfen, so schien es an der Zeit, an nachdrücklicheres Auftreten auf den übrigen Kriegsschauplätzen zu denken.

Es war ein Glück für Eugen, daß er zur Ausführung der großartigen Entwürfe, mit denen er sich trug, der Mithülfe eines Mannes teilhaftig wurde, der ihn besser als ein anderer verstand, dem es ein leichtes war, auf kühngedachte Plane einzugehen, der sie mit Meisterschaft ins Werk zu setzen wußte. Das lebhafte Vertrauen, welches Englands berühmter Heerführer Marlborough zu Eugen hegte, trug nicht wenig dazu bei, ihn so schnell auf die Plane des Prinzen eingehen zu machen. Schon seit mehreren Jahren hatten die beiden Feldherrn sich bei den verschiedensten Anlässen Beweise einer wechselseitigen und tiefempfundenen Hochachtung gegeben. Nichts kann verbindlicher sein, als die Schreiben, welche Marlborough schon im J. 1702 an den Prinzen richtete, und in denen er ihn über seine Haltung in Italien beglückwünschte. Dieser Verkehr, welcher mit gegenseitigen Zeichen der Zuvorkommenheit begonnen hatte, verwandelte sich bald in ein inniges Freundschaftsverhältnis, das in jeder Lage des Lebens unverbrüchlich festhielt und die gedeihlichste Wirkung für die gemeinsame Sache hervorbrachte. Es ist ein erhebender Anblick, das Zusammenwirken dieser beiden ausgezeichnetsten Heerführer ihrer Zeit zu beobachten, zu sehen, wie sich das Genie des einen an den Geistesfunken des andern entzündete, wie einer den andern unterstützte und ergänzte und sie fern von kleinlichem Neide nur dasselbe große Ziel verfolgten.

John Churchill, Herzog von Marlborough, war ohne Zweifel einer der größten Männer, welche im Anfange des verflossenen Jahrhunderts die Welt mit ihren Thaten erfüllten. Schon in früher Jugend war er in Kriegsdienste getreten und hatte bald auch an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes hervorragenden Anteil genommen. So war es ihm gelungen, durch sein außerordentliches Talent, das sich in der verschiedensten Richtung, auf dem militärischen und dem diplomatischen Felde wie in der Thätigkeit eines Parteihauptes, in gleichem Maße bewährte, sich eine Stellung zu erringen, die ihm die Fähigkeit wie das Recht gab, die Lücke auszufüllen, welche König Wilhelms Tod in der Reihe der vordersten Kämpfer gegen Frankreich gelassen hatte.

„Mylord Marlborough", schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin Louise, „war einer der schönsten Männer, so man mit Augen zu sehen vermag." Man weiß, wie leicht es demjenigen wird, welchem diese Gabe zuteil geworden ist, die Menschen für sich einzunehmen. Für jemanden, dessen Stellung es wünschenswert macht, andere zu gewinnen, für das Haupt einer Partei, den diplomatischen Unterhändler, ja auch für den Feldherrn, dessen Anblick seine Krieger ermutigen soll und begeistern, ist diese Eigenschaft von unschätzbarem Werte. Marlborough vor oder mitten in der Schlacht, hoch zu Roß die Reihen seiner Krieger durchfliegen zu sehen, eine weithin leuchtende Heldengestalt, war eine herrliche Erscheinung. Einer der vorzüglichsten Strategen, die jemals existierten, war Marlborough in der Schlacht, wenn ihm gleich jene genialen Eingebungen mangelten, die Eugen eigen waren und durch welche im Augenblicke höchster Gefahr und vielfacher Bedrängnis plötzlich der einzig rettende und entscheidende Ausweg gefunden wird, von jener hartnäckigen Festigkeit, welche die englischen Feldherrn charakterisiert und durch die auch Wellington seine Siege erfocht. Von persönlicher Gewandtheit, unerschöpflich an Hülfsmitteln, so lange es auf Berechnung, Einrichtung und geschickte Behandlung ankam, war Marlborough ganz der Mann, die Fäden dieses vielfach verschlungenen Bündnisses durch diplomatische Geschicklichkeit festzuhalten. In England durch seinen eigenen und seiner Gattin Einfluß bei der Königin Anna, durch das Überwiegen seiner Partei, durch Verwandtschaft und persönliche Verbindung mit den vornehmsten Ministern auf die höchste Spitze politischer Macht gestellt, als außerordentlicher Gesandter Englands in Holland fungierend, führte Marlborough nicht nur den Oberbefehl über die britischen, sondern auch über die holländischen Truppen in den ehemals spanischen Niederlanden. So war eine ungeheure Gewalt in die Hände dieses einzigen Mannes gelegt. Er brauchte sie mit rastlosem Eifer und größter Gewandtheit.

Der glückliche Ausgang des verflossenen Feldzuges ermutigte Ludwig XIV. zu verstärkten Anstrengungen, die gewonnenen Vorteile festzuhalten und neue zu erringen. Außer seinen Truppen in Spanien und in den Cevennen standen drei Armeeen in Italien, drei in Deutschland und den Niederlanden zum Angriff auf die Verbündeten in Bereitschaft. Die französischen Truppen in Bayern führte der Marschall Marsin unter dem Oberbefehle des Kurfürsten selbst, die am Rheine der Marschall Tallard, die in Flandern der Marschall v. Villeroy. Um diesen Streitkräften auf allen Punkten zu begegnen, mußten die Verbündeten ihre Truppen in ähnlicher Weise verteilen. Das kaiserliche und Reichsheer in Deutschland befehligte der Markgraf von Baden, die englischen und holländischen Truppen in Flandern Marlborough, den Oberbefehl über die Armee gegen Tallard am Rhein und an der Mosel erhielt Prinz Eugen. Dazu kamen die Armeeen in Italien, dann die in Ungarn und

Siebenbürgen gegen die Insurgenten. Eugen erkannte aus Ludwigs XIV. Vorbereitungen die Absicht, in Italien und Deutschland die Hauptschläge zu führen. Hier aber, im Herzen Deutschlands, war der gefährlichste, der erbittertste Feind, die bedrohteste Stelle. Ein Blick auf die Stellungen der feindlichen Truppen in Deutschland und an dessen Grenzen wird zeigen, wie gefahrvoll damals die Lage der Dinge für den Kaiser und das Reich war.

Zwischen dem Lech und dem Inn standen die Truppen des Kurfürsten von Bayern. Kufstein, Passau, verschiedene Posten in Oberösterreich befanden sich in ihren Händen. Einige bayrische Regimenter lagen in der Oberpfalz. Der Kurfürst selbst hatte zu München sein Hauptquartier.

Mit ihm in unmittelbarer Verbindung stand der Marschall Marsin, dessen Streitkräfte zwischen dem Lech, der Iller und der Donau verteilt waren und dessen Hauptquartier sich in Augsburg befand.

Die Truppen Tallards waren größtenteils im Elsaß und der Franche-Comté einquartiert. Ihnen bot das Armeecorps Coignys die Hand, das an der Mosel postiert und sich je nach Bedarf nach dem Rhein oder den Niederlanden zu wenden beauftragt war.

Die Streitkräfte, welche die Verbündeten diesen Heeren entgegenzusetzen hatten, lagen teils zwischen dem Bodensee, dem Schwarzwald und der obern Donau, teils in Schwaben und Franken, dann das rechte Rheinufer entlang bis zum Main und in der Wetterau. Aus diesen Truppen sollten die beiden Armeeen des Markgrafen und Eugens gebildet werden.

Die Verbindung Bayerns mit dem Elsaß war also durch kaiserliche Truppen unterbrochen, welche Freiburg und die Päße des Schwarzwaldes besetzt hielten. Den Feinden aber schien es dringend nötig, Marsin zu verstärken, sowie die direkte Verbindung mit Bayern herzustellen, denn es galt ja den Stoß ins Herz Österreichs.

Rastlos war Eugen bemüht, Marlborough zu überzeugen, daß eine energische Kriegführung vom Kaiser erst dann erwartet werden könne, wenn durch Besiegung des Kurfürsten von Bayern die unmittelbare Gefahr von den österreichischen Erbländern abgewendet und Deutschland pazifiziert wäre, wenn kein Feind mehr im Rücken der gegen Frankreich operierenden Heere stände und deren konzentrisches Zusammenwirken nach demselben Zielpunkte zu stören vermöchte. Da aber die kaiserlichen und die Reichstruppen zur Durchführung dieser Unternehmung zu schwach seien, so müsse man einstweilen in den Niederlanden auf Offensivoperationen verzichten und englisch-holländische Streitkräfte zur Mithülfe bei der Bekämpfung des Kurfürsten und des französischen Heeres nach Bayern führen.

Die Großartigkeit dieser Idee fand bei Marlborough guten Boden. Die Beistimmung der englischen Regierung wurde sehr leicht, die der holländischen dagegen sehr schwer gewonnen, weil diese bei der Entblößung ihres Landes

von größeren Truppenmassen eine Überflutung durch den Feind befürchtete. Im Interesse der Sache war der große Türkenbezwinger bereit, sich dem Oberbefehle eines andern unterzuordnen: „Jeder denke an nichts, als einzig und allein an das allgemeine Wohl!“

Es war die höchste Zeit zur Entfaltung aller Thatkraft. Denn unterdessen hatte Tallard über den Schwarzwald dem Kurfürsten und Marsin bedeutende Verstärkungen zugeführt. Der Markgraf kam in Verdacht, diesen leichten und doch so großen Erfolg als ein von Frankreich Erkaufter zugegeben zu haben. Am 26. Mai führte nun aber Marlborough seine Heere bei Coblenz auf das rechte Rheinufer, am 3. Juni stand er bereits bei Ladenburg am Neckar; am 10. Juni traf er mit Eugen in Mundelsheim zusammen. Hier wurde der Grund zu der gegenseitigen Hochachtung, dem unerschütterlichen Zutrauen gelegt, welches von nun an beide Feldherrn bis an das Ende ihres Lebens beseelte. Nun bestand aber der Markgraf darauf, mit Marlborough gemeinschaftlich an der Donau zu agieren; der Oberbefehl zwischen beiden solle täglich wechseln; Eugen mußte sich dazu verstehen, die Armee am Rhein zu kommandieren. Dieses Kommando war nicht bloß gefährlich wegen der zu besorgenden Vereinigung Tallards mit Villeroy, der mit dem größten Teile seiner Truppen nach Marlboroughs Abzuge aus den Niederlanden aus seinen Stellungen aufgebrochen war und sich der Rheinpfalz genähert hatte. Die Hauptunannehmlichkeit bestand in der Zusammensetzung dieses Eugenschen Heeres. Nicht ein einziges Regiment und nur ein oder zwei Bataillone von den kaiserlichen Truppen sollten dazu stoßen. Aus brandenburgischen, pfälzischen und dänischen Kriegsvölkern, aus den Kontingenten des oberrheinischen und des westfälischen Kreises wurde sein Heer gebildet. Weder die Soldaten noch deren Führer hatten früher unter Eugen gedient. Es mußte erst erwartet werden, wie die verschiedenen Befehlshaber der Reichstruppen, wie insbesondere Prinz Leopold von Anhalt-Dessau sich in dieses Unterordnungsverhältnis fügen würden. Der letztere war der Kommandant der preußischen Truppen. Diese ließen zwar, was ihre Kriegstüchtigkeit betraf, nichts zu wünschen übrig, aber sie galten von jeher für wenig fügsam unter fremdes Kommando. Es war bekannt, daß sie einen Befehl nicht selten unbefolgt ließen, wenn er ihnen nicht eben genehm war, daß man um den militärischen Gehorsam förmlich mit ihnen markten mußte, und sie immer eine für den Feldherrn höchst peinliche Sonderstellung beim Heere einnahmen.

Schon am 1. Juli ging Tallard mit 26 000 Mann wieder über den Rhein, um sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Ihm folgte nach wenigen Tagen Villeroy mit einem ungefähr gleich starken Heere, und nahm die ihm angewiesene Stellung bei Offenburg ein. Coigny blieb zwischen Fort Louis und Drusenheim stehen, auch seinerseits den rechten Flügel der Stollhofener Linien (Eugens) fortwährend bedrohend. Eugen erkannte bald, daß es ihm

nicht möglich sei, den Marsch Tallards nach Bayern zu hindern. Mittlerweile hatten der Markgraf und Marlborough den Beschluß gefaßt, sich eines gesicherten Übergangspunktes über die Donau zu bemächtigen. Sie ersahen als solchen Donauwörth, welches von der stark verschanzten Stellung des Schellenbergs gedeckt wurde; dieser wurde am 2. Juli erstürmt; der Kurfürst wich nach Augsburg zurück. Es begannen Verhandlungen, um den Kurfürsten von den Franzosen abzuziehen. Der zügellose Ehrgeiz des Kurfürsten, der sich bald mit dem Plane trug, das deutsche Reich in Stücke zu zerreißen und sich den Löwenanteil davon zuzueignen, bald aber wieder die Krone eines Königreichs Franken, ja sogar die Kaiserkrone auf seinem Haupte erblickte, dazu die Verschwendung seiner Einkünfte und die Notwendigkeit von den französischen Subsidien und den Geldsummen zu leben, die er aus den spanischen Niederlanden erhielt, seine persönliche Abneigung gegen den Kaiserhof endlich waren Ursache, daß Maximilian die Verhandlungen abbrach und am 3. August sich mit Tallard vereinigte.

Aber auch Eugen kam mit 15 000 Mann herbei: er hatte 20 000 Mann in den Stollhofener Linien zurückgelassen und Villeroy glücklich getäuscht (vgl. die Schlacht am Metaurus). Am 6. August schon gelang Eugens Vereinigung mit den Verbündeten: er drängte auf eine unverzügliche Unternehmung von größerer Bedeutung. Der Markgraf schlug als solche eine Belagerung von Ingolstadt vor, des wichtigsten festen Platzes, welchen der Kurfürst von Bayern besaß; zur Freude des Prinzen und des Herzogs erklärte der Markgraf, die Belagerung selbst unternehmen zu wollen. Die beiden entschlossen sich zu einer Hauptschlacht; Eugen unterordnete sich dem Engländer. Auch die Feinde suchten eine entscheidende Schlacht, da bestimmte Nachrichten von einem Vordringen der ungarischen Insurgenten gegen Wien zu ihnen gelangt waren. In Vereinigung mit ihnen sollte die Demütigung des Kaiserhauses vollendet werden. Der Marsch gegen die Donau und nach Höchstätt wurde beschlossen. Dort hoffte man Eugens Armeecorps vielleicht noch allein angreifen und die Gegner abgesondert schlagen zu können.

Am 9. August hatte Eugen Abschied von Marlborough genommen, um sich wieder zu seinem Heere zu begeben. Aber nur wenige Stunden waren verflossen, als der Prinz in höchster Eile mit der Nachricht zu Marlborough zurückkam, der Feind sei in vollem Anmarsche gegen Dillingen begriffen, was auf einen geplanten Überfall seines schwachen Heeres deute. Marlborough wurde von Eugen bestimmt, sogleich den Herzog von Württemberg gegen Höchstätt abzusenden, um die Verbindung mit Eugens Corps herzustellen. Seinen eigenen Truppen hatte der Prinz den strengen Befehl erteilt, auf die erste Bewegung des Feindes gegen die Donau hinter die Wernitz zurückzuweichen, um dadurch die Vereinigung mit Marlborough zu erleichtern. Dies wurde mit Pünktlichkeit befolgt, und als Eugen bei seinem Armeecorps eintraf, hatte

ein Teil desselben bereits den Schellenberg besetzt und arbeitete thätigst an der Wiederherstellung der dortigen Verschanzungen. Der Prinz sandte auch noch den Rest seiner Infanterie und einen Teil der Reiterei gegen Donauwörth. Da er jedoch überzeugt war, der Feind werde den ganzen 10. August mit dem Übergange seines Heeres auf das linke Donauufer beschäftigt sein, beschloß er die feste Stellung am Kesselbach nicht aufzugeben, sondern Marlborough zu erwarten, der in der Nacht vom 9. auf den 10. August die Donau bei Marxheim überschritten hatte und sich in vollem Anzuge befand. Eugen blieb daher mit zwanzig Schwadronen die Nacht hindurch hinter dem Kesselbache zwischen Münster und Oppertshofen stehen. Die Pferde waren gesattelt und gezäumt, die Leute in völliger Bereitschaft aufzusitzen. Noch spät am Abend stießen die Schwadronen des Herzogs von Württemberg zu Eugen, und dermaßen vorbereitet durfte er schon hoffen, den ersten Angriff abschlagen zu können.

Eugens Entschluß war kühn, denn er mußte mit Grund besorgen, am Morgen des 11. August von einem dreifach überlegenen Feinde angegriffen zu werden. Marlborough aber konnte nicht wohl vor dem Abende dieses Tages eintreffen, denn die Entfernung von seinem frühern Standorte bis an den Kesselbach war weit größer als jene des Feindes. Aber die Thätigkeit, welche Marlborough entwickelte, glich diesen Nachteil wieder aus. Während die Bayern und Franzosen den 11. August ungenützt vorübergehen ließen, setzte Marlborough mit seinem ganzen Heere den Anmarsch unablässig fort. Im Laufe dieses Tages traf die Vorhut, spät abends die Hauptstärke des Heeres und mit dem frühesten Morgen des 12. August auch die Artillerie und das Gepäck bei dem Prinzen ein.

Diesen Tag hatte der Kurfürst zum Angriffe auf Eugens Corps bestimmt, dessen Vereinigung mit Marlboroughs Heer ihm noch unbekannt war. Zuvor sollte noch das feste Schloß von Höchstätt weggenommen werden, welches die Verbündeten mit einer schwachen Besatzung versehen hatten. Als Tallard sich dem Städtchen näherte, gewahrte er über die Ebene hin eine Staubwolke, die sich lang hinzog auf der Straße gegen Donauwörth. Es waren Eugen und Marlborough, die mit einer Bedeckung von fast 2000 Pferden ausgeritten waren, die Gegend zu rekognoscieren. Nun erst wurden die Feinde die Vereinigung Eugens und Marlboroughs inne.

Nachdem die beiden Feldherrn sich zurückgezogen hatten, vollendeten die Gegner die Wegnahme Höchstätts, und das ganze französisch-bayrische Heer wurde hinter den Nebelbach geführt, wo es ein Lager bezog. Der rechte Flügel lehnte sich bei Blindheim, wo Tallard sein Quartier nahm, an die Donau. Der linke, von Marsin geführt, stützte sich auf Lutzingen und an die Abhänge des Goldberges. Der Nebelbach lief vor der Fronte. Der Kurfürst

selbst stand mit seiner Garde-Cavallerie zu Sondernheim, in geringer Entfernung hinter Blindheim.

Wie die Franzosen hinter dem Nebelbache, so hatten die Verbündeten hinter dem Kesselbache sich aufgestellt. Marlborough, welcher den linken Flügel befehligte, stand zu Münster an der Donau, Eugen mit dem rechten zu Oppertshofen. Den Tag über hatten die Truppen gerastet, die Feldherrn aber vor allem sich eine genaue Kenntnis der Gegend verschafft, welche sie von dem Feinde trennte.

Südwestlich von Donauwörth dehnt sich, die Donau entlang, durch mehrere Stunden eine Ebene aus, welche, nördlich von waldigen Bergen bekränzt, nur unmerklich zum Strome abfällt. Sie ist stark von Bächen durchzogen und war damals weit mehr, als es jetzt der Fall ist, an vielen Stellen sumpfig, mit Moorgrund und Büschen bedeckt. Zahlreiche Ortschaften bevölkern dieselbe. Ihre Breite beträgt zwischen Lutzingen und Blindheim wohl 1$^{1}/_{2}$ Stunden, während an der engsten Stelle bei Schweningen und Tapfheim die bewaldeten Abhänge bis auf 2000 Schritte an den Strom treten. Dieser fließt in schlangenartigen Krümmungen; Flußbett und Ufer sind mit Inseln, Auen, Sandbänken und Buschwerk bedeckt.

Dies war das Terrain, welches am 12. August Eugen und Marlborough mit erfahrenen Blicken betrachteten. Bevor sie die Stellung der Feinde kannten, hatten sie beabsichtigt, ihre Truppen über den Nebelbach zu führen und sich in der Nähe von Höchstätt festzusetzen. Da erblickten sie, als sie auf Schwenigen zuritten, in großer Entfernung feindliche Streitkräfte. Außer stande, sich ein Urteil über die Stärke derselben zu bilden, bestiegen sie den Kirchturm von Tapfheim. Von hier aus entdeckten sie mit Hülfe ihrer Ferngläser die französischen Quartiermeister, welche eben mit der Aussteckung des Lagers hinter dem Nebelberge beschäftigt waren. Mit der lebhaftesten Freude erfüllte diese Wahrnehmung die Gemüter der beiden thatendurstigen Feldherrn. Sie beschlossen sogleich eine Schlacht zu liefern, bevor der Feind sich in seiner Stellung zu befestigen vermöge. Sie befahlen die unverweilte Ausfüllung der Gräben, welche das Vorrücken erschweren konnten. Ein Angriff feindlicher Reiter auf die Arbeiter wurde abgewiesen, die Verengung der Ebene, wo der Widerstand den besten Stützpunkt gefunden hätte, stark besetzt, und der Rest des Tages bis tief in die Nacht mit gemeinschaftlicher Beratung über die für den nächsten Morgen beabsichtigten Unternehmungen zugebracht.

Nur wenige Stunden gönnten die Feldherrn der Ruhe. Denn schon um zwei Uhr morgens wurden den Truppen die Signale gegeben, welche sie aus dem Nachtschlummer empor und unter die Waffen riefen. Nach und nach brach der Tag an, der 13. August, an welchem die größte Waffenthat der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sich ereignen sollte. 52 000 Mann stark war das Heer, welches Eugen und Marlborough unter ihren Fahnen

versammelten. Seine Zusammensetzung war verschiedenartig genug. Aus kaiserlichen Soldaten war es gebildet, aus Preußen, Hannoveranern, Hessen, Pfälzern, Württembergern und all den buntscheckigen Bestandteilen eines deutschen Reichsheeres jener Zeit. Ihnen schlossen die Dänen sich an, die Holländer und endlich die Briten. So trefflich auch der Geist war, welcher diese Heeresmasse beseelte, so mußte ihre verschiedenartige Zusammensetzung doch immerhin die Leitung derselben erschweren. Insbesondere fiel dies einem Feinde gegenüber ins Gewicht, dessen Streitkräfte zwar bloß um 4000 Mann stärker, aber im ganzen nur aus zwei verschiedenen Bestandteilen, Franzosen und Bayern, zusammengesetzt waren.

Um drei Uhr morgens wurde der Befehl zum Vorrücken erteilt. Dichter Nebel bedeckte die weite Ebene und hemmte die Aussicht über dieselbe nach der Gegend hin, in welcher sich das feindliche Lager befand. Eugens Heer, welches am rechten Flügel aufmarschierte, war in vier Kolonnen geteilt, von denen zwei durch das Fußvolk, zwei durch die Reiterei gebildet wurden. Die Infanterie begann, die Cavallerie schloß den Zug, das Geschütz befand sich in der Mitte. Gleiche Einteilung wurde bei Marlboroughs Armee beobachtet, welche den linken Flügel bildete. Dies war die Ordnung, in der das Heer der Verbündeten den Marsch gegen den Feind antrat.

An dem ersten Gewässer, welches die Ebene durchströmt, dem Reichenbach, wurde Halt gemacht und die Frontlinie hergestellt. Die beiden Infanteriekolonnen jedes Flügels kamen auswärts, so daß sich die gesamte Reiterei in der Mitte befand. Ein Teil des Geschützes war zwischen den Truppen verteilt, der Rest folgte der Infanterie. Bei Tapfheim angekommen, nahm das Heer der Verbündeten die Bataillone auf, welche die Nacht hindurch daselbst gestanden hatten. Noch durch andere Truppen verstärkt, bildeten sie die neunte Kolonne, welche bestimmt war, den Marsch der englischen und der holländischen Artillerie zu decken und seinerzeit Blindheim anzugreifen, dessen Besitz den Übergang des Heeres über den Nebelbach erleichtern und die rechte Flanke des Feindes bloßgeben sollte.

In tiefem Schweigen wurde der Marsch gegen den Feind fortgesetzt. Es war sechs Uhr morgens, als man unter Deckung einer aus Cavallerie gebildeten Plänklerkette den Gebirgsabfall zwischen dem sogenannten Augraben und dem Nebelbache erreichte, wo neuerdings Halt gemacht wurde. In Begleitung von 4000 Pferden gingen Marlborough und Eugen weiter vor, um die Aufstellungen des Feindes zu erforschen und die noch erforderlichen Anordnungen zu treffen.

In eben dem Maße, als die Armee der Verbündeten vorrückte, zogen sich die feindlichen Vorposten zurück. Um sieben Uhr, als das Heer die Erhöhung des Terrains erreichte, welche gegen Wolpertstetten sich hinzieht, hatte der Nebel sich verzogen und das ganze feindliche Lager wurde in seiner

vollen Ausdehnung sichtbar. Von hier aus konnte man auch den Lauf des Nebelbaches übersehen, welcher die Stellung der Gegner schützte. Man überzeugte sich, daß bei den Häusern und Mühlen am rechten Flügel des Feindes die leichtesten Übergangspunkte sich darboten, während das Erdreich weiter nordwärts gegen das Dorf Oberglauheim zu diesem Ende zu sumpfig erschien. Endlich sah man, daß diesseit des Nebelbaches das Terrain zur Bewerkstelligung des Überganges zwar günstig war, daß jedoch die jenseitige Ebene, auf welcher die Truppen zum Angriffe formiert werden mußten, von den Höhen beherrscht wurde, welche die Feinde innehatten.

Diese waren bis zur Stunde in einer wahrhaft unbegreiflichen Verblendung über die Absichten der Verbündeten befangen gewesen. Bis auf den letzten Augenblick hatten sie geglaubt, Marlborough und Eugen würden sich vor ihnen zurückziehen. Noch kurz vor Beginn des Kampfes meinten sie, der Aussage der Überläufer vertrauend, der Markgraf von Baden sei wieder zur Hauptarmee gestoßen, und diese beabsichtige nun nach Nördlingen zu ziehen, um sich dieses allerdings wichtigen Punktes zu versichern. Noch als Eugen und Marlborough mit ihren vierzig Schwadronen gegen den Nebelbach vorrückten, hielt man im französischen Lager an dieser Ansicht fest und sah in der Bewegung der verbündeten Feldherrn nur eine Demonstration, um den Abzug auf Nördlingen zu maskieren. „Der Feind hat diesen Morgen um zwei Uhr", so schrieb Tallard in jenem Augenblicke dem französischen Kriegsminister, „Reveille geschlagen. Er ist in Schlachtordnung vor seinem Lager aufgestellt, und zieht allem Anscheine nach noch heute, wie das Gerücht behauptet, gegen Nördlingen ab. Hiedurch läßt er die Donau zwischen sich und uns und wird daher kaum imstande sein, seine Magazine in Bayern zu behaupten."

Erst nachdem der Nebel völlig gesunken war, nachdem man sich deutlich überzeugen konnte, daß die Verbündeten in schönster Ordnung ihren Aufmarsch bewerkstelligten und sich zum Angriffe anschickten, schwand auch die so lange festgehaltene Täuschung. Allgemeiner Lärm entstand nun im französisch-bayrischen Lager. Drei Kanonenschüsse riefen die auf Fouragierung ausgesendete Reiterei zurück und der Generalmarsch sammelte die Truppen auf ihren Posten. Ihrer Lagerung gemäß bildeten Tallard den rechten, der Kurfürst und Marsin den linken Flügel. Auch bei diesen stand die Reiterei in der Mitte, das Fußvolk auf beiden Flügeln.

Tallard selbst betrachtete das Dorf Blindheim als den Schlüssel seiner Stellung. Um daher dasselbe mit großer Stärke zu besetzen, beging er den Fehler, siebenundzwanzig Bataillone aus seinem Zentrum zu ziehen und nach Blindheim zu entsenden. Das Kommando dieser Truppen vertraute er dem Generallieutenant Grafen Clerambault. Außerdem wurde noch der Zwischenraum zwischen dem Dorfe und der Donau durch eine Wagenburg gesperrt,

hinter welcher vier Regimenter unberittener Dragoner aufgestellt waren. Das Dorf selbst wurde gegen die Angriffsseite mit Verhauen gedeckt. Clerambault hatte den Auftrag, seinen Posten bis aufs äußerste zu halten.

Mit dem Nebelbache parallel, aber nicht an seinem Ufer, sondern in einiger Entfernung von demselben, stand die französische Reiterei, von Infanterie unterstützt. Generallieutenant Baron Zurlauben, der dort befehligte, war angewiesen, die Feinde wirklich über den Bach kommen zu lassen, um durch ihr Zurückwerfen deren Niederlage noch vollständiger zu machen.

Zu Oberglauheim, in dessen Nähe der Marschall Marsin sich befand, standen zwölf Bataillone unter dem Generallieutenant Marquis Blainville, einem Offizier von bekannter Tapferkeit, aber einer so ungestümen Hitze, daß dessen nahe Beaufsichtigung notwendig war. Dieses Dorf und Lutzingen waren die Stützpunkte des linken Flügels, dessen Bataillone sich bis an den Waldrand erstreckten und denselben, so wie den sogenannten Eichbergerhof, stark besetzten. Die ganze Ausdehnung der Stellung von Blindheim bis zum Eichbergerhofe betrug gegen anderthalb Stunden.

Um neun Uhr morgens begann die Artillerie Tallards ein mörderisches Feuer gegen das Fußvolk der Verbündeten. Die Engländer erwiderten es und bald waren alle Geschütze auf der ganzen langen Linie in vollster Thätigkeit. Insbesondere waren es die Kolonnen Eugens, welche harte Verluste erlitten, da sie auf ihrem Marsche über Wolpertstetten und Berghausen in der linken Flanke beschossen wurden, und, mehr in der Tiefe marschierend, das Feuer nicht kräftig zu erwidern vermochten. Der Prinz, welcher bisher bei Marlborough verweilt hatte, um sich mit ihm über die geringfügigeren Punkte zu verständigen, war nun zu seinen Truppen geeilt, die des Feldherrn dringend bedurften. Er hatte Marlborough mit dem Versprechen verlassen, ihn von dem Augenblicke zu benachrichtigen, in welchem seine Linien formiert sein würden, um den Angriff auf beiden Seiten zugleich beginnen zu können. Es gelang dem Prinzen, auf einer Anhöhe an seinem linken Flügel Geschütze anzubringen. Gleichzeitig wurden fünf Brücken über den Nebelbach geschlagen und im heftigsten Kanonenfeuer die Ausbesserung der zerstörten steinernen Chausseebrücke bewerkstelligt.

Eugen war, was den Anmarsch gegen den Feind betraf, die bei weitem schwerere Aufgabe zuteil geworden. Seine Kolonnen mußten einen großen Bogen beschreiben, das Erdreich war von kleinen Bächen durchschnitten, sumpfig und mit Gebüsch bedeckt. Außerdem kam man mit jedem Schritte mehr in den Bereich des feindlichen Geschützes. Erst gegen elf Uhr stand Eugen auf den Höhen und an dem Walde gegenüber von Lutzingen und dem Eichbergerhofe. Der Feind bot ihm jedoch eine so langgedehnte Frontlinie dar, daß der Prinz im letzten Augenblicke seine Dispositionen ändern, und

die Zwischenräume mit der Reserve ausfüllen mußte. Dies nahm noch einige Zeit in Anspruch, so daß erst um die Mittagszeit Marlborough benachrichtigt werden konnte, auch der rechte Flügel sei zum Angriffe bereit.

Unverweilt wurde hiezu der Befehl erteilt. Marlborough hatte sein Pferd bestiegen und den englischen Generallieutenant Lord Cutts gegen Blindheim vorrücken lassen. Die beiden vereinzelten Mühlen vor dem Dorfe wurden von den Engländern genommen, Blindheim selbst aber, durch seine Bauart und seinen befestigten Kirchhof zur Verteidigung trefflich geeignet, hielt sich wacker. Zu gleicher Zeit ging Marlboroughs Reiterei auf allen Punkten über den Nebelbach. Ein lebhaftes Gefecht mit der französischen Cavallerie entspann sich. Zu wiederholten malen drang die Reiterei der Verbündeten vor, immer wurde sie wieder von den Franzosen zurückgetrieben. Das furchtbare Feuer aber, welches das Fußvolk, am Nebelbache haltend, immer wieder auf die heransprengende französische Reiterei richtete, hielt dieselbe auf und verursachte ihr den größten Schaden. So litten beide Teile, die Verbündeten und ihre Gegner, in gleich empfindlicher Weise. Jeder behauptete sich in seinen Stellungen und der einzige Vorteil, der sich hier für Marlborough zeigte, bestand darin, daß die französischen Pferde durch das stete Hin- und Herjagen sichtlich ermatteten und mit ihnen, wie dies immer zu geschehen pflegt, auch ihre Reiter nach und nach die frühere entschlossene Haltung zu verlieren schienen.

Während hier der Kampf tobte, hatte Marlborough die Kolonnen verstärkt, welche gegen Blindheim dirigiert worden waren, und den erneuerten Angriff auf das Dorf befohlen. Aber dort schien alle Anstrengung fruchtlos. Furchtbar waren die Menschenopfer, welche die wiederholten Stürme gegen Blindheim gefordert hatten. Marlborough überzeugte sich bald, daß hier nichts auszurichten sei. Mit der Geistesgegenwart, welche den großen Feldherrn kennzeichnet, änderte er sogleich seinen Angriffsplan. Gegen Blindheim wurden fortan nur Scheinangriffe ausgeführt, welche ein starkes Geschützfeuer unterstützte. Der Herzog beschloß gegen die Mitte des feindlichen Heeres seinen Hauptstoß auszuführen. Denn Tallard hatte sich durch die Entsendungen nach Blindheim unverhältnismäßig geschwächt und dadurch die Aufrechthaltung seiner Verbindung mit Marsin aufs äußerste gefährdet.

Kaum hatte Marlborough diesen Gedanken gefaßt, so schritt er auch schon an dessen Ausführung. Neuerdings sandte er seine Reiterbrigaden über den Nebelbach und wieder entspann sich in der frühern Weise das Gefecht mit der französischen Cavallerie. Nun aber wurde auch das Fußvolk der Verbündeten in den Kampf gezogen. Der Prinz von Holstein-Beck führte zwei Infanteriebrigaden gegen Oberglauheim vor. Als die Spitze seiner Kolonne über den Nebelbach gegangen war und bevor sie sich zum Angriff formieren konnte, stürzte sich Generallieutenant Blainville mit neun Bataillonen

auf sie. Das Fußvolk des Prinzen wurde zurückgeworfen, er selbst schwer verwundet und gefangen. Nun setzte sich Marlborough selbst an die Spitze der dänischen Brigade Bernstorff und führte sie zum Angriffe auf Oberglauheim über den Bach. Aber Marsins Reiterei warf sich ihm entgegen und das dänische Fußvolk schien verloren. Da wandte sich Marlborough im Augenblicke der höchsten Not an Eugen um Hülfe. Der Prinz gewährte sie unverzüglich. In wilder Eile rasselten die kaiserlichen Küraſſiere, von General Graf Fugger geführt, zu Marlboroughs Unterstützung herbei. In unwiderstehlichem Anprall warfen sie sich auf die französische Reiterei und stellten das Treffen wieder her.

Stundenlang raste schon der Kampf, noch schwankte unentschieden die Wage der Schlacht. Gleiches war auch auf der Seite der Fall, wo Eugen stritt. Ihm war weitaus die härteste Arbeit zuteil geworden. Marlborough hatte gleich anfangs den großen Fehler begangen, dem Prinzen die unverhältnismäßig schwächere Streitmacht zur Verfügung zu stellen. An Reiterei waren die beiden Flügel gleich, während Eugen nicht mehr als elf preußische und sieben dänische Bataillone, zusammen 9000 Mann Infanterie, unter seinen Befehlen hatte, Marlboroughs Fußvolk aber 25 000 Mann stark war. Und gerade des Fußvolkes hätte der Prinz so sehr bedurft, weil er auf der bergigen und bewaldeten Stelle des Schlachtfeldes zu operieren hatte. Außerdem stand ihm eine noch größere Heeresmacht als Marlborough gegenüber, und sie wurde nebst Marsin von dem Kurfürsten von Bayern befehligt, der an jenem Tage ohne allen Zweifel die beiden französischen Marschälle weit überstrahlte.

Aber es war ja immer Eugens Los gewesen, auf den Platz gestellt zu werden, welcher am schwierigsten auszufüllen war. Auch diesmal rechtfertigte der Prinz das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzendster Weise. Er hatte seine Angriffsbewegung mit Errichtung von Übergängen über den Bach und mit Aufführung von zwei Batterieen begonnen. Unmittelbar darauf führte Prinz Leopold von Anhalt-Dessau das preußische und das dänische Fußvolk über den Nebelbach. Während er jedoch stille hielt, seine Artillerie zu erwarten, waren seine Truppen einem mörderischen Feuer vonseiten der Batterie ausgesetzt, welche vor Lutzingen aufgestellt war. Endlich gelang es, am Waldsaume eine Gegenbatterie anzubringen. Die Bataillone wurden zum Angriff formiert und die Preußen auf Lutzingen, die Dänen aber auf den rechts von diesem Dorfe gelegenen Wald gesendet. Die Preußen trieben das feindliche Fußvolk zurück und nahmen in kühnem Anlauf die Batterie, welche so viel Unheil unter ihnen angerichtet hatte. Gleichzeitig wurden die am Eichbergerhofe postierten Franzosen nach lebhaftem Angriffe zurückgeworfen. Nun sandte Eugen seine Cavallerie gegen die Reiterei des Feindes. Dieser wich und zog sich auf sein zweites Treffen zurück. Jetzt aber

wurden die kaiserlichen Reiter, welche zu hitzig nachgesetzt hatten, mit vereinigter Stärke angegriffen und wieder bis über den Bach getrieben. Gleichzeitig warf sich der Kurfürst auf das preußische Fußvolk, gewann die Geschütze wieder und drückte die Brigaden Natzmer und Bielke in ihre frühere Aufstellung zurück.

Der zweite Reiterangriff, welchen Eugen jetzt auszuführen versuchte, glückte um so weniger, als der Prinz soeben eine Anzahl seiner besten Schwadronen zu Marlboroughs Unterstützung hatte abgeben müssen. Nun trat eine Pause der Erschöpfung ein. Es schien unausführbar, daß der Prinz mit achtzehn Bataillonen die ihm gegenüberstehenden fünfundzwanzig Bataillone des Kurfürsten und Marsins forciere. Eugen mußte nun seinerseits den Herzog von Marlborough um Verstärkung ersuchen. In Erwartung derselben durchritt der Prinz die Reihen der seinigen, die mutigen belobend und die zaghaften durch Wort und Beispiel ermahnend. Nicht ohne Verwunderung sah man, wie auf feindlicher Seite der Kurfürst, Eugens Beispiel nachahmend, ein gleiches that. Aber der Prinz ließ ihm nicht lange Zeit zur Ermutigung seiner Truppen. Noch bevor die verlangte Verstärkung von Marlborough eingetroffen war, schritt Eugen zum erneuerten, dritten Angriffe. Mit seinem scharfen Blicke ersah er, daß sich allmählich der Vorteil der Schlacht auf Marlboroughs Seite zu neigen begann, und daß alles darauf ankam, die Entsendung von Verstärkungen nach dem rechten Flügel der Franzosen zu hindern. Prinz Leopold sollte vom Walde her gegen die Flanke des Feindes vordringen und die Reiterei ihn dabei unterstützen. Allein diese wurde durch die wiederholten Angriffe des Kurfürsten dermaßen erschüttert, daß sie, statt kräftig zur Erstürmung der feindlichen Stellung mitzuwirken, zum dritten male wich. Eugen vermochte sie nicht zum Stehen zu bringen. Zureden und Drohungen waren gleich fruchtlos. Zwei der vordersten Flüchtlinge soll der Prinz mit eigener Hand niedergeschossen haben, aber alles vergebens. Da wandte Eugen sich schmerzvoll ab von der Reiterei, welche bisher der Gegenstand seines Stolzes, seiner Vorliebe gewesen war. Er überließ seinen Cavallerie-Generalen, dem regierenden Herzoge von Württemberg und dem Prinzen Maximilian von Hannover, die Sorge, die Flüchtigen zu sammeln und wieder zu ordnen. Er selbst eilte zu dem Fußvolke. Er trat an die Spitze desselben und fiel mit Ungestüm den Bayern in die Flanke. Mit kühner Todesverachtung setzte er sich hiebei der augenscheinlichsten Gefahr aus. Er wäre bald von einem bayrischen Dragoner niedergeschossen worden, wurde jedoch von einem seiner Leute gerettet, der in dem entscheidenden Augenblicke dem feindlichen Reiter den Säbel in den Leib stieß. Eugens herrliches Beispiel fachte den Mut seiner Truppen an. Es gelang ihm, die linke Flanke der Feinde zu umgehen, sie durch den Wald zu treiben und über den Hohlweg bei Lutzingen zu werfen. Von seiner ganzen Reiterei folgten ihm nur zwei

Schwadronen. Durch diesen Umstand war er verhindert, die errungenen Vorteile weiter zu verfolgen, und mußte zufrieden sein, sich in der gewonnenen Position behaupten zu können.

Seine Lage in derselben wäre vielleicht sogar höchst gefährlich geworden, wenn nicht endlich der Kampf auf dem linken Flügel zur Entscheidung gebracht worden wäre.

Hier hatte die Schlacht die Gestalt beibehalten, die sie gleich anfangs angenommen hatte. Fortwährend erneuerte die Cavallerie Marlboroughs ihre Angriffe, stets wurde sie wieder von der französischen Reiterei zurückgetrieben und zog sich auf das eigene Fußvolk, das seinerseits wieder durch heftiges Gewehrfeuer die feindlichen Reiter zur Rückkehr zwang. Aber immer mehr und mehr gab sich auf der andern Seite des Gegners dessen Erschöpfung kund. Zuletzt vermochte Tallard nicht mehr, seine Reiterei zum Vordringen zu bewegen. Nur einzelne Schwadronen gehorchten noch der Stimme besonders beliebter Führer, aber ihre Wagnisse endigten meistens mit ihrem Verderben. Immer mehr verwirrte sich die Schlachtordnung der Franzosen, ihre Aufstellung bildete nur mehr eine unbeholfene Masse. Da erkannte Marlborough, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Er versammelte seine ganze Cavallerie zu einem einzigen ungeheuren Stoß auf den Feind. Mit furchtbarer Energie wurde der Angriff ausgeführt, er war unwiderstehlich. Die französische Reiterei, in kleine Haufen zersprengt, wendete sich zur Flucht. Das bloßgegebene Fußvolk wurde im Nu umzingelt und größtenteils niedergehauen. Aber viele der französischen Soldaten sollen ihr Leben durch List gerettet haben. Sie schleuderten ihre Waffen von sich, warfen sich zur Erde und stellten sich tot. Sie wurden später zu Gefangenen gemacht.

Zum letzten male versuchte es Tallard, der bereits zweimal verwundet war, seine Reiterei zu sammeln. Nicht mehr für den Sieg, nur für seine Rettung wollte er noch kämpfen. Es gelang ihm nur einen kleinen Teil zusammen zu bringen, welchen er den andringenden Feinden entgegen warf. Aber er vermochte nicht mehr, deren siegreiches Vordringen zu hemmen. Er wandte sich an Marsin um Hülfe. Der abgesandte Adjutant kehrte jedoch mit der Antwort zurück, man habe selbst kaum Truppen genug, um sich gegen den von allen Seiten vordringenden Eugen zu halten. So war Tallards Niederlage entschieden. Mit größter Mühe sammelten die Obersten die Trümmer ihrer Regimenter hinter Blindheim. Tallard erkannte jetzt die Nutzlosigkeit, ja das Gefährliche einer längern Behauptung dieses Dorfes. Er sandte dem Generallieutenant Grafen Clerambault den Befehl, Blindheim zu räumen und sich auf Sondernheim zurückzuziehen. Allein der Bote erreichte das Dorf nicht, er fiel in die Hände der Verbündeten.

Marlborough ließ Tallards Cavallerie nicht mehr zu Atem kommen. Unaufhaltsam drang er vor. Was noch bisher standgehalten hatte, ergriff nun vollends die Flucht. Der eine Haufen, welcher die Straße nach Höchstätt einschlug, wurde von dreißig Schwadronen verfolgt, der andere aber, etwa fünfzehn Schwadronen stark, in eine Flußkrümmung gedrängt. Viele suchten sich durch Schwimmen zu retten, nur wenigen gelang es, die meisten ertranken. Viele wurden am Ufer niedergemacht, einige aber schlugen sich durch und entkamen in der Richtung gegen Lauingen. Nur der Oberst Marquis Hautefort sammelte eine kleine Schar um sich und wußte sich den Rückweg zu erzwingen.

Da Graf Clerambault mit dem Fußvolke aus Blindheim noch immer nicht zum Vorschein kam, so beabsichtigte Tallard selbst dahin zu eilen und die Truppen, seine letzte und einzige Stütze, aus dem Dorfe zu ziehen. Seine Kurzsichtigkeit aber ließ ihn in eine feindliche Reiterabteilung geraten, die er für Franzosen ansah. Der Oberstlieutenant Baron Boyneburg, Adjutant des Erbprinzen von Hessen-Kassel, erkannte den Marschall am Orden des heiligen Geistes, den er trug, und machte ihn zum Gefangenen. „Dies ist die Vergeltung für Speierbach“, rief der Erbprinz, als man den Marschall vor ihn führte. Tallard wurde in Sicherheit gebracht und mit der Auszeichnung behandelt, die seinem militärischen Range gebührte.

Vom Waldrande bei Lutzingen gewahrte Eugen die Fortschritte Marlboroughs und führte nun sein Fußvolk zum abermaligen Angriffe auf den Feind. Der Kurfürst und Marsin gaben den Tag verloren. Sie steckten die Dörfer in Brand, die sie bisher gehalten hatten, und ordneten ihre Truppen zum Rückzug. In drei Kolonnen traten sie denselben, den Waldsaum entlang, Höchstätt links lassend, gegen Mörschlingen an. Der Kurfürst in Person befehligte die Nachhut. Er entwickelte dabei so große Geschicklichkeit, daß er ferneren Verlusten vorzubeugen wußte. Ohnehin wäre es Eugen, dem keine Reiterei zu Gebote stand, schwer geworden, mit dem Fußvolke allein eine nachdrückliche Verfolgung vorzunehmen. Und als endlich die Reiterei sich gesammelt hatte und gleichfalls zur Verfolgung erschien, hatten die Feinde hinter dem Brunnenbache eine Aufstellung genommen, welche weiterem Nachdrängen Einhalt that. — Bis hieher war nun das Schlachtfeld völlig von den Feinden gesäubert. Noch ganz in der Nähe hatten zwei französische Bataillone vom Heere Tallards vor dem General Hompesch die Waffen gestreckt. Nur auf dem äußersten rechten Flügel behaupteten sich die Franzosen. Blindheim war noch von ihnen besetzt.

Durch die günstige Bauart des Dorfes und die angebrachten Verteidigungswerke geschützt, hatte Graf Clerambault sich mit anerkennenswerter Ausdauer in Blindheim gehalten. Als er aber die Fortschritte der Feinde, die Sprengung der französischen Reiterei, die Niederlage des Fußvolkes mit

angesehen hatte, da entsank ihm der Mut. Sich selbst zu retten, verließ er seinen Posten. Er wollte die Donau zupferde durchschwimmen, erreichte jedoch nicht das jenseitige Ufer, sondern ertrank. Als der Oberkommandant vermißt wurde, trat der Maréchal de Camp Graf Blansac an seine Stelle. Auch er war der Mann nicht, in solcher Lage denjenigen Entschluß zu fassen, welcher der angemessenste gewesen wäre. Die Boten, die er um Weisungen an Tallard sandte, erreichten denselben ebenso wenig, als die von dem Marschall abgeschickten Offiziere nach Blindheim zu gelangen vermochten. So war es bald zu spät zum Abzuge geworden, dem einzigen Entschlusse, durch welchen Blansac sich hätte retten können. In dumpfer Erstarrung harrten die französischen Generale in Blindheim ihres Schicksals. Immer enger sahen sie sich von den Heerscharen Marlboroughs umschlossen. Nun endlich, nachdem jeder Versuch fruchtlos erscheinen mußte, machte Blansac wiederholte Anstrengungen sich durchzuschlagen. Nirgends gelang seine Absicht. Die französischen Truppen befanden sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage. Dennoch wurde die Aufforderung zur Ergebung mit Stolz zurückgewiesen. Marlborough traf daher die Anstalten zum Sturme. Nach einem hartnäckigen, mörderischen Kampfe wurde der befestigte Kirchhof erobert und dadurch der Zugang zu dem Dorfe selbst wesentlich erleichtert.

Während dieses Gefechtes war der französische Oberst Denonvile zum Gefangenen gemacht worden. Lord Cutts zeigte ihm die Fruchtlosigkeit des Widerstandes der Franzosen in Blindheim. Er beredete ihn, sich mit einem Parlamentär nach dem Dorfe zu begeben und den Grafen Blansac zum zweitenmale aufzufordern. Denonvile ging auf den Antrag ein und eilte nach Blindheim. Statt sich an den Kommandanten zu wenden, redete er jedoch die Truppen an und verlangte von ihnen, die Waffen niederzulegen und sich dadurch dem Dienste des Königs noch länger zu erhalten. Graf Blansac gebot ihm zu schweigen und zurückzukehren, von wo er gekommen war. Aber Denonviles Worte hatten tiefen Eindruck auf die Gemüter der Soldaten gemacht. Blansac mußte befürchten, daß seine Befehle nicht mehr befolgt werden würden. Während man also unentschieden stand und nicht wußte, welchen Entschluß fassen, erschien ein dritter Abgeordneter Marlboroughs und verlangte den Befehlshaber zu sprechen. Er stellte dem Grafen Blansac vor, daß Marlborough sich mit vierzig Bataillonen und sechzig Kanonen vor Blindheim befinde, daß er noch weit mehr Truppen heranzuziehen vermöge, daß durch den Verlust des Kirchhofs das Dorf in seinen Flanken entblößt, der geringe Überrest von Tallards Armee auf der Flucht, das Heer des Kurfürsten und Marsins in vollem Rückzuge begriffen sei und Blansac somit von keiner Seite Hülfe zu hoffen habe. Es wäre daher besser eine Kapitulation anzunehmen und sich kriegsgefangen zu ergeben, als so viele brave Truppen von beiden Seiten dem sicheren Verderben preiszugeben,

ohne dadurch den leicht vorauszusehenden Ausgang des Kampfes ändern zu können. Blansac überzeugte sich von der Unmöglichkeit einer Rettung: 9000 Mann streckten das Gewehr. Mit dem Ingrimm der Verzweiflung hatten die französischen Soldaten sich ihrem Schicksal unterworfen. Das Regiment Navarra aber schleuderte seine Fahnen in die Flammen der brennenden Häuser und zerbrach seine Waffen, um nicht durch dieselben die Trophäen der Sieger zu vermehren.

So war endlich der schreckliche Kampf zuende. Die Armee Marsins war geschlagen, diejenige Tallards völlig vernichtet. Dies war das Schicksal der beiden Heere, welche noch wenige Wochen zuvor Tallard in eitler Selbstüberschätzung unbesiegbar genannt hatte. Eine der blutigsten Schlachten der neueren Zeit war durchgekämpft, zum unsterblichen Ruhm der Sieger, zu unberechenbarem Schaden der Besiegten, für beide mit ungemein großen Opfern verbunden. Der Gesamtverlust der Alliierten mag annähernd auf 12 000 Mann an Toten und Verwundeten, der ihrer Gegner, die Gefangenen und Versprengten mit eingerechnet, auf mehr als das doppelte angegeben werden. Denn die Franzosen gestehen selbst mehr als 14 000 Tote und Verwundete zu, und die Zahl der Gefangenen muß zum mindesten gegen 13 000 betragen haben; 141 Geschütze waren weggenommen, dazu Fahnen und Standarten erobert, eine ungemein große Beute gemacht worden; 34 Kutschen „mit französischem Frauenzimmer“ sollen sich darunter befunden haben.

Es ist keine Parteilichkeit, wenn das Hauptverdienst des seltenen Einverständnisses beider Feldherrn Eugen zugeschrieben wird. Denn der Prinz hätte, wenn er gewollt, mehr als einen Grund zur Klage gehabt. Die Truppen, welche er befehligte, waren nahezu um die Hälfte schwächer, als die Marlboroughs. Die Heere Tallards und Marsins waren sich aber ungefähr gleich. Die Anzahl der Streitkräfte Eugens stand also an Zahl derjenigen seines Gegners um ebensoviel nach als Marlborough dem seinigen überlegen war. Es durfte daher nicht wunder nehmen, daß aufseiten des Herzogs das glänzendere Resultat errungen wurde. Zu bedauern war dies nur aus einem einzigen Grunde. Wenn das Verhältnis umgekehrt, wenn Eugens Flügel der stärkere gewesen und von diesem der Ausschlag gegeben worden wäre, so hätte das ganze feindliche Heer aufgerollt und in die Donau gedrängt werden müssen, statt daß ihm, wie es jetzt wirklich der Fall war, die sichere Rückzugslinie nach Ulm freigelassen wurde.

Ungemein groß war der Eindruck, welchen die Nachricht von der Schlacht und ihrem Ausgange in ganz Europa hervorbrachte. In Paris wollte man anfangs gar nicht daran glauben. Sechs Tage war dann Ludwig in der tödlichen Unruhe, von einer furchtbaren Niederlage seines Heeres in Bayern zu wissen, ohne die näheren Umstände zu kennen. Ludwig XIV. war nicht gewohnt, Unglücksbotschaften zu vernehmen. Seine Niedergeschlagenheit, die

Bestürzung des Hofes, des ganzen Landes war außerordentlich groß, die Entmutigung allgemein. Um so größer war andererseits die Freude, welche die Kunde von dem Siege bei Höchstätt in den Ländern der verbündeten Mächte erregte. Zu London und im Haag feierte man Freudenfeste. Zu Berlin war man stolz auf die Tapferkeit, welche die preußischen Truppen in der Schlacht bewährt hatten, und auf das glänzende Zeugnis, das ihnen und ihrem wackern Führer, dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau, von Eugen erteilt wurde. Nirgends aber fühlte man lebhafter den Triumph als zu Wien und am kaiserlichen Hofe, denn nirgends konnte man stärker als dort die unmittelbaren Wirkungen des großen Ereignisses verspüren. Die Gefahr eines Einbruches des französisch-bayrischen Heeres in die Erbländer erschien völlig beseitigt, die Insurgenten in Ungarn wurden durch das Verschwinden der Hoffnung auf eine Vereinigung mit dem Kurfürsten in ihren stolzesten Planen durchkreuzt, überall, auf den Kriegsschauplätzen wie in den Kabinetten der Regierungen, war der Sache des Hauses Habsburg ein neuer und kräftiger Aufschwung verliehen. Der Nimbus, welcher die französische Kriegsmacht bisher umgeben hatte, war gebrochen. Seit Ludwig XIV. auf dem Throne saß, war er zum erstenmale nicht nur in empfindlicher Weise, sondern in einer Art geschlagen, die damals unerhört genannt werden konnte. Und einem einzigen kühnen und glücklichen Streiche verdankte man diese völlige Umgestaltung der Verhältnisse".

Dieser so äußerst gefährliche Offensivstoß Ludwigs XIV. in Deutschland blieb der letzte. Eugen schlug 1706 die Franzosen durch seinen Sieg bei Turin, wo sich der Dessauer mit seinen Preußen besonders auszeichnete, auch aus Italien hinaus. Ludwig sah sich überall zur Defensive gezwungen. Im selben Jahre siegte Marlborough bei Ramillies, dann 1708 mit Eugen vereinigt bei Oudenarde, und wieder beide 1709 bei Malplaquet. Die Verbündeten durften nun von dem erschöpften Frankreich die Übertragung der gesamten spanischen Erbschaft auf Leopolds Sohn Karl (III.), ja die Teilnahme Ludwigs an der Verjagung seines Enkels vom spanischen Throne verlangen. Man hat dieses Ansinnen vielfach getadelt, als ob nicht gerade dieses die rechtschaffenste Demütigung des maßlosen Ehrgeizes Ludwigs gewesen wäre. Leider sollte es soweit nicht kommen. In England gelangte ein friedlich gesinntes Toryministerium zur Regierung, Marlborough wurde gestürzt, Friedensverhandlungen eröffnet. Und da nach dem frühen Tode Kaiser Josephs I., des Sohnes und Nachfolgers Leopolds, Karl (III., als Kaiser der VI.) zu der ungeteilten spanischen Monarchie auch noch die Kaiserwürde und das gesamte Erbe Habsburgs erhalten sollte, worin mit Recht eine übermächtige Stellung Habsburgs, eine Wiederkehr der Zeiten Karls V. und Philipps II. erkannt wurde, kam es 1713 zunächst zum Utrechter Frieden, der Spanien mit den Kolonieen Philipp V. unter ewiger Unvereinbarkeit der spanischen und

französischen Krone, Gibraltar und anderes England, eine sogenannte Barrière fester Grenzplätze Holland, das Königreich Sicilien dem Herzog von Savoyen, das Oberquartier Geldern Preußen zusprach. In den Friedensschlüssen zu Rastatt und Baden (1714) zwischen Frankreich und dem Kaiser und Reich endlich gab Ludwig XIV. Breisach, Freiburg und Kehl heraus, behielt Landau und Straßburg; Habsburg fielen die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien zu; die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden wiederhergestellt.

Dem Sarge Ludwigs XIV. aber folgte der Fluch des ruinierten Frankreich und der Fluch der Deutschen, denen dieses furchtbare halbe Jahrhundert des Krieges am Rheine, denen die Erinnerung an die Greuelthaten Melacs eine Warnung und Mahnung war für ewige Zeiten. Zwischen dem deutschen und französischen Volke stand seither scheidend und verfeindend das Andenken an den „großen" Ludwig.

16. Die Schlacht bei Poltawa.

(Im Jahre 1709.)

Die geschichtliche Entwickelung Rußlands besteht (nach Brückners „Peter d. Gr.“) wesentlich darin, daß es aus einem asiatischen Reiche in einen europäischen Staat verwandelt wurde; und dieser Prozeß der Europäisierung Rußlands setzt sich auch heute noch fort. Den Hauptwendepunkt dieses Prozesses bezeichnet die Regierung Peters des Großen (bez. sein Sieg bei Poltawa).

Wie die Geschichte anderer Staaten, so beginnt auch diejenige Rußlands mit einem Völkergemisch. Das ethnographische Chaos, das uns an der Schwelle der russischen Geschichte im 9. Jahrhundert n. Chr. entgegentritt, ist schwer zu enträtseln. Aus bescheidenen nomadischen Anfängen, in denen wandernde, kolonisierende, handeltreibende und kriegführende Slawen und Waräger, finnische und türkisch-tatarische Völker uns begegnen, gehen die Anfänge dieses Staatswesens hervor. Die Slawen waren von dem Augenblicke ihres historischen Auftretens auf dem Gebiete des heutigen Rußlands an sehr bedeutenden ausländischen Einflüssen ausgesetzt. Einerseits vermischten sie sich zumteil mit Orientalen, mit den benachbarten Steppenbarbaren, den Polowzern, andrerseits machte sich ein gewisser westeuropäischer Einfluß so erheblich geltend, daß man von einer „normännischen Periode“ der Geschichte Rußlands sprechen zu müssen meinte. Unvergleichlich nachhaltiger, intensiver jedoch war der byzantinische Einfluß auf die Entwickelung Rußlands. Von Byzanz her machte sich der mächtigste, dem Mittelalter eigene kolonisatorische und Kultureinfluß geltend: die Christianisierung. Auf dem Gebiete des geistigen, religiösen Lebens stand dem Mutterlande Byzanz Rußland als Kolonie gegenüber. Der byzantinische Einfluß war weit davon

entfernt, ausschließlich fruchtbar, segensreich und anregend zu wirken. Ihm war es zuzuschreiben, wenn in der Lebensanschauung der Russen eine gewisse Starrheit, ein Vorwiegen konservativer theologischer Anschauungen herrschend wurde. Die religiöse, sittliche, geistige Entwickelung, die Kunst, die Litteratur, die Wissenschaft in Rußland standen Jahrhunderte lang unter dem Banne des orthodoxen Orients. Die Macht dieses Einflusses datiert von jener Epoche der Geschichte Rußlands, wo der Schwerpunkt des Reiches im Süden lag, in Kijew. Die wiederholten Versuche der römischen Kirche, Rußland zu latinisieren, die morgenländische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen, mißlangen. Aber es lag in einem solchen ablehnenden Verhalten dem Westen, Europa, gegenüber die Gefahr der Stagnation, des Chinesentums. Indem man die Vorzüge der westeuropäischen Kultur negierte, weil dort die lateinische Kirche herrschte, indem man den frischen Luftzug des abendländischen Fortschritts auf allen Gebieten scheute, war man in Gefahr in der dumpfen Atmosphäre mittelalterlich-byzantinischer Anschauungen einem chronischen Siechtum zu verfallen.

Diesem Übelstande gesellte sich das große Nationalunglück des Tatarenjochs hinzu. Im 13. Jahrhundert waren die Mongolen tief in das Herz des Landes eingedrungen und hatten eine systematische Herrschaft aufgerichtet. Rußland wurde ein Vasallenstaat des tatarischen Orients auf politischem Gebiete, wie es ein Vasallenstaat des byzantinischen Orients auf kirchlichem und geistigem geworden war. Wollte Rußland bestehen bleiben und gedeihen, so war eine Schwenkung nach dem Westen nötig. Zu dieser aber gehörte, daß Rußland, in der Periode der Teilfürstentümer in eine große Zahl von Staaten zerstückelt, sich zu einem politischen Ganzen zusammenschloß. Erst die allmähliche Wiedererlangung der früh verlorengegangenen Staatseinheit konnte eine Emanzipation vom Tatarenjoche einleiten. War die Besiegung Rußlands möglich gewesen infolge der Vielheit des russischen Staatslebens, der inneren Gegensätze, der Zwietracht, des Haders und blutiger Kämpfe der verschiedenen Verwandten aus Ruriks Hause, so konnte eine Befreiung Rußlands vom Orient nicht anders erfolgen, als auf dem Wege des Erstarkens eines politischen Mittelpunktes. Das allmählich in dem Kampfe mit anderen Fürstentümern das Übergewicht erlangende Moskau wurde der Träger der Idee der nationalen Unabhängigkeit wie der politischen Macht. Was der Vasallenstaat Moskau gegen den tatarischen Oberherrn vermochte, zeigte schon 1380 die Schlacht bei Kulikowo, ohne daß es schon damals möglich gewesen wäre, das Tatarenjoch abzuschütteln. Durch die Kolonisation im Nordosten, bis an die Ufer des Weißen und des Eismeeres hin, bis in die Gegenden des Uralgebirges und später über dieses hinaus, durch Auffaugung finnischer Stämme durch die langsam aber sicher vorschreitende slawische Bevölkerung bildet sich das Volk der Großrussen aus. Hier im Nordosten hat denn auch

die Kirche, deren Bündnis den Trägern der weltlichen Macht von hohem Werte war, ihren Hauptsitz. Auch sie nimmt durch Errichtung von Klöstern in den unwirtlichen Gegenden des Nordostens an der Arbeit der Kolonisation teil. Gewaltsame Konflikte mit anderen russischen Staaten werden, insbesondere im 15. und 16. Jahrhundert, zu gunsten der Moskauer entschieden. Auf Kosten der benachbarten Fürsten runden sie ihr Staatsgebiet ab; es fallen die berühmten Handelsrepubliken Nowgorod und Pskow. Im Mittelpunkte des obern Wolgasystems liegend, mußte dann der moskauische Staat, dem Laufe der Gewässer folgend, mit den tatarischen Chanaten Kasan und Astrachan zusammenstoßen. Nachdem der mächtige, ein ungeheures Gebiet — von den Grenzen Chinas bis nach Europa hinein — umfassende Tatarenstaat zerfallen war, begann der Kampf zwischen den einzelnen Bestandteilen der ehemaligen asiatischen Monarchie. Es zeigte sich sehr bald die Überlegenheit der Moskauer gegenüber den anderen ehemaligen Vasallen des Chans. Die Einnahme Kasans durch Iwan IV. am 2. Oktober 1552 hatte unermeßliche Folgen. Die umwohnenden Völker unterwarfen sich dem russischen Scepter. Der festliche Empfang, welchen die Bewohner Moskaus dem jungen Großfürsten bereiteten, zeigte, daß man in allen Schichten der Gesellschaft die Bedeutung der Thatsache richtig zu würdigen verstand. Iwan war ein gewandter Redner. Schwungvoll sprach er zum Volke über die Einnahme von Kasan: „verschwunden sei der Zauber Mohameds; an derselben Stelle erhebe sich jetzt das heilige Kreuz“. Der Metropolit verglich Iwan IV. mit Constantin d. Gr. Seitdem war der Sieg der Russen im entfernteren Osten entschieden: die Kolonisation derselben bis weit nach Asien hinein hatte Spielraum.

Ewig denkwürdig ist es nun, wie dieser den Gegensatz zum Orient und zum Islam schärfer als je empfindende russische Staat um dieselbe Zeit, als der Sieg über Kasan erfochten wird, den Einflüssen des Abendlandes in unvergleichlich höherem Grade zugänglich wird als je früher. Ein Jahr war nach der Einnahme Kasans verflossen, als (1553) die englische Polarexpedition, welche im Norden durch das Eismeer einen Seeweg nach China und Indien suchte, im Weißen Meere erschien. Für Rußland war es, als sei ein Fenster nach Europa hin durchgebrochen, durch welches der Westen seine Strahlen in das Innere Rußlands senden konnte. Erst die Entdeckung dieses Seewegs nach Rußland sicherte der westeuropäischen Kultur den Eingang nach Rußland. Über Rußland hinweg suchten englische Reisende, Entdecker, Kaufleute bis nach Zentralasien, bis nach China zu gelangen; englische Kaufleute rissen den Handel mit Rußland, den Handel im Lande selbst an sich.

Jetzt, nach dem Siege über den Orient, konnte Rußland unabhängig von diesem sein Geschick gestalten. Die Richtung der fernern Entwickelung

mußte nach dem Abendlande gewendet sein. Aber hier gab es eine ungeheure Schwierigkeit zu überwinden. Es galt den Kampf mit Polen. Dieses, an Kultur und Waffengewalt Rußland weit überlegen, durch seine Beziehungen zu Rom und dem Jesuitenorden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine ähnliche Stellung im Osten Rußland gegenüber behauptend, wie im Westen Spanien eine solche dem emporstrebenden England gegenüber einnahm, legte sich als feindseliges Element, mit seinem Areal die ganze Westgrenze Rußlands beherrschend, zwischen Rußland und Europa. Dem Reiche Moskowien drohte die Gefahr, eine polnische Provinz zu werden. Nationalgefühl und der Haß gegen das Lateinertum, Erbitterung über die polnischen Horden, welche im Herzen Rußlands sengend, mordend und raubend hausten, die gesunderen Elemente im Volke in den spezifisch großrussischen Gegenden, wo das Städteleben und ein Mittelstand entwickelt waren, im Gegensatze zu den mit den Landesfeinden gemeinschaftliche Sache machenden anarchischen, kosakischen Elementen im Süden und Südosten Rußlands — brachten Rettung. Die Vertreibung der Polen aus der Hauptstadt, die Zurückweisung der polnischen Ansprüche auf den russischen Thron, die Wahl des jungen Zaren Michail, die Herstellung der Ordnung nach so heillosen Jahren der Zerrüttung sicherten Rußlands Zukunft.

Es entbrannte ein Jahrzehnte hindurch fortgesetzter Kampf zwischen Rußland und Polen um einige Grenzgebiete, um große Städte wie Smolensk und Kijew, und erst im Jahre 1667 findet dieser Kampf seinen Abschluß. Das Machtverhältnis beider Staaten hatte sich während dieses Zeitraums völlig geändert. Polen war im Niedergange begriffen, es ging langsam aber sicher seiner Auflösung entgegen. Daß es Rußland gelungen war eine der schönsten Provinzen Polens, Kleinrußland, zu erwerben, kann in gewissem Sinne als der Anfang der polnischen Teilungen bezeichnet werden. Was es aber bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts für Rußland bedeutete, durch das ihm feindselig gesinnte Polen von Europa abgeschnitten zu sein, erkennen wir u. a. aus dem Umstande, daß aller Verkehr Rußlands mit Westeuropa in dieser Zeit den langen und gefährlichen, nur einen geringen Teil des Jahres überhaupt möglichen Weg über Archangelsk und Norwegen nehmen mußte. Monate lang währten die Seereisen, welche russische Diplomaten z. B. nach Italien um ganz Europa herum in jener Zeit zu unternehmen pflegten. Denn auch von der Ostsee war Rußland infolge der Überlegenheit Schwedens abgeschnitten. Die Versuche Iwans IV. und etwa ein Jahrhundert später Alexei Michailowitschs, am Meere festen Fuß zu fassen, Livland zu erobern, scheiterten. Dafür konnte man jetzt, nach dem Frieden mit Polen, doch an eine erfolgreiche Defensive gegen die Tataren im Süden, ja vielleicht an ein siegreiches Vordringen bis an das Asowsche und Schwarze Meer denken. Polen und Rußland verbündeten sich gegen die

Türken und die Chane der Krym; beide haben sich später auch über die gemeinsame Aktion gegen Schweden geeinigt.

Aus dem Hause Romanow, einem Zweige der Nuriks, stammt Zar Peter I., dessen Regentenziel die Annäherung seines doch noch halbbarbarischen Landes an westeuropäische Kultur und die Ausdehnung der Grenzen seines Reichs bis zur Ostsee und dem Schwarzen Meere war. Beide Ziele waren nur erreichbar durch Kampf mit Schweden (bis dahin der nordischen Großmacht) und der Türkei. Peters Streben, neben einer Landmacht auf europäischem Fuß auch eine Seemacht in Rußland zu schaffen, führte zur kräftigeren Teilnahme am österreichisch-venetianisch-polnischen Krieg gegen die Pforte, zur Eroberung von Asow (1696) (nebst freiem Handel auf dem Schwarzen Meere), zu den Anfängen einer Kriegsmarine, zu dem Plan, auf einer westeuropäischen Reise vor allem holländische und englische Schiffsbaukunst näher kennen zu lernen. Nun wurden ausländische Künstler, Offiziere und Handwerker für Rußland angeworben, Russen zur Aneignung ausländischer Bildung entsendet. Die Empörung der Anhänger des alten gegen diese Neuerungen wurde 1698 blutig unterdrückt.

Zwei Jahre später begann der nordische Krieg, der über Peters Schöpfungen, über Rußlands Schicksal entscheiden sollte.

Schwedens Macht war seit seiner Befreiung von der dänischen Herrschaft durch Gustav Erichson Wasa (1523—1560) unaufhaltsam gewachsen. Die Nachfolger hatten zu dem längst erworbenen Finnland Teile von Esth- und Livland erobert. Gustav Wasas Enkel Sigismund wurde 1587 zum König von Polen gewählt; da er katholisch geworden, erkannte ihn Schweden nach seines Vaters Tode nicht als König an. Sigismunds Oheim Karl wurde König. Der Sohn desselben, Gustav Adolf (1611—1632) erwarb von Rußland Ingermanland und Karelen, von Preußen und Polen bedeutende Ostseeplätze; dann trat er in Verbindung mit Frankreich gegen Habsburgs (bis 1629 gewonnenes) Übergewicht auf, dessen Machterweiterung an der Ostsee für Schweden bedenklich geworden, auch den deutschen und nordischen Protestantismus bedrohte. Gustav Adolf landete mit einem auserlesenen Heere an der deutschen Küste, besiegte Tilly bei Breitenfeld und am Lech, fiel jedoch siegend gegen Wallenstein bei Lützen (1632). Der westfälische Frieden brachte Schweden Vorpommern mit Rügen, einen Teil von Hinterpommern, die Stiftslande von Bremen und Verden (auf der Ostseite der Weser) als Herzog- und Fürstentümer, die Stadt Wismar mit der Reichsstandschaft ein: es beherrschte also die Mündungen der Oder, Elbe, Weser, damit den ganzen Norden Deutschlands. Nach dem Rücktritt Christinas, der Tochter Gustav Adolfs, kamen 1654 die den Wasas verwandten Wittelsbacher zur Regierung. Karl X. Gustav (von Pfalz-Zweibrücken) begann den Schwedisch-Polnischen Erbfolgekrieg (1655—1660) gegen den Kronprätendenten Johann Kasimir

von Polen (aus dem Hause Wasa). In der dreitägigen Schlacht bei Warschau (1656) siegte Karl X. mit brandenburgischer Hülfe. Dänemarks Teilnahme am Kampf gegen Schweden führte zu seiner Demütigung und zu großen Gebietsabtretungen 1658, der Bruch des Friedens durch Karl X. aber zu einer Coalition der Seemächte, Frankreichs, Polens, Habsburgs, Brandenburgs gegen Schweden. Seines Nachfolgers, Karls XI. (1660—1697) friedliches Regiment entwickelte dann Schwedens innere Hülfsquellen: unter ihm war dieser Staat unbestritten die erste Macht des Nordens.

Die Jugend seines Sohnes Karl XII. veranlaßte einen Angriffsbund Peters d. Gr. (zu Eroberungen an der Ostsee), Augusts II. des Starken von Sachsen-Polen und Friedrichs IV. von Dänemark (zur Wiedergewinnung ihrer bisherigen Verluste). Aber es erfolgte Karls XII. rasche Landung auf Seeland und der Friedensschluß zu Travendahl mit den Dänen (1700); der Sieg Karls über die ungleich stärkeren Russen bei Narwa (1700); die Eroberung Warschaus (1702), ja ganz Polens: August II. wurde des Thrones mit Hülfe einer antisächsischen Adelspartei entsetzt, Stanislaus Lesczinski zum König von Polen gewählt; Karl XII. drang in Sachsen ein; im Altranstädter Frieden (1706) verzichtete August auf Polen. Mittlerweile hatte sich Rußland durch Peters Reformen (namentlich im Heerwesen) gestärkt: Ingermanland war im Rücken des gegen Polen thätigen Karls XII. erobert, Petersburg und Kronstadt gegründet (1703), Narwa eingenommen worden. Im August 1707 nun begann Karls Abmarsch aus Sachsen, nach Rußland: noch nie hatte er ein so vorzügliches Heer befehligt. Er sprach davon, Peter absetzen zu wollen, direkt auf die Hauptstadt loszumarschieren. Peter entschied im Kriegsrat mit seinen Generalen, daß man den Feind nicht in Polen erwarten, sondern ihn nach Rußland locken müsse. Eine Hauptschlacht wollte er vorerst vermeiden: der Nimbus der Unbesiegbarkeit Karls bestand damals im vollsten Glanze, sein Erfolg war unzweifelhaft: in Rußland allgemeine Unzufriedenheit über Peters Reformen, der Aufstand in Astrachan kaum niedergeworfen, derjenige am Don in hellen Flammen! Peter befahl Moskaus Befestigung; alles schien verloren, als Karl nach einem großen Siege (15. Juli 1708) Mohilew besetzte. Die Schweden begannen allerdings nun Mangel an Vorräten zu leiden; aber Löwenhaupt sollte ja von Livland aus mit 16 000 Mann, mit viel Geschütz und Proviant bald eintreffen. Am 29. August siegte Karl neuerdings, meinte aber plötzlich einen großen Vorteil zu erringen, wenn er sich nach Kleinrußland wende: er rechnete dort auf die Mitwirkung rebellischer Kosaken; dort gedachte er mit dem Chan der Krym Fühlung zu erhalten; von dort aus wollte er nach Moskau vordringen. So trat er im September den Marsch nach der Ukraine an. Nun aber mißlang Löwenhaupts Vereinigung mit Karl: die Russen überfielen und vernichteten jenen am 27. September. Verhängnisvoll

für Karl XII. war aber weniger der Verlust an Mannschaft, als der Verlust der Lebensmittelvorräte. Indessen: entschieden war noch nichts! Gelangen nur Karls Pläne in Südrußland, so wurde Rußland in seinem Werden zertrümmert, Peter verjagt, wie in Polen so in Rußland ein ergebener Herrscher auf den Thron gesetzt! Die nächste Schlacht schon sollte alles entscheiden.

Brückner („Peter d. Gr.") erzählt über diese Entscheidung: „Als der Zar Michailowitsch um die Mitte des 17. Jahrhunderts, noch ehe die kleinrussische Frage endgültig gelöst war, die Schweden angriff, in Livland vordrang, eine Reihe von Siegen erfocht, da waren es die Unruhen in der Ukraine — der Verrat des Hetmans Wygowskij —, welche ihn um die Früchte seiner Erfolge brachten. Er mußte sich zu dem Waffenstillstande von Waliesar (1659) und dem Frieden von Kardis (1662) entschließen.

Ähnliches konnte sich auch jetzt, in der Zeit Peters d. Gr., ereignen, wenn Karls auf die rebellischen Tendenzen in der Ukraine gegründete Hoffnungen sich erfüllten.

Die ganze Zeit der Regierung Peters wogte und gährte es in Kleinrußland ohne Aufhören. Namentlich die Kosaken waren unzufrieden. Man hatte stets vollauf zu thun, um mit den rebellischen Elementen, wennauch nur zeitweilig, fertig zu werden. Die Bevölkerung Kleinrußlands fühlte sich keineswegs mit dem großen Reiche, welchem es seit den Zeiten Bogdan Chmelnizkijs einverleibt war, verschmolzen. Es gab nationale, konfessionelle und ständische Gegensätze. Ein gutes Teil Autonomie war dem Lande verblieben. Der Hetman fühlte sich als ein nur durch lockere Bande des Gehorsams an den Willen des Zaren gefesselter Vasall, dessen politische Überzeugungen und persönliche Vorteile sehr häufig den Absichten und Interessen des Zaren widersprachen. Auch an inneren Gegensätzen, an dem Hasse einander bekämpfender Parteien fehlte es nicht. Das demokratisch-kosakische Element, welches seinen Stützpunkt in der saporogischen Militärrepublik hatte, widerstrebte den monarchisch-bureaukratischen Tendenzen des Hetmans; die Bürger der Städte und die Soldaten standen einander feindlich gegenüber; es gab viele Anhänger Polens; viele waren jeden Augenblick bereit ihre Interessen durch ein Bündnis mit dem Chan der Krym sicher zu stellen.

So gab es denn chaotische Zustände, einen permanenten Bürgerkrieg, eine Anarchie, welcher die Autorität des Hetmans nicht immer abzuhelfen imstande war. Es fragte sich, ob nicht unter solchen Verhältnissen Kleinrußland verloren gehen werde. „Kleinrußland wackelt", hatte man schon im 17. Jahrhundert nach den Zeiten Chmelnizkijs zu sagen oft Gelegenheit gehabt; die „Unbeständigkeit" der Kleinrussen war sprüchwörtlich geworden. Merkwürdig war, daß die russische Regierung einen, so viel wir wissen, dem Zarenreiche treuergebenen Hetman, Ssamoilowitsch, auf eine Denunziation hin hatte fallen lassen, während entschiedene Verräter, der Hetman Wygowskij oder der

Hetman Brjuchowezkij langezeit das Vertrauen der Regierung genossen hatten. Ähnlich ging es mit Mazeppa. Kein Hetman hatte ein so großes Ansehen in Moskau gehabt wie dieser. Nicht ohne Grund galt er für außerordentlich begabt; viel weniger Veranlassung gab es seine Treue zu preisen, wie dies oft geschah.

Es gab auch schon früher Denunziationen gegen Mazeppa, aber Peter schenkte denselben keinen Glauben. Es fragte sich, wie lange der verschlagene Vasall seine Rechnung dabei finden werde dem Zaren nicht bloß treu zu scheinen. Mazeppas Lage war eine ungemein schwierige. Kleinrußland trug die Last der Teilnahme am Kriege nur mit Widerstreben. Jeden Augenblick konnte hier auch ohne Initiative des Hetmans ein Aufstand ausbrechen. Er stand schließlich vor einem Problem der Wahrscheinlichkeitsrechnung; bei dem Herannahen Karls XII. mußte erwogen werden, ob der schwedische König oder der Zar Sieger bleiben werde. Es ist ein Maßstab für die Höhe des Spiels, welches Peter wagte, daß der so kühl berechnende, leidenschaftslose, nur an sich und seinen Vorteil denkende Hetman den ungeheuren Rechenfehler machte, daß er meinen konnte, die Zukunft gehöre nicht dem Zaren. Die Vermeidung dieses Irrtums hätte ihm den Verrat an Rußland erspart, eine Handlung, welche im übrigen nicht unmoralischer war, als das Bündnis, welches zwei Jahre später der Hospodar der Moldau, Kantemir, mit Peter dem Großen gegen den Sultan schloß. Seine frühere Abenteurerlaufbahn beschloß Mazeppa mit einer Schwenkung, welche, bei entgegengesetztem Ausgange der Schlacht von Poltawa, höchst wahrscheinlich als ein Meisterstück der Politik, als ein heroischer Akt der Emanzipation Kleinrußlands von dem damals eine niedrigere Kulturstufe einnehmenden moskowitischen Reiche angesehen worden wäre. Ehemals ein Knecht Polens, dann Unterthan des Sultans, später Vasall des Zaren, schien Mazeppa im Begriff, durch sein Bündnis mit Karl XII. sein eigener Herr zu werden, als die Ereignisse ihn daran erinnerten, daß die Großstaatenentwickelung kleineren politischen, zu der Rolle von Anhängseln größerer Mächte verurteilten Gemeinwesen eine selbständige Aktion auf eigene Rechnung und Gefahr nicht ungestraft zu gestatten pflegt. Der besonnene Staatsmann, groß in der Kunst des Lavierens zwischen Polen, Moskau, Türkei und den verschiedenen revolutionären Elementen in Kleinrußland, wagte sich mit seinem kleinen Staatsschiffe auf die offene See der hohen Politik. Kein Wunder, daß weder der Lotse noch das Fahrzeug so gewaltigen Stürmen, wie der Zusammenstoß des Zaren mit Karl XII., zu trotzen vermochten. Insofern keine großen Ideeen, sondern kleinliche Interessen für Mazeppa maßgebend waren, erscheint er nicht als ein Heros; sein Untergang hat nichts Tragisches. Den oben erwähnten Rechenfehler wird man ihm zu gute halten müssen. Wer vermochte damals vorauszusehen, daß die Schlacht bei Poltawa Peters Schöpfung sicherstellen, seine Rolle in der Geschichte und

die Zukunft Rußlands retten würde? Bei vielen galt Mazeppa schon gleich nach seiner Erwählung für unzuverlässig und zum Verrate geneigt. In den Jahren 1689—1692 hatte er, wie jetzt aktenmäßig festgestellt ist, heimliche Beziehungen zu Polen unterhalten. Die Agitation der polnischen Regierung in Kleinrußland ruhte nicht einen Augenblick. Stets befanden sich polnische Emissäre in diesen Gegenden, nicht selten empfing man in Polen Deputationen von Unzufriedenen aus der Ukraine. Ähnliche Beziehungen unterhielten rebellische Kleinrussen mit dem Chan der Krym. In manchen dieser Episoden erscheint Mazeppa mehr oder weniger kompromittiert. Dazwischen aber trat er sehr energisch gegen die Feinde des Zaren auf, lieferte die Schuldigen aus, stattete nach Moskau von den ihm gemachten Anerbieten Bericht ab, stellte sich loyaler, treuer als er war.

Im Jahre 1705, als Mazeppa mit seinen Truppen im Lager von Samosz stand, erschien bei ihm ein Bote vom Könige Stanislaus Leszczinski und machte ihm im Namen des Königs allerlei Anerbieten. Der Hetman ließ den Boten ergreifen, foltern und sandte die Schreiben des polnischen Königs an Peter, wobei er bemerkte, dieses sei schon das vierte mal, daß die Versuchung an ihn herantrete. Zuerst habe ihn der König Jan Sobjeski, dann der Chan der Krym zum Abfall von Moskau bereden wollen; ferner hätten ihn die aufrührerischen Sektierer am Don zur Rebellion gegen den Zaren aufzustacheln gesucht; nun komme der König von Schweden und der „Pseudokönig“ von Polen mit ähnlichen Anträgen. Dabei beteuerte er, er wolle dem Zaren stets treu bleiben. Etwas später aber verhandelte er mit Vertretern der Unzufriedenen in Kleinrußland und bemerkte, er wäre ein Narr gewesen, indem er die Anträge Stanislaus Leszczinskis ausgeschlagen hätte. Es begannen seine heimlichen Beziehungen zu einer unternehmenden Polin, der Fürstin Dolskij, welche ihn zum Abfall von Rußland zu bewegen suchte und mit welcher er in Chiffreschrift korrespondierte. Auch hier wiederholte sich das früher oft dagewesene Doppelspiel. Bald äußerte er sich spöttisch über die Entwürfe der Agitatorin, bald ging er auf ihre Pläne ein. Im Jahre 1706 kündigte er ihr alle Beziehungen auf und erklärte, er wolle dem Zaren treu bleiben. Dann aber empfing er doch wieder ein Schreiben der Fürstin, welche ihn vor den Ränken Menschikows warnte. Aus bester Quelle wollte sie erfahren haben, daß der letztere um jeden Preis Hetman in Kleinrußland werden wolle. Das war zu viel, Mazeppa war aufgebracht. Er zweifelte nicht an der ihm drohenden Gefahr, ein Opfer des Ehrgeizes jenes Emporkömmlings zu werden. Er dankte der Fürstin Dolskij für die Warnung. Allerdings hatte es mancherlei Reibereien zwischen Mazeppa und Menschikow gegeben.

In dieser Zeit steigerte sich der Unmut in Kleinrußland über die Bedrückung durch die zarische Regierung. Der Bau der Festung bei Kijew, die wiederholten Rekrutenaushebungen, die maßlosen Steuern, die Beeinträch-

tigung der militärischen Autonomie der Kleinrussen schürten den Zorn der Heimatsgenossen Mazeppas. Täglich hörte er Klagen und Verwünschungen; er wurde von einigen Obersten mit Bitten bestürmt, das Volk von den Moskowitern zu befreien, wie Chmelnizkij das Volk von den Polen befreit habe. Mazeppa hielt an sich, wartete, grollte im Stillen. Er nahm teil an den Kriegsereignissen; in Zolkiew war er beim Zaren und in den Sitzungen des Kriegsrats, aber man wußte in Kleinrußland von heimlichen Wutausbrüchen des durch Menschikows Übergriffe und Eigenmächtigkeit tief gekränkten Hetmans zu erzählen.

Als da der Jesuit Salenski mit dem Antrage Karls und Stanislaus Lesczinskis bei Mazeppa erschien, dieser solle sich mit ihnen gegen den Zaren verbünden, lieferte er den Boten dem Zaren nicht aus: er beobachtete eine zuwartende Haltung.

Am 16. September 1707 empfing er in Kijew zugleich mit einem Schreiben der Fürstin Dolskij eines von Stanislaus Lesczinski. Er schwankte, ob er nicht alles dem Zaren offenbaren sollte. Nach einer in schwerer Sorge durchwachten Nacht entschloß er sich zum Abfall vom Zaren. In Gegenwart seines vertrauten Schreibers Orlik leistete er einen Eid, er wolle Kleinrußland von Moskau befreien. Orlik bemerkte: „Wenn die Schweden siegen, dann sind wir glücklich; siegt der Zar, so sind wir und alles Volk verloren". Mazeppa sagte: „Das Ei will klüger sein als die Henne! Bin ich ein Thor, daß ich etwa zu früh abfalle, ehe ich sehe, daß der Zar nicht bloß die Ukraine, sondern auch sein eigenes Reich vor der schwedischen Übermacht nicht zu retten vermag?" So behielt er sich immer noch eine gewisse Freiheit der Aktion vor. An Stanislaus Lesczinski schrieb Mazeppa, er könne vorläufig nichts entscheidendes unternehmen: er werde überwacht; nur versprach er den schwedischen und polnischen Interessen nicht schaden zu wollen. Die Beziehungen Mazeppas zu Stanislaus konnten nicht geheim bleiben. Der Generalrichter Kotschubei, mit dessen Tochter Mazeppa ein romanhaftes Verhältnis unterhalten hatte, entschloß sich den Hetman zu verderben.

Im September 1707 erschien ein Mönch in der Gerichtsbehörde zu Preobrashensk: im Auftrage Kotschubeis, des Todfeindes Mazeppas, berichtete er von dem Vorhaben des Hetmans den Zaren zu verraten. Die Sache hatte keine Folgen. Offenbar schenkte man der Denunziation keinen Glauben. Anfang 1708 sandte Kotschubei einen zweiten Boten, den ehemaligen Obersten Iskra, mit einer genauen Darlegung der verräterischen Umtriebe Mazeppas: der letztere wolle den Zaren töten oder den Feinden ausliefern, sich mit Stanislaus Lesczinski vereinigen. Nun ging die Untersuchung an. Aber Peter war so voll Vertrauen in die Treue Mazeppas, daß er ihn selbst von den gegen ihn erhobenen Anklagen in Kenntnis setzte und die Denunzianten als strafwürdige Verbrecher bezeichnete. Mazeppa erhielt den Auftrag, sich

ihrer Personen zu versichern. Sie wurden ergriffen und zunächst in Witebsk von Golowkin und Schafirow verhört. Sehr umständlich legte namentlich Kotschubei in 24 Paragraphen die Anklagepunkte dar; auch brachte er ein langes, der Autorschaft des Hetmans zugeschriebenes Gedicht vor, in welchem der Zorn und das Unglück Kleinrußlands, die Schwere des Jochs Moskaus dargestellt wurden. — Die Denunzianten wurden gefoltert; sie gestanden: alles gegen Mazeppa vorgebrachte sei Verleumdung gewesen. Sie wurden nach Kijew gebracht und in einem Flecken in der Nähe der Hauptstadt Kleinrußlands hingerichtet.

So hatte vorläufig die Vertrauensseligkeit des Zaren und die vernunftwidrige Barbarei des Foltersystems, welches, statt die Wahrheit zu ermitteln, oft ein Lügengewebe hervorbrachte, Mazeppas Katastrophe verhindert. Er hatte nach wie vor die volle Freiheit der Aktion.

Es war Mazeppas Verhängnis, daß Karl XII. sich im Spätsommer 1708 nach Kleinrußland wandte. Es schien diesem ein leichtes, diese Provinz zu offenem Aufstande gegen Moskau zu veranlassen. Der schwedische General Löwenhaupt wandte sich im Namen des Königs an alle Bewohner der Ukraine mit Manifesten, in denen der Abfall von dem Zaren als die Rettung von einem unerträglichen Joche gepredigt wurde.

Mazeppa war beim Herannahen der schwedischen Armee erschüttert. „Der Teufel führt ihn her“, schalt er über den Kriegsplan Karls XII.; „die großrussische Armee wird ins Innere der Ukraine eindringen und den Ruin des Landes vollenden.“

Peter gab dem Hetman Instruktionen und Verhaltungsmaßregeln: er solle u. a. darauf achtgeben, daß niemand ein Einverständnis mit dem Feinde unterhalte; auch lud er den Hetman in sein Hauptquartier ein. Mazeppa entschuldigte sich mit Krankheit; das Reiten sei ihm unmöglich; dabei sparte er keine Versicherung der Treue und Ergebenheit, zugleich aber pflegte er mit seinen Getreuen Rat, ob man des Zaren Befehle ausführen solle oder nicht. Als davon die Rede war, sogleich zu Karl XII. zu senden und nur im Einverständnis mit diesem zu handeln, behielt sich der Hetman auf das allerentschiedenste vor, den Zeitpunkt des Eintritts eines solchen Einverständnisses zu bestimmen: er zeigte dabei das an die Kleinrussen gerichtete schwedische Manifest.

In Schreiben an den Zaren und Menschikow verabredete Mazeppa verschiedene militärische Maßregeln, klagte über Mangel an Mitteln, entschuldigte die Nichtausführung der Befehle des Zaren mit schwerer Krankheit und versicherte, er werde alles thun, um in der Ukraine jeden Gedanken an Verrat im Keime zu ersticken.

Menschikow lud nun den Hetman zu einer Konferenz ein. Mazeppa schöpfte Verdacht, man wolle sich seiner Person versichern. Er meldete, er sei

sterbenskrank, und beriet inzwischen im engsten Kreise seiner Getreuen, ob nun der Zeitpunkt einer entscheidenden Erklärung zu gunsten Karls XII. gekommen sei. Der Entschluß wurde gefaßt, ein Bote an den König abgesandt. Mazeppa wünschte den Schutz Karls XII., drückte seine Freude über das Herannahen der Schweden aus, erbat sich den Beistand derselben, um das moskowitische Joch abzuschütteln, und stellte vor, wie dringend ein schneller Anmarsch der Truppen sei. Dieses geschah im Herbst 1708.

Inzwischen reiste Menschikow nach Kleinrußland. Die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung Mazeppas beunruhigte ihn. Er wollte ihn sehen. Statt der ungeduldig erwarteten Schweden, welche am 22. Oktober an dem Ufer der Deßna anlangen sollten, kam die Nachricht, daß Menschikow unverzüglich bei dem Hetman eintreffen werde. Sogleich flüchtete Mazeppa nach Baturin, von dort über die Deßna in das Lager der Schweden. Hier leistete er einen Eid: nicht um privater Interessen willen, sondern zum Wohle seiner Heimat und des Saporoger Heeres begebe er sich unter den Schutz des Königs Karl XII.: er und die anderen mit ihm gekommenen Militärs leisteten dem Könige den Eid der Treue.

Menschikow traf ein und hörte von der Abreise des Hetmans. Er reiste ihm bis an die Deßna nach und überzeugte sich alsbald von dem Verrate Mazeppas. Am 26. Oktober 1708 schrieb er an den Zaren, jetzt müsse man auf das Volk in Kleinrußland durch begütigende Manifeste wirken, auf das Verbrechen Mazeppas hinweisend, dessen Anhänger verfolgen. Dabei rühmte er die Treue und Ergebenheit des kleinrussischen Militärs.

Peter war sehr betroffen; er bekannte in seiner an Menschikow gerichteten Antwort, er habe nichts der Art erwartet. An die Kleinrussen wandte er sich mit Universalen, welche allerlei Versprechungen enthielten und die an dem Volke von Mazeppa geübten Bedrückungen im schwärzesten Lichte erscheinen ließen. An Apraxin schrieb Peter, Mazeppas Verrat wäre ein sehr übler Umstand — er nannte ihn einen Judas —, aber er habe nur wenige Mitschuldige: das Volk sei treu.

Seinerseits wandte sich nun auch Mazeppa mit einem Schreiben an einen der angesehensten Militärs in der Ukraine: er schilderte, wie die moskowitische Regierung alle Rechte und Freiheiten der Kleinrussen geschädigt und mit Füßen getreten habe; er zeigte, welche „Tyrannei und Sklaverei“, welche Verwüstung und Zerstörung Kleinrußlands von seiten des Zaren beabsichtigt worden sei; er pries Karl XII., den Beschützer aller Gekränkten, welcher die Privilegien der Kleinrussen sicherstellen und weiter ausdehnen wolle; man solle die Moskowiter angreifen und vernichten und nicht zulassen, daß Baturin — das militärische Zentrum Kleinrußlands — in die Hände der Russen falle.

Aber gerade das von Mazeppa Gefürchtete geschah. Nicht umsonst schätzte Peter Menschikows Energie und Thatkraft. Er trug ihm auf, Baturin

schleunigst zu besetzen. Am 31. Oktober schon erschien Menschikow vor den Mauern der Stadt. Die Besatzung lehnte es ab die Russen einzulassen, ehe ein neuer Hetman gewählt sei. Verhandlungen führten nicht zum Ziele. Die Festung mußte im Sturm genommen werden: die Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht. Damit war die Möglichkeit eines Aufstandes zu gunsten Mazeppas und Karls XII. beseitigt. Die nicht zahlreichen Anhänger des verräterischen Hetmans waren in den Händen der Russen, ebenso die reichen Geld- und Lebensmittelvorräte, welche Mazeppa in Baturin angehäuft hatte. Von noch schlimmeren Folgen als diese materiellen Verluste war für den Hetman die moralische Wirkung der entscheidenden That Menschikows. Ein paar Tagereisen von Baturin entfernt befanden sich die Schweden. Es war ein unermeßlicher Gewinn für den Zaren, daß es gelungen war, vor ihrer Ankunft diesen innern Feind zu überwinden. Jetzt räumte man mit den Gegnern auf. Nach der Einnahme Baturins wurde eine Anzahl der Führer hingerichtet.

Mazeppa behauptete jetzt, er sei in das schwedische Lager hinübergegangen, um als Friedensstifter zwischen Karl XII. und Peter aufzutreten, unnötiges Blutvergießen zu verhindern; auf die Autonomie und Souveränetät des kleinrussischen Volkes hinweisend, betonte er, daß dasselbe sich seinen Herrn wählen könne. Jetzt freilich, nach der Einnahme Baturins, werde seine Friedensmission keinen Erfolg haben.

Peter handelte rasch, entschlossen. Er ließ sogleich in Gluchow einen neuen Hetman wählen: es war der Oberst Skoropadskij; der Metropolit von Kijew und zwei andere hohe Geistliche erschienen in Gluchow und thaten Mazeppa in den Bann; feierlichst wurde auch in der Kathedrale zu Moskau der Kirchenfluch verkündet; Stephan Jaworskij schilderte in einer Predigt die Schmach und Schlechtigkeit des Verräters. An die Saporoger Kosaken sandte Peter ein Manifest mit allerlei Versprechungen und der Schilderung der Ränke Mazeppas. In zahlreichen Bekanntmachungen stellte der Zar die Greuel der Schweden dar, welche Kriegsgefangene töteten, Frauen und Kinder umbrächten, die Kleinrussen durch allerlei Versprechungen zu bethören strebten, gewaltsam für das Luthertum Propaganda machten.

Beide Parteien suchten den religiösen Fanatismus im Volke zu entflammen. Während Peter den schwedischen König als fluchwürdigen Ketzer brandmarkte, wies Karl XII. in seinen an die Kleinrussen gerichteten Manifesten auf das Bestreben Peters hin, für den Katholizismus Propaganda zu machen; er unterhalte, so hieß es, Beziehungen zum Papste; er wolle den Jesuiten das Schulwesen anvertrauen.

Es begannen während der stärksten Winterkälte die militärischen Operationen. Peter suchte eine Schlacht zu vermeiden. An Apraxin schrieb er, er glaube nicht, daß es im Laufe des Winters ohne „Generalbataille“ abgehen

werde, und fügte hinzu: „Das Spiel ist in Gottes Hand; wer weiß, wem das Glück zu teil wird".

Der Zar war wieder in der lebhaftesten Besorgnis. Er eilte nach Woronesh und Asow und nach Süden hin, um für den Fall, daß die Türken die Invasion Karls XII. in Kleinrußland benutzen und den Russen den Krieg erklären sollten, gerüstet zu sein. Inzwischen errangen die Schweden einen Vorteil; sie nahmen, Anfang 1709, die Festung Weprik. Man meinte, daß Karl sich nun gegen Woronesh wenden werde. In unbedeutenden Treffen fochten Schweden und Russen in der Ukraine mit abwechselndem Glücke. Die Schweden hatten infolge der strengen Kälte starke Verluste gehabt und litten unsäglich.

Bezeichnend für die verzweifelte Lage Mazeppas und für die Gleichheit der Chancen des Kriegsglücks für Karl und Peter war der Umstand, daß Mazeppa in den letzten Tagen des Jahres 1708 den Versuch machte, wieder mit dem Zaren anzuknüpfen. Als Emissär des ehemaligen Hetmans erschien im russischen Lager einer der ärgsten Russenfeinde, Daniel Apostol, mit der Meldung, Mazeppa wolle den König Karl XII. und die angesehensten schwedischen Generale dem Zaren in die Hände liefern, wenn Peter ihm Verzeihung und die Hetmanswürde verspreche: dabei sollten einige europäische Mächte für den Zaren Bürgschaft leisten. Peter war geneigt auf das Anerbieten einzugehen und ließ mit Apostol unterhandeln. Golowkin schrieb sogar selbst an Mazeppa und stellte ihm völlige Verzeihung und reichliche Belohnung in Aussicht. Gleichzeitig aber griffen die Russen Briefe Mazeppas an den König Stanislaus Leszczinski auf, aus denen man ersah, daß auf ihn nicht zu rechnen sei. Peter brach die Unterhandlungen ab und teilte in einem Manifest Einzelheiten über Mazeppas Anschläge mit, die Ukraine den Polen in die Hände zu liefern.

Mit der Haltung der Kleinrussen konnte Peter zufrieden sein. Lobend äußerte er sich über dieselbe in Briefen an seine Moskauer Freunde. Nur die Saporoger Kosaken erschienen unzuverlässig. Die Emissäre des Zaren, welche mit Geld und Versprechungen bei den letzteren erschienen, hatten sich keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen. Trotzig verlangten sie neue Privilegien. Auch kam man verräterischen Beziehungen der Kosaken zu Mazeppa auf die Spur. Es gab auch andere untrügliche Zeichen rebellischen Geistes. Im März erklärten die Kosaken entschieden „die Partei Mazeppas ergreifen zu wollen". Ihr Beispiel konnte verderblich auf die Volksmassen in der Ukraine wirken. Man mußte sehr energisch vorgehen. Es wurden Truppen zum Kampfe mit den Rebellen abgeordnet; sie wurden geschlagen; der Mittelpunkt der saporogischen Ukraine, die Kosakenfestung Ssjetsch, mußte nach einem mehrere Wochen währenden Kampfe im Sturme genommen werden; beiderseits hatte man mit größter Erbitterung gekämpft. Menschikow schrieb, er

habe die Überlebenden unter den Verrätern hinrichten lassen und sowohl Ssjetsch als andere „verräterische Nester“ dem Erdboden gleichgemacht. Freudig dankte der Zar seinem „Gefährten“ für die Zerstörung des „verfluchten Platzes, welcher die Wurzel des Übels und die Hoffnung des Feindes“ gewesen sei.

So war die Ruhe in der Ukraine hergestellt. Der nicht starke Anhang Mazeppas war niedergeworfen. Von einem Heranrücken der Polen war nichts zu hören. Auch die befürchtete Kriegserklärung der Türken und Tataren erfolgte nicht. Ohne helfende Bundesgenossen stand der unbesiegbare Karl dem Zaren gegenüber. Erst im Sommer sollte die von Peter erwartete Generalbataille stattfinden. In dieser Zeit weilte Peter längere Zeit in Asow. Er war krank und mußte sich einer ernstlichen Kur unterwerfen. Im Mai 1709 schrieb er, die Kur schlage an, auch hoffe er bald zur Armee abreisen zu können, doch sei er von vieler Arznei schwach wie ein Kind geworden.

Die Schweden hatten Poltawa zu belagern begonnen. Menschikow eilte zum Entsatze der Stadt herbei. Von Asow aus gab Peter einige Ratschläge, wie man verfahren solle. Die feindlichen Armeeen lagerten einander gegenüber bei Poltawa (Mitte Mai 1709). Es gab kleine Scharmützel. Menschikow schrieb an den Zaren, man sehe seiner Ankunft mit Ungeduld entgegen, inzwischen vermeide er eine Schlacht zu liefern. Ende Mai brach Peter von Asow auf; am 4. Juni langte er bei der Armee an.

Am 7. Juni schrieb Peter an Apraxin, er könne ihm nicht ausführlich antworten, und bemerkte dazu: „Weil wir den Nachbarn ganz nahe gerückt sind; mit Gottes Hülfe werden wir in diesem Monat die Hauptschlacht mit ihnen haben“.

Jetzt endlich war Peter bereit, die Entscheidung herbeizuführen, nachdem er jahrelang oft genug sich bemüht hatte dieselbe zu vermeiden. Seit der Schlacht bei Narwa waren bald neun Jahre verflossen. Die Russen hatten viel gelernt. Langsam hatten sie sich dem Ziele genähert. Auch Peter selbst war herangereift für die Initiative bei der entscheidenden Aktion. Sein Kriegsmut war nach der Katastrophe bei Narwa allmählich gewachsen. Von Stufe zu Stufe war die Kriegserfahrung der Russen und des Zaren entwickelt worden. Auch war sich Peter der Wichtigkeit des Augenblickes, als nun die Würfel des Kriegsglückes fallen sollten, durchaus klar bewußt.

Es scheint nicht, daß man Grund hat von Karl dasselbe zu sagen. Er unterschätzte die Russen, überschätzte die seinen, wagte mehr als nötig war, schien nicht das Gefühl davon zu haben, daß auch für ihn und das Ansehen Schwedens eben so wie für Peter und das Zarenreich alles auf dem Spiele stand.

Gewiß ist, daß, während auf russischer Seite nur ein Wille herrschte, nur ein Gedanke maßgebend war, im schwedischen Lager der Gegensatz zwischen der Kriegslust des Königs und der Friedenssehnsucht der Armee zum Ausdruck

kam. Karls Generale waren weit davon entfernt, den Optimismus, die Siegesgewißheit des Königs zu teilen. Während Peter bei aller Kriegsgefahr und schweren Sorge in diesen Jahren regieren gelernt, sein Reich im Innern auszubauen gestrebt hatte, war Karl in Schweden ein Fremdling geworden, zu der Rolle eines abenteuernden Kondottiere herabgesunken. Die Kriegsjahre hatten Peters politische Erfahrung gereift, Karls Interesse für staatsmännisches Wirken abgestumpft. Als Heerführer mochte der König dem Zaren unzweifelhaft überlegen sein; als ein fahrender Ritter, der jeden Augenblick seine Sache auf nichts stellt, erscheint er neben dem genialen Politiker, welcher seit dem von jugendlicher Naivetät zeugenden Mißlingen von Narwa vorsichtig tastend, langsam vorwärts schritt, alle Schwierigkeiten und Gefahren erwägend, aber den Blick fest auf den Siegespreis richtend, jetzt nach langem Zögern und Prüfen die Entscheidung herannahen sah. Als ein Sohn des Glücks sollte Karl nun den Schicksalswechsel erfahren, während Peter dagegen die Frucht einer langen, mit System und Konsequenz fortgesetzten Arbeit erntete.

Bis zum letzten Augenblick ist die äußerste Vorsicht das maßgebende der Handlungen im russischen Lager gewesen. Man beriet, wie es wohl zu bewerkstelligen sei, Poltawa ohne „Generalbataille" zu entsetzen. Man beschloß mit einem System von rasch zu errichtenden Schanzen sich der Stadt zu nähern. Mit den Belagerten korrespondierte man durch Briefe, welche in leeren Bomben über das feindliche Lager hinweg hin und her geschleudert wurden. Man erfuhr, daß es in Poltawa an Munition fehle, daß die Belagerungsarbeiten der Schweden vorrückten und den Fall der Festung herbeiführen würden. Da ward denn im russischen Hauptquartier der Beschluß gefaßt, die Entscheidungsschlacht zu liefern. Die Russen rückten heran und nahmen eine solche Stellung, daß sie von dem Feinde nicht wohl zur Schlacht genötigt werden konnten, ehe die erforderlichen Befestigungswerke vollendet waren. Da erfuhr man, daß Karl verwundet sei. Er war beim Rekognoscieren dem russischen Lager zu nahe gekommen und hatte einen Schuß in den Fuß erhalten.

Am 27. Juni begann die Schlacht mit einem Angriff der Schweden auf die russische Reiterei, welche zurückwich, und mit der Eroberung zweier russischer Redouten; alsbald ward die Schlacht allgemein. Peters Hut und Sattel wurden durchschossen; das Fuhrwerk, in welchem der verwundete König sich befand, wurde von einer Bombe zertrümmert. In ein paar Stunden war alles entschieden. An allen Punkten waren die Russen Sieger geblieben. Die Schweden flüchteten in der äußersten Unordnung; die Desorganisation und Demoralisation der Armee, welche als das Muster eines Heeres gegolten hatte, waren grenzenlos.

In kurzen Zügen hat Peter selbst in der „Geschichte des schwedischen Krieges" oder, wie dieselbe in der Edition des Jahres 1770 heißt, in seinem „Tagebuche" den Gang der Schlacht geschildert.

Unzählige male ist erzählt worden, wie der Zar nach der Schlacht die gefangenen schwedischen Generale an seine Tafel gezogen und auf die Gesundheit seiner Lehrmeister getrunken habe. Die Lehrjahre, welche in den Kreisen der Ausländer in der deutschen Vorstadt begonnen hatten, waren in gewissem Sinne erst jetzt zu einem Abschlusse gelangt.

Im ersten Siegestaumel hatte man nicht hinreichende Maßregeln zur Verfolgung der fliehenden Schweden ergriffen. Erst am andern Morgen brach Menschikow mit 9000 Reitern in der Richtung des Dnjepr auf, wohin die Feinde sich gewendet hatten. Am 30. Juni hatte inzwischen Karl mit den seinen die Ufer dieses Stromes erreicht; bei dem Flecken Perewolotschna wurde, indem man zwei Boote zusammenband und die Kalesche des Königs daraufstellte, wenigstens die Person des Königs über den Fluß gebracht. Auch fand sich ein Kahn, in welchem Mazeppa mit zwei goldgefüllten Fäßchen sich hinüberzuretten vermochte. Saporoger Kosaken, der Flußschiffahrt kundig, halfen den Fliehenden hinüber. Von der Armee kam nur ein kleiner Teil ans andre Ufer. Es fehlte an Fahrzeugen. Viele ertranken im Strome. Der größere Teil des schwedischen Heeres blieb unter dem nominellen Oberbefehl Löwenhaupts am linken Ufer; die Disziplin war durchaus gelockert. Andern Tages früh am Morgen sah man Menschikow mit den russischen Reitern heranrücken; unter den Schweden verbreitete sich das Gerücht, man werde es mit 30 000 Russen zu thun haben. Löwenhaupt kapitulierte. Das Ereignis von Perewolotschna ist mit den berühmtesten Kapitulationen zu vergleichen, mit Saratoga und Yorktown, mit Pirna und Sedan.

„So fiel", schreibt Peter, „dieselbe Armee, welche bei ihrem Verweilen in Sachsen ganz Europa in Schrecken versetzt hatte, den Russen in die Hände." Es waren bei Poltawa und am Dnjepr ungefähr 1200 Offiziere und 17 000 Gemeine gefangengenommen worden.

Siegesfreudig schrieb Peter an Romodanowskij und andere Freunde von dem Ereignisse. Er bezeichnete den Erfolg als eine „unverhoffte Victoria"; die Armee der Schweden, bemerkt der Zar, habe ein Ende gleich demjenigen Phaëthons gefunden. In dem Schreiben an Apraxin begegnen wir den bekannten Worten: Erst jetzt ist der Grundstein Petersburgs mit Gottes Hülfe endgültig gelegt.

Ebenso würdigte Kurbatow die Bedeutung des Sieges bei Poltawa. Er sprach seine Freude darüber aus, daß der Zar seinen längst gehegten Wunsch, „am Warägermeere" festen Fuß zu fassen, nun erfüllt sehe. Auch hoffte Kurbatow, daß nun der Frieden bald werde geschlossen werden können.

An Belohnungen fehlte es nicht. Menschikow erhielt Feldmarschallsrang. Peter selbst — er war zuvor nur Oberst gewesen — wurde Generallieutenant in der Landarmee, Viceadmiral bei der Marine. Auch an Siegesfestlichkeiten war kein Mangel. Mehrere Tage währten die Zechgelage, welche der Zarewitsch in Moskau veranstaltete; länger als eine Woche tönte das ununterbrochene Glockengeläute in der alten Hauptstadt. Das Volk wurde öffentlich gespeist; die Straßen wurden erleuchtet.

Nach der Schlacht bei Narwa hatte man im Westen über die Schmach des Zaren frohlockt, ihn verspottet. Jetzt genoß Peter, wie mit einem Schlage, eines gewaltigen Ansehens in Europa. Derselbe Leibniz, welcher damals den Wunsch ausgesprochen hatte, Karl möge in Moskau und bis zum Amur herrschen, schrieb jetzt, der Sieg bei Poltawa werde in der Geschichte ewig denkwürdig und für die nachfolgenden Generationen lehrreich sein; von Augenzeugen hatte er vernommen, daß die russischen Truppen Wunder gethan hätten und daß es kaum bessere Truppen in Europa gebe; er meinte, der Zar werde jetzt allgemeine Achtung genießen, die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen und großen Anteil an der Weltpolitik nehmen können. Es sei gar nicht zu glauben, fügt Leibniz hinzu, wie sehr „der große Umschwung im Norden" die Leute in Erstaunen gesetzt habe. Auch Leibniz wußte den Zusammenhang der Schlacht bei Poltawa mit der Reformaufgabe Peters zu würdigen. Er bemerkte: „Es heißt gewöhnlich, daß der Zar dem ganzen Europa furchtbar und gleichsam ein Türke des Nordens sein werde. Aber kann man ihn hindern, seine Unterthanen zu civilisieren, sie gebildet und kriegerisch zu machen? — qui suo iure utitur nemini facit iniuriam. Was mich anbetrifft, da ich das beste des menschlichen Geschlechts im Auge habe, so bin ich sehr froh, daß ein so großes Reich den Weg der Vernunft und der Ordnung betritt, und ich sehe in dem Zaren eine Person, welche Gott zu hohen Dingen bestimmt hat. Er hat es dazu gebracht, gute Truppen zu besitzen; ich zweifle nicht, daß er vorteilhafte ausländische Bedingungen erlangen wird, und ich wäre entzückt, wenn ich zu seiner Absicht beitragen könnte, die Wissenschaften in seinem Reiche in Blüte zu bringen. Ich bin sogar der Meinung, daß er in dieser Hinsicht mehr thun könnte, als alle anderen Fürsten je gethan haben". Mit dem diplomatischen Agenten Peters, dem Baron Urbich in Wien, korrespondierte Leibniz über die zur Erinnerung an Poltawa zu prägende Denkmünze und die auf derselben anzubringende Inschrift.

Auch in den Kreisen derjenigen Ausländer, welche in Rußland selbst an dem Reformwerke Peters mitarbeiteten, hatte man das Gefühl davon, daß durch den Sieg bei Poltawa der glückliche Fortgang der Arbeit des Zaren im Innern des Reiches gesichert sei. Der Engländer John Perry schildert sehr beredt die Folgen, welche es gehabt hätte, wenn nicht Peter sondern Karl XII. bei Poltawa Sieger geblieben wäre; er hielt für unzweifelhaft,

daß im ganzen Reiche der Haß gegen Peter zur hellen Flamme hätte emporlodern müssen, daß ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen und diesem eine Reaktion gefolgt wäre. Diesen Äußerungen von Zeitgenossen, welche unter dem unmittelbaren Eindrucke des welterschütternden Ereignisses dachten und empfanden, entsprechend, hat Voltaire die Schlacht bei Poltawa als die einzige in der ganzen Weltgeschichte bezeichnet, welche nicht zerstört, sondern aufgebaut, das Wohl der Menschheit gefördert, einen großen Teil der Welt der Kultur erschlossen habe.

Von wie durchschlagendem Erfolge die Schlacht bei Poltawa für Rußlands politische Stellung war, erfuhr man sehr schnell nach diesem Ereignisse.

Seit dem Jahre 1707 wurden von seiten des Zaren mit dem Wolfenbüttelschen Hause in betreff der Heirat des Zarewitsch Verhandlungen gepflogen. In einem Gutachten des Herrn von Schleinitz, welcher zu den geheimen Räten des Herzogs Anton Ulrich zählte, hatte derselbe im Oktober 1707 allerlei Bedenken gegen die Verbindung der Prinzessin Charlotte mit dem Zarewitsch erhoben, weil Peters Stellung in Rußland nicht sicher sei und weil es ihm wohl schwerlich gelingen werde, „sich in Europa considerabel zu machen“, da Schweden nicht eher Frieden schließen werde, als bis es die Ostseeküste zurückerobert habe, und da Polen, Holland und England nicht zugeben würden, daß Rußland sich zu der Stellung einer Seemacht aufschwinge. Mit einem Schlage war nun Peter „considerabel in Europa geworden“. Nach der Schlacht von Poltawa war man in Wolfenbüttel voll Lobes über ihn: man pries seine Tapferkeit und seine anderen vorzüglichen Eigenschaften. Die Heiratsangelegenheit kam sogleich in Fluß. Die Prinzessin wurde für den Heiratsplan gewonnen. Der Entwurf zum Heiratskontrakt war alsbald fertig und durch den Baron Urbich nach Rußland abgesandt.

Gleichzeitig legte der Kurfürst von Hannover seine Bereitwilligkeit an den Tag, von dem Bündnisse mit Schweden abzustehen und sich Rußland zu nähern. Es war begreiflich, daß die diplomatischen Vertreter Rußlands im westlichen Europa eine ganz andere Stellung einnahmen als zuvor.

Als Peter sich von Poltawa aus nach Kijew begab und von dort nach Polen reiste, begrüßte ihn der Abgesandte des Königs August II., Vitzthum, beglückwünschte ihn und lud ihn zu einer Zusammenkunft mit August nach Thorn ein (15. August 1709). Auf der Weiterreise, im September, kam ein Abgesandter des preußischen Königs dem Zaren im Flecken Ssolzy entgegen und forderte ihn zu einer Zusammenkunft mit Friedrich I. auf. In Warschau empfingen die polnischen Senatoren den Zaren feierlich, beglückwünschten ihn und dankten ihm dafür, daß er Polen gerettet habe, indem er den frühern König wieder in seine Rechte einsetzte. Ganz schnell war der Scheinthron Stanislaus Leszczinskis zusammengebrochen; dieser flüchtete mit den seinen nach Pommern. Ende September fand Peters Zusammenkunft

mit König August in Thorn statt; am 9. Oktober kam der neue Allianzvertrag zwischen Rußland und Polen zustande: nicht die völlige Vernichtung Schwedens wurde in Aussicht genommen, wohl aber die Beschränkung dieses Reiches auf die angemessenen Grenzen; die Gegner Patkuls, welche dessen Katastrophe herbeigeführt hatten, sollten vor Gericht gestellt werden. Am 20. Oktober fügte man noch einen geheimen Artikel hinzu: Der Zar gewährleistete dem König August als Kurfürsten von Sachsen für ihn und seine Nachkommen den Besitz des „Fürstentums Livland".

Peter war jetzt der Umworbene. In Thorn erschien ein außerordentlicher dänischer Gesandter, von Rantzau, mit einem Glückwunsch von seiten des Königs und dem Anerbieten des Abschlusses eines Offensiv- und Defensivbündnisses gegen Schweden. In Kopenhagen hatte der König dem russischen Gesandten Wassilij Lukitsch Dolgorukij seine Freude ausgedrückt und bemerkt, daß der Zar durch diesen Sieg für sich selbst und für sein Volk unendlichen Ruhm erworben und vor der ganzen Welt den Beweis dafür geliefert habe, daß die Russen Krieg zu führen gelernt hätten.

In Dänemark begann man infolge der Schlacht von Poltawa in aller Stille zu rüsten. Man hatte russischerseits den Dänen Geld und Truppen versprochen; jetzt glaubte Dolgorukij mit viel geringeren Subsidien und mit etwa einem Dritteil der früher in Aussicht gestellten russischen Hülfstruppen die Dänen befriedigen zu können. Rußland zahlte in anderer Münze als früher, nicht sowohl mit Geld und Soldaten als mit seinem Gewicht, seinem Ansehen, seinem Kriegsruhme.

Holland und England waren unzufrieden und suchten Dänemark und Preußen den engern Anschluß an Rußland auszureden. Dagegen meldete der Sekretär der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen dem Fürsten Dolgorukij, daß König Ludwig XIV. zu dem Abschlusse eines Bündnisses mit dem Zaren geneigt sei. Dolgorukij schrieb an den Zaren, man solle Frankreich gegenüber keinerlei Verpflichtungen übernehmen, aber den Schein der Geneigtheit zu einem Bündnisse mit Ludwig XIV. wahren, um ihn zur Fortsetzung des Krieges um die spanische Erbfolge anzuspornen und dadurch Holland und England eher in Schach halten zu können. Ausdrücklich hatte der Sekretär der französischen Gesandtschaft dem Fürsten im Namen seiner Regierung erklärt, der König sei bereit, dem Zaren den Besitz seiner Eroberungen zu verbürgen und ihm zu helfen, daß er an der Ostsee festen Fuß fasse, weil dem Könige daran liege, das Ansehen der englischen und holländischen Handelsflotten auf der Ostsee geschmälert zu sehen.

Trotz aller Bemühungen der Diplomaten dieser letzteren Mächte gelang es Dolgorukij, einen Allianzvertrag mit Dänemark zustande zu bringen, ohne Subsidien und Truppen zu versprechen. „Ich habe nichts bewilligt", triumphierte Dolgorukij, „nicht einen Soldaten, nicht einen Schilling." So rasch

war seit der Schlacht bei Poltawa Rußlands Ansehen gewachsen. Unmittelbar nach der Schlacht hatte Baron Urbich von Wien aus den Dänen eine halbe Million Thaler Subsidien angeboten. Jetzt kam die Allianz wohlfeiler zu stehen. Peter war „considerabel" geworden. Der Vertrag wurde am 11. Oktober 1709 geschlossen: der König von Dänemark sollte Schonen angreifen und von Norwegen aus in Schweden einbrechen, Peter in Finnland vorzudringen suchen.

In Marienwerder fand Peters Begegnung mit König Friedrich von Preußen statt. Man begrüßte einander herzlich und freundschaftlich, aber zum Abschlusse eines Vertrages kam es nicht. Der König von Preußen hatte gehofft, seinen Lieblingsplan, eine Teilung Polens, nun mit dem Zaren vereinbaren zu können, aber der Zar sagte: es sei nicht praktikabel. In den Formen überbot man einander an Verbindlichkeiten; „keine zehn Worte ohne Umarmungen"; der Zar schenkte seinem königlichen Wirte einen Degen. Aber man empfand, daß der Zar und dessen Minister jetzt ihrer ganz veränderten Stellung sich bewußt waren. So stolz, so in dem Gefühl, Herr der Situation zu sein, hatte man preußischerseits den Zaren keineswegs zu finden gemeint.

Auf dem Rückwege nach Rußland weilte Peter eine kurze Zeit bei Riga, vor dessen Mauern inzwischen Scheremetjew mit der Belagerungsarmee eingetroffen war. Um Mitternacht am 14. November eröffnete der Zar das Bombardement damit, daß er die ersten drei Geschosse mit eigener Hand in die Stadt schleuderte. Er meldete dies seinem „Herzenskinde" Menschikow und fügte hinzu: „Ich danke Gott dafür, daß es mir vergönnt ist, mich an dieser verdammten Stadt zu rächen". Dann reiste der Zar nach Petersburg „in das heilige Land", wie er sich ausdrückte, legte dort den Grundstein zu der das Andenken der Schlacht bei Poltawa verherrlichenden Kirche zum heil. Simson, begann den Bau eines Kriegsschiffes „Poltawa" und ging nach Moskau, wo am 21. Dezember ein feierlicher Triumpheinzug der Truppen und der schwedischen Gefangenen stattfand. Es gab sieben Triumphpforten mit allerlei Ornamentik, Emblemen und Inschriften. Die Bilder waren von Erläuterungen begleitet. Peter war als Phöbus dargestellt; Zeichen des Wendekreises, Löwe und Krebs, bedeuteten den Ansturm der Schweden und deren Flucht. Die Themis mit der Wage deutete an, daß der Zar eine gerechte Sache vertreten habe. Auf anderen Bildern sah man die alte Hauptstadt, über welcher die Gestalt des Zarewitsch Alexei schwebte, ferner ein Labyrinth, welches die tückischen und vielgewundenen Anschläge und feindlichen Entwürfe des schwedischen Königs repräsentierte u. s. w.

Man hatte im Auslande sich darüber verwundert, daß Peter Karls Katastrophe mit dem Falle Phaëthons verglichen hatte. „Was weiß man in Rußland von Phaëthon", hatte ein Zeitgenosse geäußert. Peter sorgte nun dafür, daß solche Redensarten den Russen einigermaßen verständlich würden.

Mochte vielen die Rhetorik und Allegorie der von dem Zaren und dessen Freunden veranstalteten Festlichkeiten unklar bleiben, so ging doch ein Gefühl durch die Gemüter, daß die Katastrophe Karls XII. bei Poltawa und Perewolotschna ein jäher Sturz aus Sonnenhöhe war. Dagegen bedeutete der mühevolle Weg von Narwa bis Poltawa, welchen Peter zurückgelegt hatte, eine langsam aufsteigende Bahn. Um ein gewaltiges Stück war Peter dem Ziele näher gerückt, welches er von Anbeginn ins Auge gefaßt hatte. Die schwerste Arbeit war gethan. Leibniz' Erwartung konnte in Erfüllung gehen, Peter konnte „großen Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten Europas nehmen".

Seither sinkt Schwedens Stern in dem gleichen Maße, wie der Rußlands steigt. Das Ende des nordischen Krieges war eine Beschränkung der schwedischen Macht auf das Stammland: Hannover erhielt Bremen und Verden; Preußen Stettin, den Peenedistrikt, Usedom und Wollin; Rußland im Frieden von Nystad 1721 außer Finnland alle schwedischen Ostseeprovinzen. Peters des Großen Werk war nicht nur gerettet, sondern auch gekrönt: Rußland eine Großmacht, die, von Peters Nachfolgern in seinem Geiste weiter gelenkt, für Europa, für die Welt von der schwerstwiegenden Bedeutung geworden ist.

17. Die Schlacht bei Roßbach.

(Im Jahre 1757.)

Der Große Kurfürst hat nach allen Seiten hin die Grundlagen des neuen deutschen Staates gelegt, die deutsche Ehre mit den Waffen in der Hand Frankreich, vornehmlich aber Schweden gegenüber bei Fehrbellin gerettet. Auch unter seinem Nachfolger Friedrich III. (I.) (1688—1713) und trotz dessen persönlicher Schwäche nahm Brandenburg-Preußen an den wichtigsten Ereignissen der Zeit bedeutenden Anteil. Seine Heere unterstützten Wilhelm von Oranien bei dem Gewinn der englischen Krone; nahmen unter seiner Führung am dritten Kriege gegen Ludwig XIV. (1688—1697) und am Türkenkriege teil; zeichneten sich durch ihr entscheidendes Mitwirken bei Höchstätt, Turin, Malplaquet im spanischen Erbfolgekrieg aus. Der bereits vom Großen Kurfürsten vorbereitete Plan der Erhebung Preußens zum Königreiche kam durch die kaiserliche Einwilligung — gegen das Versprechen, in dem drohenden Kriege um das spanische Erbe 8000 Mann Hülfstruppen zu stellen — vom 16. November 1700 zum Abschluß: die Krönung erfolgte zu Königsberg am 18. Januar 1701. Verschwenderische Pracht umgab den neuen Thron; doch ging mit dem Glanze des Hofes auch eine bedeutende Kunstblüte Hand in Hand; dazu kam die Stiftung der Universität Halle, der Akademie der Künste, der Sozietät der Wissenschaften (Leibniz).

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war seines Vaters Gegensatz durch bürgerliche Einfachheit, soldatische Strenge, kirchliche Gesinnung und die Richtung auf das rein Nützliche; mit seinem persönlichen Interesse war er vor allem dem Heerwesen und dem Landbau zugewandt. Er „stellte die Grundgedanken der innern Ordnung des preußischen Staates so unverrückbar fest,

daß selbst die Gesetze Steins und Scharnhorsts und die Reformen unserer Tage das Werk des harten Mannes nur fortbilden, nicht zerstören konnten. Er ist der Schöpfer der neuen deutschen Verwaltung, unsers Beamtentums und Offizierstandes; sein glanzlos arbeitsames Wirken ward nicht minder fruchtbar für das deutsche Leben als die Waffenthaten seines Großvaters, denn er führte eine neue Staatsform, die geschlossene Staatseinheit der modernen Monarchie, in unsere Geschichte ein. Er gab dem neuen Namen der Preußen Sinn und Inhalt, vereinte sein Volk zur Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung, prägte den Gedanken der Pflicht für alle Zukunft diesem Staate ein. Nur wer den knorrigen Wuchs, die harten Ecken und Kanten des niederdeutschen Volkscharakters kennt, wird diesen gewaltigen Zuchtmeister verstehen, wie er so atemlos durchs Leben stürmte, der Spott und Schrecken seiner Zeitgenossen, rauh und roh, scheltend und fuchtelnd, immer im Dienst, sein Volk und sich selber zu heißer Arbeit zwingend, ein Mann von altem deutschen Schrot und Korn, kerndeutsch in seiner kindlichen Offenheit, seiner Herzensgüte, seinem tiefen Pflichtgefühl, wie in seinem furchtbaren Jähzorn und seiner formlos ungeschlachten Derbheit... Die harte Einseitigkeit seines Geistes schätzte nur die einfachen sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte, welche den Staat im Innersten zusammenhalten; er warf sich mit der ganzen Wucht seines herrischen Willens auf das Gebiet der Verwaltung und bewährte hier die ursprüngliche Kraft eines schöpferischen Geistes. So fest und folgerecht, wie einst Wilhelm der Eroberer in dem unterworfenen England, richtete Friedrich Wilhelm I. den Bau des Einheitsstaates über der Trümmerwelt seiner Territorien auf. Doch nicht als ein Landgut seines Hauses erschien ihm der geeinte Staat, wie jenem Normannen; vielmehr lebte in dem Kopfe des ungelehrten Fürsten merkwürdig klar und bewußt der Staatsgedanke der neuen Naturrechtslehre: daß der Staat bestehe zum besten aller, und der König berufen sei, in unparteiischer Gerechtigkeit über allen Ständen zu walten, das öffentliche Wohl zu vertreten gegen Sonderrecht und Sondervorteil... Zu der Steuerpflicht, welche der Große Kurfürst seinen Unterthanen auferlegt, fügte Friedrich Wilhelm I. die Wehrpflicht und die Schulpflicht hinzu; er stellte also die Dreizahl jener allgemeinen Bürgerpflichten fest, welche Preußens Volk zur lebendigen Vaterlandsliebe erzogen haben... So, durch die Gemeinschaft schwerer Bürgerpflichten, durch die Einheit des Beamtentums und des Heerwesens wurden die Magdeburger und Pommern, die Märker und Westfalen zu einem preußischen Volke, und Friedrich II. gab nur dem Werke seines Vaters den rechtlichen Abschluß, als er allen seinen Unterthanen das preußische Indigenat verlieh... Doch jetzt am wenigsten konnte die deutsche Nation ein Verständnis gewinnen für die seltsame Erscheinung dieses waffenstarken Staates, wie er so dastand, eine jugendlich unreife Gestalt, knochig und sehnig, Kraft und Trotz im Blicke, aber unschön, ohne die Fülle der Formen, aller Anmut,

alles Adels bar. Die alte Abneigung der Deutschen gegen das vordringliche Brandenburg wurde durch die böotische Rauheit Friedrich Wilhelms I. bis zu leidenschaftlichem Widerwillen gesteigert. Dem Historiker ziemt es nicht, die erschreckend grellen Farben unserer neuen Geschichte mit weichem Pinsel zu verwischen; es ist nicht wahr, daß dieser tiefe Haß der Nation nur verhaltene Liebe gewesen sei. Damals bildete sich in der öffentlichen Meinung jene aus wahrem und falschem seltsam gemischte Ansicht vom Wesen des preußischen Staates, die in den Kreisen der deutschen Halbbildung an hundert Jahre lang geherrscht hat und noch heutzutage in der Geschichtschreibung des Auslands die Oberhand behauptet. Dieses Land der Waffen erschien den Deutschen wie eine weite Kaserne. Nur der dröhnende Gleichtritt der Potsdamer Riesengarde, der barsche Kommandoruf der Offiziere und das Jammergeschrei der durch die Gasse gejagten Deserteure klang aus der dumpfen Stille des großen Kerkers ins Reich hinüber; von den Segenswünschen, welche der dankbare litauische Bauer für seinen gestrengen König zum Himmel schickte, hörte Deutschland nichts. Der Adel im Reich sah eben jetzt goldene Tage. In Hannover waltete das Regiment der Herren Stände schrankenlos, seit der Kurfürst im fernen England (als König) weilte; das sächsische Junkertum benutzte den Übertritt seines Polenkönigs zur römischen Kirche, um sich neue ständische Privilegien zu erringen, und tummelte sich in Saus und Braus an dem schamlosen Hofe der albertinischen Landverderber; zornig zugleich und geringschätzig schauten die stolzen Geschlechter der Nachbarlande auf den bürgerlich-soldatischen Despotismus der Hohenzollern, der die fröhliche Zeit der Adelsherrschaft so gewaltsam störte. — Auch der Bürgersmann wollte sich zu dem preußischen Wesen kein Herz fassen. Er betrachtete bald mit ironischem Mitleid, bald mit scheuer Furcht den eisernen Fleiß und die unbestechliche Strenge der preußischen Beamten; er meinte alle Heiligkeit des Rechtes bedroht, wenn er die neue Verwaltung, in beständigem Kampfe mit den Gerichten, über die alten Freiheitsbriefe der Landschaften und Kommunen rücksichtslos hinwegschreiten sah, und ahnte nicht, daß dies alte Leben, das hier zertreten ward, nur das wimmelnde Leben der Verwesung war... Und alle die ungeheuren Heereskosten, welche volle vier Fünftel der preußischen Einnahmen verschlangen, dienten, so meinte man im Reiche, doch nur der zwecklosen Soldatenspielerei eines närrischen Tyrannen. Ein Menschenalter war verflossen seit jenem Heldenkampfe von Cassano, da das Blut der märkischen Grenadiere die Wellen des Ritorto rötete und die dankbaren Lombarden die tapferen Prussiani zum ersten male mit den rauschenden Klängen des Dessauer Marsches begrüßten; wenn die wilde, herausfordernde Weise jetzt auf friedlichen Exerzierplätzen erklang, so lachten die Deutschen über den „preußischen Wind". Friedrich Wilhelms Regierung fiel in die armselig ideenlose Zeit des Utrechter Friedens; die kleinen Künste der Fleury, Alberoni,

Walpole beherrschten die europäische Politik. Ratlos stand der gradsinnige Fürst in dem durchtriebenen Ränkespiel der Diplomatie. Er hielt in altdeutscher Treue zu seinem Kaiser, wollte seinen Kindern Säbel und Pistolen in die Wiege legen um die fremden Nationen vom Reichsboden zu schmeißen; wie oft hat er mit dem vaterländischen Bierkrug in der Hand sein schallendes Vivat Germania teutscher Nation! gerufen. Nun mußte der Arglose erleben, wie die Wiener Hofburg mit seinen beiden ehrgeizigen Nachbarn Hannover und Sachsen insgeheim die Zerstückelung Preußens verabredete, wie sie dann den Albertinern zur polnischen Krone verhalf, Lothringen den Franzosen preisgab und in seinem eigenen Hause den Unfrieden schürte zwischen Vater und Sohn, wie sie ihm endlich sein gutes Erbrecht auf Berg und Ostfriesland treulos zu entwinden suchte. So ward er sein lebenlang hin und her gestoßen zwischen Gegnern und falschen Freunden; erst am Ende seiner Tage hat er Österreichs Arglist durchschaut und seinen Sohn ermahnt, den betrogenen Vater zu rächen. An den fremden Höfen aber ging die Rede, der König stehe beständig mit gespanntem Hahn auf der Wacht ohne jemals abzudrücken; und wenn den deutschen Mann im Reiche zuweilen eine stille Angst vor der Potsdamer Wachtparade überkam, dann tröstete ihn das Spottwort: So schnell schießen die Preußen nicht! — Der Spott verstummte, als Preußen einen Herrscher fand, der mit dem Sinne für das Mögliche, mit der glücklichen Nüchternheit der Hohenzollern die Kühnheit und den freien Blick des Genius vereinte. Der helle Sonnenschein der Jugend strahlt über den Anfängen der friderizianischen Zeit, da endlich nach langem Stocken und Zagen die zähe Masse der erstarrten deutschen Welt wieder in Fluß geriet und die mächtigen Gegensätze, welche sie barg, in notwendigem Kampfe sich maßen. Seit den Tagen jenes Löwen aus Mitternacht hatte Deutschland nicht mehr das Bild eines Helden gesehen, zu dem die gesamte Nation bewundernd emporblickte; der aber jetzt in stolzer Freiheit, wie einst Gustav Adolf, mitten durch die großen Mächte seines Weges schritt und die Deutschen zwang, wieder an die Wunder des Heldentums zu glauben, er war ein Deutscher". (Treitschke: „Deutsche Geschichte".)

Friedrich hatte (wie Treitschke in weiterer Folge erörtert) jene streng protestantische Ansicht von deutscher Geschichte und Reichspolitik, die seit Pufendorf und Thomasius unter den freieren Köpfen Preußens vorherrschte, frühe in sich aufgenommen und sie dann, unter den erbitternden Erfahrungen seiner mißhandelten Jugend, scharf und selbständig weitergebildet. Er sieht in der Erhebung der Schmalkaldener, im dreißigjährigen Kriege, in allen Wirren der jüngsten zwei Jahrhunderte nichts als den unablässigen Kampf der deutschen Freiheit wider den Despotismus des Hauses Österreich (Habsburg), das die schwachen Fürsten des Reichs „mit eisernem Scepter" als Sklaven beherrsche und nur die starken frei gewähren lasse. Jenen alten

Kampf siegreich hinauszuführen scheint ihm die Aufgabe des preußischen Staates. Er weiß, wie alle Helfershelfer des römischen Stuhles insgeheim an der Vernichtung der neuen protestantischen Großmacht arbeiten; er weiß, daß sein menschliches Ideal der Glaubensfreiheit, das Recht eines jeden nach eigener Façon selig zu werden vorderhand nur möglich ist auf dem Boden des Protestantismus; er weiß, daß er in neuen weltlichen Formen die Kämpfe des 16. Jahrhunderts weiterführt, und setzt noch über sein letztes Werk, den Plan des deutschen Fürstenbundes, die vielsagende Überschrift: „entworfen nach dem Muster des Bundes von Schmalkalden“... Drei Jahre vor seiner Thronbesteigung sieht er bereits ahnungsvoll, in wunderbarer Klarheit, den großen Weg seines Lebens offen vor sich liegen: „Es scheint, so schreibt er, der Himmel hat den König bestimmt, alle Vorbereitungen zu treffen, welche die weise Umsicht vor Beginn eines Krieges erheischt. Wer weiß, ob nicht die Vorsehung mir vorbehalten hat, dereinst einen glorreichen Gebrauch zu machen von diesen Kriegsmitteln und sie zu verwenden zur Verwirklichung der Pläne, wofür die Voraussicht meines Vaters sie bestimmte“. Er bemerkt, wie sein Staat in unhaltbarer Mittelstellung zwischen den Kleinstaaten und den Großmächten daherschwankt, und zeigt sich entschlossen, diesem Zwitterwesen einen festen Charakter zu geben: die Vergrößerung des Staatsgebietes, das corriger la figure de la Prusse ist zur Notwendigkeit geworden, wenn anders Preußen auf eigenen Füßen stehen, den großen königlichen Namen mit Ehren führen will. Von Geschlecht zu Geschlecht hatten seine Ahnen dem Hause Österreich treue Heeresfolge geleistet, jederzeit gewissenhaft verschmähend die Verlegenheit des Nachbarn zum eignen Vorteil auszubeuten; Undank, Betrug und Verachtung war ihr Lohn gewesen. Auch Friedrich selber hatte „den Übermut, die Anmaßung, den wegwerfenden Hochmut dieses hochtrabenden Wiener Hofes“ in den Schmerzensstunden seiner mißhandelten Jugend schwer empfunden; sein Herz war geschworen von Haß „gegen die kaiserliche Bande“, die mit ihren Schlichen und Lügen ihm das Herz seines Vaters verfeindet hatte. Sein unzähmbarer Stolz bäumte sich auf, wenn man an dem väterlichen Hofe den vornehmen Ton kalter Abweisung gegen die Zumutungen Österreichs gar nicht finden wollte; dann schrieb er zornig, ein König von Preußen solle dem edlen Palmbaum gleichen, von dem der Dichter sage: „Wenn du ihn fällen willst, so hebt er seinen stolzen Wipfel“. Zugleich war er mit wachsamen Augen der Verschiebung der Machtverhältnisse im Staatensysteme gefolgt und zu der Einsicht gelangt, daß die alte Politik des europäischen Gleichgewichts sich gänzlich überlebt hatte: seit den Siegen des spanischen Erbfolgekriegs war es nicht mehr an der Zeit, im Bunde mit Österreich und England die Bourbonen zu bekämpfen; jetzt galt es, den neuen deutschen Staat „durch den Schrecken seiner Waffen“ auf eine solche Stufe der Macht emporzuheben, daß er gegen jede Nachbarmacht, auch

gegen das Kaiserhaus seinen freien Willen behaupten durfte. — So erhält denn der viel mißbrauchte Ausdruck „deutsche Freiheit" in Friedrichs Munde einen neuen, edleren Sinn. Er bedeutet nicht mehr jene ehrlose Kleinfürstenpolitik, welche das Ausland gegen den Kaiser zuhülfe rief und die Marken des Reichs an die Fremden verriet; er bedeutet die Aufrichtung einer großen deutschen Macht, die das Vaterland im Osten und im Westen mit starker Hand verteidigt, aber nach ihrem eigenen Willen, unabhängig von der Reichsgewalt. Seit hundert Jahren galt die Regel, daß wer nicht gut österreichisch war gut schwedisch sein mußte, wie Hippolithus a Lapide, oder gut französisch, wie die Fürsten des Rheinbundes, oder gut englisch, wie die Sippe des Welfenhauses; selbst der Große Kurfürst konnte, in der furchtbaren Pressung zwischen überlegenen Nachbarn, nur von Zeit zu Zeit eine selbständige Haltung behaupten. Es ist Friedrichs Werk, daß neben jenen beiden gleich verderblichen Tendenzen der verhüllten und der unverhüllten Fremdherrschaft eine dritte Richtung sich erhob, eine Politik, die nur preußisch war und nichts weiter; ihr gehörte Deutschlands Zukunft. — Vom Vaterlande viel zu reden war nicht die Weise dieses Hassers der Phrase; und doch lebte in seiner Seele ein reizbarer, schroff abweisender Nationalstolz, unzertrennlich verwachsen mit seinem gewaltigen Selbstgefühle und seinem Fürstenstolze. Daß fremde Nationen auf deutschem Boden die Herren spielen sollten, erschien ihm wie eine Beleidigung seiner persönlichen Ehre und des erlauchten Blutes in seinen Adern, das der philosophische König, naiv wie der Genius ist, immer sehr hoch hielt. Wenn das wunderliche Wirrsal der deutschen Dinge ihn zuweilen zum Bunde mit dem Auslande zwang, niemals hat er fremden Mächten eine Scholle deutschen Landes verheißen, niemals seinen Staat für ihre Zwecke mißbrauchen lassen. Sein lebenlang ward er der treulosen Arglist geziehen, weil kein Vertrag und kein Bündnis ihn je vermochte auf das Recht der freien Selbstbestimmung zu verzichten. Alle Höfe Europas sprachen grollend vom travailler pour le roi de Prusse; von altersher gewohnt das deutsche Leben zu beherrschen vermochten sie kaum zu fassen, daß sich endlich wieder die entschlossene Selbstsucht eines unabhängigen deutschen Staates ihrem Willen entgegenstemmte. Der königliche Schüler Voltaires hat für den deutschen Staat dasselbe Werk der Befreiung begonnen, das Voltaires Gegner, Lessing, für unsere Dichtung vollführte. Schon in seinen Jugendschriften verdammt er in scharfen Worten die Schwäche des heiligen Reichs, das seine Thermopylen, das Elsaß, dem Fremdling geöffnet habe; er zürnt auf den Wiener Hof, der Lothringen an Frankreich preisgegeben; er will es der Königin von Ungarn nie verzeihen, daß sie die wilde Meute jener Grazien des Ostens, Jazygen, Kroaten und Tolpatschen, auf das deutsche Reich losgelassen und die moskowitischen Barbaren zum ersten male in Deutschlands innere Händel herbeigerufen hat. Dann während der sieben Jahre entladet

sich sein deutscher Stolz und Haß oft in Worten grimmigen Hohnes. Den Russen, die ihm seine neumärkischen Bauern ausplündern, sendet er den Segenswunsch: „O könnten sie ins Schwarze Meer mit Einem Sprunge sich versenken, köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken". Und als die Franzosen das Rheinland überfluten, da singt er, freilich in französischer Sprache, jene Ode, die an die Klänge des Befreiungskrieges gemahnt: „Bis in seine tiefste Quelle schäumt der alte Rhein vor Groll, flucht der Schmach, daß seine Welle fremdes Joch ertragen soll!"

Als er kaum den Thron bestiegen, trat jene große Wendung der deutschen Geschicke ein, welche schon Pufendorfs Seherblick als die einzig mögliche Gelegenheit zu einer durchgreifenden Reichsreform bezeichnet hatte. Das alte Kaiserhaus starb aus, und vor den flammenden Blicken des jungen Königs, der die einzige fest geordnete Kriegsmacht Deutschlands in seinen Händen hielt, erschloß sich eine Welt von lockenden Aussichten, die einen minder tiefen, minder gesammelten Geist zu überschwänglichen Träumen begeistern mußte. Friedrich fühlte lebhaft den schweren Ernst der Stunde; „Tag und Nacht", so gestand er, „liegt mir das Schicksal des Reichs auf dem Herzen, ich allein kann und soll es jetzt aufrecht halten". Das stand ihm fest, daß dieser große Augenblick nicht verfliegen durfte, ohne dem preußischen Staate die volle Freiheit der Bewegung, einen Platz im Rate der großen Mächte zu schenken; doch er ahnte auch, wie unberechenbar, bei der Begehrlichkeit der ausländischen Nachbarn, bei der ratlosen Zwietracht des Reichs, die Lage Deutschlands sich verwirren mußte, sobald die Monarchie der Habsburger in Trümmer fiel. Darum will er Österreich schonen und begnügt sich aus der Masse der längst bedachtsam erwogenen alten Ansprüche seines Hauses den einen wichtigsten hervorzuholen. Allein, ohne die lauernden fremden Mächte nur eines Wortes zu würdigen, in überwältigendem Ansturm bricht er in Schlesien ein. Dann erbietet sich der Eroberer, dem Gemahl Maria Theresias die Kaiserkrone zu verschaffen und für den Bestand Österreichs gegen Frankreich zu fechten. Erst der Widerstand der Hofburg treibt ihn weiter, zu umfassenden Plänen der Reichsreform. — Nicht Friedrich hat den deutschen Dualismus geschaffen, wie Mit- und Nachwelt ihm vorwarf; der Dualismus bestand seit Karl V., und Friedrich war der erste, der ernstlich ihn zu vernichten versuchte. Sobald die Verständigung mit dem Wiener Hofe sich als unmöglich erwies, faßte der König den kühnen Gedanken, die Kaiserkrone für immer dem Hause Österreich zu entwinden und also das letzte Band zu zerreißen, das diese Dynastie noch an Deutschland kettete. Er näherte sich den bayrischen Wittelsbachern, dem einzigen unter den mächtigeren deutschen Fürstengeschlechtern, das gleich den Hohenzollern nur deutsche Lande beherrschte und gleich ihnen in Habsburg seinen natürlichen Gegner sah; er begründete zuerst jenes Bündnis zwischen den beiden größten rein deutschen Staaten,

das sich seitdem so oft, und immer zum Heile für das Vaterland erneuert hat. Der Kurfürst von Bayern empfing die kaiserliche Würde, und Friedrich hoffte diesem neuen Kaisertume, das er selber „mein Werk“ nannte, an der Krone Böhmen einen festen Rückhalt zu sichern . . . Aber auf einer Rundreise durch das Reich gewann der König einen so trostlosen Einblick in die Zwietracht, die Habgier, die sklavische Angst der kleinen Höfe, daß er für immer seine deutschen Hoffnungen herabzustimmen lernte; auch seine eigene Macht reichte doch nicht aus, den tapfern Widerstand der Königin von Ungarn gänzlich zu brechen. Der zweite schlesische Krieg endete trotz der Triumphe von Hohenfriedberg und Kesselsdorf mit der Wiederherstellung des österreichischen Kaisertums. Das Reich verblieb in seiner verfassungslosen Zerrüttung, Franz von Lothringen bestieg den Kaiserthron nach dem Tode Karls VII., und von neuem schloß sich der alte Bund zwischen Österreich und der katholischen Reichstagsmehrheit. — Die Lösung des deutschen Dualismus war mißlungen; schroffer, feindseliger denn je zuvor gingen die Parteien im Reiche aus einander. Gleichwohl blieb dem Könige ein dauernder Gewinn gesichert: die Großmachtstellung Preußens. Er hatte Bayern vom Untergange gerettet, die Macht seines eigenen Landes um mehr als ein Drittel verstärkt, die lange Kette habsburgisch-wettinischer Gebiete, welche den preußischen Staat im Süden und Osten umschloß, mit einem kühnen Stoße zersprengt, das stolze Kaiserhaus zum ersten male vor einem Reichsfürsten tief gedemütigt. Er dankte alle seine Siege allein der eigenen Kraft und trat den alten Mächten mit so festem Stolze entgegen, daß selbst Horatio Walpole gestehen mußte, dieser Preußenkönig halte jetzt die Wage des europäischen Gleichgewichts in seinen Händen. Sachsen, Bayern, Hannover, alle die Mittelstaaten, welche soeben noch mit der Krone Preußen gewetteifert, wurden durch die schlesischen Kriege für immer in die zweite Reihe zurückgeworfen, und hoch über den zahllosen kleinen Gegensätzen, die das Reich zerklüfteten, erhob sich die eine Frage: Preußen oder Österreich? Die Frage der deutschen Zukunft war gestellt. Der König blickte jetzt aus freier Höhe auf das Gewimmel der deutschen Reichsstände hernieder, gab auf beleidigende Zumutungen gern die spöttische Antwort, ob man ihn etwa für einen Herzog von Gotha oder für einen rheinischen Fürsten halte; er spielte bereits, den kleinen Nachbarn gegenüber, die Rolle des wohlmeinenden Gönners und Beschützers, die er in seinem Anti-Macchiavell als die schöne Pflicht des Starken bezeichnet hatte, und schon sammelte sich am Reichstage eine kleine preußische Partei, die norddeutschen Höfe begannen ihre Prinzen im Heere des Königs dienen zu lassen...

Das Aufblühen des schlesischen Landes unter dem preußischen Scepter zeigte genugsam, daß die neue Provinz ihren natürlichen Herrn gefunden hatte, daß die Entscheidung im deutschen Osten unabänderlich gefallen war. Doch unbeirrt hielt der Wiener Hof die Hoffnung fest, die erlittene Schmach

zu rächen und den Eroberer Schlesiens wieder in den bunten Haufen der deutschen Reichsstände hinabzustoßen, gleich allen den anderen Vorwitzigen, die sich früherhin der Empörung gegen die alte Kaisermacht erdreistet hatten... Und alle Nachbarmächte im Osten und im Westen grollten dem Glücklichen, der aus den Wirren des österreichischen Erbfolgekrieges allein den Siegespreis davongetragen, und wahrlich nicht nur der persönliche Haß mächtiger Frauen wob an dem Netze der großen Verschwörung, das sich über Friedrichs Haupte zusammenzuziehen drohte. Europa fühlte, daß die altüberlieferte Gestalt der Staatengesellschaft ins Wanken kam, sobald die sieghafte Großmacht in der Mitte des Festlands sich befestigte. Der römische Stuhl sah mit Sorgen, wie die verhaßte Heimat der Ketzerei ihren eigenen Willen wiederfand; nur durch Roms Mithülfe ist es gelungen, daß die alten Feinde, die beiden katholischen Großmächte Österreich und Frankreich, zum Kampfe gegen Preußen sich vereinten. Es galt, die Ohnmacht Deutschlands zu verewigen. — Durch einen verwegenen Angriff rettete der König seine Krone vor dem sichern Verderben*), und als er nun durch sieben entsetzliche Jahre seinen

---

*) Aus dem in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. Januar 1882 von Max Duncker vorgelesenen Vortrag: „Die Bildung der Coalition des Jahres 1756 gegen Preußen" (s. Preuß. Jahrbücher 1882, zweites Heft): „Der Versuch König Friedrich Wilhelms I., seine Anrechte auf Jülich und Berg, auf Ostfriesland im Bunde mit Österreich, wenigstens für Berg, zur Geltung zu bringen, hatte mit der bittersten Enttäuschung geendet. Nach redlichster Erfüllung der Pflichten, die er gegen Österreich übernommen, sah sich Friedrich Wilhelm dem Einverständnis der vier Großmächte, Österreich, Frankreich, Holland und England, gegenüber, ihm die Erbfolge in Jülich und Berg zu untersagen. Österreich wollte keinen Zuwachs Preußens und kein protestantisches Regiment am Rhein, Frankreich keine stärkere Macht am Niederrhein, die ihm hier den Übergang verlegen konnte, England d. h. Kur-Braunschweig kein Übergewicht Kur-Brandenburgs zwischen Elbe und Rhein, Holland keinen starken Nachbar und keine Handelskonkurrenz in Emden. Nicht unglücklich aber doch erfolglos endete der Anlauf, mit dem König Friedrich II. seine Regierung begann: den eben ausbrechenden maritimen Konflikt zwischen Spanien und England, welchem Frankreich unmöglich fern bleiben konnte, dahin zu verwerten, ohne Österreich in den Besitz von Jülich und Berg zu gelangen. Friedrich bot seine Allianz gleichzeitig in London und Paris dem, der ihm zu Jülich und Berg hülfe. König Georg II. hielt sich der Allianz Österreichs und des deutschen Reiches so sicher, glaubte so sicher, daß Preußen sich dieser Gemeinschaft nicht zu entziehen vermöge, daß es ihm nicht in den Sinn kam, Preußen dafür einen unerwünschten Preis zu zahlen. Frankreich beharrte dabei, eine stärkere Machtbildung am Niederrhein nicht zuzulassen.

Überzeugt, gegen das Interesse Frankreichs und der Seemächte am Niederrhein nicht durchdringen zu können, wandte Friedrich, als Kaiser Karl VI. endete, den Blick nach Osten. Auch hier standen Preußen Erbansprüche zu. Aber auch hier traf man auf mehr als Eine Macht, man traf auf Österreich und Rußland.

Österreich und Rußland waren durch gemeinsames Interesse gegen die Pforte, die, beiden noch ernsthaft gefährlich, von beiden gemeinsam bekriegt worden war, verbunden; gemeinsam hatten sie den Kurfürsten von Sachsen der Republik Polen zum Könige gegeben; ihr Interesse konnte auch zur Verhinderung einer stärkern Machtbildung im Nordosten Deutschlands, die Rußland den Weg nach Westen sperrte, zusammentreffen.

deutschen Staat am Rhein und Pregel, an der Peene und den Riesenbergen gegen fremde und halbfremde Heere verteidigt hatte und im Frieden den Bestand seiner Macht bis auf das letzte Dorf behauptete, da schien Preußen wieder an derselben Stelle zu stehen wie beim Beginn des mörderischen

---

Die Gemeinschaft schwächte der Tod der Kaiserin Anna, der wenige Tage nach dem Ableben Karls VI. eintrat. Die Regierung Rußlands ging in die Hand einer österreichisch gesinnten aber schwach basierten Regentschaft über. Gleichzeitig war England durch den Seekrieg gegen Spanien in Anspruch genommen, Frankreich im Begriff, in diesen gezogen zu werden. Schwerlich kehrte ein Moment solcher Gunst wieder. Selbständig ging Friedrich vor. Erst nach der Schlacht bei Mollwitz schloß er mit Frankreich (am 5. Juni 1741) nicht einen Offensiv- sondern einen Defensivtraktat auf fünfzehn Jahre. Indem er in diesem auf den Erbanfall von Jülich und Berg verzichtete, übernahm Frankreich als Gegenwährung, ihn auch in den Erwerbungen zu schützen, die er in Schlesien machen werde.

Um die große Allianz, das alte System von 1689, welches im Pfälzer Kriege Ludwig XIV. zurückgeworfen, im spanischen Successionskriege Frankreichs Kraft erschöpft hatte, d. h. die Allianz der Seemächte, Englands und Hollands, mit Österreich und dem deutschen Reiche herzustellen, um Österreich gegen Frankreich frei zu machen, vermittelte England den Frieden zwischen Österreich und Preußen.

Friedrichs Rücktritt gab den Waffen Österreichs und Englands volles Übergewicht, nicht nur in Böhmen, nicht nur am Mittelrhein. Der deutsche Kaiser Karl VII. wurde aus seinem Erblande getrieben, die Stände Bayerns huldigten der Königin von Ungarn und die Armeeen Österreichs überschritten den Rhein.

Solche Erfolge, die seine junge Erwerbung in Frage stellten, zu hemmen, erhob Friedrich die Waffen zum zweiten male. Aber er traf jetzt nicht nur auf Österreich und die Seemächte, er traf auch auf Sachsen, welches im Breslauer Frieden leer ausgegangen zu Österreich hinübertrat, er fand Rußland unter den Gegnern.

Die Regentschaft für den vierten Iwan war von Peters des Großen Tochter Elisabeth gestürzt worden (Dezember 1741). Auf Österreich hatte sich die Regentschaft gestützt, die neue Kaiserin mußte sich gegen deren Anhänger auf Frankreich und Preußen stützen. Sie trat in vertraute Beziehungen zu König Friedrich; sie verlangte für die Verheiratung ihres Thronfolgers Friedrichs Vorschlag und nahm ihn an; es war ihr Gedanke und ihr Betrieb, daß Friedrichs Schwester Ulrike dem Thronfolger von Schweden vermählt wurde.

Die Hinneigung seiner Kaiserin zu Preußen und Frankreich teilte der Vizekanzler Alexei Bestuschew nicht; er hielt an dem alten System der Verbindung Rußlands mit Österreich und England. Der Gesandte Frankreichs in Petersburg, La Chetardie, versuchte ihn zu stürzen, um Rußland schärfer gegen Österreich zu stellen, Rußlands Kräfte für Frankreich gegen Österreich verfügbar zu machen. Bestuschew wußte sich in den Besitz der Korrespondenz La Chetardies zu setzen. Die Kaiserin ließ sich überzeugen, La Chetardie wurde über die Grenze gebracht (Juni 1745).

Dieser Bruch mit Frankreich zog den Bruch mit Preußen nach sich. Elisabeth fand auf einmal, daß es ihre Pflicht sei, den König von Polen, Kurfürsten von Sachsen in seinem Erblande zu schützen: sie erklärte die Überschreitung der sächsischen Grenze durch preußische Truppen für Kriegsfall. Der Friede von Dresden ließ es nicht dazu kommen.

Friedrich hatte die Gefahr, in der er sich befunden, in vollem Umfange erkannt. Dem Überbringer eines Schreibens Ludwigs XV., d'Arget, der ihn zurückhalten wollte, seinen Frieden mit Österreich zu schließen, der ihn aufforderte, nach so glänzenden Erfolgen weiter zu gehen, der Friedensstifter Europas zu werden, antwortete er: Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen, es sei denn zu meiner Verteidigung.

Kampfes. Kein Fußbreit deutscher Erde war ihm gewonnen, das halbe Land lag verwüstet, die reiche Friedensarbeit dreier Geschlechter war nahezu vernichtet, die unglückliche Neumark begann die Arbeit der Kultur zum vierten male von vorn. Der König selber konnte niemals ohne Bitterkeit jener

---

So lange der Krieg zwischen Österreich-England und Frankreich weiter ging, die Gegner ungefähr im Gleichgewichte blieben, hatte Friedrich nichts zu fürchten. Er hielt sich streng neutral, freundlich mit England, freundlich mit Frankreich, unzugänglich allen Bemühungen von dieser wie von jener Seite, ihn für Frankreich oder für Österreich in Bewegung zu bringen. Mit dem Friedensschluß von Aachen (7. November 1748) änderte sich die Lage vollständig.

Elisabeth hatte die Mißstimmung nicht überwunden, im Herbste des Jahres 1745 zu spät gekommen zu sein. Sie beharrte in feindseligster Haltung gegen Preußen. Noch begieriger trachtete ihr Kanzler nach auswärtigem Krieg. Was hatte Rußland von solchem zu besorgen? Konnte man nicht stets ungestraft ausfallen; wer wollte Rußland in seinen Grenzen aufsuchen? Dazu brauchte man Geld; die Seemächte waren bereit die Rüstung zu zahlen, um Preußen im Zaum zu halten. Man mußte Sachsen gegen Preußen schützen, damit hielt man Rußlands Einfluß in Polen aufrecht und zugleich Preußens Emporkommen wirksam zurück. So geschah es, daß Sachsens Interesse in Petersburg die nachdrücklichste Vertretung fand, daß Sachsen hier in eigentümlichster Art einzuwirken vermochte. Der Kanzler war träg und ungewandt mit der Feder — der sächsische Resident Funke wurde sein Konzipist.

Die Truppen, mit welchen Elisabeth im Herbste 1745 Preußen anzufallen gedacht hatte, blieben in Livland bei einander. Mit Österreich war im Frühjahr 1746 (22. Mai/2. Juni) abgeschlossen worden: nicht nur, wenn Friedrich Österreich angreifen sollte, sondern auch, wenn er Polen oder Rußland angreift, ist der Friede von Dresden hinfällig, tritt Österreich in sein Recht auf Schlesien und Glatz zurück.

Den kriegslustigen Demonstrationen Rußlands an seinen Grenzen hatte Friedrich im Juni 1747 einen Defensivvertrag mit Schweden entgegengestellt. Es war auf die Erhaltung der Ruhe im Norden abgesehen; ausdrücklich war stipuliert, daß Frankreich wie Rußland zum Beitritt eingeladen würden.

Bestuschew hegte entgegengesetzte Pläne. Gleich nach dem Aachener Frieden war es seine Absicht, durch einen Angriff auf Schweden Friedrich zum Kriege gegen Rußland zu bringen; der Krieg Preußens gegen Rußland war auch der Krieg gegen Österreich, stellte diesem die Wiedergewinnung Schlesiens in Aussicht. England und Dänemark sollten mitwirken. Nicht nur die Thronfolge in Schweden sollte geändert werden; um Österreich vorwärts zu bringen, stellte Elisabeth auch die Thronfolge Karls von Lothringen, des Bruders des Kaisers Franz, in Polen in Aussicht. An Österreich erging die Frage, ob es Rußlands Angriff auf Schweden als casum foederis erkenne und unterstützen werde? (April 1749.)

Man hatte sich in Wien zu entscheiden. Wie selbstverständlich das Verlangen war, verlorene Gebiete wieder zu nehmen, wie sehr Maria Theresia der Wiedergewinn Schlesiens am Herzen lag, sie fand es höchst gewagt, sich augenblicklich in einen neuen Krieg zu stürzen; ihre Lande müßten Ruhe haben sich zu erholen, die Armee und die Finanzen müßten nach den Entwürfen, die bereits gefaßt waren, auf einen bessern Fuß gebracht werden. Sie forderte Gutachten ihrer Staatsmänner. Das des Unterhändlers des Aachener Friedens, des Grafen Kaunitz, ging dahin: Preußens Niederwerfung muß das vornehmste Ziel der österreichischen Politik sein. Die alten Alliierten, die Seemächte, werden dazu niemals ausreichende Hülfe bieten. Wohl sei Georg II., wohl seien die hannoverschen Minister von hinreichender Abneigung gegen Preußen beseelt; aber das protestantische Volk Englands werde niemals in die Vernichtung des Königs von Preußen willigen. Zur Bewältigung desselben reichten auch die verbundenen Kräfte Österreichs und Rußlands nicht aus. Erst wenn, unter Festhaltung

schrecklichen Tage gedenken, da das Unglück alle Pein, die ein Mann ertragen mag, bis über das Maß des Menschlichen hinaus auf seine Schultern häufte; was er damals gelitten erschien ihm wie die sinnlos boshafte Laune eines tückischen Schicksals, wie ein Trauerspiel ohne Gerechtigkeit und Abschluß.

---

der Allianz mit Rußland, die Unterstützung Frankreichs Friedrich entzogen, erst wenn auch Frankreichs Allianz gewonnen sei, wenn wenigstens Frankreich die Kosten übernähme, sei an Bewältigung Friedrichs zu denken. Es gebe Mittel und Wege sich mit Frankreich zu stellen. Mit der Ausführung dieses Plans müsse man so bald als möglich vorgehen; wenn dann weiter andere Staaten durch Aussicht auf Erwerb preußischer Landesteile dem Angriffe auf Preußen sich gesellten, sei an dem Erfolge nicht zu zweifeln. Ohne Sicherheit des Erfolges sei der Krieg gegen Preußen nicht zu beginnen (25. April 1749).

Man sieht, die vorhandene feste Verbindung im Osten mit Rußland bildet die Basis, von welcher aus der Versuch gemacht werden soll, Österreichs System auch im Westen zu ändern und hier Frankreich an die Stelle Englands treten zu lassen. Die Beschlüsse der Staatskonferenz fielen dahin aus, vorerst defensiv zu verfahren, die Verbindung mit den Seemächten demgemäß festzuhalten. Den beabsichtigten Angriff Rußlands auf Schweden bezeichnete Kaunitz als inopportun, der Angriff müsse direkt auf Preußen gerichtet werden. Auch der Hofkanzler Ulfeld war der Meinung, daß Rußland in Schweden leicht stärkern Widerstand als es erwarte finden und seine Kräfte hier verbrauchen könne. Rußland sollte demnach zurückgehalten, das Verhältnis mit ihm jedoch unter allen Umständen festgehalten, England, Holland und Sachsen zum Beitritt zum Petersburger Bündnis vom Frühjahr 1746 bestimmt, vor allem sollte aber England vermocht werden, für die Bereithaltung einer gewissen Truppenzahl an den Grenzen Preußens Rußland Subsidien zu bewilligen. Das Verständnis mit Frankreich anzubahnen ging Graf Kaunitz selbst als Gesandter Maria Theresias im Oktober 1750 an den Hof Ludwigs XV.

Man war in Wien imgrunde sehr unzufrieden mit den alten Alliierten. England habe die Not Österreichs benutzt, ihm Schlesien für den König von Preußen, Finale, Anghiera und das Novarese für den König von Sardinien abzupressen. Hinter dem Rücken Österreichs hätten die Seemächte die Präliminarien des Aachener Friedens mit Frankreich vereinbart. Der Gedanke der Verständigung mit dem bisherigen Gegner, mit Frankreich, war nicht neu. Der polnische Successionskrieg hatte im Jahre 1735 mit dem Einverständnis Frankreichs und Österreichs, dem sogenannten Bunde der katholischen Mächte, geendet. Im Vertrauen auf dieses Einverständnis hatte Maria Theresia im Herbste 1740 König Friedrichs Forderungen und Anerbietungen zurückgewiesen. Ein Jahr darauf hatte sie ihren vertrauten Sekretär Koch abgesandt, mit Frankreich auf der Grundlage flandrischer Abtretungen abzuschließen. Nach den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor hatte Graf Harrach Befehl nach Dresden zu gehen, um dort nicht mit Friedrich, sondern mit dem Gesandten Frankreichs, Vaugrenand, Frieden zu schließen. Die Schlacht von Kesselsdorf kreuzte diese Absicht. Dennoch war im Jahre 1746 die Tochter Augusts III. von Sachsen-Polen, Maria Josepha, die Gemahlin des Dauphin geworden; man meinte französischerseits, Sachsen dadurch dem österreichischen System zu entziehen und auf die Seite Frankreichs zu stellen. Seitdem ließ Maria Theresia durch den Gesandten Kursachsens in Paris, Grafen Loß, über einen Sonderfrieden verhandeln, Präliminarartikel vereinbaren; und nicht minder versuchte Graf Kaunitz während der Verhandlungen des Aachener Friedens selbst durch Zugeständnisse in Italien und Belgien zu einem Sonderfrieden mit Frankreich zu kommen. Freilich blieb damals der Liebe Mühe vergebens. Nicht Österreich, nur England konnte Frankreich die verlorenen Kolonieen zurückstellen.

Wer wollte erstaunen, daß nun nach dem Frieden wieder aufgenommen wurde, was während des Krieges mißlungen war? Der Besitz der Niederlande, die Österreich aus dem spanischen Erbe zugefallen, war in Wien von vornherein nicht erwünscht

Dennoch lag ein ungeheurer Erfolg in dem Ergebnis des scheinbar so unfruchtbaren Kampfes: die neue Ordnung der deutschen Dinge, die mit der Begründung der preußischen Macht begonnen, hatte sich in der denkbar schwersten Prüfung als eine unwiderrufliche Notwendigkeit erwiesen. Hundert Jahre zuvor

---

gewesen. Es waren die beiden Seemächte, die durch die Übergabe derselben an Österreich dieses auf die Wacht gegen Frankreich gestellt hatten. Österreich in den Niederlanden sollte England davor bewahren, Antwerpen in den Händen Frankreichs zu sehen, Hollands Sicherheit gewährleisten, die Brücke zwischen England und Österreich schlagen und den Kitt der Allianz bilden. Das waren Englands Interessen. In Wien fand man, daß man diese Lande unter lästigen Bedingungen besitze. Man war verpflichtet, die Barriereplätze gegen Frankreich zu unterhalten, den Holländern für ihre Besatzungen in denselben jährlich mehr als eine Million Gulden zu zahlen. Dazu war der Handel Belgiens zu gunsten Hollands geschlossen. Man dachte frühzeitig in Wien daran, sich dieses lästigen Besitzes zu entäußern; schon im Reichsfrieden von Baden hatte man sich den eventuellen Austausch des Landes vorbehalten.

Jetzt war beschlossen, nicht länger gegen Frankreich Schildwacht zu stehen, sich dieses aufgezwungenen Gegensatzes gegen Frankreich zu entledigen. Die Vorbedingung war, die holländischen Besatzungen aus dem Lande zu bringen. Kaunitz hatte die Erwähnung des Barrieretraktates im Aachener Frieden zu umgehen verstanden; unter seiner Direktion ging man ans Werk, sich demselben vollständig zu entziehen. Man ließ die Festungen verfallen; man zahlte den Holländern die Besatzungsgelder nicht; man änderte den Zolltarif zu ungunsten Hollands und Englands; man ließ die lauten Klagen der Seemächte unberücksichtigt; man zeigte Frankreich, daß man ihm hier fortan keine Barriere ziehe.

Die Annäherung an Frankreich positiv einzuleiten, empfing Maria Theresia den Gesandten Frankreichs, der nach dem Aachener Frieden wieder in Wien erschien, mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß ihr Abgesandter im Herbste des Jahres 1741 zu spät gekommen sei, um Österreich und Frankreich auszusöhnen; daraus sei alles Unheil entstanden; sie beteuerte ihm und seinen Nachfolgern ihre friedlichsten Gesinnungen, sie thue alles, um Rußland zurückzuhalten — und für den Augenblick sprach sie die Wahrheit —, nur der König von Preußen sei es, der durch seinen Ehrgeiz und seine Umtriebe immer wieder Unruhe errege und Österreich stets mit Krieg bedrohe. Der Beitritt Englands zum Petersburger Vertrage (er wurde 1751 vollzogen) sei nicht ihr Werk, sondern das Werk Bestuschews, und wenn die Frage der römischen Königswahl das deutsche Reich bewege: nicht sie, England habe dieselbe aufgeworfen; auch hierin war sie nicht unwahr. Rücksichten auf Frankreich hielten Österreich zurück.

In Paris sagte Kaunitz den Ministern König Ludwigs: was Frankreich denn im letzten Kriege in sieben Feldzügen gewonnen habe; nur die Kleinen, Brandenburg und Savoyen, hätten beim Hader der großen Staaten gewonnen. Die Großen würden klüger handeln, sich gegenseitig zu unterstützen. Das Emporwachsen Preußens gebe dem Protestantismus ein bedrohliches Übergewicht, dem nur das Einverständnis der katholischen Mächte Schranken setzen könne. Die Unterstützung, die Österreich von den Seemächten im letzten Kriege erfahren, sei imgrunde mehr Preußen als Österreich zu gute gekommen; aber auch Frankreich habe keinen Grund, sich der Unterstützung Preußens zu rühmen, dreimal seien Frankreichs Interessen von Friedrich preisgegeben worden. Kaunitz meinte den Waffenstillstand von Klein-Schnellendorf, den Frieden von Breslau und den Frieden von Dresden.

Wenn Kaunitz in Paris keine Fortschritte machte, so war das die Schuld gerade des Alliierten Österreichs, auf dem es sein System basiert hatte, die Schuld Rußlands. Bestuschew hörte nicht auf, Schweden zu bedrohen, um den Verbündeten Schwedens, Preußen, zum Angriff auf Rußland zu nötigen. In Paris war man der Meinung, daß es den fundamentalsten Interessen Frankreichs widerspreche, Schweden fallen, unter den Einfluß, in die Abhängigkeit von Rußland kommen zu lassen. Von den drei

vermochte Deutschland nur durch die Kämpfe eines vollen Menschenalters sich der habsburgischen Herrschaft zu erwehren und mußte dann ausländischen Bundesgenossen schmählichen Helferlohn zahlen; jetzt genügten den ärmsten Gebieten des Reichs sieben Jahre, um den Ansturm einer Welt in Waffen

---

Stützpunkten Frankreichs im Osten, von der Pforte, Polen und Schweden, sei Polen durch den Frieden von Wien verloren; Schweden müsse demnach um so nachdrücklicher gegen Rußland gehalten werden, — und man vermochte Schweden nicht anders als durch Preußen gegen Rußland zu halten.

So führten die Bedrohungen Schwedens durch Rußland ein engeres und näheres Einverständnis zwischen Frankreich und Preußen herbei als irgend zuvor bestanden hatte. Dänemark wurde diesem Einverständnis durch die Besorgnis, Rußland könne zu erdrückendem Übergewicht im Norden gelangen, gewonnen. Die Pforte erklärte, sie werde einem Angriffe Rußlands auf Schweden, ihren alten Alliierten gegen Rußland, nicht unthätig zusehen. Friedrich sah sich an der Spitze einer großen Verbindung, in einer Stellung, in welcher er den Kräften Österreichs und Rußlands mehr als gewachsen gegenüberstand.

Kaunitz verzweifelte, mit seinem System vorwärts zu kommen. Es sei für jetzt wenigstens auch nicht die leiseste Hoffnung vorhanden, Frankreich von Preußen trennen zu können, schrieb er im Mai 1751: dem Entschlusse der Kaiserin müsse er demnach anheimstellen, ob an dem Plane, der vor zwei Jahren als Richtschnur des politischen Systems angenommen worden sei, festzuhalten, ob derselbe aufzugeben sei. Werde Österreich durch Rußland in den Krieg gegen Schweden gezogen, so sei es von zwei Seiten (von der Pforte und von Frankreich) bedroht; wie könne man sich mit der Hoffnung schmeicheln, nach einer dritten Seite hin ein verlorenes Land wieder zu erobern? Zur Befestigung der eigenen Sicherheit bleibe nur die Aussöhnung mit Preußen übrig. Diese sei möglich. König Friedrich liege die Sicherheit seiner schlesischen Erwerbung am meisten am Herzen. Er könne dieses Ziel am sichersten durch Österreich erreichen und sei klug genug, diesen Weg zu betreten, sobald er ihm geöffnet werde. Kaunitz wußte demnach sehr gut, daß Friedrich nicht an Krieg und neue Erwerbungen, noch weniger daran denke, Österreich zu überfallen.

Der Urheber „des großen Desseins" verzweifelte an dessen Durchführbarkeit, Maria Theresia nicht. Sie befahl, an dem Plane des Frühjahrs 1749 festzuhalten. Die Ausdauer schien Frucht zu tragen. Da man in Paris keine Fortschritte machte, suchte man den Weg nach Paris über Madrid. Es gelang, mit den bourbonischen Höfen Italiens und Spaniens in Verbindung zu treten; der Vertrag von Aranjuez zwischen Spanien, Parma und Österreich (am 14. April 1752 abgeschlossen) gewährte Österreich für den Kriegsfall höchst erwünschte Sicherheit, in seinen italienischen Landen nicht wiederum wie im Successionskriege angegriffen zu werden.

Als Kaunitz im April des Jahres 1753 nach Wien zurückgerufen wurde, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in seine Hand zu nehmen, hatte er, trotz eifrigster Hülfe Sachsens, in Paris doch nicht viel mehr erreicht, als eine günstigere Gesinnung König Ludwigs und ein vertrautes Verhältnis zur Marquise von Pompadour; durch sie wußte er, daß Ludwig XV. persönlich dem König von Preußen ungünstig gestimmt, daß er in seinem Herzen nicht abgeneigt sei, dem Bunde mit Österreich den Vorzug zu geben.

Dem Staatskanzler Kaunitz schien jedoch noch weniger als dem Gesandten die Ausführung der großen Absicht beschieden zu sein. Herannahende Konflikte drohten Österreich vielmehr schärfer gegen Frankreich zu stellen als jemals. Differenzen zwischen Sachsen und Preußen, zwischen England-Hannover und Preußen, jene über die Befriedigung preußischer Besitzer und sächsischer Steuerscheine, diese über den Ersatz der Schädigungen, welche die neutrale preußische Flagge von englischen Kreuzern 1746, 1747 und 1748 erfahren, über die Belehnung mit Ostfriesland, nahmen einen akutern Charakter an.

abzuschlagen, und deutsche Kraft allein entschied den Sieg, denn die einzige fremde Macht, die dem Könige zur Seite stand, gab ihn treulos preis. Deutschlands Stern war wieder im Aufsteigen; es galt den Deutschen, was in allen Kirchen Preußens frohlockend gebetet ward: „Sie haben mich oft bedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht“.

Der Kaiserin Elisabeth, — seit acht Jahren demonstrierte sie unablässig an den Grenzen Preußens — war damit endlich der langersehnte Moment der Aktion gegen Preußen gekommen: sie war entschlossen, für Sachsen und Hannover einzutreten. Am 15. Mai 1753 forderte sie in Person die Vota ihrer Staatsmänner: ob es dem russischen Reiche konveniere, daß Preußen sich noch mehr vergrößere, mit welchen Mitteln und in welcher Weise den Bundesgenossen (auch Sachsen war inzwischen dem Petersburger Vertrage von 1746 beigetreten) Beistand zu leisten sei. „Sie gestehe, daß sie mit einem so ruhestörerischen Nachbar wie Preußen einen Krieg zu haben wünsche“. Das Conseil beschloß: Preußen sei auf seinen frühern mäßigen Stand zurückzuführen, es sei sofort ein bedeutendes Corps zusammenzuziehen; sobald man der Mitwirkung Österreichs und Sachsens sicher sei, könne man nicht nur, wenn Hannover angegriffen werde, eine Diversion in Ostpreußen machen, sondern auch ohne solchen Anlaß Preußen den Krieg erklären und diesen beginnen. Die Truppen in Livland wurden auf 60 000 Mann gebracht.

Die verstärkte Rüstung Rußlands, seine drohende Sprache verstärkte die alte Gegenwirkung. Frankreich erklärte, wenn Rußland 60 000 Mann gegen Preußen aufstelle, werde es seinerseits 60 000 Mann an der Grenze der Niederlande versammeln. Wiederum standen Preußen und Frankreich fest bei einander —, Kaunitz war in Gefahr, das Gegenteil seines Programms sich verwirklichen zu sehen.

Er that alles, den „lobenswerten Kriegseifer Rußlands“ zu zügeln. Es gelang ihm nicht ohne Mühe. Nur dazu mußte nach seiner Meinung die Situation verwertet werden, England zu bestimmen, wenigstens 60 000, noch besser 150 000 Russen in Sold zu nehmen. Dies zu erreichen, ließ er es in London an eindringlicher Vorstellung nicht fehlen.

Es war eine Verwickelung jenseit des Ozeans, welche diese Spannungen löste und dem Grafen Kaunitz die Aussicht eröffnete, das Programm von 1749 endlich ins Werk zu setzen. Die Grenzen des englischen und französischen Besitzes in Nordamerika waren im Aachener Frieden der Regulierung durch Kommissarien vorbehalten worden. Diese hatten sich nicht einigen können. Französischerseits war man darauf bedacht, Canada und Louisiana in Verbindung zu bringen; längs der Seeen, am obern Ohio, am Mississippi eine Kette von Forts aufzurichten. Die englischen Kolonisten wären dadurch gehindert worden, sich weiter nach Westen hin auszudehnen, auf das Land diesseit der Alleghanies beschränkt worden. Das englische Ministerium gab den Gouverneuren der westlichen Kolonieen Weisung, die Anlage französischer Forts in streitigen Gebieten nötigenfalls mit Gewalt zu hindern. Im Frühjahr 1754 (28. Mai) kam es zu den ersten Feindseligkeiten zwischen virginischen Milizen und französischen Abteilungen auf den großen Wiesen am obern Ohio. England und Frankreich verhandelten über einen Ausgleich, begannen aber zugleich zu rüsten. Friedrich zweifelte im Frühjahr 1755 kaum noch daran, daß man von Rüstung zu Rüstung und damit zum Kriege kommen werde. Er wünsche nichts dringender, schreibt er am 1. März 1755 seinem Gesandten in London, als den Ausgleich, damit der Friede Europa wenigstens noch für einige Zeit gewahrt bleibe, fürchte aber das Gegenteil. Er begehrte dann zu wissen, ob England seine festländischen Alliierten gegen Frankreich aufbieten werde. Der Gesandte erwiderte: das Ministerium Englands sei einem Ausgleiche geneigt, das englische Volk dränge zum Kriege, und der Gesandte Österreichs ermuntere dazu.

Die Ausdehnung des Krieges der Westmächte auf das Festland war in keiner Weise geboten. Die Seemächte England und Holland hatten dem Kriege Österreichs

Beim Beginne des zweiten Feldzugs hat Friedrich die stolze Hoffnung gehegt, die Schlacht von Pharsalus gegen das Haus Österreich zu schlagen und vor den Mauern Wiens den Frieden zu diktieren.... Dann warf die Schlacht von Kollin den König in die Verteidigung zurück, er kämpfte nur

---

und Frankreichs um die polnische Königswahl (1733—1735) thatlos zugesehen. Die deutschen Mächte konnten ebenso ruhige Zuschauer des ausbrechenden Seekrieges bleiben. Für Frankreich war es ein entschiedener Vorteil, wenn es, unbeschäftigt auf dem Festlande, seine gesamte Kraft auf den Seekrieg zu verwenden in der Lage blieb; England konnte durch einen gleichzeitigen Landkrieg doch nur in zweiter Linie, in den Niederlanden, in Holland und Hannover getroffen werden. Nachmals zu Neisse im Jahre 1769 gaben sich Friedrich und Joseph das Wort, in dem Kriege der Westmächte, dessen Ausbruch damals erwartet wurde (Frankreich hatte eben Corsica okkupiert), einander nicht anzugreifen. In dem fünfjährigen großen und schweren Seekriege, den Frankreich und Spanien gegen England führten, um England an der Wiederunterwerfung seiner Kolonieen in Nordamerika zu hindern, sind Preußen wie Österreich Zuschauer geblieben. Sie hätten es auch in dem Kriege der Westmächte bleiben können, der im Frühjahr 1756 zum Ausbruch kam.

Graf Kaunitz hatte es anders beschlossen. Hatte der im Jahre 1740 eben beginnende Seekrieg der Westmächte es Friedrich erleichtert, sich zu erheben, der Wiederausbruch desselben sollte ihn stürzen. Die Ausdehnung des Krieges auf das Festland gab Kaunitz die Wahl, für England oder für Frankreich einzutreten, Frankreich von einem neuen Kriege mit Österreich zu entlasten, ihm Österreichs Allianz zu bieten. Die Neutralität, so sagte Kaunitz seiner Kaiserin, würde uns die alten Freunde rauben und neue nicht erwerben. Bleiben wir in der Allianz mit England, so werden wir von Frankreich angegriffen, wir erschöpfen die Kräfte des Staates vergebens. Welchen Kriegspreis hätten wir in diesem Bunde zu hoffen — der einzige, den wir brauchen, ist Preußen, und gerade den gewähren uns die Seemächte niemals.

Aber noch war der Krieg nicht ausgebrochen. Ihn zum Ausbruch zu bringen, ihn auf das Festland herüberzuziehen, ermunterte Kaunitz England zum Kriege, deutete er in London an, daß Österreich seinem alten Alliierten treu zur Seite stehen werde. Österreich sei bereit, 50000 Mann in die Niederlande zu schicken, wenn England die Kosten tragen wolle, es sei dringlich, daß England sich endlich entschließe, die langen Verhandlungen über die Rußland zu gewährenden Subsidien schleunigst zuende zu bringen (März, April 1755).

England ist außer stande, so rechnete Kaunitz nach seinen eigenen Worten, Belgien und Hannover ohne Bundesgenossen gegen Frankreich und Preußen zu verteidigen. Entziehen wir England unsere Allianz, so muß es einen andern Alliierten suchen. Es findet keinen außer Preußen. In diesem Augenblick würde Frankreich Englands Platz bei uns einnehmen. Besitzer der Niederlande, haben wir das Mittel, Frankreich zu gewinnen, selbst wenn sein eigenes Interesse es nicht auf unsere Seite triebe. Seine Absicht ging zunächst dahin: England vorzuhalten: wir können wenig oder nichts für die Niederlande thun, da wir den Angriff Preußens zu befahren haben (er war vom Gegenteil überzeugt), um dadurch England zu nötigen, die russische Armee in Sold zu nehmen, d. h. Rußland Geldmittel für die Rüstung zur Verfügung zu stellen, und weiterhin die Allianz Preußens zu suchen. Wir brechen mit England nicht, bis wir Frankreich haben. Frankreich zahlt nur, wenn und solange es sieht, daß wir England haben können. „Ich habe bisher an der Allianz mit England festgehalten, aber mein Benehmen Frankreich gegenüber so eingerichtet, daß, wenn Zeiten und Umstände eintreten sollten, die eine große Entscheidung anraten, die Annäherung möglich ist."

Höchst vorsichtig, höchst gedeckt und höchst konsequent ging Kaunitz an die Ausführung des Systemwechsels.

noch für das Dasein seines Staates.... So hirnlos hatte noch nie ein Kaiser an dem Vaterlande gefrevelt, wie dieser lothringische Mehrer des Reichs, der alle Thore Deutschlands den fremden Plünderern aufthat, die Niederlande den Bourbonen, die Ostmarken den Moskowitern preisgab. Und derweil

---

Wie er geraten, sendete England gleich im April Sir Charles Hanbury Williams nach Petersburg, um die russische Armee in Sold zu nehmen und das russische Kabinet zu überzeugen, daß Rußland eine asiatische Macht bleiben werde, wenn es Preußen nicht niederhalte; um die Truppen deutscher Fürsten in Sold zu nehmen begab sich König Georg II. selbst nach Hannover. Man war bereit, hier wie dort die Börse sehr weit zu öffnen. Für die Verteidigung der Niederlande war ja nach Kaunitz' Zusage sicher auf Österreich zu zählen. England fand, daß Österreich nun wohl selbst beklagen werde, auf alle Vorstellungen wegen der Barriere nicht früher gehört zu haben: der Streit mit Holland müsse rasch beendet, die Festungen hergestellt, mit ausreichenden Besatzungen versehen, für die Sicherheit Hollands gesorgt werden. Man erstaunte in London sehr bald über die Saumseligkeit Österreichs, man begriff dessen Zögern und Unthätigkeit nicht. Seine Truppen in den Niederlanden, einschließlich Luxemburgs, zählten kaum 14 000 Mann. Kaunitz deduzierte ausführlich, welche Kosten die Barriere Österreich verursacht habe, und bezog sich darauf, daß das Zentrum der Monarchie nicht wohl entblößt werden könne, da man sich hier auf einen Angriff Preußens gefaßt halten müsse. Dieses Hinausziehen, welches man sich englischerseits durch den Hintergedanken Österreichs, sehr hohe Subsidien zu ziehen, erklärte, zu enden, verlangte Graf Holderneß endlich ziemlich gebieterisch in Wien, daß wenigstens 30 000 Mann unverzüglich nach den Niederlanden in Marsch gesetzt würden; die Wehrlosigkeit derselben lade Frankreich zur Invasion ein (1. Juni 1755).

Gerade daran war dem Grafen Kaunitz gelegen. Er wollte Frankreich zeigen, daß er Belgien nicht zu verteidigen gedenke. Als die dringliche Forderung einlief, fand Kaunitz, daß Englands Absichten lediglich darauf gerichtet seien, Österreich gegen Preußen wehrlos zu machen und in den Krieg gegen Frankreich zu verwickeln. Eine starke Besetzung der Niederlande, so erwiderte er am 21. Juni, würde Frankreich zum Angriff auf dieselben provozieren. England fordere, unterlasse aber anzugeben, was es selbst zu leisten gedenke. Während nichts für die Sicherheit Österreichs gegen Preußen dringender sei als der Abschluß des englisch-russischen Vertrages, während diese Sicherung Österreichs durch die russische Armee Österreich allein in die Lage setzen könne, Truppen in die Niederlande zu senden, markte England in Petersburg um Pfunde (Bestuschew forderte für den Frieden 120 000 Pfund, für den Krieg 500 000 Pfund jährlich). Man wolle mit der Wahrheit nicht zurückhalten, daß die Niederlande Österreich im Frieden nichts einbrächten, dagegen die Monarchie in alle Kriege verwickelten. Sollten sie verlorengehen, so sei das ein Verlust, den Österreich verschmerzen könne. Dennoch sei man bereit, 10—12 000 Mann nach den Niederlanden marschieren zu lassen, wenn England die conditio sine qua non erfülle, 20 000 Mann dorthin zu senden, die dort gleichzeitig mit der österreichischen Verstärkung einträfen, und weiter der englisch-russische Vertrag geschlossen sei. Ton und Forderungen des Schriftstücks überraschten den Vertreter Englands in Wien, Lord Keith. Auf seine Frage, auf welchen Grundlagen man sich würde einigen können, antwortete Kaunitz: „Wenn man den König von Preußen angreift" (24. Juni), d. h.: die Bedingung unserer Verbindung mit euch ist, daß ihr mit uns in den Vernichtungskrieg gegen Preußen geht.

„Die Antwort Englands auf unsere Erklärung", so sagte Kaunitz seiner Kaiserin (27. Juni), „wird Klarheit darüber geben, auf welche Seite sich Österreich zu stellen hat." Kaunitz kannte diese Antwort im voraus. Als Sir Charles in Petersburg am 2. August den Soldvertrag mit Rußland gezeichnet, Graf Holderneß am 12. August in Hannover die Aufforderung an den Vertreter Österreichs, Colloredo, gerichtet: Österreich möge die Erklärung abgeben, daß es nicht daran denke, Krieg gegen Preußen zu beginnen, der in diesem Augenblick nicht zeitgemäß wäre — war der Moment der

der Kaiser seinen Eid mit Füßen trat, seinem Hause jedes Anrecht auf die deutsche Krone verwirkte, spielte zu Regensburg die freche Posse des reichsrechtlichen Strafverfahrens. Der Reichstag rief dem Eroberer Schlesiens sein „darnach hat Er, Kurfürst, Sich zu richten" zu, der brandenburgische

---

Entscheidung gekommen. Während Kaunitz im Frühjahr in London das Feuer geschürt, hatte er Frankreich der friedlichsten Gesinnungen Österreichs versichern und dessen bringenden Wunsch, zur Ausgleichung des Konfliktes mit England beizutragen, ausdrücken lassen. Jetzt, am 19. August, sagte er seiner Kaiserin: „Preußen muß über den Haufen geworfen werden, wenn das Erzhaus aufrecht bleiben soll". Die „Gelassenheit", d. h. die friedliche Haltung, des Königs von Preußen habe bereits Mißtrauen in Paris erweckt, dies müsse sich steigern, da es im Interesse der preußischen Politik liege, sich vom Kriege fern zu halten. Diese Komplikation der Umstände werde nie wieder eintreten, demgemäß seien nunmehr die gesamten Niederlande Frankreich anzubieten, Luxemburg für Frankreich, das übrige Gebiet für den Schwiegersohn Ludwigs XV., den Gemahl seiner Lieblingstochter, Philipp von Parma, sobald Österreich wieder im Besitz von Schlesien und Glatz sei; d. h. man war bereit, ein bei weitem reicheres Gebiet aufzugeben, um ein ärmeres, aber im Zusammenhange des Staates liegendes Gebiet wieder zu gewinnen. Man könne ferner dem Könige von Frankreich zusagen, zur Erfüllung seines Wunsches, den Prinzen Conti auf den polnischen Thron zu erheben, nach Kräften mitzuwirken. Dagegen sei nur zu verlangen, daß Frankreich auf die Allianz mit Preußen verzichte und zu den Kosten der Ausführung des Planes beitrage (d. h. England in Petersburg ersetze). Den Bundesgenossen Frankreichs müßten Landerwerbungen auf Kosten Preußens zugebilligt werden, dessen Gebiet „auf den Umfang vor dem dreißigjährigen Kriege zu reduzieren sei". Rußland müsse dahin disponiert werden, daß es im nächsten Frühjahr (1756) mit 80 000 Mann in Preußen einfalle. England gegenüber bleibe man inzwischen dadurch gedeckt, daß, so lange Österreich durch einen Einfall Preußens in seinem Herzen bedroht sei, Unterstützung in den Niederlanden zu gewähren nicht ausführbar sei.

Am 21. August 1755 ging das große Angebot (es sollte im tiefsten Geheimnis der Marquise oder dem Prinzen Conti anvertraut werden), von einem Schreiben des Grafen Kaunitz an die Marquise begleitet, an Kaunitz' Nachfolger in Paris, den Grafen Starhemberg, ab; er sollte betonen, daß Preußen im Begriff sei, sein Bündnis mit Frankreich einem Bündnis mit England zum Opfer zu bringen. „Die Vorsehung", so schreibt Kaunitz dem Grafen Starhemberg, „hat Sie dazu ausersehen, das Werk glorreich zu vollenden, wozu sich mir selbst während meines Aufenthaltes in Paris gar kein Anlaß bieten wollte."

König Ludwig XV. war von vornherein bereit, auf die Allianz mit Österreich einzugehen. Er übertrug die Unterhandlung dem Freunde der Marquise, dem Abbé Bernis, unter Ausschluß seiner Minister, „deren Vorurteil gegen den Wiener Hof er kenne". Bernis sagt uns: „Einige der Vorschläge waren geeignet, das weiche und väterliche Herz des Königs für seine Kinder und Enkel zu rühren". Starhemberg wußte ihren Wert zu erhöhen. Lehne Frankreich ab, so sei das der Krieg, den Österreich gegen Frankreich zu führen niemals in besserer Lage gewesen: von Rußland und England unterstützt, im Einvernehmen mit Spanien, und dadurch in Italien gesichert. Als Bernis dem Könige einige schüchterne Bedenken über die Folgen einer so fundamentalen Wandlung des politischen Systems äußerte, erwiderte Ludwig: „Ihr seid wie die Anderen der Königin von Ungarn Feind". „Die Allianz mit Österreich sei der Wunsch seines Lebens, das einzige Mittel, die katholische Religion aufrecht zu halten." Wenigstens nicht blind gedachte Bernis zuzugreifen. Man müsse darüber klar sein, ob die Annäherung an Frankreich nicht etwa nur deshalb versucht würde, Preußen und Frankreich einander zu entfremden oder England zu bewegen, für die Unterstützung, die ihm Österreich gewähren solle, höhern Preis zu zahlen. Demgemäß wurde die Geneigtheit Frankreichs ausgesprochen, in Allianz mit der Kaiserin zu treten,

Gesandte warf den Boten der erlauchten Versammlung die Treppe hinunter, die eilende Reichsarmee sammelte sich unter den Fahnen des bourbonischen Reichsfeindes, um sofort vor Seydlitz' Reitergeschwadern wie Spreu im Winde zu zerstieben. Die deutsche Nation aber feierte mit hellem Jubel den

ohne die Allianz mit Preußen, gegen dessen Bundestreue nicht der leiseste Verdacht vorliege, aufzugeben. In geschicktestem Schachzuge ließ Kaunitz das Angebot der Niederlande zurückziehen —, wie er selbst sagte, die Wirkung des Anerbietens zu mehren, und erklären: unter diesen Umständen bleibe Österreich nur übrig, sich mit Spanien und anderen Mächten, d. h. den bourbonischen Höfen Italiens, gegen den zu verbinden, der zuerst den Frieden von Aachen breche. Er bewies damit, daß Österreichs ernste Absicht dahin gehe, nicht auf Englands Seite zu stehen. Das Verlangen Frankreichs nach Verdeutlichung dieser Proposition erwiderte Kaunitz mit der Forderung des Verzichts Frankreichs auf die preußische Allianz. Nunmehr schlug Frankreich vor: Österreich und Frankreich garantieren sich gegenseitig ihre Besitzungen; mit Ausschluß Englands werden alle übrigen Mächte zum Beitritt eingeladen; Frankreich behält sich den Angriff auf Hannover vor. Seinen bisherigen Bundesgenossen, Preußen, konnte Frankreich doch nicht fallen lassen, bevor Österreich seinen bisherigen Bundesgenossen, England, ebenmäßig auch formell aufgegeben hatte.

So weit waren Österreich und Frankreich, als die Wendung Friedrichs, die Kaunitz vorzeitig in Paris denunziert hatte, thatsächlich eintrat. Das Verhalten Österreichs bezüglich der Niederlande, seine Erklärung vom 21. Juni, jenes Gespräch zwischen Keith und Kaunitz, die Zurückziehung der österreichischen Geschütze aus den Barriereplätzen überzeugten endlich Georg II. und seine Minister, daß Österreich zwar den Krieg, aber nicht gegen Frankreich, sondern gegen Preußen wolle. Hatte man demnach auf den alten Alliierten nicht mehr zu rechnen, wie sollte man die Niederlande, Holland, welches infolge der Haltung Österreichs nur noch Neutralität ersehnte, Hannover decken, wenn es zum Landkriege kam? Man war auf die hannoverschen Truppen, auf die Hessen, auf die Russen, die man gemietet, angewiesen. Unter solchen Umständen war es geboten, auf den Landkrieg zu verzichten, sich auf die Defensive in diesem zu beschränken, wenn er nicht zu vermeiden war; die Sicherheit für Hannover auf anderem Wege zu suchen. War es denn wirklich so gewiß, daß Preußen Hannover angreifen werde? Bestand wirklich volle Solidarität zwischen Preußen und Frankreich? War es denn aussichtslos den Frieden auf dem Festlande zu erhalten, wenn man sich mit Preußen verständigte, aussichtslos, Schutz für Hannover zu finden, wenn man ihn in Berlin suchte?

Herzog Karl von Braunschweig übernahm, König Friedrich zu sondieren, ob er geneigt sein möchte, das Feuer des Krieges von Hannover und Preußen fern zu halten (11. August 1755).

König Friedrich hatte die Aufforderung Frankreichs, Hannover zu attakieren, im Frühjahr (6. Mai) sehr bestimmt abgelehnt: sein Bündnis mit Frankreich sei defensiver Natur. Aber der Zusage, welche England suchte, wich er aus; er riet zum Ausgleich mit Frankreich unter Vermittelung der beiderseitigen Verbündeten. Als England solchen nicht mehr für möglich erklärte, war er bereit seinerseits zu erklären, Hannover nicht anzugreifen; Frankreich vom Angriff auf Hannover abzuhalten, dazu sich zu verpflichten trug er vorerst Bedenken (13. Oktober). Seinen Vertreter in London wies er an, den Ministern dort hinzuwerfen; erfolge der Einmarsch der russischen Truppen in Deutschland, so sei er wohl oder übel zum Kriege genötigt (14. Oktober). Darauf hin wurde hier dem Gesandten der Wortlaut des endlich abgeschlossenen englisch-russischen Vertrags unter der Versicherung mitgeteilt, daß derselbe nicht gegen Preußen gerichtet, daß er nur eine Vorsichtsmaßregel sei, daß die zur Verfügung Englands gestellte russische Armee nicht marschieren werde, wenn Hannover nicht bedroht, der Friede auf dem Festlande erhalten bleibe. König Friedrich sei in der Lage, ihn in Deutschland zu erhalten, wie ihn Spanien in Italien wahre.

Sieger von Roßbach, den Rebellen gegen Kaiser und Reich. Mit diesem wüsten Satyrspiele ging die große Tragödie der Reichsgeschichte in Wahrheit zuende; was noch übrig blieb von dem alten deutschen Gemeinwesen bewahrte kaum noch den Schein des Lebens.... Noch wußten wenige, daß in dem

---

Aus Petersburg kam in denselben Tagen zuverlässige Kunde, die Beschlüsse des 15. Mai 1753 seien dort in den Conseilsitzungen am 7. Oktober wieder aufgenommen worden; es sei beschlossen worden, die „Fundamentalmaxime", d. h. die Niederwerfung Preußens, festzuhalten: Preußen wird ohne Diskussion angegriffen, wenn Friedrich einen Alliierten Rußlands angreift oder von einem Alliierten Rußlands angegriffen wird. Zu Riga, Mitau und Libau sind für 100 000 Mann Magazine zu etablieren.

Friedrich hatte seinen Entschluß zu fassen. Weder Rußland noch Österreich vermochte er irgend einen Dienst zu bieten, der Rußlands Kriegseifer, Österreichs Vergeltungseifer entwaffnen konnte: er konnte nichts als Frankreich oder England seine Waffenhülfe bieten. Frankreich forderte die Okkupation Hannovers. Er sah Rußland kriegsbereit, durch Englands Geldhülfe kriegsfertig, sich auf ihn zu stürzen. Österreich folgte; es folgten jedenfalls Hannover und Hessen, es folgten die deutschen Staaten, die der vereinigte Einfluß Englands und Österreichs gegen ihn in Aktion setzen würde. Das waren die gewaltigen Kräfte, die er auf sich ziehen sollte. Es war der Vernichtungskrieg, in den Frankreich ihn zu schicken trachtete, ohne daß er auf dessen Hülfe in höherem Maße als in den Jahren 1744 und 1745 zu zählen gehabt haben würde; wie damals hätte Frankreich seinen Krieg in den Niederlanden geführt. Von der andern Seite wurde vorerst nicht einmal seine Waffenhülfe, sondern die Einnahme einer Position gefordert, die die Erhaltung des Friedens möglich erscheinen ließ. Rußland war entschlossen und bereit, ihn anzufallen. Aber England erbot sich, die Russen zurückzuhalten. Geschah dies, so hielt auch Österreich wohl das Schwert in der Scheide. Friedrich schwankte nicht. Mit eigener Hand entwarf er am 7. Dezember die Instruktion für seinen Gesandten in London, einen Neutralitätsvertrag mit England zu schließen: England und Preußen verpflichteten sich, fremden Truppen den Einmarsch in Deutschland nicht zu gestatten. Ersteres soll seinen Bundesgenossen Rußland, er werde seinen Bundesgenossen Frankreich zurückhalten. Am 23. Dezember ließ er in Paris erklären, daß er auf Englands Vorschlag mit diesem über Aufrechthaltung der Neutralität in Unterhandlung getreten sei, und am 3. Januar 1756: „Der von Rußland und Österreich gegen ihn beabsichtigte Angriff nötigt ihn, die Vorschläge Englands anzunehmen". Die Konvention wurde am 16. Januar zu Westminster gezeichnet.

König Friedrich glaubte, mit diesem Schritte den Frieden erhalten zu können. Es war vielleicht möglich, neben dem Vertrage von Westminster den Defensivvertrag mit Frankreich festzuhalten; er erklärte sich bereit, diesen, der am 5. Juni ablief, zu erneuern. Weder thatsächlich noch rechtlich stand die Konvention von Westminster mit demselben in Widerspruch; in Widerspruch nur mit der Absicht Frankreichs, England in Hannover zu treffen; und dem Anspruch, den Frankreich etwa machen konnte, daß Preußen mit ihm gehe, begegnete der König mit der Frage, ob es in Frankreichs Interesse liege, seinen Verbündeten vernichtet zu sehen. Warum wollt ihr nicht, sagte Friedrich dem Herzog von Nivernais, einen Neutralitätsvertrag mit Österreich schließen?

Den Ministern Frankreichs schien der Entschluß Friedrichs in der bedrohten Lage, in der er sich befinde, nicht befremdlich, König Ludwig und die Marquise sahen die Dinge anders. War die Politik König Ludwigs vor Westminster bereit, die Allianz mit Preußen aufzugeben — der Vertrag von Westminster, der Frankreich den Einfall in Hannover verlegte, diese mauvaise conduite, dieser Abfall, dieser Verrat Friedrichs wurde seinen Gegnern in Paris das Mittel, Frankreich in den Angriffskrieg gegen Preußen zu bringen. Starhemberg erneuerte das Angebot Belgiens; es wurde am 7. Februar als Basis der Unterhandlung angenommen. Am 10. April begann Frankreich den Krieg gegen England, am 1. Mai war der Defensivvertrag zwischen Österreich und Frankreich gezeichnet. Die Verhandlung über die geheime Offensivallianz rückte

preußischen Schlachtenruhme nur die uralte Waffenherrlichkeit der deutschen Nation wieder zutage kam; selbst Lessing spricht von den Preußen zuweilen wie von einem halbfremden Volke und meint verwundert, denen sei der Heldenmut so angeboren wie den Spartanern. Nach und nach begannen doch selbst

---

bis Mitte August dahin vor, daß Frankreichs Zusage feststand, Österreich zwölf Millionen Gulden zu den Kriegskosten zu zahlen und 30 000 Mann zum Kriege gegen Friedrich zu stellen.

Nach Petersburg hatte Kaunitz im März Kunde seiner Verhandlungen mit Frankreich gegeben. Das Conseil beschloß am 25. März: der Krieg gegen Preußen ist mit 80 000 Mann alsbald zu beginnen. Man war demnach hier in der Lage, die Erklärung, welche der Vertreter Österreichs, Esterhazy, am 10. April forderte: ob Rußland die Operationen zu eröffnen und den Angriff, den Österreich mit 80 000 Mann auf Preußen machen werde, mit 60—70 000 Mann zu unterstützen bereit sei, unverzüglich zustimmend abzugeben. Elisabeth fügte hinzu: der Krieg müsse so lange fortgesetzt werden, bis Rußland im Besitze Ostpreußens, Österreich im Besitz von Schlesien und Glatz sei. Sobald die Operationen begonnen, würden Sachsen und Schweden zur Cooperation einzuladen sein; Sachsen wäre das Herzogtum Magdeburg, Schweden Pommern zuzusichern. Bestuschew bemerkte, die bereitstehenden Truppen betrügen 110 000 Mann in erster, 20 000 Mann in zweiter Linie; Preußen werde zugleich zu Wasser und zu Lande angegriffen werden. Esterhazy meinte, die russische Armee werde sicher im August vorgehen können (22. April). Kaunitz erwiderte: da die Unterhandlung über die Offensive Frankreichs gegen Preußen noch schwebe, müsse der allgemeine Angriff, so schmerzlich der Zeitverlust sei, bis zum nächsten Frühjahr verschoben werden.

Friedrich kam seinen Gegnern zuvor: auf den Bericht seines Gesandten in Paris, daß Maria Theresia ganz Belgien angeboten, wenn Frankreichs Hülfe sie in den Besitz Schlesiens setze, auf die sichere Kunde von Petersburg, daß der Krieg gegen ihn beschlossen, daß Rußland mit 120 000, Österreich mit 80 000 Mann gegen ihn auftreten werde, der Beginn des Krieges jedoch auf das nächste Frühjahr verschoben sei, zog er das Schwert. „Das kleinere Übel“, sagte er, „als Angreifer zu erscheinen, ist dem größern vorzuziehen, meinen Feinden Zeit zu lassen, vollständig vorbereitet mit vereinigten Kräften über mich herzufallen.“ Am 29. August überschritten die preußischen Truppen die sächsische Grenze.

Nicht eventuelle Verpflichtungen problematischer Ausführung, wie Graf Hertzberg meinte, höchst positive Verpflichtungen bestanden gegen Friedrich, als er die Waffen ergriff. Der Krieg gegen ihn war von Rußland und Österreich fest beschlossen; das Eingeständnis der Gegner liegt heut offen vor, daß Preußen im Frühjahr 1756 angegriffen werden sollte; nur um des Erfolges sicherer zu sein, hatte man den Angriff auf das folgende Frühjahr verschoben.

Nicht Maria Theresia, nicht Kaunitz waren es, die den Krieg gegen Friedrich in erster Linie heraufbeschworen haben; Österreich wußte nur zu gut, daß seine Kraft nicht ausreiche, Schlesien wieder zu gewinnen. Es war die Feindseligkeit Rußlands, die von England mehr als zehn Jahre hindurch genährte und von England bezahlte Feindseligkeit Rußlands, welcher der Löwenanteil am Ausbruche des siebenjährigen Krieges gehört. Rußland hat den Knoten geschürzt. Seine Feindseligkeit gegen Preußen gab Österreich den festen Stützpunkt, der ihm erlaubte, die große Coalition zu bilden, sich von den Seemächten loszusagen und Frankreich im gegebenen Momente zu sich hinüber zu ziehen; eine Aufgabe, die ihm durch die Stellung Sachsens in Petersburg und Paris, das hier wie dort, wie in Wien Sicherheit gegen Preußen suchte, wesentlich erleichtert worden ist.

Ohne den Kriegseifer Rußlands, das keinen Verlust von Preußen zu revindizieren hatte, das Preußen vernichten wollte, während sein Staatsinteresse ihm gebot, Österreich und Preußen im Gleichgewicht zu halten, ohne den Wiederausbruch des Seekrieges zwischen den Westmächten, ohne den Umstand, daß im Herzen Deutschlands ein deutsches

die Massen zu fühlen, daß Friedrich für Deutschland focht. Die Schlacht von Roßbach, die bataille en douceur, wie er sie spottend nennt, ward der folgenreichste seiner Siege für unser nationales Leben. Wenn in diesem Volke von Privatmenschen noch irgend eine politische Leidenschaft lebte, so war es die stille Erbitterung gegen den französischen Hochmut, der, so oft vom deutschen Schwerte gezüchtigt, zuletzt doch immer das Feld behauptet hatte und jetzt wieder die rheinischen Lande mit Blut und Trümmern bedeckte. Nun traf ihn Friedrichs guter Degen und stürzte ihn in einen Pfuhl der Schande; ein lautes Frohlocken ging durch alle deutschen Gaue, und der Schwabe Schubart rief: „Da griff ich ungestüm die goldne Harfe, darein zu stürmen Friedrichs Lob“. Damals zuerst überkam die Deutschen im Reiche wieder ein Gefühl, das dem Nationalstolze ähnlich sah, und sie sangen mit dem alten Gleim: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!“ Die von den deutschen Schlachtfeldern heimkehrenden französischen Offiziere verkündeten

---

Gebiet in fremder Hand lag, in welchem Frankreich England treffen konnte, wäre Kaunitz außer stande gewesen, die große Coalition gegen Preußen zu stande zu bringen. Es war Hannover, um welches sich die Fäden der Gegenbestrebungen so fest verschlangen, daß sie nur durch das Schwert zu lösen waren. Indem Kaunitz Frankreich nicht nur Belgien sondern auch den Angriff auf Hannover bot, gelang es ihm, Frankreich voll und ganz zu gewinnen. Hannover in Englands Hand hat den Ausbruch des siebenjährigen Krieges und fünfzig Jahre später den Ausbruch des Krieges von 1806 veranlaßt.

Hätte Friedrich geirrt, so hätte er aus Friedensliebe geirrt, so hätte er darin geirrt, daß er den Frieden auf dem Festlande noch erhalten zu können glaubte, als er nicht mehr zu erhalten war. Wohl hat er falsch gerechnet, wenn er einen Augenblick möglich erachtete, sich mit Frankreich und England verhalten zu können, wenn er meinte, durch England die Aktion Rußlands und mit dieser auch die Aktion Österreichs zurückzuhalten. Das Gewicht Englands in Petersburg hat er — hierüber durch England selbst viel länger als billig getäuscht — überschätzt, den selbständigen Kriegseifer, die eigenen Machtmittel Rußlands hat er unterschätzt. Daß ihn der Vertrag vom 16. Januar schließlich gegen Frankreich stellen werde, war ihm von vornherein klar, aber auch hier täuschte ihn die Voraussetzung, daß Frankreich sein fundamentales Staatsinteresse wenigstens niemals soweit verkennen könne, mit seiner gesamten Streitmacht für die Vernichtung Preußens, d. h. für Österreichs Herrschaft über Deutschland einzutreten.

Diese Rechnungsfehler hat Friedrich sich selbst vorgeworfen. Aber in der gegebenen Lage war nicht anders zu rechnen als er gerechnet hat, war ein besserer Entschluß nicht zu fassen als der, den er faßte. Die sichere Empfindung der ausschlaggebenden Kräfte hat ihn richtig geleitet, und seine Entscheidung steht hoch über dem falschen Ansatz sekundärer Faktoren.

Von dem Augenblick seiner Thronbesteigung an hatte er in seinem Herzen der Allianz mit England den Vorzug vor der mit Frankreich gegeben. Er hatte sie nicht haben können. Indem er jetzt die nationale Richtung ergriff, in der ihm Englands hannoversches Interesse begegnete, trat er in die Solidarität der protestantischen, der germanischen Tendenzen, verwandelte er die Verteidigung Preußens in die Verteidigung Deutschlands. In diesem Kampfe gegen das Ausland, gegen das deutsche Reich selbst hat er das deutsche Selbstgefühl geweckt, hat er seinem Staate den forthin unveräußerlichen nationalen Charakter gegeben, ihm den Stempel seiner Zukunft aufgeprägt, und ihn durch sieben blutige Jahre der Mission geweiht, die Kaiser Wilhelm in unseren Tagen glorreich vollendete.“

in Paris selber unbefangen das Lob des Siegers von Roßbach, da ihr Stolz noch gar nicht für möglich hielt, daß dieses kleine Preußen die Macht Frankreichs jemals ernstlich bedrohen könnte; im deutschen Lustspiel aber erhielt der einst gefürchtete Franzose jetzt zuweilen die Rollen der komischen Person und des windigen Abenteurers. (Treitschke.)

Wie es zu dieser, für unser nationales Leben und für die mutvolle, begeisterte und hoffnungsfreudige Fortsetzung der kriegerischen Abwehr so entscheidenden Schlacht kam, erzählt Archenholz. Friedrich hatte nach der Schlacht bei Kollin Böhmen räumen müssen. Die Österreicher bezogen unter Daun ein sehr festes Lager an der Neisse. „So sehr der König eine Schlacht wünschte, so sorgfältig vermied sie der kaiserliche Feldherr, der nie geneigt war, sich mit den Preußen im freien Felde zu schlagen; am wenigsten jetzt, da verbündete Armeeen aus allen Himmelsgegenden im Anzuge waren. Ein französisches Corps war schon bis Erfurt gekommen, und andere folgten aus Westen nach; die Reichstruppen rückten aus Süden, die Russen aus Osten und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran (zusammen 430 000 Feinde).

In Frankreich hatte man die ernstlichsten Beschlüsse genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Immer noch verdrängten hier so wie in Österreich die Privatleidenschaften die Politik. Die durch die Kaiserin Theresia geschmeichelte Pompadour, der auf die Ausdehnung seiner Autorität eifersüchtige Kriegsminister Argenson, die Thränen der untröstlichen um Hülfe rufenden Dauphine, und endlich der auf Friedrichs Größe neidische König Ludwig selbst, alle stimmten dahin, durch Aufbietung der ganzen französischen Macht den preußischen Monarchen zu stürzen. Der Neid Ludwigs war überdem durch einige ihn betreffende witzige Reden Friedrichs mit Haß gepaart worden. Hierzu kam das äußerst kontrastierende Leben zwischen dem Sardanapal in Versailles und dem Weisen in Sanssouci, und nun wurden keine Staatsgründe mehr angehört, die der vom Könige so wie von dessen Buhlerin geliebte und dem Krieg abgeneigte Kardinal Bernis, mit so viel Klugheit als Beredsamkeit vortrug. Vergebens bezog er sich auf die unleugbarsten Dinge: auf die durch eine lange Erfahrung bewährten weisen Maximen des Hofes in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, auf den schlechten Zustand der französischen Finanzen, und auf den Mangel an Feldherrn. Man setzte diesen Gründen die mächtigen Bundesgenossen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Sieges entgegen; dabei bezog man sich auf die gewisse Hoffnung, das dem englischen Monarchen so teure Kurfürstentum Hannover in wenig Monaten zu erobern, sodann durch dessen Rückgabe alle Friedensbedingungen zu erzwingen, und auf diese Weise zugleich über Großbritannien und Preußen den Stab zu brechen.

Ein großes französisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall d'Etrées, ein Enkel des unter Ludwig XIV. berühmten Ministers Louvois. Er hatte sich durch militärische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und wurde damals von dem großen Marschall von Sachsen für den besten französischen General gehalten. Er zeigte sich auch dieses Ruhmes nicht unwürdig. Er ging über den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogtümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westfalen, eroberte die von Truppen entblößten kasselschen Länder, und setzte Hannover in Kontribution.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observationsarmee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillonen Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige tausend Preußen stießen; allein diese vereinigten Truppen formierten nur ein Heer von 40 000 Mann und waren folglich zu schwach, der über 100 000 Mann starken französischen Macht die Spitze zu bieten. Was diese nachteilige Lage der deutschen Krieger vermehrte, war ihr schlechter Anführer, der Herzog von Cumberland; ein Prinz, der geringe Kriegstalente besaß und den man wegen seines Sieges bei Culloden gegen die schottischen Rebellen für einen erfahrenen Feldherrn hielt, dessen größtes Verdienst aber eigentlich darin bestand, ein Sohn Georgs II. zu sein. Das hannoversche Ministerium hatte ohne alle Kriegskenntnis einen ganz zweckwidrigen Operationsplan entworfen, mit dem der Herzog von Cumberland übereinstimmte, der den König von Preußen nicht liebte. Vergebens sandte Friedrich dem britischen Monarchen seinen tief durchdachten und für die gemeinschaftliche Sache auffallend vorteilhaften Plan. Georg, obgleich er der Schlacht bei Dettingen beigewohnt hatte, verstand doch nichts vom Kriege, und da er hier zwischen dem Entwurf eines großen Feldherrn und dem von einigen Juristen gemachten, die vielleicht nie ein Lager gesehen hatten, entscheiden sollte, so gab er diesem letztern, der sich bloß auf die Verteidigung der Weser einschränkte, den Vorzug, wobei er die hannoverschen und hessischen Truppen, die damals das so übelbestellte englische Ministerium gleich im Anfange des Krieges aus lächerlicher Besorgnis zur Beschützung der englischen Küsten hatte nach England kommen lassen, wieder nach Deutschland zurücksandte. Friedrich machte nun den letzten Versuch, und schickte den General Schmettau nach Hannover, der bei seiner Kriegserfahrung das Talent wohl zu reden in einem hohen Grade besaß; allein auch seine Beredsamkeit war bei den hannoverschen Ministern verloren; denn sie blieben ihrem Plan getreu, betrogen durch die Versprechungen der Franzosen, die den Preis der Neutralität auf ihre Unthätigkeit gesetzt hatten.

Der von den Franzosen gedrängte Herzog von Cumberland zog sich mit seiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26. Juli bei dem Dorfe

Hastenbeck unweit Hameln zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliierte Armee stand auf den Anhöhen zwischen der Weser und einem Gehölze. Hier wurden sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterieen wegnahmen und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlor sowohl den Mut als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld, und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfing sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Hauptbatterie wieder abgenommen, und wo der hannoversche Oberst Breitenbach die größten Vorteile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß. Dieser Feldherr weinte jetzt aus Verzweiflung wegen seiner begangenen Fehler, deren Liste bald noch vermehrt wurde. Sein Verlust bestand in 327 Toten, 907 Verwundeten und 220 Gefangenen.

Die erlangten Vorteile hatten die Franzosen größtenteils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm kommandierenden Marschall Bréhaut vor dem Angriff bei der Hand faßte und mit heroischem Enthusiasmus zu ihm sagte: „Schwören Sie mir auf die Ehre eines braven Mannes, Sich und Ihr Regiment eher totschießen zu lassen, als zu weichen“. Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Offizier war Oberst des Regiments von Picardie. Ludwig XV., um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm eine Pension von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, daß er nie Geldbelohnungen gewünscht habe; er bat diese Pension unter solche Offiziere seines Regiments zu verteilen, die es am meisten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Namen derjenigen, die sich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns hat sich hervorgethan. Alle haben tapfer gefochten, und alle sind bereit wieder anzufangen. Ich bin daher genötigt, die Namen aller nach der Regimentsliste abzuschreiben“.

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgnis für das hannoversche Archiv und andere Dinge von Wert, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, ungeachtet aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehen, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach der ersten Aufforderung, Minden verlangte zu kapitulieren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Kontributionen zu regulieren; auch Friedrich rief seine Truppen von der alliierten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, sein Terrain immer mehr beschränkt, und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Kapitulation übrigblieb.

Diese wurde den 8. September bei Kloster Seven unter der Garantie des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war, daß die zu Hessen, zu Braunschweig, zu Gotha und zu Bückeburg gehörigen Truppen auseinandergehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Der dänische Gesandte, Graf Lynar, war Vermittler dieser sonderbaren Konvention, bei welcher die Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts nicht sichtbar war; auch schrieb Lynar den Erfolg nicht seinen Staatskenntnissen, sondern einer himmlischen Eingebung zu. In einem bekanntgewordenen Briefe überließ er die Ehre dieses politischen Meisterwerks ganz dem heiligen Geist, der, seinem Ausdruck zufolge, ihm die Kraft gegeben hätte, die französische Armee aufzuhalten, so wie Josua einst die Sonne aufhielt.

Der Marschall d'Etrées hatte jedoch nicht die Ehre, diese Kapitulation zu erringen, denn kurz zuvor war ihm das Kommando durch die Hofintriguen des Prinzen Soubise genommen worden. Dieser Prinz, nicht allein eine Kreatur, sondern ein Günstling der Marquisin Pompadour, war vom Hofe ernannt, ein zwar vom Marschall abhängiges, aber von der Hauptarmee abgesondertes Corps zu kommandieren. Die Zwistigkeiten zwischen diesen beiden Feldherrn blieben indes nicht lange aus, und d'Etrées wurde davon das Opfer. Nur allein die Furcht, alle Marschälle wider sich zu empören, hielt die herrschende Maitresse ab, ihrem geliebten Soubise das Hauptkommando zu übertragen. Sie ließ sich durch den Minister du Verney überreden, es dem Herzog von Richelieu zu erteilen, obgleich sie ihn haßte, der aber nun, um sie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Kommissarien bei den Heeren zugestanden hatte; ein Antrag, der auch seine Wirkung that. Dieser Feldherr fand bei der Armee alles zu seinem Triumph vorbereitet, und nichts war leichter, als die von seinem Gegner auf dem Felde der Ehre angebauten und jetzt reifen Früchte zu genießen.

In dem kurzen Zeitraum von elf Monaten war dies nun die zweite wohldisziplinierte, aus tapferen Soldaten bestehende Armee, die gezwungen war, für ihre Existenz zu kapitulieren. Man verfuhr jedoch bei Pirna und Kloster Seven auf eine ganz verschiedene Weise. Friedrich ließ die erlösten sächsischen Krieger beisammen, um für ihn zu fechten. Richelieu, der statt des Marschalls d'Etrées jetzt kommandierte, that ein gleiches mit den Hannoveranern und Braunschweigern, aber ohne ihr künftiges Schicksal zu bestimmen. Sie wurden nicht als Kriegsgefangene betrachtet, nicht verabschiedet, nicht beurlaubt, auch nicht entwaffnet; man regulierte den Marsch dieser Truppen, aber nicht ihren künftigen Unterhalt, nicht die Art ihrer Verteilung, ja nicht einmal die Orte ihres Aufenthalts. So groß war der Leichtsinn des französischen Heerführers, daß er glaubte, viele tausend bewaffnete deutsche Krieger, die sein Volk haßten, durch seinen bloßen Befehl in Unthätig-

keit zu erhalten. Zu allen diesen Fehlern kam noch, daß Richelieu, der die Konvention als eine militärische festbestimmte Kapitulation betrachten konnte, sie in eine ungewisse politische Negoziation verwandelte, die den Höfen überlassen wurde.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen war allein Geldern noch nicht im Besitz seiner Feinde. Die Franzosen unter Anführung des Grafen Beausobre hielten diese Festung blokiert. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüsse und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Überfall versuchen, wozu auch sonderbare Anstalten gemacht wurden. Eine Anzahl französischer Soldaten mußte sich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben; desgleichen mußten sie lernen mit Ordnung und Behendigkeit ins Wasser hinein- und herauszuspringen. Der Plan war, daß diese Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräusch, schwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Festung ziehen sollten. Es befanden sich in derselben eine Menge sowohl französischer als österreichischer Überläufer, und andere sehr unzufriedene Soldaten; auch sehr viele Bürger murrten, denen die Blokade zu lange dauerte. Um die ersten durch Pardon und die letzteren durch Versprechungen zum Aufruhr zu gewinnen, ließ Beausobre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, womit er zu gleicher Zeit mit der Garnison reden, und seinen Truppen Befehle erteilen wollte. Der preußische Kommandant, General Salmuth, wartete jedoch diesen Versuch nicht ab. Er hatte fünfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entsatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet und innerhalb mit Meutereien gekämpft. Jetzt war es aufs äußerste gekommen, und nun kapitulierte er. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt einen freien Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf die Festung von französischen Truppen besetzt wurde.

Durch diese Konvention verlor Friedrich auf einmal eine Hülfsarmee, die bisher die Franzosen im Felde beschäftigt hatte, und nun konnten diese ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Friedrich, den die Folgen der Schlacht bei Kollin noch hart drückten, war durch diese Betrachtungen so bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über seine vorhabende Neutralität bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich die Allianz mit Frankreich aufgegeben haben, wenn mich die vielen schönen Versprechungen Ew. Majestät nicht dazu vermocht hätten. Ich bereue den geschlossenen Traktat nicht, aber Sire! überlassen Sie mich nicht aus Kleinmut der Gnade meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben". Dieser Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Subsidien antragen; Friedrich verwarf das Geld und verlangte englische Soldaten, zu deren Absendung das britische Ministerium sich damals noch nicht entschließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, desgleichen das von den Preußen geräumte Herzogtum Cleve, dessen Civiladministration aber den Österreichern überlassen wurde. Man gab sich die Miene, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Operationsplan gemäß sollte der Herzog von Orléans mit einer Armee von 24 000 Mann Kassel belagern, und überhaupt die hessischen Länder erobern; auf die Nachricht aber, daß man sich ohne Widerstand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Besitznehmung seines Ruhms unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades das Kommando. Dieser General bemächtigte sich nun des Landes, und ließ den hessischen Ministern, die auf eine Kapitulation antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel sei, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Residenzstadt Kassel wurde den 15. Juli förmlich den Franzosen übergeben, die hier ein Magazin und ein Feldhospital anlegten. Durch diese freiwillige Unterwerfung gewannen die Hessen jedoch nichts; denn sie wurden gleich als Feinde behandelt. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, die die Kräfte dieses ohnehin nicht reichen Landes binnen kurzem erschöpften. Unter anderm mußten in Zeit von vierzehn Tagen 24 000 Säcke Weizen, 24 000 Säcke Roggen, und 1 200 000 Rationen an Heu und Hafer, wie auch 1 200 000 Bund Stroh geschafft werden. Den Auftrag zu diesen Erpressungen hatte der Oberkriegskommissarius Foulon gegeben, eben derjenige, der bei der französischen Revolution von dem in Wut gesetzten Volk hingerichtet wurde. Dieser nach Raub dürstende Mann herrschte in Kassel wie ein Großvezier. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieser Tyrannei in seiner eigenen Residenz zu sein, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Teil des Krieges blieb.

Die Verwaltungsmaßregeln der Franzosen waren jedoch noch gemäßigt gewesen, so lange der Marschall d'Estrées das Oberkommando geführt hatte. Er zeigte bei allen Vorfällen seinen Edelmut sowohl als seine Kriegstalente; auch erteilte er der Universität Göttingen seinen Schutz in einem Schreiben, ebenso ehrenvoll für den Feldherrn, als für diese berühmte Akademie. Seine Ungnade erzeugte jedoch bei Hofe einige Besorgnis. Man fürchtete die Unzufriedenheit der Nation, wenn man ihn ohne eine scheinbare Ursache mitten im Lauf seiner Siege zurückriefe; es war daher ein Mittel erforderlich ihn zu vermögen, eigenwillig die Armee zu verlassen. d'Estrées erhielt also ein königliches Schreiben aus Versailles, worin ihm anbefohlen ward, das Kommando dem Herzog von Richelieu zu übergeben, dabei aber hieß es, daß der König es gern sehen würde, wenn der Marschall dessenungeachtet bei der Armee bliebe. d'Estrées gehorchte dem Befehl, allein ohne Ludwigs Wunsch zu erfüllen. Sobald sein Nachfolger eingetroffen war, reiste er ab, unter dem Vorwande, die Bäder in Aachen zu brauchen. Man hörte von ihm keine

Klagen, überhaupt war sein Betragen in dieser Lage so edel, daß jedermann, selbst Richelieu, davon gerührt wurde, und seinem König schrieb, d'Estrées habe ihm seine Kriegsentwürfe und Dispositionen als ein Staatsbürger und Freund mitgeteilt, das Kommando aber als ein Held übergeben.

Richelieu zog also den Nutzen von den klugen Maßregeln seines Vorgängers, da er die bedrängten Alliierten zu der vorgedachten Kapitulation nötigte. Nie aber wurde ein so großer Glücksstreich im Kriege schlechter benutzt. Der Tag von Pirna entschied das Schicksal von Sachsen während sieben blutiger Jahre, so wie der Tag von Saratoga das nordöstliche Amerika zur Republik machte. Der Vertrag von Kloster Seven aber, von den Mächtigeren den Schwächeren diktiert, der die Kabinette von London und Berlin erschütterte, und die Minister in Hannover, in Kassel und in Braunschweig fast zur Verzweiflung brachte, gewährte ganz und gar keine Vorteile, die unbedeutenden des Augenblicks ausgenommen. Eine der ersten Operationen des Richelieu war nun, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, so wie Hessen, unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, so wurde dem Herzog zu seiner Residenz die Stadt Blankenburg überlassen, die man neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst sofort mit seiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung seinen Unterthanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hier aus schickte er viele seiner besten Truppen, worunter auch die Gensdarmen waren, zur Armee des Prinzen Soubise, der nun in Verbindung mit den Reichsvölkern auf Sachsen losrückte. Dieser Feldherr hatte gleich beim Anfang seines Marsches mit den bei sich habenden Schweizerregimentern einen unangenehmen Auftritt gehabt. Sie weigerten sich über den Rhein zu gehen; besonders setzte sich das Regiment Lochmann dagegen, und da der aufgebrachte Soubise den General Lochmann fragte, wozu sie denn dienten, antwortete dieser Schweizer: „Um Ihren Rückzug zu decken". Endlich bewilligten die Schweizercantons, daß ihre Truppen mit nach Deutschland marschieren konnten, und ein großer Teil derselben befand sich also bei der Armee des Soubise, die Sachsen befreien wollte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heer in die preußischen Provinzen ein, und bedrohte Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Garnison dieser Hauptfestung mit den sechs Bataillonen verstärkt, die bei Cumberlands Armee gestanden, aber kurz vor der berüchtigten Konvention abgerufen worden waren, da der König bei den höchst unüberlegten Maßregeln dieses Feldherrn die Unfälle in Hannover voraussah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, die den Kampfplatz mit ihren Scharen bezogen, war er noch nicht durch Grausamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hierzu die erste Losung. Er ließ die Städte und

Dörfer entweder ausplündern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwert, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Kontributionen zu erpressen. Die Excesse dieser jetzt nicht mehr im Zaum gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Kosaken gleichkamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Offiziere jämmerlich geprügelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu zahlen; man schändete Weiber und Mädchen, und spielte gleichsam mit dem Leben der Menschen. Nichts war bei diesen Truppen gewöhnlicher, als unschuldige Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhängen. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Kriegs dieses Schicksal.

Das Losungswort des neuen französischen Feldherrn war: Erpressungen; nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die königliche Maitresse erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegsoperationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege kommandierten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Palast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Es trat nun auch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig sein konnte. Dies war der Herzog von Württemberg, Beherrscher eines schönen, von einem kriegerischen Volk bewohnten Landes. Nicht zufrieden, sein Kontingent an Soldaten zur Reichsarmee zu senden, hatte er alle seine Truppen in französischen Sold gegeben, um für Österreich zu fechten. Diese Soldaten aber, die als Protestanten gewohnt waren, den König von Preußen als den Beschützer ihrer Religion zu betrachten, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterei aus, als 4000 Mann im Monat Juli vor dem französischen Kommissarius in Stuttgart passieren sollten. Sie schrieen laut, man hätte sie verkauft, forcierten die Thore, feuerten auf die Offiziere, die sie aufhalten wollten, und gingen haufenweise am hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der sich bei der österreichischen Armee befand, eilte nach Stuttgart, ließ neue Truppen werben, und besänftigte die alten durch das Versprechen, sie selbst in Person zu kommandieren, und so führte er im August dem kaiserlichen Heer 6000 Mann zu. Diese Vermehrung von bewaffneten Scharen, die von allen Seiten herbeizogen, geschah zu einer Zeit, da die preußischen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte sehr vermindert waren.

Friedrich teilte sein Heer nun in viele Corps, um den verschiedenen Armeeen, die auf Sachsen und den Mittelpunkt seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Da er sein Hauptheer unter dem Herzog von Bevern zur Deckung Schlesiens bestimmte, so behielt er selbst nur 18 000 Mann bei sich, und auch diese kleine Armee wurde durch Detachements beständig geschwächt, so daß er bei Erfurt in der Nähe des französischen Heeres nicht 10 000 Mann bei sich hatte. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König seine Truppen nicht lagern, sondern in Dörfern kantonnieren und oft die Quartiere wechseln, wobei die Namen der Regimenter, um die Spione zu betrügen, jedesmal verändert wurden. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Verteidigung ein, sondern ging allenthalben, wo sich die Gelegenheit vorteilhaft zeigte, angreifend zuwerke. Der Oberst Mayer war schon gleich nach der Schlacht von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen, als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden Süddeutschlands zusammenziehenden Reichstruppen zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstagsmännern den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Er fiel ins Bistum Bamberg ein, sammelte Kontributionen, durchstrich den fränkischen Kreis und drang in die Oberpfalz. Diese unerwartete rasche Operation wirkte auf die Reichsversammlung so sehr, daß viele der Abgeordneten, die sich wider Preußen am heftigsten erklärt hatten, sich jetzt in größter Eile zu retten suchten.

Auch der Kurfürst von Bayern nebst anderen Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, gerieten in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünschten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunkt war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichsbündnis zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohte indes Nürnberg. Die bedrängte Stadt wandte sich in der Angst an die Kreisversammlung, und bat um Schutz. Der fränkische Areopagus zeigte seine Weisheit bei diesem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegsobersten Mayer, er solle sich wegen des Einfalls in Franken legitimieren und allen Schaden ersetzen. Der preußische Befehlshaber war nicht mit Pergamenten, wohl aber mit Pulver und Kugeln versehn, und von beutedürstenden Kriegern begleitet. Er wies daher lächelnd den Abgeordneten seine bewaffneten Soldaten, und fragte, ob sie noch eine bessere Legitimation wünschten? Mayer verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich neutral erklärt, wenn das preußische Corps nur etwas stärker gewesen wäre. Die Schwäche desselben reizte zu Verteidigungsanstalten, und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zusammen, die Mayer nicht abwarten wollte. Nachdem er also den vorgesetzten Endzweck

erreicht hatte, marschierte er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch ein Corps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und so kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bei seinem Abzuge aus Franken Geiseln mitgenommen, worunter sich auch zwei Nürnberger Patrizier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Beschleunigung ihrer Kriegsmaßregeln zu empfehlen. Die kaiserliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Bösewicht, und seine Truppen für Landstreicher erklärt, die man zu haschen suchen müßte, um sie als Mordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indes die Zerstreuung der preußischen Armeeen, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Residenz, ohne Wall, zumteil ohne Mauern und nur mit Pallisaden versehen, war damals mit 2000 Mann Landmiliz besetzt, wozu einige hundert Rekruten und andre von den Feldtruppen zurückgelassene Soldaten kamen. Die königliche Familie hatte sich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte also in dieser Lage nichts von einem fliegenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsstadt zu ängstigen, und in steter Sorge stand, abgeschnitten zu werden. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff fast zu gleicher Zeit das Schlesische und Kottbuser Thor an. Die Pallisaden am erstern wurden niedergeschossen, und nun drangen die Österreicher mit hellen Haufen in die dort befindliche Vorstadt ein. Die Einwohner zeigten sich des brandenburgischen Namens würdig. Ganze Gewerke wollten sich vereinigen, und erboten sich die Feinde zu verjagen; allein die geringe Kriegserfahrung und der Kleinmut des Kommandanten, General Rochow, der auch deshalb von den Weibern und Gassenbuben verspottet wurde, wollte keine Versuche dieser Art gestatten. Es kam bloß in der Köpenicker Vorstadt zwischen einem Kommando preußischer Soldaten und den Österreichern zu einem unbedeutenden Scharmützel, wodurch nichts entschieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau beunruhigte jedoch die Feinde bei Berlin außerordentlich. Haddick, der die Gefahr des Verzugs kannte, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden, nicht sowohl aus Furcht, sondern um der Unruhe geschwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600 000 Reichsthaler wurden auf 200 000 herabgesetzt. Haddick erhielt dabei für sich ein Geschenk von 12 000, und sein Adjutant, der Oberst Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebst allerhand Kleinodien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Revers, daß die österreichischen Truppen nie wieder Berlin auf diese Weise heimsuchen sollten. Nachdem alles verabredet war, bat sich Haddick vom Magistrat zwei Dutzend mit dem Stadtwappen gestempelte Damenhandschuhe aus, womit er seiner Kaiserin ein

Geschenk machen wollte. Man brachte ihm die Gelder und die Handschuhe, und nun marschierte er in größter Eile ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seidlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Corps des Prinzen Moritz von Dessau folgte. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Haddick den Rücken abzuschneiden, der aber das Glück zum Führer hatte, von der Landstraße entfernt, auf Abwegen mit forcierten Märschen davonfloh, und so seinen Feinden entging.

Im Königreich Preußen war indessen auch das Kriegstheater von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem englischen Hofe ergeben, besonders hing der im Kabinet alles vermögende Großkanzler Bestuschef, durch Guineen gewonnen, ganz von den Briten ab; allein die bestimmte Willensmeinung der Kaiserin Elisabeth, die als Weib beleidigt war, und sich als Monarchin rächen wollte, vereitelte alle Bemühungen der Engländer und den guten Willen des Großkanzlers, Rußland von Österreich zu trennen. Friedrichs Demütigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen russischen Systems, dessen standhafte Befolgung im Kabinet zu Petersburg unwiderruflich beschlossen wurde.

Die Russen kamen daher im Monat Juni, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über 100 000 Mann stark in Preußen an. Nach einem fünftägigen Bombardement wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann starke Besatzung sollte vermöge der Kapitulation freien Abzug erhalten; man brach aber diesen militärischen Ehrenvertrag und die meisten dieser betrogenen preußischen Soldaten waren gezwungen, entweder in russische Dienste zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dieses letztere Schicksal hatten auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, besonders Fabrikanten und Ackersleute. Die Russen schleppten sie nebst ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; sie mußten die väterliche Erde verlassen, um die öden Provinzen einer barbarischen Nation zu bevölkern. Die Grausamkeiten waren der Menschheit zum Spott von Manifesten voller Mäßigung begleitet. Man rechtfertigte darin die Feindseligkeiten durch die zwischen den beiden Kaiserinnen bestehende Freundschaft. Eines dieser Manifeste war eine förmliche Einladung an alle Einwohner des Königreichs, ohne Unterschied des Standes und der Religion nach Rußland zu ziehen, wo man ihnen große Vorteile versprach. Im Gegenmanifest zeigte der König, wie sehr dies Verfahren mit dem in Europa angenommenen Kriegs- und Völkerrecht stritte; er entwarf ein Bild der sanften preußischen Regierung, und stellte es neben das Bild der harten russischen, unter welcher blutige Zerfleischungen und Verbannungen in Wüsten zu den gewöhnlichen Strafen für leichte Ver-

gehungen gehörten, und nun ließ er seinen Unterthanen die Wahl, ob sie für diesen Preis meineidig an ihrem Landesvater werden wollten.

Die leichten Truppen der Russen, 12 000 Mann stark, Kosaken, Kalmücken und Tataren, verheerten indessen das Land mit Feuer und Schwert, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäumen auf oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; anderen wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Mutwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweihten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten; die Gräber wurden zerstört und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Eltern ihre Kinder weg oder mordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Frauen wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um der Brutalität dieser Henker zu entgehn. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch das königliche Archiv aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück schwanger war. Eben so sehr wie er sein Schwert gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Überhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten und Mordscenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geisteskräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viele Schlachten geliefert, aber auch nie so viel Manifeste herausgegeben, als in diesen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallenden Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beifall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in diesen Zeiten anfing, ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen kommandierende Feldmarschall Lehwald, dem Friedrich freie Hand gelassen hatte, nach den Umständen zu verfahren, konnte den Feinden nur 24 000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30. August bei Großjägerndorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmal nicht um den Ehrgeiz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker, für seinen eigenen Herd, für Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen fochten wie die Löwen; selbst ihre Dragoner und Husaren bestürmten die feindlichen Batterieen und wetteiferten mit der Infanterie, die trotz des sehr nachteiligen Terrains alles besiegte. Diese braven Truppen hatten schon viele

russische Kanonen erobert, die feindliche Cavallerie über den Haufen geworfen, ein russisches Grenadiercorps in einem Walde aufgerieben, und einen Flügel der Hauptarmee ganz geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmal entrissen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand gesteckt; der Rauch und Dampf derselben führte die Preußen irre; sie gerieten in Unordnung, und nun werden sie von dem mehr als dreifach stärkern feindlichen Heer überflügelt, worauf sie in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Husaren gedeckt, zurückmarschierten. Das zweite Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erste, und nun wurde die Verwirrung außerordentlich. Lehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bei Kollin. Man ließ ihn ungestört abziehn. Sein Verlust in dieser Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Toten, Verwundeten und Gefangenen nur 1400 Mann nebst dreizehn Kanonen. Die Russen hingegen hatten über 7000 Mann verloren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin wurde überdem durch Befehle aus Petersburg zum Rückzuge vermocht.

Der Großkanzler Bestuschef, so sehr er auch den Engländern ergeben war und der nähern Verbindung Rußlands mit Österreich Schwierigkeiten in den Weg legte, sah doch den Krieg mit Preußen nicht ungern, weil er den König haßte, der ihn durch Spöttereien beleidigt hatte; ein eigner Charakterzug dieses Monarchen, der seinem Witz und seiner Laune immer freien Lauf ließ, und vielvermögende Minister großer Höfe nicht selten mit lauter Verachtung behandelte, es mochte ein Fleury, oder Choiseul, ein Bestuschef, oder ein Brühl sein. Der Haß des russischen Großkanzlers wich aber dem englischen Golde, und Apraxin mußte Preußen verlassen. Er ließ daher nur 10 000 Mann zur Besatzung von Memel zurück und marschierte wenige Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieser Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich und geschah so übereilt, daß 15 000 Verwundete und Kranke, achtzig Kanonen und sehr viel Kriegsgerätschaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zwei Kolonnen, und beide Marschrouten wurden durch Feuer, Plünderung und alle nur ersinnlichen Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo diese höllischen Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen preußischen Bauern wehrten sich und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Grenze von Friedrichs Staaten.

Bei diesem Abzuge ereignete sich ein besonderer Zufall. Der König erhielt einen Alliierten, auf den er wohl nie hätte denken können, der ihm hier einige tausend Kalmücken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thätige Bundes-

genosse waren die Blattern. Die Kalmücken, die ohne diese schreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter diesen Halbwilden ein, und viele wurden das Opfer derselben. Selbst ihr Anführer wurde damit befallen, und nun war nichts fähig sie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsschar dieses wilden Volkes ging nach ihrer Heimat zurück, ohne je den deutschen Boden betreten zu haben. Die russischen Feldherrn ließen sie in Ruhe ziehen. Sie waren froh, diese Unholde los zu werden, die noch ärger als die Kosaken waren und gar nicht gebändigt werden konnten. Nur einige wenige Kalmücken, bei denen die Raubsucht alle anderen Betrachtungen unterdrückte, verließen ihre Landsleute, blieben bei der russischen Armee, und kamen mit nach Deutschland.

Diese Nation, die jetzt zum ersten mal gegen die Deutschen zufelde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeste, eben so unwürdig wider einen kultivierten Staat geführt zu werden, als ein diszipliniertes Heer zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heere Siege zu erleichtern, mußte dieses vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Greuel mit diesen Horden teilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Barbarei sind. Diese Kalmücken wohnen am Kaspischen Meer und dem Flusse Wolga. Sie sind ein freies Volk, stehen aber unter russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zufelde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaffellen. Sie sind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen sind Zelte von Filz. Mit diesen ziehen sie beständig umher, jenachdem sie an einem Orte für ihr vieles Vieh, worin ihr ganzer Reichtum besteht, Fütterung finden. Sie sind außerordentlich häßlich, und sehen einander so ähnlich, daß es sehr schwer ist einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist platt, und beinahe viereckig. Die Augen sind gleich denen der Chinesen sehr klein, und liegen tief im Kopf. Die Nase ist breitgedrückt, der Mund so wie die Ohren außerordentlich groß und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und sicher schießen. Ihre Religion ist die dalailamische.

Die Kosaken sind von den Kalmücken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700 000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Grenzmiliz, und ihre Bestimmung ist, den südlichen Teil des russischen Reichs gegen die Anfälle der Tataren und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist polnisch, aber gewöhnlich zerlumpt, und ihre Waffen sind ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchse, ein paar Pistolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange mit einem spitzigen Eisen versehene Lanze. Ihre Religion und Sprache ist die russische. Sie haben nur einen einzigen Stand, und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen

gewisse Vorrechte, die mit der russischen Sklaverei seltsam kontrastieren und die man selbst in Europa groß nennen würde. Sie wohnen in großen Dörfern, wobei sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben, und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt, und schnell. Ein jeder Kosak hat deren zwei im Felde. Auch militärische Ehre herrscht bei dieser Nation, daher sich kein Kosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Diese Völker beherrschte die Kaiserin Elisabeth, eine Dame, die ihre Zeit zwischen der Liebe und der Andacht teilte, und den Ministern die Regierungsgeschäfte ganz überließ. Bei den unablässigen Opfern, die sie der Venus brachte, war ihr Charakter voller Sanftmut und Menschenliebe. Sie liebte auch daher den Krieg nicht, und bloß der gekränkte Stolz und die durch Hofkünste angefeuerte Rache konnten sie zu einer Erklärung gegen den König von Preußen vermögen. Die von Österreich und Frankreich gewonnenen Minister besiegten noch überdem ihre Gutmütigkeit durch Gründe der Religion, die es ihr, wie sie sagten, zur Pflicht machte, dem unterdrückten König von Polen beizustehen. Hiezu kamen die Versicherungen, daß der Krieg von den Russen ohne viel Blutvergießen geführt, und von sehr kurzer Dauer sein würde, weil der von allen Seiten bestürmte König von Preußen durchaus bald nachgeben müßte. So sprach der Graf Schuwalow, der begünstigte Liebhaber der Kaiserin, und Bestuschef, der zwar ganz den Engländern ergeben war, allein, durch viele Gründe berechtigt, ihre Verbindung mit Friedrich beim Anfang des Kriegs nicht für sehr ernstlich hielt. Er gab daher seinem Haß gegen Preußen nach, und nun war über dieses unglückliche Königreich das Los geworfen.

Bestuschef hatte jedoch zu dem Rückzug der russischen Armee außer dem englischen Golde noch einen andern Grund. Friedrich hatte einen mächtigen Freund in Petersburg. Dies war der Großfürst Peter, der Thronfolger des Reichs, der den Krieg höchst ungern sah, den König von Preußen verehrte und die Dänen haßte. Er fürchtete, daß der bedrängte Held sich mit diesen seinen Feinden verbinden möchte, und versprach ihm alle nur möglicherweise zu leistende Hülfe, wenn er kein Bündnis dieser Art machen wollte. Friedrich sagte es zu, und nun gewann Peter den Großkanzler Bestuschef, welcher, um sich den künftigen Herrscher zu verbinden, der ihn haßte, für den Feldmarschall Apraxin den Operationsplan entwarf. Das Rätsel des Rückzugs der Russen aus Preußen wurde dadurch aufgelöst. Die in Petersburg befindlichen Gesandten von Frankreich und Österreich aber entdeckten die Umstände dieser Parteilichkeit des Großkanzlers, der von der erzürnten Elisabeth sogleich aller seiner Würden entsetzt wurde; auch Apraxin verlor seinen Posten als Befehlshaber der Armee, und wurde als ein Gefangener nach Narwa gebracht.

Friedrich, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwald aus Preußen ab, mit Befehl, gegen die Schweden zu marschieren. Diese Nation hatte endlich die Larve abgezogen. Es waren von Zeit zu Zeit Truppen nach Stralsund geschickt worden. Auf die Anfrage des preußischen Gesandten in Stockholm, Grafen Solms, hatte man durch Ausflüchte geantwortet, und die Versicherung hinzugefügt, daß man nicht einen Mann gegen den König von Preußen marschieren lassen würde. Nachdem aber die ganze schwedische Armee nach Deutschland übergeschifft war, so ging sie den 13. September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch-Pommern von dem schwedischen Anteil absondert, und nahm Besitz von Anclam, Demmin, Pasewalk und anderen Städten, die sämtlich keine Besatzungen hatten. Ihr großes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf diese wichtige, mit Truppen wenig versehene Stadt, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nun Manifeste heraus, worin sie als Eroberer des preußischen Vorpommerns sprachen, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleisteten Eide lossagten, und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabei behaupteten sie, daß Schweden, als Garant des westfälischen Friedens, an diesem Kriege notwendig teilnehmen müsse.

Diese französischen Bundesgenossen waren damals 22 000 Mann stark, worunter sich 4000 Mann Cavallerie befanden. Der Krieg war ganz wider die Konstitution des schwedischen Reiches unternommen, da nur allein auf einem Reichstage ein Krieg beschlossen werden konnte. Der französische Botschafter Havrincourt aber spielte jetzt die erhabene Rolle eines Beherrschers von Schweden, und lenkte den Senat ganz nach seinem Willen. Der Krieg war nun von dieser Nation angefangen, und ihr Gesandter hatte Berlin, so wie der preußische Stockholm verlassen. Dessenungeachtet wollte der schwedische Senat einen Agenten in der preußischen Residenzstadt behalten, um desto bequemer alles zu den Operationen nötige zu erfahren; eine fast unglaubliche politische Unverschämtheit. Der Legationssekretär Baron Nolken wurde zu diesem Geschäfte bestimmt. Friedrich aber, den ein so seltsamer Versuch sehr befremdete, schrieb, der Sekretär möchte sich entfernen, weil er nach ausgebrochenem Kriege keine Spione in seiner Hauptstadt leiden würde. Nolken widersetzte sich, berief sich auf Befehle seines Hofes, und wollte durchaus in Berlin bleiben, weshalb man denn gezwungen war, ihn durch Soldaten über die preußische Grenze bringen zu lassen. Alles dies geschah in eben dem Monat, da die Konvention bei Kloster Seven geschlossen war, so daß Friedrich zu der Zeit, da er seine deutschen Alliierten verlor, an den Schweden, mit denen sich seine gekrönten Vorfahren so oft gemessen hatten, einen neuen Feind erhielt.

Der kriegerische Mut dieses Volkes bedrohete die Preußen mit einem fürchterlichen Feind. Allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der

Ruhm braver Truppen so vorsätzlich aufs Spiel gesetzt, als bei dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der schwedischen Armee in allen ihren Teilen, so wie sie damals in Deutschland anlangte, war eine wahre Satire auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Reih und Glied gestellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein sonst fehlte auch alles. Kein Feldkommissariat; keine Feldbäckerei; keine Magazine; keine Pontons; keine leichten Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunst, denen aber jeder Schritt vom schwedischen Reichsrat genau vorgeschrieben war; Generale, die unter einander nicht harmonierten, und denen man bei jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volkes, das mehr als einmal das Schicksal von Deutschland mit dem Schwert entschied, und im westfälischen Frieden Europa Gesetze gab, ohne ihre kriegerischen Tugenden verloren zu haben, nach fünf Feldzügen ruhmlos und verspottet wieder nach ihrer Heimat zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursache, daß die Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten sie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die preußischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den französischen, russischen oder österreichischen Armeeen, woran immerfort gearbeitet wurde, standen so mancherlei Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges mal versucht wurde. Das schwedische Kriegstheater war daher in einen kleinen Winkel von Norddeutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Teil der Mark herum, ohne irgend etwas großes zu unternehmen, und hiebei blieb es den ganzen Krieg durch, in dem sie nie eine bedeutende Rolle spielten. Indes thaten sie großen Schaden. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Uckermark; eine arme, aus sechs kleinen Städten und 180 Dörfern bestehende Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Kontribution über 200 000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Erpressungen sollten fortgesetzt werden, allein ein Zufall befreite dieses Ländchen von den Feinden. Einige hundert Schweden, die von Prenzlau zum Fouragieren ausgeschickt des Nachts durch ein Gebüsch marschierten, wurden von fünf preußischen als Husaren verkleideten Postillons mit Pistolenschüssen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Husaren wären im Anzuge; sie eilten daher nach Prenzlau zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb sie Lehwald unter die Kanonen von Stralsund; aber auch hier glaubten sie sich nicht sicher, sondern flohen nach der Insel Rügen. Ein großer Frost, der die dahin führenden Meeresarme mit Eis belegte, lud die

Preußen zu einer glorreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Versuchen hören, sondern begnügte sich mit den erlangten Vorteilen und 3000 schwedischen Gefangenen, die in wenig Wochen in seine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verwüstete indessen mit den französischen Truppen die Staaten von Hannover und Hessen. Seine Ausschreibungen hatten weder Maß noch Ziel, und geschahen bloß nach Willkür, ohne daß man die Ertragsfähigkeit an Landesprodukten in Erwägung zog. Hessen sollte allein 100 000 Säcke Weizen und 50 000 Säcke Roggen liefern. Diese wilde Verfahrungsart mit Verachtung aller lokalen Verhältnisse zog dem Feldherrn Vorwürfe aus Versailles zu, die selbst sein Freund, der Staatsminister du Verney, ihm nicht vorenthielt. Überhaupt war man am französischen Hofe mit seinen langsamen Operationen sehr mißvergnügt, da man von dem Verteidiger von Genua und dem Eroberer von Minorca schnelle Siege erwartete. Richelieu entschuldigte sich mit den leeren Magazinen, und schrieb den 23. August: „Wir haben Backofen in Menge, aber das zum Backen nötige Mehl fehlt". Dabei äußerte er immer seine Besorgnisse, daß der König von Preußen sich auch gegen die Franzosen wenden dürfte. Der bekanntgewordene Briefwechsel zwischen dem Feldherrn und dem Minister zeigt, daß man diese Idee wegen der so sehr geschwächten Armee Friedrichs und der zahlreichen österreichischen Heere in Versailles als lächerlich betrachtete; ja man hatte bei Hofe schon den Monat Mai des folgenden Jahres zur Belagerung von Magdeburg fest bestimmt.

Es kränkte Friedrich, die Franzosen, die er so sehr liebte, als seine Feinde zu betrachten. Dieser Gedanke war vielleicht bei ihm stärker, als seine Besorgnisse sie zu besiegen. Er wünschte daher sehnlich den Frieden mit dieser Nation und schrieb deshalb unterm 6. September an Richelieu folgenden Brief:

„Ich sehe wohl ein, Herr Herzog! daß Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Indessen bin ich sehr überzeugt, daß der Neffe des großen Kardinals Richelieu so gut gemacht ist Traktate zu unterzeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie aus Hochachtung, die Sie selbst denen einflößen, die Sie nicht persönlich kennen. Es ist nur von einer Kleinigkeit die Rede, mein Herr! nämlich Friede zu machen, wenn man dazu geneigt ist. Ihre Instruktionen sind mir zwar nicht bekannt; da es aber sein kann, daß der König, Ihr Herr, von der Schnelligkeit Ihrer Progressen zum voraus versichert, Ihnen auch Vollmacht gegeben haben könnte, an der Ruhe Deutschlands zu arbeiten, so sende ich Ihnen hier den Herrn von Elchetet, dem Sie sich völlig anvertrauen können. Obgleich die Vorfälle dieses Jahres mir keine Hoffnung machen sollten, daß Ihr Hof noch irgend eine günstige Achtung für mein Interesse haben könnte,

so kann ich mich doch nicht überreden, daß eine sechzehn Jahr lang gedauerte freundschaftliche Verbindung nicht einige Spuren in den Gemütern zurückgelassen haben sollte. Vielleicht urteile ich von Andern nach meiner Empfindung. Dem sei aber wie ihm wolle, so wünsche ich mein Interesse lieber dem König Ihrem Herrn, als irgend einem Andern anzuvertrauen. Haben Sie, mein Herr! keine Instruktion zur Unterhandlung, so bitte ich solche von Ihrem Hof zu verlangen, und mir den Umfang derselben anzuzeigen. Derjenige, der sich in Genua Bildsäulen erworben, derjenige, der ungeachtet der ungeheuren Hindernisse die Insel Minorca erobert hat, derjenige, der auf dem Punkt ist, Niedersachsen zu unterjochen, für den kann nichts glorreicher sein, als an dem Frieden von Europa zu arbeiten. Gewiß wird dieser der schönste Ihrer Lorbern sein. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit derjenigen Lebhaftigkeit, die Ihre Progressen bezeichnet hat, und sein Sie versichert, daß niemand Ihnen dafür mehr verbunden sein wird, als Ihr getreuer Freund Friedrich."

Richelieu beantwortete diesen Brief durch ähnliche Komplimente, und da er keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, so schickte er sogleich einen Courier nach Versailles um Verhaltungsbefehle zu holen. Man war jedoch hier weit entfernt an Unterhandlungen zu denken. Der Antrag blieb daher ohne Antwort.

Der König, der jetzt alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich aufgab, beschloß durch seine Thaten sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapferen Krieger. Die gigantische Macht der Gegner wuchs beständig, und trotzte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm zwei entgegen. Ein Reichsschluß hatte ihn als einen Feind des germanischen Reiches, den man vernichten müßte, bezeichnet. Der Vorsatz und die Macht ihn zu Boden zu drücken war stärker als jemals, und seine Hoffnung nie schwächer. Dennoch war die Heiterkeit seines Geistes in eben diesem Zeitpunkt so groß, daß er sein Testament in französischen Versen machen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgnis war, der Menge zu unterliegen, so nahm er doch alle Maßregeln sie zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22 000, die ihm jetzt gegenüber stehenden Feinde aber 60 000 Mann stark. Sie hatten schon in der Mitte des Septembers eine Probe der preußischen Thätigkeit bei Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzosen, mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten diese Stadt zu ihrem Erholungsort ausersehn, um sich von den Strapazen des Kriegs etwas auszuruhen. Es war beim herzoglichen Hofe große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen

gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirten. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der preußische General Seidlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und blinkenden Schenktische, und eilten aus der Stadt. Seidlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen seiner äußerst ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit seinen Offizieren die Plätze an der herzoglichen Tafel ein; eine sonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hofgastmahl von Kriegsbefehlshabern der einen Partei angefangen und von denen der andern Partei geendigt wurde. Nur wenige Soldaten von den Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, Maitressen, Feldpaters und Komödianten, die von einer französischen Armee unzertrennlich waren. Die Equipagen vieler Generale fielen den Preußen in die Hände, worunter man ganze Kisten von wohlriechenden Wässern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papageien fand. Seidlitz überließ seinen Husaren diese Toilettenbeute, den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder in dem Besitz ihrer verlornen dringenden Bedürfnisse befanden. Der Prinz Soubise brannte vor Begierde sich zu rächen; besonders nachdem er erfahren, daß Seidlitz diese Unternehmung bloß mit zwei Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburghausen, der als Reichsfeldmarschall eben zu den Franzosen gestoßen war, schlug sogleich vor, die Preußen aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieser Expedition den Kern beider Armeeen; alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die österreichische Cavallerie und Laudon mit seinen Croaten stießen. Diese anrückende Armee aber sah zu ihrem großen Befremden, daß Seidlitz in Schlachtordnung stand; dabei war seine Stellung so künstlich, daß die Feinde glaubten, die ganze preußische Armee vor sich zu haben, daher sie sich ohne zu schlagen zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Name Hülfsvölker entehrt, so war es in diesen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringste Rücksicht auf Bundesgenossen nahm, vielmehr sie verspottend ihr Elend vermehrte. Die Franzosen behandelten Sachsen wie ein feindliches Land. Fourage, Proviant, Mahlzeiten für die Soldaten mit Überfluß verbunden, ja selbst Geld an die Befehlshaber, wurde von diesen Alliierten mit Gewalt erpreßt, wobei man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geschah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter anderm hatten die in der Nähe von Freiburg liegenden Dörfer, Branderode, Volgstädt, Scheiplig, Gröst, Zauchfeld, und andre,

zwanzig an der Zahl, dieses harte Schicksal. Im erstern Dorfe wurde das Schloß des Edelmanns, Namens Bose, auf Kosakenart verwüstet. Die kostbaren Möbel, die zu schwer waren fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen, und die Dokumente und Briefschaften aus rasender Bosheit in Stücke zerrissen. Auch die Kirchen blieben nicht verschont. Altäre, Kirchstühle und Kanzeln wurden zertrümmert, und die metallenen Kelche, die für die Räuber keinen Wert hatten, durch die unflätigsten Handlungen geschändet. Bei vielen Dörfern sah man Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt. Da diese Franzosen nicht alles noch lebende Vieh essen oder mit sich schleppen konnten, so hieben sie die Tiere lebendig in Stücke, und warfen sie hin als eine Beute für Raubvögel. Diese von einem aufgeklärten Volke im 18. Jahrhundert an Bundesgenossen verübten Greuel geschahen in Sachsen gegen Ende des Oktobers, einige Wochen vor der Schlacht bei Roßbach, und zwar zeichneten sich dabei am meisten aus: die französischen Regimenter Piemont, Beauvoisis, Fitzjames und Deux-Pont, ferner die bei dieser Armee befindlichen Croaten, Warasdiner und Pfälzer, ja selbst einige Schweizerregimenter.

Sobald Friedrich seine Stellung bei Erfurt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehn, ging Soubise über die Saale, und näherte sich Leipzig, mit der Äußerung, daß er durchaus Sachsen von den Preußen befreien wolle. Der König rückte dem Feinde entgegen, der so übel postiert war, daß die preußischen Husaren bis mitten ins französische Lager drangen, Pferde herausholten, die Soldaten aus ihren Zelten rissen, und mit fortschleppten. Obgleich diese Verwegenheit genugsam bewies, daß sie mit keinem furchtsamen Feinde zu thun hatten, so war doch der Mut zu fechten bei den Franzosen sehr groß; sie hatten nur die einzige Besorgnis, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestätigten diese Vermutung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Manöver und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten auf einem Terrain anzugreifen, wo er seine taktischen Künste entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu schlagen, sondern seine ganze Armee aufzuheben. Man warf jedoch im französischen Lager die Frage auf: ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, sich mit einer so kleinen zu schlagen? Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5. November bei dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freiheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60 000 Mann dar, die Preußen waren nur 22 000 Mann stark. Der König lockte die

Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vorteilhaften Stellung. Sie glaubten, er suchte sich aus ihren Händen zu retten, und bemühten sich daher ihm in den Rücken zu kommen. Bei diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran, und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser, der französischen Lebhaftigkeit das deutsche Phlegma entgegenzustellen. Während ein Teil der französischen Armee dem preußischen Lager gegenüber stehen blieb, bemühten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf alle Verteidigung Verzicht thut. Erst um zwei Uhr Nachmittag brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten sich in Marsch, wobei der General Seidlitz mit der Cavallerie voranzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes, und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seidlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Teil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterei erstaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er, unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manöver verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen umgangen hatte, kam er mit der preußischen Reiterei auf einmal hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formieren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde geschehen war, geschah hier: die leichte Reiterei griff die schwere Cavallerie an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug die französische Gensdarmerie anzufallen. Weder der angestammte Mut dieses edlen Corps, noch ihre kolossalen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu auseinandergestäubt. Es waren bei der französischen Armee auch zwei österreichische Cavallerieregimenter; diese versuchten einige Augenblicke stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reservecorps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die fran-

zösische mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenfeuer, wie bei Musterungen.

Die französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen, und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in der rechten Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dieses Chaos stürzten einige preußische Cavallerieregimenter, und wüteten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtenteils in der Mark Brandenburg zuhause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen „Quartier!“ riefen, und dies nach deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte, und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande; sie schrieen daher bei ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verloren durch dieses Mißverständnis ihr Leben, bis andre, mit der deutschen Sprache bekannt, und durch die Erwiderung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das denn auch bei den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends, und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsternis rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschar. Vergebens versuchte Soubise französische auf falscher Theorie beruhenden Experimente. Seine Folardschen Kolonnen wurden mit leichter Mühe aus einander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizerregimenter fochten noch eine zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die so furchtbare französische Artillerie war auch an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Chef, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot persönlich bei dieser Armee befanden. Sie hatten hundert Offiziere, und mehr als tausend Artilleristen bei sich, womit sie Wunder zu thun versprachen; denn sie rühmten sich, daß, wennauch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wiedergewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß die Überwundenen selbst nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht den Reichstruppen alle Schuld beizumessen.

Nur sieben Bataillone Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel kommandierte, und zehn Bataillone bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die ihm gegenüberstehenden Reichstruppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die auch abgesondert von ihren Bundesgenossen allein fast doppelt so stark als die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und kostete den Franzosen 10 000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tausend andre fielen auf der Flucht in preußische Hände, oder wurden niedergesäbelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Der panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwei Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Cavallerie warf ihre Kürasse und großen Reiterstiefel von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der französische Hof, der dem Marschall d'Estrées nach seinem Siege bei Hastenbeck das Kommando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bei Roßbach den Marschallstab erteilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh, und war also nicht so glücklich diesen preußischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zumteil auf alten Vorurteilen beruhte, war es nur ein Sieg über die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen französischen Grenadier, der sich gegen drei preußische Reiter wie ein Rasender verteidigte, und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung". Der König ging auf dem Schlachtfelde umher, und tröstete die verwundeten französischen Offiziere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten". Mehr bedurfte es nicht, den Edelmut der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der, nicht zufrieden, ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter anderm fielen eine Menge Ludwigskreuze den preußischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden dreiundsechzig Kanonen, und zweiundzwanzig teils Fahnen teils Standarten erobert. Die vereinigten Armeeen

hatten 3560 Tote und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Tote und 274 Verwundete. Unter den letzteren befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seidlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beispiel dieses Feldherrn, daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Alle deutschen Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichsbeschlüsse und eignes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen Nationaltriumph ansah. Der zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß war nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, eigen ist. Die Deutschen aber hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Beweggründe zu diesem Nationalhaß. Die den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des deutschen Mannes, des deutschen Verdienstes, des deutschen Genies und der deutschen Sprache; die Bethörung deutscher Herrscher, groß und klein, von unwissenden französischen Schwätzern, die sich in die Kabinette der Fürsten drängten, ihre Ratgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden, hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Samen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmütigsten, edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als deutsche Staatsdiener jeden Ranges zurückgesetzt zu sehen, um französischen, der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten, und dann, die Deutschen verspottend, nachhause zogen. Traten verdienstvolle deutsche Gelehrte und Künstler mit den Produkten ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehnlichen Geldsummen erwiderte; französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch sogar bei den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beistand zu siegen wußte und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe ihrer Herrscher, auf die von den ihrigen abweichenden Sitten der Franzosen, und auf die

allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bei den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Grade in dem sie unterrichtet waren, fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Kultur dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr als alles andre die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedere Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und erstickte oft alle anderen Betrachtungen. Man sehe ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein preußischer Reiter, im Begriff einen französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen österreichischen Kürassier hinter sich mit dem Schwert über seinem Kopf. „Bruder Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Franzosen.“ — „Nimm ihn“, antwortete der Österreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden morden; und überdies haben alle civilisierten Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden das Unglück im Kriege, gegen welches weder vortreffliche Heerführer, noch tapfre Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebei nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Scham, und alle guten Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben; dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemütigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehen des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich bei dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert französische Offiziere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobei man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe

kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hiezu kam die Idee eines Marquis de Brandebourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre that, de faire une espèce de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die französischen Offiziere Roßbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugen, daß man genötigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hieher gehört folgender Zug: Eine preußische Hofdame, die in dem Gemach der Königin einen französischen Obersten unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf“. Die durch diese so unerwartete Grobheit beleidigte Dame hatte Gegenwart des Geistes genug, um folgende schöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl Recht, mein Herr, seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel ähnliches, sonst aber ist es eine recht gute Stadt“.

Andere französische Offiziere von feinen Sitten litten bei dieser Aufführung ihrer Landsleute, so daß ihr eigenartiges, zumteil edles Betragen den widrigen Eindruck nicht auslöschen konnte. Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt, Friedrich selbst gab ein großes Beispiel davon, da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb tote Cüstine sich im Bette emporrichtend ausrief: „Ach Sire! Sie sind größer als Alexander; er quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen Öl in ihre Wunden“.

Die Nachricht von der Schlacht von Roßbach trug nicht wenig bei, den Gram der Königin von Polen, in deren Seele die stärksten Leidenschaften wüteten, auf höchste zu bringen. Er brach ihr kummervolles Herz, und wenig Tage nach nachher fand man sie tot im Bette. Schon lange war sie kränklich gewesen, allein nicht so, daß man ein nahes Ende befürchtete. Sie hatte den Abend zuvor ihre Hofleute voll des tiefsten Grams entlassen, und da diese am nächsten Morgen sich wieder einstellten, war sie nicht mehr. Friedrich verlor an ihr eine unversöhnliche Feindin, die, durch falsche Religionsbegriffe verleitet, nicht wenig an dem großen Kriege schuld war, der ihre Unterthanen so unglücklich machte, und die alles gern ihrem Fanatismus aufgeopfert hätte.

Von den geschlagenen französischen und Reichstruppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangene einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angrenzenden Provinzen zu sehen. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt

machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Österreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn durch so viele Schlachten geschwächten Bataillonen und achtundzwanzig Schwadronen eilte."

Seither schwankte in diesem entsetzlichen Kriege der sieben Jahre der Sieg unentschieden hieher und dorthin. Wohl siegte Friedrich bei Leuthen mit nur 32 000 Mann über 80 000 Österreicher; sein Feldherr Herzog Ferdinand von Braunschweig trieb im Frühjahr 1758 die Franzosen vollends über den Rhein; Friedrich selbst schlug die Russen bei Zorndorf. Dann traf ihn aber der Überfall von Hochkirch. Und im folgenden Jahre (1759) suchte er vergebens die Vereinigung der Russen und Österreicher zu hindern: er erlitt die schwere Niederlage bei Kunersdorf; es folgte Finks Übergabe bei Maxen, Ferdinands von Braunschweig Niederlage bei Bergen. Trotz dem baldigen glänzenden Siege dieses Feldherrn bei Minden sah sich Friedrich durch die große Erschöpfung des Landes zu Friedensversuchen gezwungen, die jedoch scheiterten. Im Anfang des Jahres 1760 hatte er gegen mehr als 200 000 Feinde nur noch 90 000 Mann ins Feld zu stellen. Sein Feldherr Fouquet erlitt bei Landshut in Schlesien eine gänzliche Niederlage. Darauf rettete Friedrich Schlesien durch den Sieg über die Österreicher bei Liegnitz, Sachsen durch den Sieg über dieselben Feinde bei Torgau; aber die Franzosen behaupteten sich nach unentschiedenen Kämpfen auf der rechten Rheinseite in den Landstrichen um Werra, Fulda, Sieg. Vollends das Jahr 1761 ließ sich für Friedrich traurig an: die Russen und Österreicher vereinigten sich in Schlesien — 130 000 Mann gegen 50 000 Preußen, Schweidnitz und Colberg gingen verloren; dazu kam der Verlust der englischen Subsidien. Friedrich begann an seiner Rettung zu verzweifeln. Da starb die Zarin Elisabeth; es kam zum Frieden, sogar zu einem allerdings unfruchtbaren Bündnis mit Rußland; Friedrich siegte über Daun bei Burkersdorf, Schweidnitz wurde wiedererobert, Prinz Heinrich und Seidlitz siegten bei Freiberg. Die Ermattung Aller beendigte den Krieg; „der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, erweichten ihren harten Sinn und machten endlich Friede", der die beiden früheren Friedensschlüsse bestätigte. Die schweren Wunden Preußens wurden von dem König in langer Friedenszeit gründlich geheilt: es war und blieb eine der maßgebendsten Großmächte der Welt. Mit einer Anderen unverständlichen Verehrung blickte seither und blickt noch heute der Preuße zu seinem großen König empor; das Nationalbewußtsein aller Deutschen aber rankte sich in der Erinnerung an Roßbach hinauf an dieser Heldengestalt, die den deutschen Namen zum ersten male wieder zu Ehren gebracht.

18. Die Schlacht bei Saratoga.

(Im Jahre 1777.)

In einem Vorwort zu E. Laboulayes Geschichte der Vereinigten Staaten schreibt J. C. Bluntschli am 14. Juli 1868: „Nächst der englischen Nation hat die deutsche von allen anderen Nationen das größte Interesse, sich mit der politischen und der Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika bekannt zu machen. Wir sind mit den Amerikanern verbunden, durch die Blutsverwandtschaft und durch den protestantischen Geist, durch die Liebe zu persönlicher Freiheit und durch unsere Verfassungskämpfe: der angelsächsische Stamm, welcher zuerst die amerikanischen Kolonieen gegründet und ein freies Gemeinwesen ausgebildet hat, und der heute noch den politischen Charakter der Union vorzüglich bestimmt, ist wie wir von germanischer Art, und hat seine erste geistige Befreiung und Erziehung der deutschen Reformation zu verdanken. Die neue Welt ist, wie die Mitte und der Norden Europas, voraus germanisch und protestantisch. Die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat in dem letzten Jahrzehnt an Massenhaftigkeit sogar die englische überstiegen und wird nur von der irischen gewöhnlich übertroffen. In manchen Jahren sind mehr als 100 000 Deutsche, in einigen mehr als 200 000 Deutsche nach Amerika gefahren, um sich da eine neue Heimat zu gründen. Gegenwärtig schon ist jedes deutsche Land, jede deutsche Stadt und fast jedes größere deutsche Dorf durch Ansiedler vertreten. Es wird in kurzer Zeit dahin kommen, daß fast jede deutsche Familie eine zweifache Heimat haben wird, dies- und jenseit des Ozeans, in Deutschland und in Nordamerika. Noch immer ist diese Verbindung in lebhaftem Wachstum begriffen: die Zukunft der Welt wird großenteils von ihr bestimmt werden.

An dem ersten Kampfe der Amerikaner für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes nahm die deutsche Nation nur einen geringen Anteil. In den Reihen der Amerikaner kämpften nur wenige deutsche Offiziere. Größere Scharen von Deutschen vergossen damals ihr Blut als Söldner der englischen Krone, von ihren Dynasten um ein schmachvolles Sündengeld verkauft. Aber der deutsche König, der den werdenden deutschen Staat begründet hat, Friedrich d. Gr., erkannte mit seinem genialen Scharfblick damals schon die Bedeutung jener Kämpfe für die Befreiung der Menschheit. Er war ein aufrichtiger und begeisterter Freund der amerikanischen Republik. Seinen Bemühungen vorzüglich war es zu verdanken, daß Frankreich derselben in ihrer höchsten Not mit Truppen und Geld wirksamen Beistand leistete. Er überwand die Bedenken des französischen Hofes durch die Zusage, daß er inzwischen für den Frieden des europäischen Kontinents sorgen werde. Die Sicherheit Frankreichs vor einem englischen Angriffe in Europa war die Bedingung jener Hülfe. Ebenfalls durch einen Vertrag dieses Königs mit der jungen Republik wurde zuerst der herkömmlichen Barbarei des Seekriegs durch Einführung eines civilisierteren Völkerrechts gemeinsam entgegengewirkt, und damit ein Vorbild für die zukünftige Richtung der deutsch-amerikanischen Verträge gegeben.

Einen größern Anteil hat die deutsche Nation an der Abschaffung der Sklaverei in Amerika und an dem furchtbaren Bürgerkrieg für Erhaltung der Union. Durchweg war das deutsche Element in der Union auf seiten des Nordens; und die Schuldpapiere der Union fanden in Deutschland auch zu der Zeit Absatz und Kredit, als sich das aristokratische England und selbst das kaiserliche Frankreich mißtrauisch und ängstlich von dem Markte fernhielten.

Höchst merkwürdig sind die Analogieen in der amerikanischen und der deutschen Verfassungsgeschichte. Zwar ist diese eben so entschieden monarchisch, wie jene republikanisch. Aber beide Völker haben erst die Auflösung der ältern Reichseinheit in eine Anzahl selbständiger Staaten, dann die Verbündung dieser Staaten zu einer Bundesgemeinschaft ohne Einheit des Willens und ohne Einheit der Macht als Vorstufen ihrer spätern Einigung zu einem wahren Gesamtstaate durchgemacht. In beiden Gesamtkörpern kam es zu einem entscheidenden innern Kampfe, der den tief in beiden wurzelnden Dualismus überwand. In beiden hat die Arbeit und die Energie des Nordens über den stolzen Süden gesiegt.

Für uns Deutsche ist die amerikanische Staatenbildung überaus lehrreich. Die Staatsmänner der Union haben zuerst das große Problem gelöst: eines einheitlichen Gesamtstaates, einer wahren staatlichen Union einerseits, welche dem ganzen Volke nationale Organe seiner Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gewährt und anderseits freier autonomischer, auch wieder als Staaten organisierter Teile....".

Diese Bedeutung Amerikas für uns, ja für die ganze Welt, hat ihre Wurzeln in dem glücklichen Gelingen des Unabhängigkeitskampfes gegen England, denn man wird nicht annehmen dürfen, daß die jetzige Union als bloße Provinz Englands sich so gewaltig habe entwickeln können; andererseits war die erkämpfte Unabhängigkeit der Union ein unzerbrechlicher Riegel gegen die Gelüste Albions, die ganze Welt seinem aussaugenden Handel zu unterwerfen und ein Handelsmonopol zu errichten, das die Entfaltung aller übrigen Nationen nicht bloß erschwert, sondern geradezu unmöglich gemacht haben würde. Man überblicke die jetzige Machtstellung Englands und erwäge, was hätte werden müssen, wenn seit hundert Jahren auch Nordamerika im englischen Banne gestanden! Und darum kommt dem Ereignis von Saratoga eine eminent welthistorische Bedeutung zu. Und Lord Mahon ermißt nicht einmal annähernd die volle Tragweite dieses Ereignisses, wenn er im übrigen ganz richtig urteilt: „Keiner selbst von jenen gewaltigen Kämpfen, welche von Hunderttausenden durchgefochten und von Zehntausenden mit dem Leben bezahlt wurden, hat ein fruchtbringenderes Resultat gehabt, als die Übergabe jener 3500 Streiter bei Saratoga. Sie änderte nicht nur die Beziehungen Englands und die Gefühle Europas gegen jene rebellischen Kolonieen, sondern sie modifizierte für alle Zukunft die Verbindung jeder Kolonie mit ihrem Mutterlande“.

Die Holländer hatten zuerst (1614) mit der Anlage von Kolonieen in Nordamerika begonnen. Die ersten Versuche der Engländer mißglückten; neue Versuche unter Jakob I. waren glücklicher (Virginien). Erst die vielfach unbefriedigenden Zustände Englands in religiöser wie politischer Beziehung zur Zeit der Bürgerkriege gegen die Stuarts und während der Cromwellschen Republik, wozu stets wachsende Handelsinteressen sich gesellten, vermehrten die Auswanderung aus England, die Ansiedelung in dem auf religiösem wie politischem Gebiete vollkommen freien, jedem arbeitsfähigen Armen den Erwerb von reichem Grundbesitz ermöglichenden Nordamerika. Die Kolonisten breiteten sich aus im Kampf gegen Indianer, Holländer und Franzosen (in Canada) und bildeten endlich dreizehn Kolonieen, die jedoch im englischen Parlament keine Vertreter haben durften. Als nun nach einem siebenjährigen Seekriege Englands mit Frankreich die Staatsschulden des erstern eine ansehnliche Mehrung aufwiesen und das Mutterland den ersten Versuch machte, die Kolonieen zu besteuern (Stempeltaxe 1765, nach deren Zurücknahme 1766 Einfuhrsteuer auf Thee, Papier, Glas- und Farbwaren), erhob sich ein allgemeiner Widerstand gegen die Steuern, die ein Parlament, in welchem die Kolonieen nicht vertreten wären, aufzulegen wage. Man verabredete, keine englischen Handelsartikel zu kaufen. Von der ostindischen Handelscompagnie eingeführte Theekisten wurden im Hafen von Boston vernichtet (1773). Das Parlament antwortete mit Schließung des Hafens von Boston und mit

Vernichtung der Freiheiten von Massachusetts. Nun traten die Kolonisten 1774 im ersten Kongreß zu Philadelphia zusammen und erließen das berühmte Manifest über die Beschwerden der verbündeten Kolonieen. Gegen die warnende Stimme des ältern Pitt beschloß das englische Parlament 1775 die gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes: das Treffen bei Lexington zwischen englischen Truppen und neugebildeten Milizen eröffnete den Unabhängigkeitskrieg. Am 15. Juni 1775 trat dann Washington als Oberbefehlshaber an die Spitze der Rüstungen und bildete nach Auflösung der alten Milizen unter den größten Schwierigkeiten ein neues Heer (etwa 15 000 Mann), bald auch eine kleine Flotte. Es folgte am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung, durch welche sich die dreizehn Kolonieen vollends vom Mutterlande losrissen und sich als Staatenbund eine selbständige Verfassung gaben. Aber im Felde zeigten sich die ungeübten und der Kriegszucht ungewohnten Amerikaner den durch deutsche, von einigen Fürsten gekaufte Truppen verstärkten Engländern keineswegs gewachsen: die Ereignisse von 1776 machten das eroberte New-York zur Operationsbasis der Armeeen des Mutterlandes. Die Gefahren für die Kolonieen häuften sich ganz außerordentlich; das Jahr 1777 schien die Unterwerfung bringen zu müssen.

Creasy (Seubert) schildert die Ereignisse dieses Jahres und die Pläne der Engländer folgendermaßen: „Ein Blick auf die Karte zeigt, wie der Hudson, welcher bei New-York in das Atlantische Meer fällt, vom Norden her senkrecht hinter den Staaten von Neuengland weg läuft und mit der Küstenlinie des Atlantischen Meeres einen Winkel von 45 Grad bildet, innerhalb dessen die Staaten von Neuengland liegen. Nördlich vom Hudson und in dessen Verlängerung zieht sich eine Reihe von Seeen nach der canadischen Grenze hin. Man muß sich diese geographischen Punkte genau einprägen, um den Operationsplan zu verstehen, den die Engländer im Jahre 1777 durchzuführen versuchten, der aber durch die Schlacht bei Saratoga vereitelt wurde.

Die Engländer hatten eine bedeutende Militärmacht in Canada; ein Angriff, den die Amerikaner im Jahre 1776 auf die Provinz unternahmen, war daher vollständig zurückgewiesen worden. Das britische Ministerium beschloß deshalb, im nächsten Jahre den Vorteil, den die Besetzung von Canada gewährte, nicht nur zum Zwecke der Verteidigung, sondern auch zu einem kräftigen, zermalmenden Schlage gegen die aufständigen Kolonieen zu benutzen. In dieser Absicht wurde die Armee von Canada bedeutend verstärkt. Siebentausend Mann Kerntruppen nebst einem wohl ausgerüsteten und von erlesenen und erfahrenen Offizieren geführten Artilleriecorps gingen von England dahin ab. Man brachte große Quantitäten Kriegsbedarf zusammen, um die canadischen Freiwilligen, von denen man erwartete, daß sie sich der Expedition anschließen würden, damit auszurüsten. Die so gesammelte Streitmacht sollte den Seeen entlang und von da längs der Ufer des Hudson südwärts marschieren. Zugleich

sollte die britische Armee in New-York, oder wenigstens eine starke Abteilung derselben, eine Bewegung in nördlicher Richtung am Hudson hinauf ausführen, so daß beide Expeditionen bei Albany, einer Stadt an diesem Flusse, zusammenträfen. Durch diese Operationen wären alle Verbindungen zwischen den nördlichen Kolonieen und denen des Zentrums und Südens abgeschnitten worden. Hierdurch gedachte man eine unwiderstehliche Macht zusammenzubringen, welche allen fernern Widerstand in Neuengland niederschmettern konnte. War einmal dies geschehen, so, glaubte man, würden die anderen Kolonieen sich bald unterwerfen. Die Amerikaner hatten keine Truppen im Felde, die befähigt schienen diese Bewegungen zu vereiteln. Ihre Hauptarmee unter Washington war damit beschäftigt, Pennsylvanien und den Süden zu hüten. Jedenfalls glaubte man, die Insurgenten müßten, wenn sie den beabsichtigten Feldzugsplan stören wollten, eine offene Feldschlacht wagen, wo dann die Überlegenheit der Royalisten an Zahl, Disziplin und Ausrüstung den letzteren einen glänzenden Sieg zu versprechen schien. Dieser Plan war ohne Frage mit Geschick angelegt, und wäre die Ausführung so trefflich gewesen wie der Entwurf, so hätte aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach die Wiedereroberung oder Unterwerfung der dreizehn Vereinigten Staaten daraus erfolgen müssen. Es wäre somit die im Jahre 1776 proklamierte Unabhängigkeit vernichtet worden, ehe sie ein zweites Jahr überlebt hätte. Keine europäische Macht hatte sich damals geneigt gezeigt, die Amerikaner zu unterstützen. Allerdings war England der Gegenstand der allgemeinen Eifersucht, und man glaubte, es habe im Pariser Frieden ein Übermaß der Macht zugeteilt erhalten, das es dem europäischen Gleichgewicht gefährlich mache. So gerne ihm aber manche eine Wunde beigebracht hätten, so wagte es doch niemand, den Schlag zu thun. Hätte daher Amerika im Jahre 1777 eine Niederlage erlitten, so hätte man es ruhig fallen lassen, ohne ihm beizustehen.

In Lord Albemarles „Denkwürdigkeiten des Marquis von Rockingham" finden sich die folgenden, von König Georg III. eigenhändig aufgesetzten Bemerkungen über den Plan zu Burgoynes Expedition, welche wir uns nicht versagen können, hier mitzuteilen:

„Die Umrisse des Planes scheinen auf einer guten Grundlage zu ruhen. Der Stand der gegenwärtig in Canada befindlichen Truppen (mit Einschluß des 11. britischen Regiments, des Corps von M'Clean, der Braunschweiger und Hannoveraner) beträgt 10 527 Mann; hiezu elf Reservecompagnien und 400 hannoveranische Jäger macht 11 443.

Da Krankheiten und andere Zufälligkeiten zu erwarten sind, so glaube ich, daß man mit nicht mehr als 7000 Mann über den Champlainsee hinaus rücken kann; denn es wäre sehr unklug, in Canada etwas zu riskieren.

Die Bestimmung der Stationen für die in der Provinz Zurückgelassenen mag nicht ganz zweckmäßig erscheinen, obschon der vorgeschlagene Plan

empfohlen werden kann. Man muß Indianer mit verwenden, und diese Maßregel muß ohne Hehl verkündet werden; Carleton muß die strengste Weisung erhalten, den „Apollo“ für Burgoyne bereit zu stellen.

Man muß in größter Eile Magazine zu Crown Point errichten.

Man muß womöglich den Georgesee in Besitz nehmen, nur wenn dies durchaus unmöglich ist, darf man über South Bay und Skeenborough vorrücken.

Da Sir W. Howe es nicht für zweckmäßig hält, von Rhode Island gegen Massachusetts zu agieren, so muß die von Canada abrückende Kolonne bei Albany zu ihm stoßen.

Die Diversion am Mohawkflusse sollte wenigstens durch die 400 hannoveranischen Jäger verstärkt werden.

Die Artilleriedirektion sollte eine vollständige Garnitur von Schanzzeug abgeben.

Die Vorräte sollten auf ein Dritteil mehr, als der effektive Stand beträgt, berechnet sein und der General angewiesen werden, dieselben da nicht auszuteilen, wo die Truppen im Lande selbst ihren Unterhalt finden. Burgoyne unterschätzt die deutschen Rekruten gewiß bedeutend.

Die Idee, die Armee dem Sir W. Howe zursee zuzuführen, würde nötig machen, daß ein größerer Teil davon in Canada bliebe, weil in diesem Falle das aufständige Heer diese Provinz von der Hauptarmee unter Sir W. Howe trennen würde. Dieser Plan gefällt mir durchaus nicht.“

Burgoyne hatte sich durch einige kühne und auffallende Unternehmungen während des letzten Krieges in Portugal einen Ruf erworben. Er war persönlich ein so tapferer Offizier, als je einer an der Spitze britischer Truppen stand; er besaß ein nicht unbedeutendes Talent als Taktiker und nahm in Beziehung auf allgemeine intellektuelle Fähigkeiten und Kenntnisse eine hohe Stufe ein. Er hatte mehrere sehr fähige und erfahrene Offiziere unter sich, worunter den Generalstabschef Philipps und den Brigadegeneral Frazer. Seine regulären Truppen betrugen mit Ausnahme des Artilleriecorps 7200 Mann, fast zur Hälfte Deutsche. Dazu kam ein Hülfscorps von 2—3000 Canadiern. Auch hatte er die Krieger verschiedener roten Indianerstämme in der Nähe der westlichen Seeen aufgefordert, zu seiner Armee zu stoßen. Man hat hierüber in England und Amerika viel schöne Worte verschwendet, und die Herbeiziehung dieser wilden Hülfsvölker verdammt. Aber Burgoyne scheint nicht mehr gethan zu haben, als Montcalm, Wolfe und andere französische, amerikanische und englische Generale vor ihm. Übrigens waren die Dienste der Indianer bei ihrer zügellosen Wildheit, ihrer Untauglichkeit für ein regelmäßiges Gefecht und der gänzlichen Unmöglichkeit, sie unter eine feste Disziplin zu bringen, in schwierigen Momenten von geringem oder gar keinem Werte; während ihre Unthaten die ganze Bevölkerung der

beteiligten Bezirke in Wut versetzten und sie zu offenen Feindseligkeiten gegen Burgoynes Heer veranlaßten.

Burgoyne sammelte seine Truppen und Bundesgenossen am Bouquetflusse auf der Westseite des Champlainsees. Am 21. Juni 1777 gab er sodann seinen roten Alliierten ein Kriegsfest und hielt eine Rede an sie, worin er ihnen die Notwendigkeit zu Gemüte führte, sich ihrer gewöhnlichen grausamen Behandlung Unbewaffneter und Gefangener zu enthalten. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er ein pomphaftes Manifest an die Amerikaner, in welchem er die Widersetzlichen mit allen Schrecknissen indianischer und europäischer Kriegführung bedrohte. Die Armee ging zu Wasser bis Crown Point, einer von den Amerikanern besetzten Schanze am nördlichen Ende des Kanals, der das Wasser vom Georgesee in den Champlainsee führt. Er landete hier zwar, ohne Widerstand zu finden; aber die Einnahme von Ticonderoga, einem zwei Meilen südlich von Crown Point gelegenen Fort, war schon weit schwieriger und galt für den kritischen Punkt der Expedition. Ticonderoga beherrschte nämlich die den See entlang führende Straße, auf welcher Burgoyne vorrücken mußte. Bei einem frühern Angriff im Jahre 1758 im Kriege gegen die Franzosen waren die Engländer hier mit großem Verluste zurückgewiesen worden. Jetzt berannte Burgoyne das Fort mit so großer Geschicklichkeit, daß der amerikanische General St. Clair, welcher nur über eine schlecht ausgerüstete Armee von etwa 3000 Mann verfügte, es am 5. Juli räumte. Hätte er anders gethan, so wäre ohne Zweifel seine ganze Armee vernichtet oder gefangengenommen worden; während sie doch die Hauptmacht bildete, welche man damals zum Schutze der Staaten von Neuengland aufbringen konnte. Als St. Clair daher von einigen seiner Landsleute wegen des Aufgebens von Ticonderoga getadelt wurde, durfte er sehr richtig erwidern: er habe allerdings einen Posten verloren, aber eine Provinz gerettet. Burgoynes Truppen verfolgten die weichenden Amerikaner, errangen mehre Vorteile über sie und nahmen ihnen einen großen Teil ihrer Artillerie und ihrer Kriegsbedürfnisse ab.

Der Verlust der Briten in diesen Gefechten war ein geringer. Die Armee rückte in südlicher Richtung den Georgesee entlang nach Skeenborough; von da marschierte sie langsam und unter großen Hindernissen durch ein sehr durchschnittenes Terrain voll kleiner Buchten und Moräste, die vom Feinde durch Verhaue und andere Hemmnisse ungangbar gemacht waren, bis Fort Edward am Hudson, während die amerikanischen Truppen immer vor ihr zurückwichen.

Am 30. Juli erreichte Burgoyne das linke Ufer des Hudson. Bis dahin hatte er alle Hindernisse, die ihm der Feind und die Natur des Landes in den Weg legte, überwunden. Seine Armee erfreute sich einer trefflichen Disziplin und war vom besten Geiste beseelt. Die Gefahr der Expedition schien vorüber, sobald sie einmal am Ufer des Flusses stand, welcher den

Verbindungsweg zwischen ihr und der englischen Südarmee bilden sollte. Doch lassen sich ihre Gefühle und die der englischen Nation im allgemeinen, als die Nachricht von den ersten Erfolgen sich verbreitete, am besten aus den Worten eines zeitgenössischen Schriftstellers erkennen. Burke schildert sie im Jahresregister von 1777 also:

So fegte ein rascher Strom von Erfolgen jedes Hindernis vor der Nordarmee hinweg. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Offiziere und Mannschaft, durch ihr Glück hocherfreut, dieses und ihre Tapferkeit für unwiderstehlich hielten; wenn sie den Feind verachteten, ihre Anstrengungen dem Ende nahe, Albany fast schon in ihren Händen wähnten und die Unterwerfung der Nordprovinzen eher für eine Frage der Zeit, als für eine schwere und gefährliche Aufgabe ansahen.

Im Heimatlande war der Jubel grenzenlos; und zwar nicht allein bei Hofe, sondern bei all denen, welche eine schonungslose Unterjochung, eine unbedingte Unterwerfung der Kolonieen hofften oder wünschten. Der Verlust, den die Amerikaner an ihrem Rufe erlitten, war größer und konnte bedenklichere Folgen nach sich ziehen, als der an Boden, Posten, Artillerie oder Mannschaft. Jene verächtlichen oder herabsetzenden Beschuldigungen, die ihre Feinde gegen sie erhoben: — daß es ihnen an Mut und Fähigkeit fehle, selbst wenn es sich um die Verteidigung ihres Teuersten handle, wurden jetzt wiederholt und geglaubt. Diejenigen, welche sie noch als Menschen betrachteten, nicht alle Liebe zu ihnen als Brüdern verloren hatten, ja sogar die Hoffnung hegten, daß eine glückliche Versöhnung auf konstitutionellen Grundlagen selbst jetzt noch möglich sei, ohne daß deshalb auf der einen Seite die Würde und das gerechte Ansehen der Regierung, auf der andern die Rechte des freien Mannes geopfert zu werden brauchten, mußten sich, ihrer günstigen Stimmung im allgemeinen ungeachtet, jetzt gestehen, daß die Amerikaner nicht wenig in ihrer Achtung gesunken seien. Es war nicht schwer, die Meinung zu verbreiten, daß der Krieg jetzt eigentlich beendigt sei und daß jeder weitere Widerstand nur dazu dienen könne, die Bedingungen der Unterwerfung zu erschweren. Dies waren die unmittelbaren Folgen des Verlustes jener großen Schlüsselpunkte Nordamerikas: Ticonderogas und der Seeen.

Die Bestürzung, welche die Ereignisse unter den Amerikanern hervorriefen, war natürlich groß; allein inmitten dieser Unfälle zeigte doch kein Kolonist die mindeste Neigung, sich zu unterwerfen. Die Lokalregierungen der Staaten von Neu-England sowie der Kongreß trafen kräftige und entschlossene Anstalten zur Zurückweisung des Feindes. General Gates wurde zur Übernahme des Oberbefehls nach Saratoga gesandt, während Washington Arnold, einen Lieblingsführer der Amerikaner, mit Verstärkungen an Truppen und Geschützen von der amerikanischen Hauptarmee detachierte, um unter jenem zu wirken. Mittlerweile hatte Burgoynes Herbeiziehung der Indianer

die schlimmsten Wirkungen hervorgerufen. So sehr er sich auch bemühte, die Scheußlichkeiten, die jene zu verüben gewohnt waren, zu hemmen, so konnte er doch nicht verhindern, daß manche barbarische Unthaten vorkamen, welche den Gefühlen der Menschlichkeit eben so sehr widerstrebten, wie den Gesetzen einer civilisierten Kriegführung. Die amerikanischen Befehlshaber ließen es sich angelegen sein, diese Excesse überallhin bekannt zu machen, da sie wohl wußten, daß hiedurch die halsstarrigen Neu-Engländer nicht zur Nachgiebigkeit, wohl aber zur Wut gebracht werden würden. Diese Wirkung trat auch ein. Wenn jene auf ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Schwestern, ihre bejahrten Eltern blickten und der grausamen Indianer gedachten, die nach dem Blute der Männer, Weiber und Kinder dürsteten, jener Kannibalen, welche die Schlachtopfer ihrer barbarischen Gefechte quälten, mordeten, verstümmelten und auffraßen, dann fuhr wohl Entsetzen auch durch die Brust des Tapfersten, aber gerade dieses Entsetzen führte zu nichts weniger, als zur Unterwerfung unter die königliche Armee. Im Gegenteil, man sah, daß selbst die wenigen Freunde der königlichen Sache eben so der blinden Wut der Wilden zum Opfer fielen, wie die Feinde derselben. So hatten die Bewohner des offenen Grenzlandes keine Wahl, und sie konnten sich nur dadurch sicherstellen, wenn sie ihre Wohnungen verließen und zu den Waffen griffen. Jedermann sah ein, daß es durchaus nötig sei, vorübergehend Soldat zu werden, nicht nur seiner eigenen Sicherheit wegen, sondern auch um jene Bande, die uns teurer als das Leben sind, zu schützen und zu verteidigen. So erhob sich eine Armee aus den Wäldern, Bergen und Sumpfgegenden, welche dort nicht mit Pflanzungen und Ortschaften besetzt waren. Die Amerikaner faßten neuen Mut; und als ihre reguläre Armee vernichtet schien, zauberte der Geist, der alle beseelte, eine größere und furchtbarere Streitmacht hervor.

Während so tüchtige Rekruten, die mit den Feuerwaffen umzugehen wußten und zeitweise bei der Provinzialmiliz den Dienst erlernt hatten, unter Gates und Arnolds Fahnen bei Saratoga strömten, und Burgoyne auf der andern Seite zu Fort Edward bemüht war, die Mittel herbeizuschaffen, um seine Armee durch das durchschnittene feindselige Land hindurchzubringen, traten zwei für die Engländer ungünstige Ereignisse ein, deren moralische Wirkung noch weit bedeutender war, als das unmittelbare Ergebnis der Gefechte. Als nämlich Burgoyne Canada verließ, hatte er den General St. Leger mit einem gemischten Corps von etwa 1000 Mann und einigen leichten Feldgeschützen über den Ontariosee gegen das von den Amerikanern besetzte Fort Stannix entsendet. Nach der Wegnahme dieses Forts sollte derselbe längs des Mohawkflusses bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Hudson zwischen Saratoga und Albany rücken und sich dort mit Burgoyne vereinigen. Allein nach einigem anfänglichen Erfolge sah sich St. Leger genötigt, den Rückzug anzutreten, wobei er seine Zelte und eine große Menge

Vorräte in den Händen der Besatzung lassen mußte. Zur selben Zeit, da General Burgoyne die Meldung von diesem Unfalle erhielt, erfuhr er einen noch schwereren. Der Oberst Baum, welchen Burgoyne an der Spitze einer starken Abteilung deutscher Truppen nach Benington gesandt hatte, um einige Lebensmittelmagazine aufzuheben, deren die britische Armee sehr notwendig bedurfte, hatte dort eine Niederlage erlitten. Es gelang nämlich den Amerikanern, welche durch beständigen Zuwachs eine ansehnliche Stärke erlangt hatten, jenes Corps über den Haufen zu werfen und in die Wälder zu jagen, während der tödlich verwundete Kommandant dem Feinde in die Hände fiel. Dann rückten sie gegen eine aus 500 Mann Grenadieren und leichter Infanterie bestehende Abteilung, welche unter Oberstlieutenant Breymann zur Unterstützung des Obersten Baum heranrückte. Nach einem tapfern Widerstande sah sich auch Breymann genötigt, auf die Hauptarmee zurückzuweichen. Der Verlust der Briten in diesen beiden Treffen überstieg 600 Mann, worunter eine Anzahl amerikanischer Royalisten, welche zur Armee hatten stoßen wollen und sich zu dem Zweck an Oberst Baums Corps angeschlossen hatten.

Ungeachtet dieser Unfälle, welche die Stimmung der Amerikaner bedeutend hoben und ihre Reihen vermehrten, beschloß Burgoyne dennoch weiter vorzurücken. Es war unmöglich, die Verbindung mit Canada mittels der See noch länger zu unterhalten und so die Armee bei ihrem Weitermarsch nach Süden von dort aus zu verpflegen; da er jedoch durch unablässige Anstrengungen Mundvorrat auf dreißig Tage zusammengebracht hatte, überschritt er den Hudson mittels einer Floßbrücke, marschierte dann eine kurze Strecke auf dessen westlichem Ufer und lagerte am 14. September auf den Höhen von Saratoga, etwa drei Meilen von Albany. Die Amerikaner hatten sich von Saratoga zurückgezogen und standen nun in einer starken Stellung bei Stillwater, etwa auf der Hälfte Wegs zwischen Saratoga und Albany, wie es schien entschlossen, nicht weiter zurückzugehen.

Unterdessen war Lord Howe mit dem Gros der in New-York liegenden britischen Armee an den Delaware gesegelt und begann dort einen Feldzug gegen Washington, an welchem der englische General Philadelphia teilnahm und einige glänzende, aber unnütze Erfolge errang. Allein Sir Henry Clinton, ein tapferer und geschickter Soldat, war mit einem ansehnlichen Corps in New-York zurückgeblieben. Er unternahm es nun, den Hudson hinaufzurücken und die Verbindung mit Burgoyne herzustellen. Clinton mußte zu dem Ende einige Verstärkungen abwarten, welche von England versprochen waren, aber erst im September anlangten. Sobald er sie erhalten, schiffte Clinton gegen 3000 Mann auf einer Flottille ein, die von einigen Kriegsschiffen unter Commandeur Hotham gedeckt wurde, und rückte stromaufwärts. Allein es stand lange an, bis er sich mit Burgoyne in Verbindung setzen konnte.

Die Gegend zwischen Burgoynes Stellung bei Saratoga und derjenigen der Amerikaner bei Stillwater war uneben und von Ravins und Bächen durchschnitten; doch rückte die britische Armee nach mühsamer Herstellung von Brücken und Notwegen noch weiter vor. Etwa eine Meile von Saratoga fand am Nachmittag des 19. September ein scharfes Gefecht zwischen einem Teile des englischen rechten Flügels unter Burgoyne selbst und einem starken feindlichen Corps unter Gates und Arnold statt. Der Kampf dauerte bis Einbruch der Dunkelheit. Die Briten blieben Meister des Schlachtfeldes, doch war der Verlust auf beiden Seiten beinahe gleich (500—600 Mann). Die Stimmung der Amerikaner ward wesentlich durch das Bewußtsein erhoben, den besten regulären Truppen der englischen Armee mit Glück widerstanden zu sein. Burgoyne machte jetzt von neuem Halt und verstärkte seine Stellung durch Feldschanzen und Redouten; auch die Amerikaner verbesserten ihre Verteidigungsanstalten. Die beiden Armeeen blieben eine beträchtliche zeitlang in Kanonenschußweite von einander stehen. Burgoyne harrte sehnsüchtig auf Nachricht über das Herannahen der versprochenen Expedition aus New-York, welche nach dem ursprünglichen Plane um diese Zeit von Süden gegen Albany heranrücken sollte. Endlich fand ein Bote Clintons mit großer Schwierigkeit den Weg in Burgoynes Lager und brachte die Nachricht, daß Clinton auf der Fahrt stromaufwärts begriffen sei, um die amerikanischen Forts, welche die Passage dieses Flusses nach Albany verschlossen, anzugreifen. Am 30. September erwiderte Burgoyne, Clinton möchte die Forts so bald als möglich angreifen, da dieses Unternehmen oder schon der Schein desselben die amerikanischen Armeeen veranlassen würde, ihre Stellung vorwärts seines Lagers zu verlassen. Durch einen zweiten Boten, der am 5. Oktober zu Clinton kam, benachrichtigte Burgoyne diesen General, daß er seine Verbindungen mit Canada verloren, aber noch Lebensmittel bis zum 20. habe. Burgoyne beschrieb seine Stellung als stark, und fügte hinzu, daß auch die Amerikaner vor ihm sich fest verschanzt hätten, er zweifle indessen nicht, sie zurückwerfen und bis Albany vorrücken zu können; er glaube aber dort nicht bestehen zu können, da die Gegend ganz ausgesogen sei. Er wünsche deshalb, Clinton möchte ihn dort treffen und die Verbindung mit New-York offen erhalten.

Burgoyne hatte seine Vorräte überschätzt, denn schon zu Anfang Oktober ward er von Not und Schwierigkeiten aller Art hart bedrängt.

Die Indianer und Canadier begannen jetzt auszureißen, während auf der andern Seite Gates' Armee durch immer neu herbeiströmende Milizen verstärkt ward. Die Amerikaner detachierten eine Abteilung gegen Ticonderoga, welche einen kecken, obschon erfolglosen Versuch machte, dieses Fort wieder zu nehmen. Als Burgoyne sah, daß der Feind an Zahl und Unternehmungsgeist mit jedem Tage zunahm und seine eigenen Vorräte immer näher

zusammengingen, beschloß er, die Amerikaner anzugreifen, aus ihrer Stellung zu verdrängen und die Mittel zum Weitermarsch nach Albany zu gewinnen oder wenigstens seine Truppen aus der engen Stellung, in die sie zusammengedrängt waren, zu befreien.

Burgoynes Corps war jetzt kaum noch 6000 Mann stark. Sein rechter Flügel stand auf einer Höhe etwas westwärts vom Flusse; von hier dehnte sich eine Linie von Brustwehren beinahe unter einem rechten Winkel mit dem Flusse längs der Niederung bis an das Ufer des Hudson. Diese Linie war mit Redouten und anderen Erdwerken verstärkt. Auf einer Höhe rückwärts des rechten Flügels war eine starke Redoute erbaut und eine Brustwehr in Hufeisenform davor aufgeworfen. Hier standen die Hessen unter Oberst Breymann und bildeten eine Flankenverteidigung für das Gros der Armee; die numerische Stärke der Amerikaner überstieg jetzt die der Briten selbst an regulären Truppen, die Zahl der Milizen und Freiwilligen aber, die zu Gates und Arnold gestoßen, war noch größer.

Am 29. September war General Lincoln mit 2000 Mann neuenglischen Truppen in das amerikanische Lager gerückt. Gates übergab ihm das Kommando des rechten Flügels und übernahm selbst das des linken, der aus zwei Brigaden unter den Generalen Poor und Leonard, aus dem Schützencorps des Obersten Morgan und einem Teile der neu errichteten Miliz von Neu-England bestand. Die ganze Linie der Amerikaner war unter Anleitung des berühmten polnischen Generals Kosciusko, der als Freiwilliger in Gates' Armee diente, gut befestigt worden. Ihr rechter Flügel zunächst dem Flusse war zu stark, als daß ein Angriff auf dieser Seite einige Aussicht auf Erfolg geboten hätte; Burgoyne beschloß daher den linken anzugreifen. Zu dem Ende bildete er eine 1500 Mann starke Kolonne regulärer Truppen, der er zwei Zwölfpfünder, zwei Haubitzen und sechs Sechspfünder mitgab. Er selbst stellte sich an die Spitze dieser Kolonne; unter ihm befehligten die Generale Philipps, Riedesel und Frazer. Die feindlichen Streitkräfte unmittelbar vor der Front seiner Linie waren so stark, daß er es nicht wagte, die letztere zu entblößen und seine Angriffskolonne dadurch stärker zu machen.

Am 7. Oktober führte Burgoyne seine Kolonne vorwärts. Am Tag vorher hatte Clinton eine glänzende Waffenthat ausgeführt, indem er die zwei amerikanischen Forts, welche die Passage des Hudson sperrten, nahm, und den Amerikanern große Verluste beibrachte. Zugleich hatte er die Flottille, welche die Amerikaner auf dem Hudson unter dem Schutze ihrer Forts zu bilden suchten, zerstört, so daß der Strom nun seinem Geschwader vollständig offen stand. Auch hatte er in kleinen Schiffen, die fast bis Albany gehen konnten, mit eben so viel Gewandtheit als Eifer Lebensmittel für Burgoynes Armee auf sechs Monate herbeigeschafft. Er war jetzt nur noch fünfundzwanzig Meilen von Burgoyne entfernt und eine Abteilung von 1700 Mann

hatte sich Albany bis auf sieben Meilen genähert. Leider kannten die beiden Generale ihre gegenseitigen Bewegungen nicht. Hätte aber Burgoyne seine Schlacht am 7. gewonnen, so mußte er beim Vorrücken alsbald die Nachricht von Clintons Erfolgen hören, und dieser würde die seinigen vernommen haben. Dann hätten die zwei siegreichen Armeeen sich bald in Verbindung gesetzt, und das große Ziel des Feldzuges konnte noch immer erreicht werden. Alles hing von dem guten Glück der Kolonne ab, mit welcher Burgoyne an dem verhängnisvollen 7. Oktober 1777 gegen die amerikanische Position vorrückte. Es waren tapfere Männer, sowohl Engländer als Deutsche, in ihren Reihen; namentlich eines der trefflichsten Grenadierregimenter in britischen Diensten.

Burgoyne schickte einige irreguläre Truppen vor, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Dann führte er seine Kolonne bis auf eine Viertelstunde vom linken Flügel des amerikanischen Lagers und entwickelte sie hier in Linie. Die Grenadiere unter Major Ackland, sowie die Artillerie unter Major Williams bildeten den linken Flügel, ein Corps Deutsche unter General Riedesel und einige britische Truppen unter General Philipps die Mitte, die englische leichte Infanterie aber nebst dem 24. Regiment unter Lord Balcarres und General Frazer den rechten Flügel. Gates wartete den Angriff nicht ab; in dem Augenblick, da die britische Linie gebildet war und vorzurücken begann, ließ der amerikanische General die Brigade des Generals Poor, aus Truppen von New-York und New-Hampshire bestehend, nebst einem Teile der Brigade Leonard einen plötzlichen und heftigen Stoß gegen den linken Flügel der Engländer ausführen, während Oberst Morgan mit seinem Schützencorps und anderen Truppen, zusammen 1500 Mann stark, sich in Marsch setzte, um den rechten Flügel der Engländer zu umgehen. Die Grenadiere unter Ackland hielten den Anfall der Überzahl standhaft aus. Aber Gates sandte noch mehr Amerikaner vor, und in wenigen Minuten war das Gefecht allgemein, sodaß die Deutschen dadurch verhindert wurden, die Grenadiere zu unterstützen. Jetzt setzte auch Morgan mit seinen Büchsenschützen Lord Balcarres und General Frazer scharf zu; zugleich sah man, wie neue feindliche Massen von ihrer äußersten Linken vorrückten, in der offenbaren Absicht, den britischen rechten Flügel zu werfen und ihm zugleich den Rückzug abzuschneiden. Die englische leichte Infanterie und das 24. Regiment zogen sich demgemäß etwas zurück und bildeten ein schräges zweites Treffen, wodurch sie jenes Manöver vereitelten und zugleich in den Stand gesetzt wurden, ihrem eigenen linken Flügel einige Hülfe zu bringen, ohne welche die tapferen Grenadiere durch die Überzahl überwältigt und in Stücke gehauen worden wären.

Der Kampf wurde jetzt von beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit weiter geführt. Die englischen Geschütze wurden zu wiederholten malen genommen und wiedergewonnen; als aber die zu ihrer Deckung bestimmten

Grenadiere vor der Überzahl zurückweichen mußten, ging eines der Geschütze dauernd verloren und wurde nun auf die Engländer gerichtet. Die Majore Williams und Ackland fielen in Gefangenschaft und die Amerikaner behaupteten auf diesem Teile des Schlachtfelds ein entschiedenes Übergewicht. Das britische Zentrum, die Deutschen, hielt indessen seine Stellung noch wacker. Jetzt aber erschien der amerikanische General Arnold auf dem Schlachtfeld und that mehr für seine Landsleute, als ganze Bataillone hätten thun können. Arnold war von General Gates infolge eines über das Treffen vom 19. September zwischen ihnen entstandenen Zankes seines Kommandos entsetzt worden. Er hatte eine zeitlang vom amerikanischen Lager aus den Donner der Schlacht, an der er weder als Führer noch als Streiter teilnehmen durfte, mit angehört. Sein erregter Geist vermochte indessen einen solchen Zustand der Unthätigkeit in die Länge nicht zu ertragen. Er rief nach seinem Pferde, einem starken Braunen, sprang hinauf und jagte nach dem Teil des Schlachtfelds, wo es am hitzigsten herzugehen schien. Gates sah ihn und schickte einen Adjutanten ab, um ihn zurückzuweisen; allein Arnold spornte sein Pferd vorwärts und stellte sich an die Spitze der drei Regimenter, die früher unter ihm gestanden, und die nun ihren alten Führer mit lautem Jubel empfingen. Er führte sie sofort gegen das britische Zentrum; dann jagte er die amerikanische Linie entlang und erteilte Befehle zu einem erneuerten, energischen Angriffe, die freudigen Gehorsam fanden. Arnold selbst gab das Beispiel der verwegensten persönlichen Tapferkeit und griff mehr als einmal mit dem Degen in der Hand die englischen Reihen an. Auch auf britischer Seite thaten die Generale ihre Schuldigkeit.

Frazer zeichnete sich vor allen aus; er stellte überall die Ordnung wieder her, wo sich ein Wanken zeigte, und ermunterte durch Stimme und Beispiel zum mutigen Ausharren. Sein eisengraues Pferd und die volle Generalsuniform machten ihn Freund und Feind kenntlich. Der amerikanische Oberst Morgan glaubte, daß das Geschick der Schlacht von dem Leben dieses tapfern Mannes abhänge; er rief daher mehre seiner besten Schützen zu sich her, zeigte ihnen Frazer und sagte: „Dieser Offizier ist General Frazer; ich bewundere ihn, aber er muß sterben. Unser Sieg hängt davon ab. Stellt euch hinter jene Büsche und thut eure Schuldigkeit". — Fünf Minuten später fiel Frazer tödlich verwundet und wurde von zwei Grenadieren nach dem englischen Lager getragen. Unmittelbar ehe ihn die verhängnisvolle Kugel traf, hatte eine Büchsenkugel den Schwanzriemen seines Sattels weggerissen, eine andere war seinem Pferde hart hinter den Ohren durch die Mähne gegangen. Sein Adjutant bemerkte dies und sagte zu ihm: „Man macht Sie offenbar zu einem besondern Zielpunkte; sollte es nicht die Vorsicht erfordern, daß Sie diesen Platz verlassen?" — Frazer erwiderte: „Meine Pflicht gestattet mir nicht, der Gefahr zu entfliehen". — Im nächsten Augenblicke fiel er.

Burgoyne war jetzt nur noch bemüht, sich möglichst gut nach dem Lager zurückzuziehen. Auf dem linken Flügel und im Zentrum herrschte die größte Unordnung, die leichte Infanterie aber und das 24. Regiment wiesen die Wut der Angreifer zurück, so daß die Überreste der Kolonne mit knapper Not das Lager zu erreichen vermochten. Sechs Kanonen blieben in den Händen der Sieger und eine Menge Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld; unter diesen befanden sich besonders viele Artilleristen, die bei ihren Geschützen ausgeharrt hatten, bis sie von den vorrückenden Amerikanern neben denselben niedergeschossen oder -gestochen wurden.

Burgoynes Kolonne war geschlagen, aber das Gefecht deshalb noch nicht vorüber. Kaum hatten die Engländer ihr Lager erreicht, als die Amerikaner, ihren Vorteil verfolgend, es an verschiedenen Punkten mit großem Ungestüm angriffen, und trotz des heftigen Kartätschen- und Kleingewehrfeuers in die Feldschanzen und Redouten eindrangen. Arnold insbesondere, der an diesem Tage ganz toll von Kampf- und Mordlust schien, drängte gegen den von der leichten Infanterie des Lord Balcarres besetzten Teil der Verschanzungen. Aber die Engländer empfingen ihn hier mit Energie und Mut; der Kampf wurde hartnäckig und blutig. Endlich gegen Abend überwand Arnold alle Hindernisse und drang mit einigen seiner unerschrockensten Gefährten in die Werke ein. In diesem kritischen Momente des Ruhms und der Gefahr aber erhielt er eine schmerzhafte Wunde in dasselbe Bein, das bereits beim Sturm auf Quebec verwundet worden war. Zu seinem bittern Schmerz mußte er sich wegbringen lassen. Seine Leute setzten zwar den Angriff fort, aber auch die Engländer ließen in ihrem hartnäckigen Widerstande nicht nach, und als die Nacht eintrat, zogen sich die Angreifer von diesem Teile der Verschanzungen zurück. An einem andern Punkte dagegen war der Angriff glücklicher gewesen. Ein amerikanisches Corps unter Oberst Broke hatte sich nämlich einen Weg in die hufeisenförmige Verschanzung auf dem äußersten rechten Flügel gebahnt, welche durch die hessische Reserve unter Oberst Breymann verteidigt wurde. Die Deutschen leisteten tapfer Widerstand, und Breymann starb bei Verteidigung seines Postens; aber die Amerikaner behaupteten sich und nahmen hier Gepäck, Zelte, Artillerie und Munition, deren sie sehr bedurften. Durch ihre Festsetzung an diesem Punkte hatten sie die Mittel gewonnen, die rechte Flanke der Briten vollständig zu umgehen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Um dieses Unglück abzuwenden, bewerkstelligte Burgoyne während der Nacht eine vollständige Frontveränderung. Mit großer Geschicklichkeit brachte er die Armee auf einigen Höhen in der Nähe des Flusses und etwas nördlich von dem frühern Lager in Stellung und erwartete hier am folgenden Tage einen neuen Angriff. Allein Gates wollte den sichern Triumph, den sein Erfolg ihm bereits verbürgte, nicht durch ein neues Gefecht wieder aufs Spiel setzen. Er beunruhigte die Engländer daher

durch leichte Truppen, versuchte aber keinen regelmäßigen Angriff. Zu gleicher Zeit entsandte er aber Abteilungen auf beiden Ufern des Hudson, um den britischen Truppen den Übergang über diesen Fluß zu verwehren, und ihnen so den Rückzug zu versperren. Als die Nacht hereinbrach, sah sich Burgoyne genötigt abermals weiter zurückzugehen und so marschierte er in einer stürmischen, regnerischen Nacht gegen Saratoga, wobei er seine Kranken und Verwundeten sowie den größten Teil des Gepäcks dem Feinde zurücklassen mußte.

Ehe aber die Nachhut das Lager verließ, wurde dem tapfern General Frazer, der am Tage nach der Schlacht gestorben war, die letzte traurige Ehre erwiesen. Er hatte fast mit dem letzten Atemzug noch den Wunsch ausgesprochen, in der Redoute begraben zu werden, welche denjenigen Teil der britischen Linie gebildet hatte, wo er seinen Standort gehabt. Dieser Punkt war indessen von den Engländern verlassen worden und lag innerhalb des vollen Bereichs der Geschütze, welche die Amerikaner rasch in Position brachten, um Burgoynes Truppen zu beschießen. Der englische Feldherr beschloß nichtsdestoweniger den letzten Wunsch seines Kameraden zu erfüllen, so daß die Beerdigung unter den ergreifendsten Verhältnissen stattfand, die je mit dem Leichenbegängnis eines Soldaten verbunden waren.

Noch interessanter ist die Erzählung von Lady Acklands Gang in das amerikanische Lager, um die Gefangenschaft ihres Gatten, der schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen war, zu teilen und dessen Leiden zu lindern. Der amerikanische Schriftsteller Lossing hat diese beiden rührenden Episoden des Feldzugs in einem Geiste beschrieben, der den Schreiber eben so sehr ehrt, wie dessen Gegenstand. Nachdem er den Tod des Generals Frazer am 7. Oktober erzählt, fährt er fort: „Die Sonne ging an jenem stillen Oktobertag eben unter, als der Leichnam des General Frazer den Hügel hinauf nach seinem Begräbnisplatz innerhalb der großen Redoute getragen wurde. Er war nur von den militärischen Mitgliedern seiner Familie und dem Kaplan Brudenell begleitet; aber die Augen von hunderten beider Armeeen folgten der feierlichen Prozession, auf welche die Amerikaner, die den wahren Charakter derselben nicht kannten, ein fortwährendes Geschützfeuer unterhielten. Der Kaplan ließ sich durch die Gefahr, in der er schwebte, nicht einschüchtern, sondern sprach, während die Kanonenkugeln in den Hügel einschlugen und die lockere Erde über ihn warfen, mit fester Stimme das ergreifende Leichenritual der englischen Kirche. Die zunehmende Finsternis erhöhte die Feierlichkeit der Scene. Plötzlich hörte das unregelmäßige Feuern auf, und der ernste Schall einer einzigen Kanone donnerte in abgemessenen Zwischenräumen durch das Thal und rief das Echo der Hügel wach. Es waren die Amerikaner, die zuehren des tapfern Toten feuerten. Sobald sie nämlich erfuhren, daß das Häuflein in der Redoute ein Leichenzug sei, der trotz der drohenden Gefahr die letzten Wünsche des edeln Frazer erfülle, wurde der Befehl erteilt, das Kugelfeuer

sofort einzustellen und dem gefallenen Tapfern die militärischen Ehren zu erweisen.

Die Geschichte des Majors Ackland und seiner heldenmütigen Frau bietet ein Seitenstück hiezu. Ackland stand bei den Grenadieren und war ein vollendeter Soldat. Seine Frau begleitete ihn im Jahre 1776 nach Canada; während des ganzen Feldzugs und bis zu seiner Rückkehr nach England nach Burgoynes Kapitulation im Herbst 1777 erduldete sie alle Strapazen, Gefahren und Entbehrungen eines strengen Feldzugs in Feindes Land. Zu Chambly am Sorel pflegte sie ihren erkrankten Gatten in einer elenden Hütte; als er später in dem Treffen bei Hubbardton in Vermont verwundet wurde, eilte sie von Montreal, wo man sie zu bleiben überredet hatte und von wo sie der Armee später nachfolgen wollte, zu ihm nach Henesborough. Kurz bevor sie den Hudson überschritten, hätte sie und ihr Gatte beinahe das Leben verloren, da ihr Zelt zufällig Feuer gefangen hatte.

Während des schrecklichen Treffens am 7. Oktober hörte sie den Lärm und den furchtbaren Donner der Schlacht, in der ihr Gatte kämpfte, mit an, und als die Briten am Morgen des 8. in Unordnung nach ihrer neuen Stellung zurückwichen, sah sie sich mit den anderen Frauen genötigt, unter Toten und Sterbenden ein Lager zu suchen, denn die Zelte waren sämtlich niedergeworfen und kaum eine Hütte stehen geblieben. Ihr Gatte aber war verwundet und gefangen im amerikanischen Lager! Dieser tapfere Offizier hatte einen Schuß durch beide Beine erhalten. Als Poors und Leonards Truppen die Grenadiere und die Artillerie auf dem linken Flügel der Engländer am 7. angriffen, hörte Gates' Generaladjutant Wilkinson beim Verfolgen des flüchtigen Feindes, der die Batterie verlassen hatte, eine schwache Stimme, die ihm zurief: „Schützen sie mich gegen diesen Buben, mein Herr!“ Als er sich umwandte, sah er, wie ein junger Bursche gemächlich auf einen verwundeten englischen Offizier zielte, der in der Ecke einer offenen Hecke lag. Wilkinson jagte den Burschen fort und entdeckte in dem Verwundeten den Major Ackland. Er ließ denselben sofort nach dem Quartier des Generals Poor bringen, wo man ihm alle Aufmerksamkeit bezeigte.

Als seine Frau vernahm, daß ihr Gatte verwundet und gefangen sei, war sie äußerst bekümmert und beschloß auf den Rat ihrer Freundin, der Baronin Riedesel, in das Lager der Amerikaner zu gehen und um die Gnade zu bitten, ihren Gatten persönlich pflegen zu dürfen. Am 9. ließ sie Burgoyne durch dessen Adjutanten Lord Petersham um die Erlaubnis bitten, das Lager verlassen zu dürfen.

„Obschon ich gerne glaubte“, sagt Burgoyne, „daß auch die zartesten Formen Geduld und Seelenstärke in eben so hohem Grade bergen können, wie jede andere Tugend, so war ich doch von dieser Bitte überrascht. Es mußte mir als etwas außerordentliches erscheinen, daß ein Weib, die so große Auf-

regungen durchgemacht hatte, die nicht nur durch die Entbehrung aller Ruhe, sondern auch durch gänzlichen Nahrungsmangel erschöpft sein mußte und in einem zwölfstündigen Regen gestanden war, es jetzt dessenungeachtet noch unternehmen wollte, sich in der Nacht, und ohne zu wissen, in wessen Hände sie fallen würde, dem Feinde zu überliefern. Der Beistand, den ich ihr gewähren konnte, war gering. Nicht einmal ein Glas Wein vermochte ich ihr anzubieten. Alles, was ich zur Verfügung stellen konnte, war ein offenes Boot und einige Zeilen, die ich auf ein schmutziges nasses Papier schrieb und worin ich sie dem Schutze des Generals Gates empfahl." — Folgendes Billet sandte Burgoyne an General Gates: Mein Herr, Lady Henriette Ackland, eine Dame aus einer der ersten Familien und von hoher persönlicher Tugend, ist so sehr wegen ihres in Ihren Händen befindlichen verwundeten Gatten, des Majors Ackland, besorgt, daß ich ihr nicht abschlagen kann, sie Ihrem Schutze zu empfehlen. So wenig es sich für Leute in meiner und Ihrer Lage passen mag, um eine Gunst zu bitten, so muß doch die ungewöhnliche Seelenstärke und der erhabene Charakter dieser Dame so wie ihr hartes Geschick mich zu der Erklärung veranlassen, daß ich mich Ihnen verpflichtet erachten würde, wenn Sie ihr einige Aufmerksamkeit schenken wollten. Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamster Diener, J. Burgoyne.

In einem offenen Boote fuhr die Lady nun begleitet von dem Kaplan Brudenell, ihrer Dienstmagd, Sarah Pollard und dem Diener ihres Gatten, der, während er nach seinem Herrn auf dem Schlachtfelde suchte, selbst schwer verwundet worden war, nach der feindlichen Stellung ab. Es war gegen Sonnenuntergang, da sie abstießen, und ein heftiger, mit Regen gemischter Sturm, der seit dem Morgen beständig zugenommen hatte, machte die Fahrt, eben so langwierig wie gefährlich. Die Dunkelheit war schon lange eingetreten, als sie die amerikanischen Vorposten erreichten. Die Schildwache hörte ihre Ruderschläge und rief sie an. Lady Henriette gab selbst Antwort. Der klare silberhelle Ton einer weiblichen Stimme in der Finsternis jagte dem Soldaten eine abergläubische Furcht ein; er rief einem Kameraden, er möchte ihn nach dem Flußufer begleiten. Die Reisenden gaben ihre Absicht kund; aber die Schildwache fürchtete Verrat und wollte sie nicht landen lassen, bis die Sache an Major Deaborn gemeldet wäre. Dieser Offizier lud sie ein, ihm nach dem Hauptquartier zu folgen, wo man ihnen jede Aufmerksamkeit erwies und Lady Henriette die tröstliche Nachricht erhielt, daß ihr Gatte außer Gefahr sei. Am folgenden Morgen empfing sie General Gates mit väterlicher Liebe und ließ sie unter passender Bedeckung zu ihrem Gatten in Poors Quartier bringen. Dort blieb sie, bis derselbe nach Albany gebracht ward.

Burgoyne nahm jetzt seine letzte Stellung auf den Höhen bei Saratoga. Hier, von einem Feinde eingeschlossen, der jedem Gefechte auswich und alle Versuche, ihm zu entrinnen, vereitelte, schleppte sich der englische General so

lange hin, bis der Hunger ihn zwang zu kapitulieren. Die Standhaftigkeit der britischen Armee in dieser traurigen Periode ist von mehr als einem Schriftsteller gebührend hervorgehoben worden. Wir ziehen es indessen vor, hier das Zeugnis eines fremden und unparteiischen Schriftstellers anzuführen. Botta sagt:

Es läßt sich nicht mit Worten beschreiben, in welch traurige Lage sich die britische Armee versetzt sah. Die Truppen waren durch eine Reihe von Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheiten und hitzigen Gefechten gänzlich herabgestimmt. Die Indianer und Canadier hatten sie verlassen. Der Stand der Armee war durch wiederholte und schwere Verluste, welche gerade die besten Soldaten, die ausgezeichnetsten Offiziere betroffen, von 10 000 auf weniger als die Hälfte herabgesunken, worunter etwas über 3000 Engländer. Unter diesen Umständen sah sich das Corps von einer viermal stärkern Armee auf drei Seiten eingeschlossen. Der Feind, der ihre Schwäche kannte, griff sie absichtlich nicht an, während die Natur des Terrains einen Angriff auf ihn überall unthunlich machte. Trotz dieser hülflosen Lage, welche sie nötigte, beständig unter Waffen zu stehen, während die feindliche Artillerie das Lager nach allen Seiten hin bestrich und selbst die amerikanischen Büchsenkugeln durch die Linien pfiffen, blieben die Truppen Burgoynes doch nach wie vor standhaft und zeigten dadurch, daß sie, wenn sie auch der harten Not erliegen mußten, doch eines bessern Schicksals würdig waren. Man konnte ihnen keine That, kein Wort vorwerfen, welches Schwäche oder Trostlosigkeit verraten hätte.

Endlich am 13. Oktober, als die Vorräte nahezu aufgezehrt waren und keine Aussicht auf Erlösung sich zeigen wollte, sandte Burgoyne auf das einstimmige Verlangen eines Kriegsrats einen Boten in das amerikanische Lager, um Verhandlungen wegen einer Kapitulation anzuknüpfen.

General Gates verlangte anfangs, die königliche Armee solle sich als Kriegsgefangene ergeben und förmlich die Waffen strecken. Burgoyne erwiderte: „Dieser Artikel ist durchaus unannehmbar; ehe denn die Armee in ihrem Lager die Waffen streckt, wird sie sich lieber in den Feind stürzen und weder Pardon verlangen noch geben“. — Endlich, nach verschiedenem Hin- und Herhandeln, ward eine Übereinkunft abgeschlossen, wonach die Truppen unter General Burgoyne mit kriegerischen Ehren und mit ihrer Artillerie aus dem Lager rücken und an das Flußufer marschieren sollte, wo Waffen und Artillerie zu belassen wären. Die Gewehre sollten auf das Kommando der eigenen Offiziere in Pyramiden gestellt werden. Dann sollte die Armee unter Generallieutenant Burgoyne nach Großbritannien passieren dürfen, unter der Bedingung jedoch, in dem gegenwärtigen Kriege nicht wieder in Nordamerika zu dienen.

Am 15. Oktober wurden die Kapitulationsbedingungen festgestellt, und an demselben Abend erschien ein Bote von Clinton, der dessen Erfolge meldete und mitteilte, daß ein Teil seiner Armee bereits bis Esopus, etwas über

8 Meilen von Burgoynes Lager vorgerückt sei. Es war zu spät! Das Wort war einmal gegeben; auch war die Armee durch Strapazen und Hunger zu sehr geschwächt, als daß sie jetzt noch einen Angriff hätte aushalten können; einen solchen würde aber Gates ohne Zweifel gemacht haben, wenn die Konvention gebrochen worden wäre.

Am 17. trat demgemäß die Kapitulation in Wirkung. Infolge derselben ergaben sich 5790 Mann als Kriegsgefangene. Die beim Rückzug auf Saratoga in dem Lager zurückgelassenen Kranken und Verwundeten, nebst den getöteten, verwundeten und gefangenen Engländern, Deutschen und Canadiern und den Deserteurs berechnete man zu 4689 Mann.

Die nach der Schlacht vom 7. in die Hände der Amerikaner gefallenen kranken und verwundeten Briten wurden mit musterhafter Menschlichkeit behandelt; auch bei Ausführung der Kapitulation zeigte General Gates ein rühmenswertes Zartgefühl. Er vermied alles, was diesem Akte den Anschein eines Triumphes geben konnte. Die amerikanischen Truppen verblieben in ihren Linien, bis die Engländer ihre Gewehre in Pyramiden gestellt hatten. Als dies geschehen, wurden die besiegten Offiziere und Soldaten von den Siegern mit freundlichem Wohlwollen empfangen und ihre augenblicklichen Bedürfnisse schnell und vollständig befriedigt. Später entstanden Streitigkeiten über einige der Kapitulationsbedingungen; der amerikanische Kongreß weigerte sich eine zeitlang, den Artikel zu erfüllen, der die Rückkehr Burgoynes und seiner Leute nach Europa bestimmte; doch kann deswegen weder General Gates noch seine Armee angeklagt werden, die sich ebenso edelmütig als tapfer erwiesen.

Nach seinem Siege schickte Gates sofort den Obersten Wilkinson an den Kongreß, um diesem die freudige Nachricht zu überbringen. Er that dies, als er in den Versammlungssaal geführt wurde, mit folgenden Worten: „Die ganze britische Armee hat zu Saratoga die Waffen niedergelegt; unser eigenes Heer erwartet voll Kraft und Mut eure weiteren Befehle. Eure Weisheit mag entscheiden, wo das Land ihrer Dienste ferner bedarf“. — Der Kongreß teilte an die siegreichen Generale und ihre Leute Ehren und Belohnungen mit vollen Händen aus. „Der Jubel (bemerkt Botta), den diese Nachricht unter allen Amerikanern hervorrief, ist schwer zu beschreiben. Sie begannen auf eine noch glücklichere Zukunft zu hoffen. Niemand zweifelte länger daran, daß sie die Unabhängigkeit durchsetzen würden. Alle hofften und mit gutem Grunde, daß ein Erfolg von dieser Wichtigkeit Frankreich und die übrigen europäischen Mächte, die nur auf den Vorgang dieses Landes warteten, endlich bestimmen würde, sich zu gunsten Amerikas auszusprechen. Es war jetzt offenbar keine Gefahr mehr, sich für die Sache eines Volkes zu erklären, das sich stark genug gezeigt hatte, sich selbst zu verteidigen“.

Die Wahrheit dieses Satzes bewährte sich bald in Frankreich. Als die Nachricht von der Einnahme Ticonderogas und dem siegreichen Marsche

Burgoynes gegen Albany, welche Ereignisse entschieden zu gunsten der Engländer zu sprechen schienen, nach Paris gelangte, wurden sofort nach Nancy und den anderen Seehäfen des Königreichs Instruktionen abgefertigt, dahin gehend, es solle kein amerikanischer Kaper dort einlaufen dürfen, den Fall der äußersten Not ausgenommen, wo er Reparaturen vornehmen, Lebensmittel fassen oder den Gefahren der See entgehen müßte. Die amerikanischen Kommissäre in Paris hatten in ihrer Unlust und ihrer Verzweiflung schon fast alle Verhandlungen mit der französischen Regierung abgebrochen und waren sogar bemüht, sich mit dem englischen Ministerium in Verbindung zu setzen. Aber die britische Regierung, aufgeblasen von den ersten Erfolgen Burgoynes, weigerte sich, irgend welche Eröffnungen über einen Vergleich entgegen zu nehmen. Als jedoch die Nachricht von der Kapitulation bei Saratoga in Paris eintraf, wendete sich das Blatt sofort vollständig. Franklin und die übrigen Kommissäre sahen jede Schwierigkeit im Verkehr mit der französischen Regierung verschwunden. Die Zeit schien gekommen, wo sich das Haus Bourbon für all die Demütigungen und Verluste, die es in den früheren Kriegen erfahren, schadlos halten konnte. Im Dezember ward ein Vertrag abgeschlossen und im darauffolgenden Februar förmlich unterzeichnet, durch welchen Frankreich die unabhängigen Vereinigten Staaten anerkannte. Dies war natürlich soviel wie eine Kriegserklärung gegen England. Spanien folgte unverzüglich Frankreichs Beispiel; und bald darauf that dies auch Holland. Von Frankreichs Flotten und Truppen kräftig unterstützt, unterhielten die Amerikaner einen energischen Krieg gegen die Armee, welche England trotz seiner anderwärtigen Feinde fortwährend über das Atlantische Meer schickte. Doch der Kampf war zu ungleich, als daß er viele Jahre so fortdauern konnte; und als die Verträge von 1783 der Welt wieder den Frieden gaben, ward die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von ihrem alten Blutsverwandten und nunmehrigen Feinde England mit Widerstreben anerkannt".

19. Die Schlacht bei Valmy*).

(Im Jahre 1792.)

Um den Einfluß dieses Ereignisses, das kaum eine Schlacht zu nennen war, auf den allgemeinen Gang der Weltbegebenheiten, und dieses Ereignis selbst verstehen zu können, ist ein umfassender Rückblick notwendig. Wir wissen zunächst, daß Habsburg seine europäische Stellung durch Karl V. erhalten hat; vor ihm hatten die Fürsten dieses Hauses sich gehalten wie die meisten deutschen Landesherren, vornehmlich auf ihr Hausinteresse bedacht, nicht eben mit Aufopferung für die Wohlfahrt des Reiches thätig, immer aber auf deutsche Gesichtskreise angewiesen, und nicht in dem Falle, fremdländische Beziehungen gegen die heimischen zu bevorzugen. Im 15. Jahrhundert aber änderte sich dieses Verhältnis. Erbschaft und Heirat brachte Habsburg die Anwartschaft auf das magyarisch-slawische Ungarn, auf das halbfranzösische Burgund und Niederland, endlich auf Spanien, halb Italien und die unabsehbaren indischen Entdeckungen. Dazu gewann Karl V. die Kaiserkrone des römischen Reiches, und damit den uralten Titel auf Beherrschung des Erdkreises nach der antiken, oder der Christenheit nach der mittelalterlichen Vorstellung. So reichte seine Stellung weit über die eines nationalen Hauptes hinaus, das Interesse der Person und der Dynastie fiel mit der Aufgabe der Universalherrschaft zusammen. Wie er persönlich mehreren seiner Völker und eigentlich keinem angehörte, so war ihr nationales Gedeihen auch nicht das Ziel seines Lebens, sondern nur ein untergeordnetes Mittel zu dem Zwecke, Habsburgs Herrschaft über den Osten und Westen zu verbreiten. Manches mal hat er in

*) H. v. Sybel: „Geschichte der Revolutionszeit“.

diesem Ehrgeize auch mit dem Papste gehadert, und ihn abwechselnd durch kriegerische und kirchliche Mittel zum Gehorsam gedrängt. Es war dies aber nicht augenblickliche Sympathie für religiöse Freiheit oder für die Selbständigkeit des Staates von der Kirche, sondern es war wie bei den Kämpfen des Mittelalters nur die Frage, wem von den beiden Machthabern in dem großen Gottesreiche der Christenheit die erste Stelle zukomme. Sobald der Papst dem Kaiser die Kirche unterwürfig zeigte, war der Kaiser bereit, der Kirche die Welt zu unterwerfen. Aber alle Nationen, denen Karl V. gebot, erlebten es der Reihe nach, daß seine dynastische Weltstellung ihrem Gedeihen schadete, am frühesten aber und tiefsten hatte es Deutschland zu empfinden. In religiöser Beziehung bedarf dies gar keiner Erörterung, aber auch in politischer tritt es auf das grellste zutage. Im Osten hatten die mit deutschem Blute geführten Türkenkriege für ihn selbst ein geringes, für das Reich aber gar kein Ergebnis; im Süden kamen die italienischen Eroberungen nicht Deutschland, sondern Spanien zugute; im Westen, wo er die Niederlande beinahe jeder Einwirkung der Reichsgewalt entzog, genehmigte er, um ihnen einen befreundeten Nachbar zu geben, die Erklärung des Herzogs von Lothringen, daß er nicht unter der Hoheit des Reiches stehe. Dem allen entsprach es, daß Karl endlich die deutschen Protestanten mit spanischen, italienischen, ungarischen Truppen niederwarf: so entsprang deren erneute Erhebung unter Kurfürst Moritz nicht bloß aus religiösem Freiheitsdrange, sondern gleich sehr aus dem Zorne, mit dem die ganze Nation, trotz aller Reichsgesetze, den Franzosen Granvella und den Spanier Alba im Reiche schalten und entscheiden sah.

Der Gedanke der habsburgischen Weltherrschaft wurde natürlich geschwächt, als Karl seine reiche Erbschaft teilte, Spanien, Indien und Neapel, sowie die alten Reichslande Mailand und Niederland seinem Sohne, die deutschen und ungarischen Provinzen aber seinem Bruder Ferdinand, dem Nachfolger in der Kaiserwürde, überließ. Dieser, und noch mehr dessen Sohn Maximilian, näherten sich darauf den deutschen Interessen wieder: allein das Gesamtgefühl der Familie blieb doch immer lebendig, und bald entschieden die verhängnisvollen Religionswirren nochmals den völligen Sieg der feudal-dynastischen Anschauung. Besonders in Ferdinand II. trat die nationale Gesinnung eben so wie bei Karl V. gegen den Gedanken der Familie und der katholischen Weltherrschaft zurück. Noch als Erzherzog bot er dem spanischen Vetter die schwäbischen Lande seines Hauses an, um ihm zu einer zusammenhängenden Herrschaft von Mailand bis Brüssel zu verhelfen: als Kaiser aber begann er den dreißigjährigen Krieg durch ein umfassendes Bündnis mit Polen, Italien und Spanien, worauf dann die Protestanten durch Anrufen der Dänen, Schweden und Franzosen antworteten. Ein Menschenalter hindurch kam das Dasein des deutschen Namens in Frage. Der Ausgang war eine vollkommene

Niederlage der habsburgischen Ansprüche. Der westfälische Friede erkannte die Gleichberechtigung der protestantischen Kirchen und die Souveränität der deutschen Fürsten an. Damit war einerseits die mittelalterliche Kirchenherrschaft zuende, weil sie der Alleinberechtigung zu ihrem Bestehen bedurft hätte. Andererseits aber hatte das feudale Kaisertum die Herrschaft im Reiche verloren, weil die Leitung der deutschen Nation seinem Ehrgeize nicht hatte genügen können. Auch das Haus Habsburg mußte andere Wege für seine Politik aufsuchen. Freilich klangen wohl mehrmals Erinnerungen der früheren Pläne an, und noch 1725 schloß man zur Beförderung eines Familienwunsches mit Spanien ein Angriffs- und Verteidigungsbündnis gegen die Türken und die Protestanten. Allein so eifrig katholisch man blieb, so wenig deutsche Gesichtspunkte man faßte, so mußte man doch nach den Umständen sich bequemen, den Drang auf Weltherrschaft mit engeren Wünschen zu vertauschen. Es begann die Zeit der spezifisch österreichischen Politik.

Dieselbe Verschiedenheit, die wir seit 1648 in den inneren Verhältnissen zwischen Österreich und Deutschland beobachten können, fand auch in den auswärtigen Interessen statt. Nachdem wesentlich mit deutscher Hülfe die Türken aus Ungarn, dann auch die Schweden aus Pommern verdrängt waren, gab es für Deutschland damals nur zwei Nachbarn, deren stete Beobachtung eine Lebensfrage für die Nation war, Polen und Franzosen. Dagegen hatte es im Süden nicht das mindeste Interesse gegen Italien, als die Deckung seiner Grenze durch Besitz oder Neutralität der Alpenpässe. Gerade auf Italien aber war seit Jahrhunderten der Blick des Hauses Habsburg ununterbrochen gerichtet. Hier seine Herrschaft zu befestigen und auszudehnen, dahin trieb zugleich die liebste Überlieferung der Familie, und das politisch kirchliche Interesse, sich des Papstes und damit des katholischen Klerus zu versichern. Jede andere Rücksicht trat vor dieser höchsten zurück. Es war auf dem österreichischen Standpunkte sehr begreiflich, aber es brachte dem deutschen Reiche darum nicht geringeren Nachteil. Wie scharf trat dieser Gegensatz bei dem Ende des glorreichen spanischen Erbfolgekrieges hervor, als der Kaiser einen Frieden abwies, welcher dem Reiche Straßburg und das Elsaß zurückgegeben hätte, weil für Österreich darin nur Neapel und nicht auch Sicilien geboten war. Wie schneidend zeigte sich dasselbe Verhältnis noch in den letzten Lebensjahren der Habsburger Dynastie 1738 bei dem Wiener Frieden, in welchem der Kaiser, um für das verlorene Neapel wenigstens Toscana zu gewinnen, den Franzosen Lothringen überließ, ohne das Reich, welches er in diesen Krieg hineingezogen hatte, auch nur zu befragen.

Wir wissen, wie in Befolgung einer diametral entgegengesetzten Politik Brandenburg-Preußen gewachsen, groß geworden war. Dieser Gegensatz zeigte sich auch in der endlich doch sehr nötig gewordenen ersten Teilung Polens: Friedrich d. Gr. handelte wesentlich vom nationalen Standpunkte aus, indem

ihm nur so die Befreiung Westpreußens von der polnischen Herrschaft gelingen konnte; Österreich aber wollte bloß die Anderen nicht allein sich bereichern lassen, wozu sich noch das Aufkommen einer neuen Tendenz neben der alt-habsburgischen in der österreichischen Regierung gesellte: eine neue Epoche in dem geschichtlichen Leben Österreichs, deren Verlauf auch heutigentages kaum über sein Anfangsstadium gelangt ist. Wir sahen die Habsburger in Österreich sich zuerst in den Wegen deutscher Territorialhoheit, darauf katholischer Weltherrschaft, zuletzt österreichischer Feudalpolitik bewegen. Ihr Geschlecht aber ging 1740 zuende. An die Stelle des alten Kaiserhauses trat die Familie der Herzoge von Lothringen, und brachte sofort die Bestrebungen des österreichischen Einheitsstaates auf den Thron; sie gingen zunächst vollkommen bewußt von Joseph II. aus. Niemand wird es leugnen, daß in diesem Fürsten eine rege Menschenliebe und ein rastloser Drang nach Fortschritt arbeitete. Er wollte in der That mit ernstlichem Eifer das Beste seiner Unterthanen; er strebte mit einer hastigen Unruhe, sein Volk zu einer höhern Stufe des freien Erwerbes, der sittlichen Würde, der geistigen Bildung hinanzuführen. An der Aufrichtigkeit dieses Strebens zu zweifeln, wäre fast sündhaft, in so zahllosen Äußerungen bricht es hervor, so erschütternd prägt es sich noch in den verzweifelnden Worten seines letzten Krankenbettes aus. Daneben aber sehen wir den gekrönten Menschenfreund, wie ihn seine Zeit zu nennen liebte, nicht bloß gemeinschädliche Vorrechte des Adels und des Klerus willkürlich zerreißen, sondern auch den tiefsten Grund des menschlichen Daseins, Religion und Sprache und Heimatsgefühl, mit nackter Gewaltsamkeit antasten. Während er den Stolz seiner Gesetzgebung mit Recht in der Befreiung des ländlichen Eigentums findet, stört er den armen Bauern seiner Provinzen die einzige Form ihres geistigen Lebens, ihre kirchliche Andacht. Während er Gleichheit des Rechtes für Hoch und Niedrig verkündigt, zwingt er Magyaren und Croaten, bei deutschen Beamten in unverständlicher Sprache ihr Recht zu suchen. Endlich aber, derselbe Fürst, der im Innern seines Reiches keine Losung als Humanität und Wohlstand kennen will, erscheint nach außen als rücksichtsloser Eroberer, der auf allen Punkten seiner weiten Grenze Händel beginnt, keinem schwächern Nachbar Ruhe gönnt, mit keinem stärkern in Frieden zu leben weiß, und zuletzt den halben Erdteil mit dem Geräusche seiner Waffen erfüllt. Man würde ihm gegen Verdienst Unrecht thun, wollte man diese Seite seiner Regierung allein aus persönlicher Ehrsucht herleiten; man würde ihn weit über sein Verdienst erheben, wenn man den Kern seines Wesens allein in der Menschenliebe seiner Reformen aufsuchte.

Alle diese Widersprüche lösen sich, sobald man den leitenden Gesichtspunkt seiner Politik richtig auffaßt. So gewiß er ein warmes Herz für das Wohl seiner Unterthanen besaß, so entschieden war der letzte Grund seiner Reformen nicht die Förderung des Volkes, sondern die Macht des Reiches.

Er hatte erlebt, wie übel Österreich gegen das modern gebildete Preußen im Kampf bestanden war; vor allem deshalb beschloß er, die moderne Staatseinheit auch in dem mittelalterlichen Gefüge seiner Lande durchzuführen. Weil die Gesetze der Physiokraten und Rationalisten ihm dazu tauglich schienen, deshalb wurde er ein thätiger Apostel der Aufklärung, und weil er hier auf dem Gebiete der Macht schlechterdings kein Hindernis anerkennen durfte, deshalb schritt er eben so heftig über natürliches Recht wie über verbrieftes Unrecht, über religiöses Gefühl und nationales Selbstbewußtsein, wie über kirchliche Mißbräuche und adlige Monopolien hinweg. Österreich sollte ein zentralisierter Staat wie das damalige Preußen oder das heutige Frankreich werden; es sollte kein fremder Einfluß, weder des deutschen Reichs, noch der römischen Kirche, ferner auf sein Inneres einwirken dürfen; es sollte nach allen Seiten abgerundete und womöglich erweiterte Grenzen erhalten, und so aus der Mitte Europas hervor an die erste Machtstelle des Weltteils treten. So befand er sich sofort im Angriffszustande gleichzeitig gegen seine Stände, seine Völker und seine Nachbarn.

Ein so umfassendes Voranschreiten mußte eine nicht minder allgemeine Erregung hervorrufen. Josephs Politik enthielt die Verneinung aller Momente, auf welchen bisher die Kraft der österreichischen Regierung beruht hatte: es war natürlich, daß Gährung und Zersetzung nach jeder Richtung eintrat. Alle magyarischen, belgischen, slawischen Sondergefühle erwachten: es war, als wenn die österreichische Herrschaft nicht seit Jahrhunderten, sondern gestern oder ehegestern diesen Völkern aufgenötigt worden wäre: alle Nationen um die Wette strebten, sich von dem fremden Joch loszumachen. Der Adel hetzte in Galizien und in Ungarn; der Klerus hielt in Belgien die Gemüter in Aufregung. Im deutschen Reiche erhob sich trotz Josephs Aufklärung aller liberaler Sinn gegen ihn; einen ersten Versuch des Kaisers, Bayern durch Waffengewalt zu erobern, hatte Friedrich II. 1778 durch entschlossenen Krieg zurückgewiesen; einen zweiten, Bayern durch Austausch gegen Belgien zu erwerben, wehrte er 1785 mit der Gründung des deutschen Fürstenbundes ab; die öffentliche Meinung in ganz Deutschland stimmte dem großen König bei; in halb Europa rüstete sich ein tiefes Mißtrauen gegen die rastlose Ehrsucht des Kaisers.

Allein noch eine ganz andere Bedeutung entwickelte Josephs Politik, als sie sich 1788 nach enger Verbindung mit Rußland zur Teilung des türkischen Reiches erhob; auch Polen versprach 100 000 Mann, zunächst für den türkischen Krieg, sodann aber auch für jedes anderweitige Zusammentreffen, eine Klausel, die fürs erste keinen andern Gegenstand als Preußen haben konnte. Der ganze slawische Osten also, durch alle Kräfte der österreichischen Monarchie verstärkt, erhob sich in Waffen, zu einem Angriffe, dessen erstes Ziel Konstantinopel, dessen letzter Zweck aber von niemand vorauszusehen

war. Solche Versuche sind noch nie in Europa vorgekommen, ohne den lebhaftesten Widerstand auf allen Seiten hervorzurufen. Der junge König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., der soeben die Militärkraft seines Staates in der raschen Unterdrückung der holländischen Unruhen erprobt hatte, war nicht gesonnen, einen Finger breit aus der Stellung Friedrichs d. Gr. zurückzuweichen. England, unter der kräftigen Führung seines großen Ministers, des jüngeren Pitt, zürnte auf Rußland, welches kurz vorher dem französischen Handel einen begünstigenden Vertrag gewährt hatte, und betrachtete die Erhaltung der Türkei damals als einen der ersten Grundsätze seiner Politik. Beide schlossen mit Holland, welches ganz ihren Antrieben folgte, ein Bündnis, welches sich den Kaiserhöfen überall, und namentlich in der türkischen Frage entgegenstellte.

So war in dem Augenblicke, als in Frankreich die Revolution entfesselt wurde, das übrige Europa in der höchsten kriegerischen Spannung; die beiden mächtigen Gruppen, der Bund der Drei auf der einen, die Kaiserhöfe auf der andern Seite, standen sich drohend gegenüber; ein die Welt umfassender Kriegsbrand war in nahe Möglichkeit gerückt.

Die Verwickelungen häuften sich. Da starb Joseph II. Sein Nachfolger Leopold II. kam Preußen mit nachgiebigen Erklärungen entgegen: im Reichenbacher Vertrag (26. Juli 1790) wurde einfach der Besitzstand vor dem orientalischen Kriege wiederhergestellt. Der Berliner Hof aber sah binnen kurzem die Lage der Welt zu seinem Nachteil verändert. Leopolds gewandte Nachgiebigkeit führte die aufsässigen Kronlande zum Gehorsam zurück; in Polen errang Österreich beherrschenden Einfluß; Schweden schloß einen nachteiligen Frieden mit Rußland; England versagte offen seine Mitwirkung zu Preußens polnischen Plänen. Die kleinen deutschen Fürsten traten jetzt, da sie in Berlin den stolzen, gebieterischen Willen vermißten und von Leopolds Mäßigung nichts mehr zu fürchten hatten, einer nach dem andern in ihre natürliche Parteistellung zurück: sie versöhnten sich mit Österreich, der Fürstenbund verschwand spurlos; es war das Ende der deutschen Politik des großen Königs. Der Minister Hertzberg ward dann freilich entlassen; mit Bischoffswerder, der nunmehr das Ohr des Königs gewann, kam nun aber eine völlig neue Richtung ans Regiment: die Politik des friedlichen Dualismus. Sie hoffte, durch ein österreichisches Bündnis den Bestand des Staates, vornehmlich gegen Rußland, zu sichern; sie verzichtete auf jeden Gedanken der Reichsreform und dachte in treuem Einvernehmen mit dem Kaiserhause die deutschen Dinge zu leiten. Dieser Bund der beiden unversöhnten Feinde war jedoch von Haus aus eine Unwahrheit; es fehlte hüben wie drüben das rückhaltlose Vertrauen. Am grellsten zeigte sich der Gegensatz der Interessen der beiden Bundesgenossen in der polnischen Frage.

In solchem Gewirre ward Deutschland von der französischen Revolution überrascht, diese von den besten Köpfen zunächst begeistert begrüßt. Als aber die Schläge der Revolution nicht mehr nur den Adel und die alte Kirche trafen, als der Parteikampf immer wüster und roher dahinraste, als die fanatische Gleichheitswut sich vermaß selbst die letzte Aristokratie, die des Lebens, zu vernichten, da vermochte der treue und schwere deutsche Sinn den launischen Zuckungen der gallischen Leidenschaft nicht mehr zu folgen. Man war erschreckt und entrüstet. Das Gefühl kalter Verachtung, das die Greuel der Schreckenszeit in einer politisch reifen Nation erregen mußten, kam bei der deutschen Gutherzigkeit nicht auf; sie bemerkte nicht, daß die Massenmorde des Wohlfahrtsausschusses von einer winzigen Minderheit einem sklavisch gehorchenden Volke auferlegt wurden. In Frankreich aber hatten der gräßliche Bauernkrieg des Sommers 1789 und die neuen Gesetze, welche das Ergebnis dieser Massenbewegung anerkannten, nur eine Welt von Wünschen und Gedanken, welche das ganze Jahrhundert hindurch über alle Völker des Westens sich verbreitet hatten, verwirklicht; was wunder, daß die französische Nation sich jetzt als das Messiasvolk der Freiheit fühlte. Sie schrieb den furchtbar plötzlichen Zusammenbruch des bourbonischen Staates nicht der Thatsache zu, daß die alte Ordnung in Frankreich noch ungleich verfaulter war als in den Nachbarlanden, sondern der Überlegenheit des französischen Genies. Der Unwille über die tief gesunkene europäische Machtstellung des Staates war unter den Ursachen der Revolution nicht die schwächste gewesen; nun, da die Kraft dieses Volkes sich so herrlich zu bewähren schien und das Ausland bewundernd nach der Hauptstadt der Welt blickte, meinte man sich berufen der weiten Erde Gesetze zu geben. Die Nation war gewöhnt jedes fremde Recht zu mißachten, sie wähnte, daß ihre Bildung noch immer der ganzen Welt zum Muster diene, wie einst in dem Zeitalter Ludwigs XIV.; von der neuen eigenartigen Kultur, die in Deutschland erwacht war, wußte sie nichts. Schon die Erklärung der Menschenrechte erhob den anmaßenden Anspruch allen Völkern als Richtschnur zu gelten, und Lafayette begrüßte die neue Trikolore mit der Weissagung, sie werde die Runde um den Erdkreis machen. Seitdem wuchs die Macht der revolutionären Propaganda; die innere Zerrüttung aller Nachbarlande, Italiens und Spaniens, Hollands und Belgiens, der Schweiz und der deutschen Kleinstaaten versprach ihr leichte Beute. Ein Weltkampf, wie ihn Europa seit den Tagen der Religionskriege nicht mehr gesehen, war im Anzuge, wenn alle die gräßliche Fäulnis, die sich unter der Bourbonenherrschaft in Frankreich angesammelt, die Sittenlosigkeit der höheren, die rohe Unwissenheit der niederen Stände, und mit ihr zugleich die dämonische Macht der Gedanken eines neuen Zeitalters über diese wehrlose Staatenwelt verheerend hereinfluteten. — Bereits war der erste Schlag gegen die Rechte des deutschen Reichs gefallen: die Reichsstände im Elsaß wurden ihrer grund=

herrlichen Rechte, die Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter beraubt, offenkundigen Verträgen zuwider, des Reiches ungefragt; Frankreich erging sich in lärmenden Drohungen. Aber der Kampf gegen Frankreich konnte leicht zu einem Prinzipienkriege gegen die Revolution werden; die Emigranten schürten und drängten an allen Höfen; fuhr das Schwert aus der Scheide, so lag die Gefahr nahe, daß diese geschworenen Feinde der Revolution die Oberhand gewannen und die deutschen Mächte fortrissen zu dem thörichten Unternehmen einer Wiederherstellung der altbourbonischen Zustände. Auf der andern Seite hieß das Verzichten auf das Schwert die letzten Ansprüche des Reichs auf das Elsaß preisgeben. Daneben schürte Rußland zum Kriege, um hinter dem Rücken der kämpfenden deutschen Mächte im Trüben fischen zu können, die polnische Frage auszutragen.

Weder der Kaiser noch die preußischen Staatsmänner verkannten völlig die unberechenbaren Gefahren eines Krieges in so verworrener Lage. Leopolds nüchterner Kaltsinn blieb lange ganz unempfindlich gegen die hülfeflehenden Briefe seiner unglücklichen Schwester Marie Antoinette, die sich von weiblicher Leidenschaft und gekränktem Fürstenstolze bis dicht an die Grenzen des Landesverrats fortreißen ließ. Das preußische Kabinett war anfangs von dem Auftreten der konstitutionellen Parteien sehr befriedigt, sein Gesandter erkannte die Berechtigung der Revolution unbefangen an, zeigte ein offenes Auge für die gehäuften Thorheiten des verblendeten Hofes. Das wüste Treiben der Emigranten wurde in Wien und Berlin mit der gleichen Strenge verurteilt. Erst seit dem Frühjahr 1791, seit König Ludwig seinen mißlungenen Fluchtversuch durch unerhörte persönliche Demütigungen büßen mußte, begannen die beiden Höfe ernstlich an eine Abwehr der revolutionären Gewaltthaten zu denken. Die aufregende Nachricht fiel grade in den verhängnisvollen Zeitpunkt, da Bischoffswerder soeben die ersten Fäden angeknüpft hatte zur dauernden Verbindung der beiden Mächte. Friedrich Wilhelms ritterlicher Sinn flammte auf bei dem Gedanken die beleidigte Majestät in Frankreich mit seinem königlichen Degen zu rächen. Einzelne gewandte Köpfe der Emigranten gewannen doch nach und nach geheimen Einfluß am Hofe; es war kein Zufall, daß eben jetzt das neue unpreußische Wesen in der Verwaltung aufkam, die Abwendung von dem stolzen Freisinn des großen Königs, die kleinen Nadelstiche gegen die Aufklärer; der mächtige Günstling führte Buch über die Demagogen und Verschwörer in Preußen. Als der unheilvolle Mann im Sommer 1791 zum zweiten male nach Österreich hinüberging, um die im Frühjahr eingeleitete Verständigung zu befestigen, fand er den Kaiser zu Mailand in erregter Stimmung; drohende Worte fielen: es werde Zeit das Übel der Revolution mit der Wurzel auszurotten, den Unruhestiftern überall, auch in Deutschland, entgegenzutreten. Gleich nachher forderte Leopold durch das Rundschreiben von Padua die europäischen Mächte auf, sich seines miß-

handelten Schwagers anzunehmen, jede Beleidigung der Ehre des Königs durch kräftige Maßregeln zu rächen, keine Verfassung Frankreichs anzunehmen, die nicht von der Krone frei genehmigt sei. Dann unterzeichnete Bischoffswerder eigenmächtig, gegen seine Instruktionen, den Wiener Vertrag vom 25. Juli, wodurch beide Mächte sich gegenseitig ihren Besitzstand verbürgten und einander Hülfe versprachen für den Fall innerer Unruhen. Friedrich Wilhelm billigte, gegen die Ansicht seiner Minister und entgegen der öffentlichen Meinung in Preußen, die willkürlichen Schritte seines Freundes; er traf bald darauf mit Leopold in Pillnitz zusammen, fühlte sich hingerissen von der würdigen persönlichen Haltung des schlauen Florentiners und jubelte: der Bund der beiden deutschen Großmächte werde zum Segen kommender Geschlechter für ewige Zeiten dauern.

Eine unmittelbare Bedrohung Frankreichs lag freilich in allen diesen Mißgriffen nicht. Wenn Friedrich Wilhelm selber einen Kreuzzug gegen die französischen Rebellen lebhaft wünschte, seine Minister wiesen den Gedanken eines Angriffskrieges eben so entschieden von sich wie der durchaus friedfertige Kaiser. In Pillnitz wurden die zum Kriege drängenden Emigranten hart zurseitegeschoben, und es kam nur die inhaltlose Erklärung vom 27. August zustande: die beiden Mächte sprachen aus, daß sie die Sache König Ludwigs für eine gemeinsame Angelegenheit aller Souveräne hielten; eine Einmischung in Frankreichs innere Händel solle erfolgen, falls alle europäischen Mächte zustimmten. Das sagte gar nichts, da jedermann wußte, daß England an einer bewaffneten Intervention niemals teilnehmen wollte. Und sogar diese unklaren Andeutungen ließ man in Wien wieder fallen, als König Ludwig im Herbst in seine Würde wieder eingesetzt wurde und die neue Verfassung freiwillig beschwor. Die Verhandlungen über die Rechte des Reichs im Elsaß führte Leopold außerdem nach altem Reichsbrauch mit einer Mäßigung, die der Schwäche gleichkam; er unterließ alle militärischen Sicherheitsmaßregeln und forderte nur Entschädigung, nicht Wiederherstellung der Beraubten. Österreich und Preußen bewogen auf Frankreichs Wunsch den Kurfürsten von Trier, daß er die Rüstungen des Emigrantenheeres zu Coblenz untersagte — dieses winzigen Heeres, das ohnehin, bei dem Todhasse der Franzosen wider die adligen Verräter, dem neuen Frankreich nie gefährlich werden konnte. — Frankreich war es, Frankreich allein, das angesichts dieser friedfertigen Haltung der deutschen Mächte den Krieg erzwang. Das Grundgesetz der konstitutionellen Monarchie war kaum vereinbart, so arbeiteten die Doktrinäre der Gironde bereits an seiner Vernichtung; sie wollten die Republik und erkannten rasch, daß eine Kriegserklärung gegen den Schwager des Königs das Ansehen des Thrones unrettbar erschüttern, daß die letzten armseligen Überreste des alten Königtums zusammenbrechen mußten, sobald die Sturmflut der revolutionären Propaganda über den Weltteil dahin fegte. Der Widerwille der ungeheuren

Mehrheit der Nation gegen die Republik sollte durch den Glanz kriegerischer Erfolge, durch das alte teuere Traumgebilde der natürlichen Grenzen beschwichtigt, die Geldnot des Staates durch einen großen Beutezug geheilt werden. Bei dem reizbaren Stolze der tieferregten Nation und ihrer gründlichen Unkenntnis ausländischer Zustände fiel es der wilden Rhetorik der Brissot, Guadet und Gesonné nicht schwer, aus wahrem und falschem ein kunstvolles Trugbild zu weben, die thörichten Briefe des unglücklichen Hofes, den offenen Verrat der Emigranten in Zusammenhang zu bringen mit den unvorsichtigen Worten der Erklärungen von Padua und Pillnitz. Das Volk begann zu glauben, daß seine neue Freiheit durch eine finstere Verschwörung aller alten Mächte gefährdet sei, daß man das Schwert ziehen müsse, um das Recht der nationalen Selbstbestimmung gegen die Vormundschaft Europas zu wahren. Derweil die kriegerische Stimmung in der Gesetzgebenden Versammlung von Tag zu Tage wuchs, zeigte man in den Verhandlungen mit dem Kaiser schnöden Übermut, bot den Reichsständen im Elsaß nicht einmal eine bestimmte Entschädigung. Dann forderte das Haus, hingerissen von den flammenden Worten der Gironde, die feierliche Erklärung des Kaisers, daß er den Plan einer europäischen Vereinigung aufgebe und, gemäß den alten Bundesverträgen der Bourbonen, Frankreich zu unterstützen bereit sei — bei Strafe sofortigen Krieges. Da Leopold eine würdige, maßvolle Antwort gab, wurde am 20. April 1792 der Krieg gegen Österreich erklärt. Frevelhafter waren selbst die Raubzüge Ludwigs XIV. nicht begonnen worden als dieser Kampf, der nach allem menschlichen Ermessen das ungerüstete Frankreich in schimpfliche Niederlagen stürzen mußte. Eine doktrinäre Rede Condorcets verkündete sodann der Welt, wie das Prinzip der republikanischen Freiheit sich gegen den Despotismus erhebe. Dem gesamten alten Europa ward der Handschuh hingeworfen; für Preußen aber trat der Wiener Vertrag in Kraft, der unterdessen durch ein förmliches Verteidigungsbündnis ergänzt worden war.

Der Krieg war den deutschen Mächten aufgedrungen. Fast im selben Augenblicke rückten die russischen Truppen jeden Widerstand niederschmetternd in Polen ein, der Wille der Zarin gebot an der Weichsel. Wieder wie so oft schon befand sich die zentrale Macht des Festlandes zwischen zwei Feuern. Preußens Staatsmänner standen vor der Wahl: ob sie entweder das zerrüttete, zum Angriff kaum fähige Heer der Revolution durch eine zähe Verteidigung hinhalten und unterdessen mit der gesammelten Kraft des Staates die deutschen Interessen im Osten wahren oder umgekehrt die polnische Entscheidung vorläufig hinausschieben sollten, um zunächst den französischen Krieg mit raschen, wuchtigen Schlägen zu beenden. Da Frankreich selber durch seine Kriegserklärung die alten Verträge zerrissen hatte, so durfte ein heldenhafter Sinn jetzt wohl die Hoffnung fassen, die von König Friedrich so oft beklagten deutschen Thermopylen, die Vogesen, dem Reiche zurückzubringen. Was man

auch wählen mochte, die Stunde drängte; es galt die ganze Macht Preußens sofort einzusetzen, mit überwältigender Schnelligkeit im Osten oder im Westen einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. Aber das Adlerauge des großen Königs wachte nicht mehr über seinem Staate; die kleinen Leute, welche seinen Nachfolger umgaben, rieten zu dem Verkehrtesten, was geschehen konnte: sie begannen einen Angriffskrieg gegen das Innere Frankreichs und verwendeten für dieses gewagte Unternehmen kaum die Hälfte des preußischen Heeres. Für den Verlauf des Krieges war dazu noch entscheidend, daß gerade jetzt in Wien und Berlin alle Sünden und Lügen jener gierigen ideeenlosen Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts wieder emporkamen, welche der Gradsinn Friedrich Wilhelms I. nicht verstanden, der Heldenstolz seines Sohnes verachtet hatte. Kaiser Leopold starb schon zu Anfang des Krieges. Sein junger Nachfolger Franz II. glaubte an das althabsburgische AEIOU mit der ganzen Starrheit eines gedankenleeren Kopfes, blieb allezeit der einfachen Ansicht, daß sein Erzhaus niemals genug Land besitzen könne; er nahm die josephinischen Eroberungspläne wieder auf, hoffte durch den französischen Krieg den Austausch von Belgien gegen Bayern zu erreichen. Die Weisheit der pfiffigen Ränkeschmiede Haugwitz und Lucchesini in Berlin bestand ebenfalls darin, den größten Gewinn an Land und Leuten, wo es auch sei, mit den kleinsten Opfern herauszuschlagen. Sie sahen ein, daß der Wiener Vertrag, welcher dem Kaiser den Beistand Preußens unbedingt zur Verfügung stellte, eine sträfliche Thorheit gewesen, und verlangten nun, noch ehe Österreich seine bayrischen Pläne kundgab, zur Belohnung für die Kriegshülfe ein Stück von Polen und die pfälzischen Lande am Niederrhein; Pfalzbayern mochte dafür im Elsaß entschädigt werden. Ein häßlicher Anblick, wie nun die begehrlichen Wünsche der beiden Höfe einander wechselseitig überboten und steigerten. Um nur der polnischen Entschädigung sicher zu sein, gestattete Preußen, daß Österreich sich durch Bayern vergrößere. Während der Frankfurter Krönungsfestlichkeiten traten dann die kaiserlichen Unterhändler mit der Erklärung hervor, ihr Herr verlange nicht bloß Bayern, sondern auch das soeben durch Preußen rechtmäßig erworbene Ansbach-Baireuth; kein Zweifel mehr, die Hofburg trachtete nach der Teilung Deutschlands, nach der Unterwerfung des ganzen Südens. Die Minister in Berlin fühlten sich „wahrhaft empört“, der König empfand den Anschlag wider seine fränkischen Stammlande als eine persönliche Beleidigung. Auch über die polnische Frage kam eine klare Verständigung nicht zustande. Obgleich Österreich einer Gebietserweiterung Preußens im Osten nicht geradezu widersprach, so fühlten doch beide Teile, daß ihre Ansichten über Polens Zukunft weit auseinandergingen.

Verstimmt, grollend, ohne jede feste Verabredung über das Ziel des Kampfes, zogen die Verbündeten in den Krieg hinaus. Der kaiserliche Hof führte den Feldzug ungern, als einen aufgezwungenen Verteidigungskrieg; die

preußischen Staatsmänner leisteten ebenso widerwillig eine Hülfe, die nach den Verträgen nicht verweigert werden konnte; beide Mächte trösteten sich mit der unbestimmten Hoffnung, das widerwärtige Unternehmen werde doch irgend einen Landgewinn abwerfen. Nur König Friedrich Wilhelm schwelgte in ritterlichen Hochgedanken; er sah sich jetzt als den Vorkämpfer des rechtmäßigen Königtums, auch die Gestalten des Arminius und anderer Retter des deutschen Vaterlandes erschienen ihm in seinen Träumen.

Noch bevor die Heere auf einander trafen enthüllte sich, außer der Zwietracht der Verbündeten, auch die andere heillose Unwahrheit, daran die Coalition krankte. Da die Redner der Gironde den Prinzipienkrieg für die republikanische Freiheit predigten, so konnten ihre Feinde sich dem Einfluß der contrerevolutionären Partei nicht ganz entziehen. Österreich galt in Paris als der Schirm und Träger aller jener alten Staatsgedanken, die man dort mit dem geduldigen Gesamtnamen Feudalismus bezeichnete; gegen diese Macht der Finsternis fochten die Wortführer der Revolution mit freudigem Eifer. Daß aber der Staat des Philosophen von Sanssouci, der Rebell gegen Kaiser und Reich, jetzt das alte Europa mit seinen Waffen schützte, erschien ihnen ganz ungeheuerlich; sie gaben die Hoffnung nicht auf, diesen Staat der Aufklärung noch zu sich hinüberzuziehen. Gleichwohl vermochte das preußische Hauptquartier nicht, die immer lauter und zuversichtlicher auftretenden Emigranten von sich fern zu halten. Der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, unterschrieb in einem Augenblicke kopfloser Schwäche ein fanatisches Kriegsmanifest, das durch einen Heißsporn des emigrierten Adels seine Färbung erhalten hatte und im preußischen Kabinett Entsetzen erregte: der geistreiche Schüler der französischen Philosophie, dem der Pariser Kriegsminister vor kurzem erst die Führung des Revolutionsheeres angeboten hatte, bedrohte in grimmigen Worten das revolutionäre Frankreich mit Verderben und Zerstörung. Die Gironde frohlockte; die contrerevolutionären Pläne der verbündeten Despoten schienen erwiesen, über alle Zweifel hinaus. (Seite 453—458 vornehmlich nach Treitschkes „Deutscher Geschichte".)

Der König von Preußen ging den 23. Juli von Mainz den Rhein hinab nach Coblenz, wo ihn der Kurfürst von Trier mit der Fortsetzung der Mainzer Festlichkeiten erfreute, und die Emigranten mit glückbringenden Verheißungen für den bevorstehenden Feldzug überschütteten. Das Heer war in voller Stärke von 42 000 Mann in dem Lager von Rübenach versammelt, treffliche und glänzende Truppen, erfüllt von Selbstgefühl, Vertrauen auf ihre Führer und fröhlicher Kriegslust. Es schien unmöglich, daß mit solchen Mitteln und Aussichten das Unternehmen mißlingen könnte: die Emigranten hoben sich wieder in der königlichen Gunst durch ihre Schilderungen des französischen Zustandes, und steigerten, je mehr sie dies inne wurden, die Farben ihrer Gemälde. Vor allem wurde die monarchische Gesinnung des

Volkes und die Einverständnisse mit den feindlichen Offizieren gerühmt: ich stehe, sagte z. B. General Bouillé, für die Einnahme der Festungen, ich habe ihre Schlüssel sämtlich in der Tasche. Daß man sich unter diesen Umständen nicht lange mit den Belagerungen des Potsdamer Feldzugsplans aufhalten dürfe oder aufzuhalten brauche, darüber war nur eine Stimme: der ganze Chorus vereinte sich in dem Satze, man habe nichts anderes zu thun, als unter dem Jubel der getreuen Franzosen geraden Weges auf Paris zu marschieren. Der König hörte diese Weissagungen mit durstigen Ohre, denn sie verkündeten ihm einen zugleich ruhmreichen und nicht langweilig ausgedehnten Feldzug.

In ganz anderen Betrachtungen aber erging sich der Herzog von Braunschweig. Wie er die Emigranten in Bausch und Bogen haßte, so fand er hier unter ihrem Geschwirre gar kein Auskommen. „Er hatte kaum die Ellenbogen vor ihrem Andrange frei, machte Komplimente über Komplimente, Bücklinge bis auf die Erde, aber seine Wangen glühten und seine Augen funkelten wie die eines Tigers.“ Sein Ärger wuchs, als er die Art ihrer Rüstung erblickte, und wahrnahm, daß die von ihm zu verpflegenden 8000 Mann ungefähr zur Hälfte aus Streitern, sonst aber aus Lakaien, Friseuren, Köchen und Marketendern bestanden. Was sie erzählten, wurde ihm verdächtig, schon weil sie es berichteten: je überladener sie die Sehnsucht der Franzosen nach der Ankunft der deutschen Befreier schilderten, desto sicherer hielt er sich von dem völligen Gegenteile überzeugt. Wenn ihm so der Anblick seiner Schützlinge den Gedanken des Krieges nicht verschönerte, so empfing er zugleich Nachricht von den Bundesgenossen, welche sein Urteil unwiderruflich bestimmten. In seinem Hauptquartiere Hochheim langten nämlich der österreichische General Pfau aus dem Breisgau und der preußische Major Tauenzien aus Belgien an. Nach dem Abreden von Sanssouci wollte Österreich im Breisgau 50 000 Mann aufstellen, von denen 23 000 Mann zu der großen Armee stoßen würden; in Belgien aber sollten 56 000 Mann stehen, deren größerer Teil entweder durch Belagerung der Grenzfestungen oder durch unmittelbare Teilnahme Braunschweigs Operationen zu unterstützen hätten. Nun aber erfuhr der Herzog, daß der Oberrhein nicht durch 27 000, sondern nur durch 17 000 Mann gedeckt bliebe, und Hohenlohe-Kirchberg demnach nur 15 000 statt 23 000 Mann heranführen könnte; daß in Belgien nicht 56 000, sondern höchstens 40 000 Mann ständen, von welchen General Clerfait mit 15 000 Mann zur Hauptarmee befehligt wäre, die übrigen aber außer den unentbehrlichen Garnisonen zu einem Luftschiebe auf das entfernte Lille verwandt werden sollten. Österreich hatte also statt 106 000 nur 71 000 Mann zu diesem Kriege aufgestellt. Die angreifende Hauptarmee belief sich nicht auf 110 000, sondern auf 82 000 Mann: ein günstiger Erfolg war damit kaum zu hoffen, und ein ungünstiger mußte bei der schwachen Deckung Belgiens und des Rheinstromes unausbleiblich die

Überflutung aller Grenzen nach sich ziehen. Hielt die Weissagung der Emigranten auf allgemeinen Abfall der feindlichen Truppen nicht besser stich als die österreichischen Verheißungen, so war der Herzog entschlossen, auf dem ursprünglichen Kriegsplane zu beharren und nur durch Einnahme der Maasfestungen die Grundlage zu einem zweiten, kräftigeren Feldzuge zu sichern.

War er von jeher dem Kriege entgegen gewesen, so fand er ihn jetzt abscheulich. Rasches Entschließen und kecke Eile war nie seine Sache, jetzt erschien er in jeder Bewegung durch Unlust gelähmt oder höchstens durch augenblicklichen Ärger gestachelt. Er sah sich und seinen Ruf eben so wie das Gedeihen des preußischen Staates in ein hoffnungsloses Abenteuer verwickelt: je mehr der König vorwärtsdrängte und glänzende Träume verfolgte, desto übler und ärgerlicher wurde seinem Feldherrn zusinne. Der Herzog hatte keinen Wunsch, als die Einnahme der Maasfestungen, der König ließ das Belagerungsgeschütz als überflüssig bei der Gesinnung der Festungskommandanten daheim. Der König hatte Eile, verlor aber manchen Tag über den Coblenzer Paraden und Bällen, und schmälte dann doppelt über die Langsamkeit der militärischen Bewegungen. Der Herzog sah jeden eingebüßten Tag mit Freude, da er nicht weiter als bis zur Maas vorwärtsgehen wollte, und bei guter Jahreszeit auch dort den König nicht aufhalten zu können fürchtete. So ging der Zug des Heeres die Mosel aufwärts im Schneckengange, man brauchte zwanzig Tage von Coblenz bis zur französischen Grenze. Die beiden österreichischen Generale thaten das ihrige, um in dieser Beziehung den stillen Wünschen des Herzogs entgegen zu kommen: Clerfait erschien erst am 16. August bei Arlon, Hohenlohe marschierte vierundzwanzig Tage von Mannheim bis Merzig an der Saar. Indes erhielt man Nachricht von der Revolution des 10. August: der König hatte seitdem keinen Gedanken mehr als unaufhaltsame Eile bis Paris; der Herzog gab insoweit nach, als er in ein Vorwärtsrücken bis zur Maas auch ohne vorhergegangene Einnahme der Moselfestungen willigte. So langte man am 23. August vor der kleinen Grenzfestung Longwy an und nötigte sie durch eine kurze Beschießung am 26. zur Übergabe. Der Weg zur Invasion war damit eröffnet.

Auf der französischen Seite war bis dahin sehr wenig geschehen, um ihr zu begegnen. Fragt man, auf wen die Schuld dieser Unterlassungen zurückgeht, so ist die Antwort bei den meisten Geschichten der Revolution unzweifelhaft: die Regierung Ludwigs XVI., die in den Preußen ihre Erretter gesehen, habe natürlicherweise nichts gethan, um ihrem Einbruche Widerstand zu leisten, und so gebühre dem 10. August, gleichviel wie man ihn sonst beurteile, wenigstens das Verdienst, die Streitkräfte Frankreichs gegen das Ausland flüssig gemacht zu haben. Allein die Thatsachen widersprechen dieser Ansicht vollständig. Zunächst das Ministerium der Gironde, welches den Krieg erklärt hatte, that alles ihm mögliche, das Heer zu verstärken und das Land zu rüsten.

Wenn es dabei nur geringe Resultate erzielte, so lag die Schuld nicht an Ludwig XVI., der nicht die kleinste hierhin zielende Verfügung hintertreiben konnte, sondern an der Verschleppung der Dekrete in der Nationalversammlung, dem Geldmangel in der Staatskasse und der Unordnung in der Verwaltung. So mußte sich Servan überzeugen, daß die Pulvervorräte in Mézières in der Anarchie der letzten Zeit verdorben waren; er mußte erfahren, daß die Gewehrfabrik von Charleville seit 1790 statt 25 000 nur 5000 Flinten jährlich zu liefern vermochte; er mußte erleben, daß seine verschiedenen Aushebungen bei der Verwirrung in allen Teilen der Verwaltung sich gegenseitig kreuzten und zuletzt gar kein Ergebnis lieferten. Als dann die Feuillants wieder eintraten, gewann der König keinen stärkern Einfluß. Der Kriegsminister Lajard wurde völlig von Lafayette geleitet, und beide wollten zwar keinen Angriffskrieg nach der Weise der Jakobiner, aber ebensowenig Ergebung an die Fremden und Obsiegen der Emigranten. Man darf solchen Versicherungen in ihrem Munde Glauben schenken, da sie von den Jakobinern das Beil und von den Emigranten den Strang erwarten mußten: es war für sie eine Frage des persönlichen Daseins, sich zu unüberwindlichem Widerstande zu waffnen, dadurch aber so schnell wie möglich den Frieden herbeizuführen. Aber gegen ihre Wünsche wirkten einmal alle Hindernisse, denen Servans Rüstungen erlegen waren, und außerdem noch der Parteigeist der Girondisten und Jakobiner zusammen, welche bei der Entfernung der Preußen es nicht scheuten, auch die Landesverteidigung zu schwächen, wenn nur die verhaßten Feuillants dadurch gedemütigt wurden. Die Korrespondenz der Minister mit den Generalen läßt darüber keinen Zweifel zu. Der eine ist besorgter und rühriger als der andere, sie sinnen über neue Rekrutierungen, Ausbesserung der festen Plätze, Anstiften eines belgischen Aufstandes: aber das letzte Wort ist immer, es sei nicht zu erreichen, so lange die Unordnung im Innern die Mittel lähme, und die Pariser Tumulte die Zeit der Minister vollständig in Anspruch nähmen. Da wurde an allen Festungen seit dem Februar geschanzt und gemauert; alle Ministerien wiederholten die Befehle dazu, das eine immer strenger als das andere: aber was war vorwärts zu bringen, wenn die Soldaten und Arbeiter gleich widerspenstig, und die Unternehmer unaufhörlich von Geld entblößt waren? Hier und da kam böser Wille hinzu, da unter den Offizieren bis zum Herbste noch eine ziemliche Anzahl aristokratischgesinnter sich vorfand: ungleich stärker aber wirkte auf der andern Seite die Unerfahrenheit der neuen Volksbehörden, die durch unbefugte und zweckwidrige Einmischung der militärischen Thätigkeit unzählige Hindernisse in den Weg legten. Die Berichte der Pariser Kommissare, welche Ende August in die Departements gingen, und in dieser Richtung jede denkbare Glaubwürdigkeit verdienen, liefern dazu eine Menge Belege. Sicher war das Ergebnis, daß nicht eine einzige der Grenzfestungen, weder Metz noch Thionville, weder Verdun noch Sedan, weder Nancy noch

Saarlouis, in völligem Verteidigungsstande waren. Als die deutschen Rüstungen begannen, betrug Lafayettes Corps in Sedan 19 000 Mann, ungefähr ebenso viel hatte nach Abzug der Garnisonen Luckner als Armee des Zentrums in Metz. Etwas über 25 000 Mann, mithin beinahe zweidrittel dieser Mannschaften, waren Linienregimenter, die übrigen aber Nationalgarden, welche jedoch seit einem Jahre Felddienst thaten, seit vier Monaten im Lager standen und ihren militärischen Waffengenossen in keiner Beziehung etwas nachgaben. Offenbar aber ließ sich mit diesen 38 000 der Stoß des großen deutschen Heeres nicht parieren. Lajard befahl also im Juli dem Generale Montesquiou, zwanzig Bataillone des Südheeres nach Metz zu entsenden, und hatte eine gleiche Bestimmung für Dumouriez mit den 6000 Mann des Lagers von Maulde getroffen. Beides zusammen hätte der Maaslinie eine Verstärkung von nahe an 18 000 Mann zugeführt, mithin den ganzen Stand der dortigen Streitkräfte auf 56 000 Mann gebracht. Da außerdem alle Festungen besetzt, über 11 000 Mann an der flandrischen und 22 000 Mann außer den Garnisonen beim Rheinheere verfügbar waren, so wären offenbar die Chancen gegen den Herzog von Braunschweig mit dessen 80 000 Angreifern ziemlich gleich gewesen, es hätte zur Verteidigung keiner Revolution des 10. August bedurft.

Allein die Pariser Patrioten vereitelten nach dem Interesse ihrer Parteien die von Lajard beabsichtigte Verstärkung. Um Montesquiou sich zu verpflichten, hinderte die Gironde die Absendung der zwanzig Bataillone; um Dumouriez an sich zu ketten, schafften ihm die Jakobiner die Erlaubnis in Maulde zu bleiben. Dafür brachten sie den Reichstag zu der Erklärung der Gefahr des Vaterlandes und veranlaßten am 24. Juli, nach Beratungen mit Luckner und Montesquiou, ein Gesetz über die Organisation der nationalen Freiwilligen. Während dieser Vorkehrungen aber trat die Revolution des 10. August und mit dieser That der Cordeliers und Jakobiner eine allgemeine Zerrüttung ein. In Paris hatte man nach wie vor kein anderes Mittel als immer neue Aufgebote von Freiwilligen und Werbung der Massen. Man sammelte sie, was ebenfalls noch Lajard angeregt hatte, in einem Lager bei Soissons, um sie auszurüsten und einzuüben, ehe man sie unter die Heere verteilte. Die Akten darüber liegen mir vor und geben den August hindurch ein klägliches Bild. Menschen kamen genug: am 4. August hatte man 6492 Mann, und sandte einen Teil derselben sogleich nach Metz und Sedan; am 21. zählte man im Lager wieder 10 000 Mann, und schickte davon vier Bataillone nach Metz; an demselben Tage meldete Servan 256 neue Compagnieen aus verschiedenen Bezirken an, worauf aber der Chef des Lagers, General Duhoux, mit einigem Entsetzen erwiderte, das ergäbe ja ein ganzes Heer von 20 000 Mann, so daß er verloren wäre, wenn er sie nicht versorgen könnte. Gerade damit aber sah es traurig aus. Für die größte Mehrzahl hatte man weder Gewehre noch Schuhe noch Lebensmittel. Sie lebten dann auf Kosten der Bauern wie in Feindesland,

rauften sich unter einander, und tumultuierten gegen die Regierung. Die kommandierenden Generale verbaten sich solchen Zuzug, welcher den Heeren nur den kärglich gemessenen Proviant schmälern könnte. Man kam also auf den Gedanken, das Lager zu teilen, die größeren Massen in Troyes, Rheims und Soissons unterzubringen, die am besten Bewaffneten jedoch dem Kriegsschauplatze näher nach Châlons zu verlegen, und von hier allmählich zu den Heeren abgehen zu lassen. Luckner, dessen Unbrauchbarkeit für den Felddienst sich täglich mehr herausstellte, wurde bei der Armee des Zentrums durch Kellermann ersetzt, und als Generalissimus mit der Leitung des Lagerdienstes beauftragt. Den September hindurch sollen dann täglich etwa 1800 Mann bei ihm angelangt sein: Alles zusammengerechnet, lieferte also bis zum 20. September die Gefahr des Vaterlandes 60 000 Mann, von denen jedoch nicht die Hälfte für den aktiven Dienst in Anschlag kam, und den Verlust, welchen die Heere durch die Störungen der Revolution — Desertion, schlechte Verpflegung und Zuchtlosigkeit — erlitten hatten, bei weitem nicht ersetzte. Um dies anschaulich zu machen, bemerke ich, daß allein in den Monaten Juli und August Lafayettes Corps 8000, die Armee des Zentrums 4600, das Südheer nahe an 4000 Mann Abgang hatte, ohne daß jemand hätte sagen können, wohin sie gekommen wären. Wenn die Ziffern dieses Verlustes nicht ganz die Zahl der eintreffenden Freiwilligen erreichten, so wurde der Unterschied durch die schlechtere Qualität der neuen Truppen reichlich aufgewogen. Genug, so viel die Revolution gethan hatte, um die Stimmung des Volkes gegen die Fremden zu erhitzen, so viel hatte sie auch beigetragen, das Land gegen einen ernstlichen Angriff militärisch wehrlos zu machen.

So standen diese Mächte sich gegenüber: die eine war so heruntergekommen an militärischer Stärke, daß nur der Mut der Verzweiflung auf glückliche Abwehr hoffen konnte: dafür trat die andere in einer Schwäche der Angriffsmittel auf, mit der bei gewöhnlichen Verhältnissen kein Verständiger auch nur den Anfang eines Versuchs gemacht hätte. Der Herzog von Braunschweig war voll von Sorge über eine nicht vorhandene Kraft der Revolution, und der preußische König stützte sein Vertrauen auf eine Gesinnung des französischen Volkes, von welcher das Gegenteil existierte. Die letzte Täuschung zerrann schnell genug; um so fester hielt Braunschweig an der ersten fest, die eigene Schwäche ließ es nicht zu einer Wahrnehmung der feindlichen Blößen kommen. So ging es durch den Verlauf des ganzen Feldzuges hindurch. Es war nicht ein Ringen von Kraft gegen Kraft, von Talent gegen Talent, sondern ein Wetteifer der Mängel und Fehler. Was der eine versah, machte der andere durch größeres Versehen sogleich wieder quitt. Daraus ergaben sich eine Menge unerwarteter Wechselfälle, welche den Feldzug mit einer Reihe spannender Scenen erfüllten, dann aber stets in täuschendes nichts zerrannen, so daß endlich nur das natürliche Ergebnis der Zahlenverhältnisse zurückblieb.

Je länger der zuerst übermächtige Angriff dauerte, desto mehr schmolzen seine Mittel, während der Verteidiger durch sein Weichen selbst sich stärkte. Sobald beide Teile im Gleichgewichte waren, hielt der Angriff inne, um im folgenden Moment den Rückzug anzutreten.

Als die Preußen die französische Grenze erreichten, war General Dumouriez seit dem 18. August zum Oberbefehlshaber ernannt. Wäre er nach Servans Vorschrift mit allen verfügbaren Truppen sogleich an die Maas geeilt, so konnte er binnen einer Woche nach Sedan gelangen und sich bei der Schwäche der belgischen Österreicher unbedenklich von 11 000 Mann begleiten lassen. Er wäre damit während der Belagerung von Longwy in Sedan eingetroffen, hätte ohne ein Hindernis in die Argonnen zurückgehen, Verdun decken und sich mit Kellermann vereinen können. Dann standen hier über 50 000 Mann, ehe ein Soldat des deutschen Heeres an der Maas erschienen war, und schwerlich würde irgend ein Mensch den Herzog über diesen Strom fortgedrängt haben. Nach aller Wahrscheinlichkeit wäre eine ziemlich langweilige Campagne um den Besitz der Maasfestungen erfolgt. Allein Dumouriez war weit entfernt davon, die Lage der Dinge an der Maas und die Stellung seines Corps in Sedan für besonders gefährdet zu halten. Er fand in seinem erweiterten Oberbefehl nur verstärkten Antrieb, seinem Lieblingsplane, der Eroberung Belgiens, nachzuhängen. Statt nach Sedan abzugehen, bat er zu diesem Behufe den Minister um 20 000 Mann Verstärkung und eine Geldsumme von vier Millionen Livres. „Die Einnahme Belgiens", schrieb er am 23. August, „überwiegt den Verlust von zwei oder drei Festungen an der Maas: Lafayettes Flucht zeigt die Unmöglichkeit des Bürgerkrieges, die Gefahr aber des auswärtigen Angriffes ist nicht groß; der Feind erschöpft sich vor den Festungen und kommt nicht weiter." Am 26. antwortete darauf Servan mit dem gemessenen Befehle, nach Sedan abzugehen; Dumouriez gehorchte mit Widerwillen, fand in dem neuen Wirkungskreise alles in der elendesten Verfassung, und bestärkte sich dadurch nur noch mehr in seinen belgischen Plänen. Er schrieb Servan am 29., mit solchen Soldaten sei kein Verteidigungskrieg zu führen, es thue not, ihre Gesinnung erst durch glänzende Erfolge zu heben, und diese seien nur in Belgien zu finden. Um dieser Ansicht ein größeres Gewicht zu geben, versammelte er seine oberen Offiziere zu einem Kriegsrate, dem er dieselben Erwägungen unterbreitete. Die Verhandlung über den Vorschlag war nicht lang, weil niemand mit den vorhandenen 19 000 Mann dem Angriffe des Herzogs die Spitze zu bieten, und darauf hin einen bessern Plan zu entwerfen wußte. Der General entwickelte die Erschöpfung des Landes, die Ungeübtheit der Truppen, die Übermacht der Feinde. Es sei nichts zu thun, als Kellermann aus dem Innern zu verstärken, so viele Freiwillige wie möglich in Châlons und Soissons zu sammeln, auf eine lange Ausdauer der Festungen zu hoffen. Indessen führe die Nordarmee

einen kühnen Streich gegen Belgien aus, ändere damit den Charakter des Krieges und setze die Gegner gründlich in Verwirrung. Die anwesenden Generale stimmten zu, Dillon schrieb noch ein Jahr später: ich war völlig von ihm überzeugt. Einige Subalternoffiziere knirschten vor Wut, aber ihre Stimmen zählten nicht. Der Kriegsrat brachte den Antrag Dumouriez' als den seinigen an den Minister: nur ein äußerstes Wagnis, schloß sein Bericht, kann uns bei der äußersten Gefahr des Vaterlandes erretten.

So wenig ist wahr, was Dumouriez in seinen Memoiren erzählt, daß dieser Kriegsrat nur von einem Rückzuge hinter die Loire gewußt, er selbst aber nachher seinem Adjutanten Thouvenot auf der Karte das Argonnengebirge mit den Worten gezeigt habe: hier sind Frankreichs Thermopylen. Das Verdienst, diese Stellung ausersehen zu haben, gebührt einem andern, dem Kriegsminister Servan. Schon am 31. August zeichnete dieser dem General den Plan seines Feldzugs vor, empfahl ihm die Argonnen, wo er ebenfalls mehr einen Angriffs- als einen Verteidigungskrieg führen und sich bequem aus den Truppen der flandrischen Grenzen verstärken könne. Den folgenden Tag wiederholte er sowohl ihm als Kellermann im Namen des Ministerrates den Befehl, sich in den Pässen von Grandpré und Clermont zu vereinigen, um die Hauptstadt auf diesem günstigen Boden zu decken. Er war weit entfernt davon, die Stärke dieser Waldstellung zu überschätzen. Das wesentliche war ihm vielmehr die rückgängige Bewegung, durch welche die bisher getrennten und dem Feinde einzeln ausgesetzten Corps sich zwischen demselben und Paris vereinigt hätten. In mehreren seiner folgenden Depeschen redete er von einer Stellung hinter der Marne bei Châlons als dem gleichen Zwecke noch besser entsprechend. Was aber Dumouriez' Plan auf Belgien anging, so verwarf er ihn aus mehreren Gründen. Er fand, daß zunächst in Paris das Volk über Verrat schreien, und ihn als den Urheber desselben totschlagen würde; dann aber würden durch die Eroberung Brabants die Feinde sich nicht von dem Marsche auf Paris abhalten lassen, der ihnen Brabant ganz von selbst wiederschaffen mußte. Dumouriez hätte auf diese bündige Bemerkung höchstens antworten mögen, daß sein Plan sich nicht bloß auf die abstrakten Regeln der Strategie, sondern vor allem auf die Sicherheit stütze, die Österreicher würden bei einer Bedrohung Belgiens ihre Corps sofort dahin abberufen, und Braunschweig dann mit 50 000 Mann sich allein nicht weiter in das Innere vorwagen.

Aber ehe er mit dem Minister darüber weiter verhandeln konnte, warfen ihn die Umstände gebieterisch in die von Servan gefundenen Wege hinein. Braunschweig hatte zwei Tage in Longwy mit der Anlage von Depots und Magazinen zugebracht, und sich dann mit 40 000 Mann gegen Verdun in Marsch gesetzt, weil er, wie alle Welt, vermutete, dorthin seien Dumouriez

von Norden und Kellermann von Süden zu ihrer Vereinigung unterwegs. Eben deshalb war nördlich Clerfait gegen Stenai entsendet, um Dumouriez' vorausgesetzten Marsch zu verzögern, Hohenlohe aber belagerte Thionville, und hatte die Emigranten südlich vorgeschoben, um Flanke und Rücken des Heeres gegen Kellermann zu decken. Mit diesen Bewegungen war die völlige Zersprengung der französischen Streitkräfte eingeleitet: Dumouriez, der mit seinen belgischen Plänen beinahe eine Woche verzettelt hatte, sah sich plötzlich und auf allen Seiten mit vernichtenden Gefahren umringt. Er stand noch in Sedan, als die Preußen am 31. August Verdun erreichten, das Corps des Grafen Kalkreuth über die Maas gehen ließen und den Platz zu bombardieren begannen. Clerfait langte an demselben Tage mit etwa 13 000 Mann bei Stenai an, einige Märsche südlich von Dumouriez' Stellung, also zwischen diesem und Verdun. Da sah denn der französische Führer wohl, daß es mit den belgischen Hoffnungen vorüber war. Jetzt kam auch ihm der Gedanke an die Argonnen, noch nicht gerade als eine über den Feldzug entscheidende Stellung, sondern als der einzige Ausweg, auf dem er sich vor gänzlicher Umzingelung retten könnte. „Meine kleine Armee", schrieb er Servan, „würde in einer Mausefalle stecken, abgeschnitten von Paris, von Kellermann und von ihren Magazinen, sobald die Preußen mit 20 000 Mann das Gebirge besetzten. Ich muß die Maas aufgeben, Verdun sich selbst überlassen, und werde vielleicht genötigt, auf dem kürzesten Wege nach Grandpré an die Aire zu ziehen und den Paß von Autry zu verteidigen, während ein besonderes Corps die Pässe von Clermont decken soll." Er zürnte nicht wenig über das Unheil, das ihn in diese Lage gebracht hatte, fand aber die Ursache davon auch jetzt noch in ganz anderen Dingen als seinem unnötigen Aufenthalte in Sedan. Das sind die Folgen eures Verteidigungskrieges, schrieb er am 31., ohne die Einnahme von Longwy wäre ich niemals nach Sedan gegangen; jetzt werde ich hier bloßgestellt, ohne irgend etwas retten zu können. Immer aber blieb er trotz dieses Unmutes wegen des endlichen Ausganges vollkommen unbesorgt. Seitdem er erfahren, daß kaum 60 000 Mann zum Angriffe gegen ihn vorgingen, schien ihm die augenblickliche Gefahr nur ein vorübergehendes Hindernis auf ruhmreichen Bahnen: Hätte ich nur erst meine Verstärkungen, schrieb er dem Minister am 2. September, daß ich diese langweilige Defensive aufgeben und die Feinde aus dem Lande jagen könnte.

Denkt man sich einige Funken dieser rastlosen Keckheit in der Seele des Herzogs von Braunschweig, so wird man nicht absehen, wie die französischen Abteilungen seiner gesammelten Macht hätten entrinnen können. Umgekehrt darf man hinzusetzen, daß er in seiner scharfsichtigen Bedächtigkeit an Dumouriez' Stelle gewiß nicht das Verderben sich in so dichte Nähe hätte rücken lassen. Das tollkühne Vertrauen auf günstiges Glück, mit welchem Dumouriez die Verteidigung unaufhörlich gefährdete, würde dem angreifenden

Herzog trefflich gestanden haben — vor allem, wenn sein Heer um 50 000 Mann stärker gewesen wäre.

Einstweilen verschlimmerte sich die Lage der Franzosen von Stunde zu Stunde. An demselben Tage, an welchem Dumouriez jene vertrauensvollen Worte schrieb, kapitulierte Verdun. Die Werke waren in elendem Zustande, die Bürgerschaft zeigte monarchische Gesinnung, der Kriegsrat verlor den Kopf und beschloß am Abend des 1. September die Ergebung. Den Kommandanten Beaurepaire fand man den folgenden Morgen in seinem Blute schwimmend, ein abgeschossenes Pistol in der Hand. Die Stadt war gleich am nächsten Tage erfüllt von der Erzählung, mitten im Kriegsrate habe er sich aus patriotischer Verzweiflung die Kugel durch den Kopf gejagt. Es war eben so wie der Ruf der abziehenden Besatzung: auf Wiedersehen in der Champagne — ein bedenklicher Kommentar zu den Erzählungen der Ausgewanderten über den monarchischen Sinn des Volkes: immer aber war Braunschweig Herr der Stellung und brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Ziel aller feindlichen Bewegungen, die Argonnen, binnen wenigen Stunden in seinen Besitz zu bringen. Das Gebirge zieht von Süden nach Norden beinahe parallel mit der Maas, von St. Ménehould bis in die Nähe von Sedan; zu dem südlichsten seiner Pässe, den Isletten bei St. Ménehould, hatte Braunschweig damals zehn, General Dillon aber, welchen Dumouriez dorthin bestimmt hatte, achtzehn Stunden. Graf Kalkreuth war noch am 2. bis Varennes und Avoncourt vorgegangen, und konnte von hier den mittlern und wichtigsten Paß bei Grandpré in vier Stunden erreichen, während Dumouriez acht Stunden entfernt und noch dazu durch Clerfait in Schach gehalten war. Selbst um die Belagerung von Verdun zu decken, wäre es, wie es scheint, natürlich gewesen, ein Corps in das Gebirge vorzuschieben, welchem immer bei ungünstigen Ereignissen, ohne irgend eine denkbare Gefährdung, der Rückzug auf das Hauptheer freigestanden hätte.

Aber so viel wie Dumouriez in Sedan durch Zögerung aus Lust zur Offensive verschuldet, so viel brachte ihm jetzt Braunschweig durch zaudernde Abneigung gegen den Angriff ein. Schon am 1. September, auf der Höhe St. Michel vor Verdun, hatte er seine Absicht ausgesprochen, die Maas nicht zu überschreiten. Die Verheißung der Emigranten auf eine Gegenrevolution hatte sich eben so wenig wie das österreichische Versprechen von 106 000 Mann bewährt. Die Besetzung von Longwy und Verdun, die Belagerung von Thionville, die Deckung der Verkehrswege nahm leicht 20 000 Mann in Anspruch; ebensoviel konnte man auf gleiche Zwecke bei weiterem Vordringen bis Paris rechnen, im ungünstigsten Falle rafften die Kämpfe und Strapazen 10 000 Mann hin: was sollte aus der handvoll werden, mit welcher man dann vor dem bewaffneten und verzweifelten Paris erschien? Stundenlang wurde darüber gestritten, endlich aber am Abend griff die persönliche Stimmung

des Königs durch. Noch überwog bei ihm die Verachtung gegen die französischen Rebellen, noch meinte er nicht genug für seine Verbündeten gethan zu haben. Er befahl den weitern Einmarsch. Je überspannter diese Kühnheit dem Herzoge erschien, desto dringender hielt er sich zu der ängstlichsten Behutsamkeit verpflichtet. Die Beschränktheit seiner Mittel, die einen anders geschaffenen Menschen zur Entfaltung der größten Kühnheit aufgefordert hätte, drückte seinen bedenklichen Charakter ganz darnieder: an sich ist es ein Fehlschluß, daß, wenn von zwei Kämpfern der eine gewisse Blößen empfindet, der andere deshalb gleich tödliche Streiche darauf führen könnte, und Braunschweig war überall geneigt, über dem Bewußtsein der eigenen Schwäche die Gefahren des Gegners zu vergessen. Dazu kam, um das Maß des Unheils zu füllen, seine traurige Art, dem Könige gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen. Hätte er den Marschallstab dem Könige zurückgegeben, ehe er in eine, nach seiner Überzeugung verderbliche, Unternehmung willigte, schwerlich hätte der König auf seinem Sinne bestanden; man hätte keine Lorbern hinter den Argonnen geerntet, aber, so weit menschliche Voraussicht reicht, das Grenzgebiet bis zur Maas mit allen Festungen behauptet. Hätte er trotz seiner Ansichten als gehorsamer Offizier den Plan des Königs übernommen und dann mit Eifer und Raschheit durchgeführt, so hätte man schwerlich mit 60 000 Mann die Revolution bezwungen, wohl aber nach der ganzen Lage der Dinge glänzende Siege über die französischen Heeresteile davongetragen. In jedem Falle blieb das eigene Heer erhalten, kriegsfertig, moralisch überlegen, und eine treffliche Grundlage für den kommenden Feldzug. Statt dessen aber ging der Herzog mit Seufzen daran, die königliche Unbedachtsamkeit wenigstens in der Ausführung durch seine Langsamkeit abzukühlen. Nach allen Seiten hin gingen seine prüfenden Blicke, nur nicht vorwärts. Er war über Dumouriez' Bewegungen nicht unterrichtet, denn die Bevölkerung, besonders der Dörfer, die bei den Preußen keinen lebhaftern Wunsch als Herstellung der Kirchenzehnten vermutete, hielt sich scheu und grimmig entfernt, so daß es äußerst schwer war, Spione zu bekommen. In dieser Ungewißheit fand der Herzog keinen Grund zur Eile nach den Argonnen, da aufgefangene Pariser Briefe erst Châlons als Sammelplatz der Franzosen bezeichneten. Desto unruhiger machten ihn Kellermanns Märsche in seiner linken Flanke, und vollends gar eine Nachricht von Bewegungen bei dem Rheinheere, die auf eine französische Operation im Rücken der Verbündeten zu deuten schienen. Demnach that er keinen Schritt vorwärts, bis er seine Verpflegung auf längere Zeit gesichert, und seine Kräfte so vollständig wie möglich zusammengenommen hatte. Er zog die Emigranten an sich heran, befahl Hohenlohe nur einen Teil seines Corps vor Thionville stehen zu lassen, mit dem Reste aber sich dem Hauptheere anzuschließen, und betrieb die Ankunft

der Hessen, welche, mit Transportmitteln schlecht versehen, nur langsam vorwärts kamen. Erst als diese am 10. in Verdun eingetroffen waren, befahl er die Fortsetzung der Operationen. Da war es aber zu spät, die Früchte der königlichen Kühnheit zu ernten, und nur die Gefahren einer übelbegründeten Offensive blieben zurück. Denn schon seit mehreren Tagen hatte Dumouriez den Kopf aus der Schlinge herausgezogen. Gleich am 2. September war er aus seinen Stellungen bei Sedan, Mouzon und Stenai aufgebrochen. Dillon, der seinen Vortrab führte, bestand ein kleines Gefecht mit Clerfaits Österreichern; dieser aber wagte auf eigene Faust keinen Angriff auf Stenai und noch weniger einen Übergang über die Maas. So konnte Dumouriez am 4. September Grandpré, Dillon aber am 5., nach einem höchst beschwerlichen Marsche auf Wald- und Sumpfwegen, die Isletten erreichen. Sie atmeten doch nicht wenig auf, als sie die ersehnten Stellungen leer fanden. Dumouriez sagte: wenn jetzt der König von Preußen auf Paris geht, so ist er verloren. Mit vollem Behagen begann er sich zwischen den Waldhügeln in dem engen Wiesenthal der Aire einzurichten, welches bei Grandpré den Zug der Argonnen durchsetzt; die natürlichen Vorteile der Stellung wurden durch Schanzen und Verhacke verstärkt und Dumouriez fing an, den Ort als unüberwindlich zu preisen. Das beste war wohl dabei, daß er einen Haltepunkt in der Operation gab, den Servan zu rastlosem Herbeischaffen weiterer Truppen benutzen konnte. Die Zahl der aus Paris rückenden Freiwilligen stieg an einzelnen Tagen auf 2400 Mann: es war der Anfang des September, wo die Rekrutierung beinahe das einzige Fluchtmittel vor dem demokratischen Dolche bot. Bis zum 9. waren davon bei Dumouriez 6000 angelangt, und 1500 versprach das Lager von Rheims zu liefern, so daß er und Dillon zusammen damals 26 000 Mann stark waren. Wichtiger war, daß auf Servans Dringen der General Beurnonville endlich den Befehl erhalten hatte, aus den Lagern von Maulde und Maubeuge 11 000 Mann nach Châlons zu führen; dann aus Pont-sur-Sambre war General Duval mit einem aus verschiedenen Garnisonen zusammengerafften Corps von etwa 5000 Mann unterwegs, welches sich allmählich bis auf 10 000 verstärkte, und den nördlichsten Paß des Gebirges, bei Chêne le Populeux, besetzte; im Süden aber näherte sich, noch durch eine Division des Rheinheeres verstärkt, Kellermann mit beinahe 23 000 Mann. Diese Corps bestanden sämtlich aus Linientruppen oder älteren Nationalgarden: gelang es, die Argonnen bis zu ihrer Ankunft zu behaupten, so war man 70 000 Mann stark, denen tagtäglich neue Freiwillige zuströmten, während die Feinde der Natur der Sache nach bei jedem Schritte vorwärts zusammenschmelzen mußten. Auch Servan hatte jetzt keinen Zweifel mehr über den Ausgang: er selbst hätte die Stellung wohl noch etwas weiter zurück verlegt, um die entscheidende Vereinigung ganz aus dem Bereiche des Mißlingens zu versetzen; immer aber war er erfüllt von kräftiger Ent-

schlossenheit und erquickenden Hoffnungen. Vielleicht töten uns, schrieb er am 4. September, die Feinde hunderttausende, aber wahrlich nicht viele von ihnen sollen Nachrichten von ihrem ritterlichen Kreuzzuge nach Deutschland bringen. Zwei Tage später: Die Amerikaner in schlimmerem Klima und entblößt von Waffen und Munition haben ihre Freiheit behauptet; warum sollte es uns nicht gelingen? Nur mit Mut durch den schlimmen Augenblick hindurch, und wir werden frei und das Einrücken der Fremden die letzte Stunde der Gegenrevolution sein. Diese Fürsten wissen nicht, wessen ein verzweifeltes Volk fähig ist: laßt sie nichts als Asche und Trümmer finden und vernichtet sie, sobald der Winter beginnt. Dumouriez war noch fröhlicher und begeisterter, so ärmlich und hungrig es in seinem engen Waldlager auch herging. Von euren Pikenmännern, meldete er am 7., habe ich noch nicht einen einzigen gesehen, denke aber auch erst in Deutschland davon Gebrauch zu machen, wenn ich die flüchtigen Feinde vor mir herjage. Geht der König auf Paris, schrieb er an Kellermann, so hänge ich mich an seine Linke; dann hat er euch an den Fersen, die Pariser vor sich, ein Wunder, wenn er entkäme.

Aber noch einmal sollte er erfahren, wie gefährlich es ist, sich in glänzenden Träumen zu wiegen und darüber den Pfad vor den Füßen zu verlieren. Seine Stellung war nicht schlecht aber in keiner Hinsicht unangreifbar. Die Argonnen sind Höhen wie etwa die niederhessischen Bergrücken; ihr bestes Verteidigungsmittel ist die Weiche des Thonbodens, der sich bei Regenwetter auflöst und die Straßen zu Sümpfen macht; fragt man aber nach undurchdringlichem Walde, engen Gebirgspässen, steilen Felsschluchten, so ist davon nicht mehr zu entdecken, als an hundert Punkten der späteren Kriegstheater, welche kaum zu dem Hurrah eines Tirailleurschwarmes Anlaß gegeben haben. Dürfen wir die beiden Feldherrn hier noch einmal in Gedanken die Stelle tauschen lassen, so scheint uns unzweifelhaft, daß Dumouriez an der Spitze der Deutschen die herrlichen Stellungen von Grandpré und den Isletten sofort mit dem Bajonett über den Haufen geworfen hätte, Braunschweig aber als Verteidiger vielleicht nach Servans Sinne in ruhigem Gefechte auf seine Verstärkungen zurückgegangen, jedoch sicher nicht an einem Punkte des Gebirges vollkommen wehrlos überrascht worden wäre. Dies aber ließ sich Dumouriez zuschulden kommen.

Am 10. und 11. September nämlich verließen alle Teile des preußischen Heeres Verdun, um sich gegen Dumouriez' Lager bei Grandpré zu richten. Hohenlohe-Kirchberg und der Landgraf von Hessen, im ganzen 14 000 Mann, beobachteten im Süden des Hauptheeres die Isletten, im Norden dagegen stand Clerfait, von Stenai vorwärts gezogen, mit 10 bis 11 000 Mann dem Passe des Waldkreuzes (zwischen Grandpré und Chêne le Populeux) gegenüber. Den 12. wurden alle Stellungen der Franzosen alarmiert, sonst ohne Erfolg, allein am Waldkreuze fand Clerfait nur schwache feindliche Posten,

und schob seinen Vortrab in den Paß hinein, wurde zwar am 13. durch den mit sechs Bataillonen eiligst herbeigesandten General Chazot hinausgeworfen, schlug diesen aber am 14. vollkommen, wurde Meister des Passes, und drängte Chazot nach Vouziers hin von jeder Verbindung mit Dumouriez ab. Darauf räumten die Franzosen auch Chêne le Populeux, welches jetzt von den Emigranten besetzt wurde. Der Durchgang durch das Gebirge war den Verbündeten geöffnet: wenn Clerfait ohne Aufhalten vorwärts drang, so konnte er noch am Abend den Paß von Grandpré im Rücken sperren, und Dumouriez für den Augenblick einschließen. Es wäre damit noch nicht alles aus gewesen, da Kellermann und Beurnonville schon so nahe waren, daß sie in zwei Tagen mit 40 000 Mann zum Entsatze erscheinen konnten: und Clerfait hielt auch vorsichtig zurück, und wagte sich nicht allein in die vor ihm ausgedehnte Ebene der Champagne hinaus. Immer aber war Dumouriez' Stellung in Grandpré unhaltbar geworden, und damit sein Plan vollständig über den Haufen geworfen.

Er faßte sich schnell. Wenige Stunden nach Chazots Niederlage traten seine Truppen in der Stille des Abenddunkels unter das Gewehr, und zogen die Nacht hindurch eilfertig nach Süden ab. Sein Vorsatz war, den Preußen die Ebene nach Châlons und Rheims hin preiszugeben, sich hinter den Isletten Rücken an Rücken mit Dillon aufzustellen, und alle übrigen Corps, Chazot aus Vouziers, Harville aus Rheims, Dubouquet aus Chêne le Populeux, Beurnonville aus Châlons, Kellermann aus Vitry, eben dorthin zu entbieten. Sein Abzug wurde in der Nacht nicht beunruhigt: auch würden ihm die Preußen bei den Schwierigkeiten des Terrains im Walde selbst nicht viel angehabt haben. Bedenklicher wurde der Marsch des 15. September in der Ebene hinter der Aisne: er hatte einen Vorsprung von nur wenigen Stunden, da die Preußen mit dem Grauen des Morgens in Grandpré eingerückt waren; seine Truppen empfanden trotz aller Energie des Führers ihre Gefahr, es zeigte sich sogleich, daß eine rasche und nachdrückliche Verfolgung das Heer zersprengt haben würde. Gegen Mittag holten nämlich die Husaren des preußischen Vortrabs die französische Nachhut ein: zugleich wurden seitwärts die Truppen Chazots sichtbar, die ebenfalls nach St. Ménehould auf dem Marsche waren. Als diese den Feind erblickten, erneuerte sich der Schrecken vom Waldkreuze her; sie lösten sich auf, stürzten an Dumouriez' Nachtrab vorüber, und teilten ihre Verwirrung dem ganzen französischen Hauptcorps mit. Zehntausend Mann, sagte Dumouriez, flohen vor 1500 Husaren. Auch Beurnonville, der sich an diesem Tage von Rhetel nach St. Ménehould bewegte, empfing seinen Anteil an dem allgemeinen Schrecken: er sah aus der Ferne Dumouriez' Kolonne, hielt sie für das preußische Heer und zog eilfertig nach Châlons zurück. So wäre, wenn die Infanterie nur des Erbprinzen Hohenlohe, welcher die preußische Avantgarde führte, zurhand gewesen,

Dumouriez' Heer in alle Winde auseinandergetrieben worden. Allein der Herzog wollte das Gebirge nicht eher verlassen, bis er den Transport seines Brotes durch dessen Defiléen geordnet hatte. Zum zweiten male stellte er Dumouriez' Fehler durch seine Unterlassungen wieder her. Der französische General brachte seine unverfolgten Regimenter bald wieder zum stehen, und bezog am 17. September sein neues Lager bei St. Ménehould. Noch zwei Tage blieb er hier allein, so daß Braunschweig ihn mit doppelter Übermacht hätte angreifen können. Der König war äußerst ungnädig: „Man paßt nicht genug auf, sagte er, man läßt die Feinde entwischen". Nach seinem richtigen Gefühle suchte er die Schlacht. Aber der Herzog blieb unerbittlich zwei Tage in Landres, dicht am Ausgange des Passes von Grandpré, halten, wo er sorgsam mit Bäckerei und Brotfuhren beschäftigt war, dann aber auch ein Manöver erdachte, um die Gemeinschaft mit Verdun wieder zu öffnen, den Islettenpaß wiederzugewinnen, und die Vernichtung des feindlichen Heeres herbeizuführen: alles ohne vieles Blutvergießen, vielleicht ganz ohne zu schlagen, nur durch Umgehen und Abschneiden des Feindes von seinen Magazinen. Diese Überlegungen vollzogen sich unter langsamem, unsicherem Umhertasten, wurden aber am 19. September, im Beginn der Ausführung, plötzlich wieder durch den König unterbrochen. An diesen gelangte eine falsche Meldung, daß die Franzosen nach Châlons abzuziehen begännen; er rief sogleich, sie sollten ihm nicht zum zweiten male entrinnen, und führte sein Heer ohne Aufenthalt, nicht, wie der Herzog wünschte, in das Gebirge hinein, sondern in die Ebene hinaus, nicht in die Flanke, sondern in den Rücken der Franzosen, gerade auf die Straße von St. Ménehould nach Châlons. Man überzeugte sich bald, daß der Feind ruhig in seiner Stellung verharrte, die Truppen aber waren sicher, daß es endlich zum Kampfe kommen werde, und eilten in dieser Aussicht mit jubelnder Begeisterung vorwärts.

Indessen hatte Dumouriez sich in seinem neuen Lager eingerichtet. Er stand, die Fronte gegen Paris gewandt, die Aisne im Rücken, zwischen zwei Nebenflüßchen derselben, der Auve und der Bionne, auf den Hügelrücken, welche St. Ménehould im Westen umschließen, vor sich ein vielfach durchschnittenes und mit sumpfigen Wiesengründen erfülltes Terrain. Spät am 18. war Beurnonville, von seinem Schrecken hergestellt, mit seinen eigenen Truppen und sieben Bataillonen Freiwilliger aus Châlons, in das Lager eingerückt, dessen rechten Flügel er jetzt bildete, und dessen Stärke damit auf beinahe 40 000 Mann anwuchs. Am 14. langte auf der andern Seite Kellermann mit 18 000 Mann an, so daß in diesem Augenblicke die Überlegenheit der Zahl entschieden auf der französischen Seite war, da das preußische Corps Kalkreuth zur Deckung der Kommunikationen weiter rückwärts stand, Clerfait aber nebst den Emigranten erst am Abend des 20. seine Vereinigung mit dem Hauptheere vollzog, dieses also bis dahin kaum mehr als

30 000 Mann zählen mochte. Man kam allmählich in den Zeitpunkt, in welchem die unausbleiblichen Gefahren der ausgedehnten Offensive sich fühlbar machen mußten. Noch hielt die innere Überlegenheit der preußischen Truppen über die desorganisierten Soldaten und regellosen Freiwilligen des Feindes das Gleichgewicht aufrecht: lange aber konnte die Entscheidung nicht mehr verzögert werden. In diesem Augenblicke gab ein neuer Fehler auf der französischen Seite den Angreifern die letzte Möglichkeit eines glänzenden Sieges.

Kellermann hatte Dumouriez' linken Flügel bilden und die Heereslinie auf dem südlichen Ufer der Auve über die Höhen von Dampierre fortsetzen sollen. Durch ein Mißverständnis aber der Instruktion war er über die Auve herübergegangen, hatte sich vor Dumouriez' Stellung vorgeschoben, und seine Truppen auf dem Windmühlenberge von Valmy in gedrängten Massen aufgehäuft, ohne die Möglichkeit, sich zu entfalten, neben sich sumpfige Niederungen, rechts eine einzige Brücke über die Auve, hinter sich die Straße nach St. Ménehould durch das eigene Fuhrwerk verstopft. Als somit die preußischen Kolonnen von Massige her die Straße von Châlons erreichten, und nun links gegen die französische Stellung einschwenkten, war Kellermann ihrem vollen Stoße ausgesetzt, und Dumouriez außer stande, ihm rasche und unmittelbare Hülfe zukommen zu lassen. Um sechs Uhr morgens, 20. September, bemerkte Kellermann die ersten preußischen Truppen; um sieben Uhr begann die Kanonade, beschädigte Kellermanns Kürassiere gleich von anfang an in hohem Grade und nötigte eine Kolonne unter Chazot, welche Dumouriez links neben Valmy hatte vorgehen lassen, zu schneller Flucht. Um zehn Uhr flogen bei Kellermann einige Pulverwagen in die Luft, worauf — Kellermanns Worte — allgemeine Unordnung entstand, die Fuhrleute hinwegflohen, das erste Glied der Infanterie eine rückgängige Bewegung machte. Die französischen Offiziere hatten unendliche Mühe, die Ordnung einigermaßen herzustellen: zugleich aber formierten die Preußen drei Angriffskolonnen, die sich unter frischem Mute der Truppen zum Sturme des Hügels anschickten, so daß Kellermann mit doppeltem Eifer seine Leute haranguierte, und mit Hutschwenken und Hurrah zu ermutigen suchte. Halten wir einen Augenblick inne, befragen wir über die Aussichten der Lage die besten Kenner der beiden Parteien. Die ängstlich gespannte Haltung der französischen Scharen, sagt General Valentini, dagegen die ruhig besonnene Kampflust der preußischen, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß Kellermann auf Dumouriez, und beide zusammen in das Thal der Aisne hinabgestürzt worden wären; was würde nicht bei einer solchen Flucht verunglückt sein! Gouvion St.-Cyr, selbst ein republikanischer General, der auch unter Napoleon dem Stolze auf diesen Ursprung nie untreu geworden, meint, daß bei der schlechten Ausbildung der damaligen französischen Truppen nur eine große Übermacht oder eine unüberwindliche Stellung sie zu einem

erfolgreichen Widerstand hätte befähigen können: ich zweifle nicht, sagt er, daß ein großes Unheil erfolgt wäre, wenn der Herzog den von dem Könige befohlenen Angriff sich hätte entwickeln lassen. Dieselbe Ansicht finden wir bei den Beteiligten selbst. Der Kriegsminister Servan forderte noch am 18. Dumouriez auf, sich auf kein Zusammentreffen einzulassen, sondern nach Kellermanns Wünschen auf Châlons und die Marne zurückzugehen: die Preußen sind verloren, schrieb er, wenn wir ohne Schlacht den Feldzug hinausziehen. Kellermann selbst, wie man sich denken kann, redet nicht so unumwunden wie Valentini, dafür bezeichnet er noch eine andere, nicht minder umfassende Gefahr. Er bemerkt in der Erörterung seiner ganz abscheulichen Stellung: wenn ein preußisches Corps, was es unangefochten thun konnte, die Höhen von Dampierre und Voilemont besetzte — eben die ihm selbst ursprünglich bestimmte Stellung —, so waren wir vollständig eingeschlossen und in den Niederungen bei St. Ménehould, wie von Châlons so auch von Vitry, mithin von jeglicher Verpflegung abgeschnitten. Dillon, der noch immer die Isletten gegen Hohenlohe, und hiermit dem französischen Hauptheere den Rücken deckte, sah bereits diesen Fall so sicher vor Augen, daß er seine Soldaten dafür anwies, sich die Taschen mit Kartoffeln zu füllen, und sich einzeln durch die Wälder nach den Moselfestungen durchzuschleichen.

Allein gerade die doppelte Möglichkeit des Sieges lähmte, wie es scheint, die Thätigkeit der Preußen. Von ihren Führern dachte der eine zu fechten, der andere abzuschneiden, und jeder hinderte den andern. Der König wollte stürmen und schlagen, und wich den Tag hindurch nicht aus dem Angesichte des Feindes, so daß jene Höhen durch die Preußen nicht besetzt wurden. Der Herzog aber wollte ein- für allemal sich auf eine Schlacht nicht einlassen, da sie auch bei günstigem Ausgang Blut gekostet hätte, er aber jede Einbuße für unersetzlich, den Marsch auf Paris in jedem Falle für verderblich hielt, und durch die Aufopferung einiger tausende seine Operationen gegen die Maasfestungen, die er fortdauernd im Sinne hatte, zu gefährden fürchtete. Als demnach die Sturmkolonnen um elf Uhr freudig antraten, faßte er noch einmal die feindliche Stellung in das Auge, und erklärte dann dem Könige, hier sei nicht zu schlagen. Die Kanonade dauerte fort, die höheren Befehlshaber verhandelten, die Stunden vergingen. Am Abend wickelte sich Kellermann aus seinem gefährlichen Posten heraus, und besetzte während der Nacht die Höhen südlich der Auve. Als der Herzog am folgenden Tage einige Abteilungen ebenfalls nach Süden vorschob, um die feindliche Kommunikation mit Vitry zu bedrohen, war es zu spät. Kellermanns ganzes Heer deckte diese Straße, und die preußische Demonstration wurde eine leere Scheinbewegung.

Der Tag des 20. September hatte jedem Heere kaum 200 Mann gekostet. Der Eindruck aber war gewaltig auf beiden Seiten. Bei den Franzosen jubelten die jungen Soldaten, daß sie den Kriegern Friedrichs II. standgehalten; soeben

noch unsicher, zu panischem Schrecken geneigt, sich selbst und den Führern mißtrauend, waren sie jetzt von einem Schwunge des Jubels und der Begeisterung erfüllt. Bei den Preußen war die Stimmung in gleichem Maße gedrückt. Wir sind besiegt, rief der alte Husarengeneral Wolfradt, weil wir nicht geschlagen haben; wozu sind wir hergekommen als zu schlagen? Goethe, den einige mißmutige Offiziere um ein kräftiges Wort angingen, hatte den sehr richtigen, hier aber eben so leidigen Trost: von heute an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. In der That, von einem Erdrücken der jungen Republik war schon an dem Tage ihrer Entstehung keine Rede mehr. Nachdem die letzte Gelegenheit versäumt war, die französischen Heere einzeln im Augenblicke ihrer Vereinigung selbst zu schlagen, war der Rückzug der Preußen bei den täglich anschwellenden Massen ihrer Widersacher, der weit und weiter vorrückenden Jahreszeit, der sinkenden Stimmung, Zahl und Kraft der deutschen Truppen entschieden. Dumouriez hatte, einmal eine Lage der Dinge, wie sie am 21. wirklich eingetreten war, vorausgesetzt, schon längst darüber keinen Zweifel. Aber so keck er bisher die eigene Gefahr unterschätzt hatte, so unbefangen würdigte er jetzt die dem Gegner noch zu gebote stehenden Mittel. Besiegt waren die Preußen in keiner Weise, die taktische Überlegenheit derselben ungebrochen, die Masse zu gefährlichen Streichen immer noch bedeutend genug. Wie, wenn sie, nachdem sie im Norden die Argonnen durchbrochen, jetzt an der französischen Stellung vorüber das Gebirge im Süden umgingen, und so die Verheerungen des Krieges in das noch unberührte Lothringen trügen? Oder wenn sie, auf dem alten Wege rasch umkehrend, sich plötzlich gegen die schwach besetzten Festungen Sedan und Montmédy wandten, und durch deren Einnahme ihre Winterquartiere an der Maas sicherten? Wir wissen, daß eben dieser Gedanke den Herzog erfüllte, Dumouriez aber fühlte sich noch bei weitem nicht stark genug, um gegen das eine oder das andere mit Gewißheit einstehen zu können. Bei dem Stande der französischen Rekrutierungen konnte er vielleicht in wenigen Tagen sein Heer so weit heranwachsen sehen: alles wäre gewonnen, wenn er die Preußen so lange in ihrer jetzigen Stellung festhielte. Er beschloß, sich diese Frist womöglich durch Unterhandlungen zu schaffen.

Daß in dem feindlichen Hauptquartiere auf mehreren Stellen Neigung zum Frieden vorhanden war, darüber konnte der französische General keinen Zweifel haben. Zwar von den Preußen hatte er keine unmittelbare Nachricht (denn alles ohne Ausnahme, was über Unterhandlungen vor dem 20. September erzählt worden, ist, wie die Korrespondenz beider Hauptquartiere gleichmäßig zeigt, vollkommen leere Fabel): einmal am 14. hatte Braunschweig den Wunsch einer Unterredung gemeldet, Dumouriez indes, mit seinem Rückzuge aus Grandpré beschäftigt, den Vorschlag abgelehnt. Allein Dumouriez, der frühere Minister des Auswärtigen, bedurfte nicht erst eines

besondern Gespräches, um die in ganz Europa bekannte Thatsache zu erfahren, daß der Herzog nach der Neigung seines Herzens lieber gegen das Haus Lothringen als gegen Frankreich gefochten hätte, und daß auch sonst noch einflußreiche Stimmen dieser Ansicht beipflichteten. Was aber die Österreicher betraf, so waren diese in ihrer Kriegslust eben so abgekühlt wie ihre Bundesgenossen. Hohenlohe-Kirchberg hatte auch seinerseits auf Konferenzen bei Dumouriez angetragen; er war ein einfacher ernsthafter Mann, der unter dem Gewehre alt geworden, und nie etwas anderes als Soldat gewesen war: er am wenigsten hätte einen solchen Schritt ohne höhere Erlaubnis unternommen. Aber Dumouriez, der von jeher sein politisches System auf Krieg gegen Österreich und Frieden mit Preußen gestellt, warf Hohenlohes Antrag weit hinweg, ergriff dagegen um so eifriger einen Anlaß, sich dem Könige anzunähern, bei dem allein ja auch die Macht war, die Operationen auf einige Tage zu hemmen, und damit Dumouriez' nächsten militärischen Wunsch zu erfüllen.

Während der Kanonade am 20. hatte er den General Leveneur im Rücken der Preußen streifen lassen. Dieser war über die schwachgedeckte Bagage des Heeres geraten, wo keine Seele einen feindlichen Angriff vermutete: Fuhrwerk, Feldkasse, Bäckerei, Büreau- und Hospitalwesen war dort vereinigt, und nur mit Mühe wurde das größte Unheil abgewehrt. In diesem Getümmel wurde der Privatsekretär des Königs, Lombard, nebst einigen anderen Civilpersonen gefangen, und ihm ließ Dumouriez, als er ihn den folgenden Tag auf Begehren des Königs in Freiheit setzte, durch einen Adjutanten eine kurze Denkschrift zustellen, in welcher die wachsende Stärke des französischen, die unbehagliche Lage des preußischen Heeres geschildert ward; sodann kam der Satz vor, ein weiteres Vorwärtsgehen würde das Schicksal Ludwigs XVI. nur erschweren, ohne den Ehrgeiz der französischen Prinzen zu fördern; vor allem aber wurde betont, daß Preußen kein Interesse habe, sich für das ihm stets feindliche Österreich zu opfern, und demnach ein Abkommen auf dem Fuße der einst im Frühling versuchten Unterhandlung angeboten. Der Herzog ergriff diese Dinge sogleich mit großer Lebhaftigkeit, und fand dabei die Unterstützung eines Mannes, den er sonst nicht gerade unter seinen Verehrern zählte, des Generaladjutanten Obersten Manstein. Dieser gehörte zu dem frömmelnden Kreise, der bei dem Könige hauptsächlich durch das Bedürfnis stets neuer Aufregung Einfluß übte: er hielt sich, ohne die Genüsse dieser Welt ganz zu verachten, äußerlich doch um so finsterer und verschlossener, als bei ihm zu der Kopfhängerei noch ein starker gallsüchtiger Ehrgeiz hinzukam, der ihn in militärischen Dingen gegen den Einfluß des Herzogs, und in diplomatischen gegen das Ansehen Bischoffwerders stets regsam und argwöhnisch erhielt. Als praktischer Staatsmann war er reiner Egoist und Realist, kannte darin keine andere Forderung, als den jedesmaligen Nutzen,

und hatte eben so wenig Gefühl für ideale oder ritterliche Bestrebungen wie für irgendeine Grundsatz- oder Tendenzpolitik. Bei dem hingebenden und großmütigen Wesen des Königs hätte ein solches Gegengewicht zuweilen von Nutzen sein können, wäre Mansteins Gesichtskreis weiter und seine Selbstsucht überall eine nationale gewesen: er würde dann gesehen haben, daß es in gewissen Fällen auch der Klugheit entsprechen kann, für einen Augenblick das unmittelbare Staatsinteresse einem höhern Gesichtspunkte unterzuordnen. Wir werden ihn mit solchen Fragen noch vielfach beschäftigt und höchst einflußreich finden: damals bei Valmy machte er kein Hehl daraus, daß er den Friedensschluß für das dringendste Bedürfnis halte. Er war ganz der Ansicht Dumouriez', daß Preußen sich auf unverantwortliche Weise von Österreich benutzen lasse, und sich für eine ihm fremde, Österreich allein betreffende Sache in Kosten und Gefahren stecke, während Österreich dazu eine handvoll Leute stelle, sonst sich pflege und stärke, und in Osteuropa gegen Preußen intriguiere. Bei dieser Stimmung ging er lebhaft auf Dumouriez' Eröffnungen ein. Wie groß sein Eifer war, zeigte sich, als Dumouriez am 22. September um eine mündliche Beratung in Dampierre bitten ließ. Der Botschafter war Dantons Freund, Westermann, jener Elsasser, der am 10. August bei dem Sturme der Tuilerien befehligt hatte: aber auch diese Persönlichkeit, so widerwärtig sie dem Könige war, schreckte den Adjutanten nicht ab. Was den König vor allem bestimmte, auf die Unterhandlung überhaupt sich einzulassen, waren die eben eintreffenden diplomatischen Nachrichten aus Wien und Petersburg. Katharina hielt fortdauernd mit ihrer Ansicht über Polen zurück, so daß die Teilung stets noch ungewiß erschien, der Kaiser aber fuhr allerdings fort, bei ihr die polnische Erwerbung Preußens zu beantragen, blieb aber auch fest in seiner Bedingung, anstatt Belgiens Bayern, und dazu die beiden fränkischen Fürstentümer zu erhalten. Unter diesen Umständen war der französische Krieg dem Könige auf das höchste verleidet, und er gab seinem Adjutanten die Erlaubnis, am 23. in Dampierre den beiden französischen Generalen folgende Vorschläge als Grundlage der weitern Verhandlung zu machen:

Erstens: der König und seine Verbündeten wünschen einen Repräsentanten des französischen Volks in der Person Ludwigs XVI., um mit diesem über den Frieden zu unterhandeln, wobei jedoch von sonstiger Herstellung des alten Regime keine Rede zu sein braucht.

Zweitens: der König und seine Verbündeten wünschen, daß französischerseits die Propaganda aufhört.

Drittens: man wünscht (vor allen anderen Erwägungen, wird hinzuzudenken sein), daß Ludwig XVI. in Freiheit gesetzt werde.

Hier war also nicht von Emigranten, Gutsherren, Verfassungsfragen, es war von einer Verführung Dumouriez' so wenig wie von einem preußischen Separatfrieden die Rede. Herstellung Ludwigs XVI. und Verzicht auf

revolutionäre Eroberung bildeten das gesamte preußische Programm. Als Manstein es vorgetragen, mußte aber Dumouriez gleich den folgenden Tag mit der Nachricht antworten, daß der Convent in seiner ersten Sitzung das Königtum abgeschafft hätte. Es war deutlich, daß der preußische Antrag damit seine Grundlage verloren hatte, und der Fortgang der Unterhandlungen völlig zweifelhaft war. Dumouriez bedauerte es aufrichtig. Denn hatte ihm allerdings die militärische Lage den ersten Anlaß für seine Note gegeben, so hätte er doch einen Frieden mit Preußen als den Brennpunkt aller guten Politik betrachtet und jede beliebige Verfassung, und doppelt gerne, wie wir wissen, alle Erzeugnisse girondistischer oder jakobinischer Politik dafür in den Kauf gegeben. So wurde denn auch nicht auf einmal abgebrochen, vielmehr gingen noch einige Botschaften hinüber und herüber, für welche ein Kartell zur Auswechselung der Kriegsgefangenen den Vorwand gab. Eine volle Woche verging damit: seinen ersten Zweck, Stillstand der militärischen Operationen, erreichte Dumouriez vollkommen.

Er benutzte diese Zeit mit unendlicher Thätigkeit, um seine Verstärkungen heranzuziehen, das Gewonnene zu befestigen, immer neue Aussichten zu eröffnen. In Châlons und Rheims hatten die Generale Harville und Sparre über 10 000 Mann formiert, was die Armee der Champagne jetzt auf 70 000 Mann brachte. Dumouriez drängte außerdem den Minister, 15 000 Mann des Rheinheeres über Metz auf Verdun zu werfen, eine Gefahr für den preußischen Rückzug, wie es keine größere gab. Dazwischen bereitete ihm ganz unvermutete Schwierigkeiten ein Zwist mit Kellermann und Servan: jener, der sich als den Sieger von Valmy fühlte, war reizbar gegen Dumouriez' unzweifelhaftes Übergewicht, dieser wurde in Paris unaufhörlich wegen Deckung der Hauptstadt bestürmt, und beide drängten den General um die Wette, aus seiner kecken Stellung hinweg sich an die Marne zurückzuziehen. Hier erscheint Dumouriez in dem vollen Glanze seines Talentes. Die Stellung, die am 15. September vielleicht eine gewagte gewesen, die jetzt aber die Gegner unthätig am Boden fesselte, ließ er sich durch die Pariser so wenig wie durch die Deutschen entreißen. Er war damals der einzige Mensch in Frankreich, der mit festem Mute dem Lärmen der Hauptstadt trotzte, obgleich dieser durch die Freiwilligen des Heeres so grell und nahe wie möglich an sein Ohr schlug. Es wollte etwas bedeuten, die schwachdisciplinierten, hungernden und rauflustigen Soldaten thatenlos in einer Stellung festzuhalten, wo der Feind sie von Paris und ihren Magazinen trennte, die Verpflegung häufig stockte, die Verhandlungen mit Manstein den Freiwilligen als offener Verrat erschienen. Aber Dumouriez verstand es, die Soldaten an sich zu ketten, die Freiwilligen zu unterwerfen, Kellermann zu imponieren, den Minister aufzuklären. Schon zeigte sich der Vorteil seines Systemes in der täglich schlimmeren Lage des Feindes. Die Preußen waren fünf Tage lang ganz

ohne Brot, das ausgesogene Land konnte ihnen nichts liefern, die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten bei Menschen und Tieren, das naßkalte Wetter, welches sie schon auf dem Marsche geplagt, setzte sich jetzt in unaufhörlich strömenden Regen fest, der den Boden aufweichte, die Zelte zerstörte, und binnen wenigen Tagen eine mörderische Ruhrepidemie über ein Drittel des Heeres verbreitete. Unter diesen Umständen wurden die Aussichten täglich günstiger für Frankreich, und am 27. erhielt denn auch Dumouriez den förmlichen Oberbefehl über Kellermann, und damit die Genehmigung seines Feldzugsplanes. Hinzugefügt war freilich eine Mahnung, den Rückzug hinter die Marne zu erwägen, worauf aber Dumouriez umgehend antwortete, daß er sich hüten würde, einem so thörichten Befehle zu gehorchen.

Neben diesen militärischen Sorgen ging dann seine diplomatische Thätigkeit ihren Gang. Er drang lebhaft in Servan, die preußische Unterhandlung nicht fallen zu lassen. Ich gestehe, schrieb er am 26., nach meiner besten Überzeugung wäre nichts so wichtig für Frankreich, als die Abtrennung Preußens von der Coalition. Bisher bin ich nur das Schlagnetz gewesen, um die Vorschläge hin und her zu werfen; da aber die Preußen mir als ehemaligem Minister Zutrauen schenken, so könnte ich gleich zu einer thätigen Unterhandlung schreiten, sobald es euch heilsam erschiene. Er würde dann, sagte er, von dem Könige Anerkennung der Republik, Räumung Frankreichs, Auflösung des österreichischen Bundes, ruhiges Zusehen bei dem österreichisch-französischen Kriege verlangen, auch müßte sich Preußen mit einer einfachen Verwendung für Ludwig XVI. ohne spezielle Forderungen begnügen. Noch habe ich, schließt er, mich darüber gegen Manstein nicht eröffnet, wohl aber angedeutet, daß nur in solcher Richtung unterhandelt werden könne, übrigens den Franzosen wenig am Unterhandeln liege.

In Paris war man höchlich einverstanden mit diesen Gesichtspunkten, da, die nächste Gefahr einmal überwunden, das Selbstgefühl keine Grenzen kannte. Die Parteien des Conventes ohne Unterschied hatten keine Gedanken als Siege, Revolutionierung, Beute, Eroberung, und Dumouriez' belgischer Plan stand bei Danton wie bei Lebrun in erster Linie der Hoffnungen. Dazu paßte nichts trefflicher als Spaltung des europäischen Bündnisses durch einen Separatfrieden mit Preußen; neben den sicheren Erfolgen gegen Österreich, welch eine triumphierende Genugthuung, wenn es vielleicht gelänge, den preußischen König sogar auf die Seite der Revolution hinüber zu ziehen. Man meinte nicht geringe Lockspeisen dafür bieten zu können, und so wurde die Unterhandlung in tiefem Geheimnis aber mit gespanntem Eifer aufgenommen. Dem Convente und den doktrinären Jakobinern zuliebe verfügte der Ministerrat am 25. September, Dumouriez dürfe sich nicht eher auf eine Unterhandlung einlassen, bis die Feinde den französischen Boden geräumt hätten: im Stillen aber wurden Westermann und Benoit in das preußische Hauptquartier gesandt,

um womöglich einen Separatfrieden zustande zu bringen. Dumouriez hatte indes vorzuarbeiten gesucht. Die Erklärung der Republik hatte Braunschweigs und Mansteins Eifer noch nicht abgekühlt; am 26. kam das Kartell über die Kriegsgefangenen zustande, in welchem Preußen sogar den Franzosen nachgab, die Emigranten ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Immer aber wollte sich keine Neigung des Königs zum Vertragsbruche gegen die Coalition zeigen, und Dumouriez, allmählich den Erfolg bezweifelnd, entschloß sich, diesen entscheidenden Punkt geradezu in Angriff zu nehmen. Er stellte am 27. dem Obersten Manstein eine neue Denkschrift für den König zu, in welcher er die Trennung Preußens von Österreich zum alleinigen Thema nahm und absichtlich in scharfen und derben Formen auftrat, um die Stärke der preußischen Neigungen sicher daran zu erproben.

Aber er hatte einen unglücklichen Augenblick für diese Mitteilung gewählt. Tags zuvor war nämlich der Marquis Lucchesini, der seit der Rückkehr des Ministers Schulenburg nach Berlin die diplomatischen Geschäfte des Hauptquartiers besorgte, jetzt aber einige Tage in Verdun gewesen war, wieder bei dem Könige eingetroffen, und hatte den dortigen Stand der Dinge vollkommen verwandelt. Er war Bischoffswerders Schwager, aber mit Manstein nahe befreundet: er hatte das österreichische Bündnis, welches jener geschlossen, als eine Thorheit betrachtet, wie dieser, aber er fand, daß sein militärischer Kollege sich höchst unbesonnen auf bodenlose Wege einlasse. Lucchesini bemerkte vor allen Dingen, daß Dumouriez noch gar keine Vollmacht seines Ministers gezeigt habe, ja, daß es bei der dermaligen Anarchie in Paris zweifelhaft sei, ob selbst der Minister zu solchen Unterhandlungen Kraft und Titel besitze. Sodann hob er hervor, daß offenbar nur Dumouriez von der bisherigen Waffenruhe Vorteil ziehe, was gegen die Aufrichtigkeit seiner Anträge doppeltes Mißtrauen erwecken müßte, während für Preußen nichts gewisser sei, als daß schon der Schein einer Unterhandlung es in falsches Licht bei seinen Verbündeten setzen würde. Dem Könige, der übrigens von aller Kriegslust geheilt war und einen ehrenhaften Abschluß im höchsten Grade wünschte, leuchteten diese Erörterungen doch vollkommen ein: er meinte gleich, daß man ihn auf etwas leichtsinnige Art mit den Republikanern verwickelt habe. Da kam denn jene Denkschrift Dumouriez' sehr verkehrt für ihren Zweck: der König zürnte lebhaft, daß Dumouriez über das Verbleiben Preußens in der Coalition unter anderem sagte, es würde das Staatswohl einer Täuschung des Ehrgefühls geopfert. Manstein mußte sogleich erwidern, daß jeder seine Grundsätze haben möge, der König aber als den höchsten die Treue gegen seine Bundesgenossen betrachte. Es gab hierüber scharfe Erörterungen, bei denen, wie Lucchesini es höflich ausdrückt, der König sich durch seine Herzensgüte nicht abhalten ließ, dem Obersten, als dem ersten Betreiber einer solchen Unterhandlung, sein kräftiges Mißfallen kund

zu thun. Auch der Herzog von Braunschweig wurde durch diese Ungnade mit betroffen und mußte sich bequemen, am 28. ein neues Manifest zu erlassen, in dem er alle Drohungen des Juli den Franzosen wiederholte. Der König wollte selbst die Feindseligkeiten ohne Zaudern erneuern, die Emigranten jubelten nicht wenig, der russische Geschäftsträger Prinz Nassau-Siegen erbot sich sogar, seine Kaiserin um die Sendung eines russischen Heeres für die Operationen des Frühlings zu bitten. Allein solche Thätlichkeiten zu hindern wurde dem Herzoge trotz seiner augenblicklichen Ungnade nicht schwer, da seit dem 20. das Verhältnis der beiden Heere sich völlig umgekehrt hatte. Gegen den doppelt zahlreichen Feind wäre mit den erschöpften und kranken Truppen nur eine völlige Niederlage zu erwarten gewesen. Hier war auch Lucchesini ganz mit dem Herzoge einverstanden, und der Gedanke einer Schlacht wurde eben so schnell verlassen, als er aufgetaucht war.

Wollte man aber nicht schlagen, so wuchs die Dringlichkeit des Rückzugs mit jeder Stunde. Jetzt schon war die Gefahr groß, den überlegenen Feind in der Flanke sich durch die sumpfigen Pässe der Argonnen hindurch zu winden. (v. Siebel.)

So endete wahrhaft erbärmlich das große Unternehmen gegen die Revolution. Der Sieg hatte in nächster Nähe gewinkt; er hätte, wie damals die Dinge in Frankreich lagen, die Revolution tödlich getroffen, sie ganz gewiß mindestens in das ruhigere Bett der allerdings sehr nötigen Reform gelenkt, hätte Frankreich auf sich selbst beschränkt, die Vogesen dem Reiche zurückgewonnen, der Welt dreiundzwanzig Jahre des fürchterlichsten Blutvergießens, dreiundzwanzig Jahre der bedenklichsten Erschütterungen aller Verhältnisse, dem Reiche und Preußen insbesondere entsetzliche Schmach erspart. So aber atmete die mit Recht zitternde Revolutionspartei in Paris, atmete ganz Frankreich auf und warf sich frohlockend dem Siegestaumel in die Arme. Denn so hieß es jetzt, daß die unausgebildeten Aufgebote der Carmagnole und die desorganisierten Überreste der alten königlichen Armee den vereinten Heeren und erlesenen Führern Preußens, Österreichs und des französischen Emigrantenadels nicht nur erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt; daß die rohen Handwerker und Krämer, die plumpen Bürger, die niederen Fabrikarbeiter und die gemeinen Bauernbursche, wie man die mittleren und unteren Klassen bis dahin in Frankreich genannt hatte, nicht nur den Kugeln die Stirne bieten, das Gewehr abdrücken und das Bajonett fällen könnten, ohne vorher lange gedrillt zu sein und ohne von den Sprößlingen adeliger Häuser geführt zu werden; sondern daß diese von dem begeisternden Hauche der Revolution erfüllten Volksmassen die unter dem Königtum bei Roßbach geschändete Nationalehre gerettet, daß sie die ersten Truppen der Welt, die fridericianischen, besiegt hätten. Die häßliche Saat nationaler

Überhebung und kriegerischer Gloiresucht, welche Ludwig XIV. einst gesät, wucherte seither verderbenbringend für Frankreich und für die Welt empor. Die Franzosen gewannen Vertrauen zu sich und zu einander, und dieses Vertrauen wuchs bald zu einem Geist schrankenloser Kühnheit und unbegrenzten Ehrgeizes.

Eine der ernstesten Wahrheiten, die sich aus der Betrachtung der politischen Unruhen und der militärischen Begeisterung, die zuende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich national wurden, ergiebt, ist die Thatsache, daß diese Einflüsse beständige geworden sind. Es scheint, als ob eine solide Regierung, die von Generation zu Generation dauert und der Verderbtheit und Volksgewalt widerstände, unter den Franzosen nicht mehr Wurzel fassen könne. Jede revolutionäre Bewegung in Paris aber findet ihr Echo durch die ganze übrige Welt. Selbst die von den verbündeten Mächten in den Jahren 1814 und 1815 in Frankreich errungenen Erfolge konnten, so bedeutend sie auch waren, die Wirkungen der vorausgegangenen dreiundzwanzig Jahre allgemeiner Umwälzung und fortdauernder Kriege nicht beseitigen. Das Jahr 1830 schüttelte die Dynastie, welche fremde Bajonette Frankreich aufgezwungen hatten, ab, und alles zitterte vor dem erwachten Losbruch französischer Anarchie und den gefürchteten Gewaltthaten französischen Ehrgeizes. Aber Ludwig Philipp schmeichelte erst der Revolution und war nachher scheinbar mit Erfolg bemüht, sie zu dämpfen. Doch trotz der Fieschi-Gesetze, trotz dem blendenden Schauspiel algierischer Razzias und pyrenäenbeseitigender Heiraten, trotz den Pariser Forts und 100 000 die Revolution niederhaltender Soldaten, lebte diese und rang, sich freizumachen. Der seit Valmy großgezogene und großgewordene Geist wühlte rastlos unter der auf republikanische Einrichtungen basierten Monarchie. Endlich brach das ganze Gebäude der Regierungskunst durch den Aufstand der Pariser Demokratie zusammen und ward nach allen Winden zerstreut; Aufstände, Barrikaden und Entthronungen, der Fall von Kronen und Krönchen, und bewaffnete Zusammenstöße der Parteien, Systeme und Völker wurden wieder zur Tagesordnung in Europa. Dann schien Napoleon III. berufen zu sein, die Revolution zu bändigen; es gelang nur solange die Welt vor seinen Erfolgen sich beugte; seine Niederlagen im Jahre 1870 stürzten auch ihn, und der Fall von Paris entfesselte die alten Greuel der Schreckenszeit zum vertausendfachten Entsetzen einer Petroleumrepublik.

Gleich verderblich wurden die Folgen von Valmy für Deutschland und für das übrige Europa. Denn in Valmy wurzelten die Erfolge Custines gegen Mainz, Dumouriez' gegen Belgien, das Zurückwerfen der Österreicher über den Rhein, der Rückzug der Preußen auf Mainz. Der mit großen Aussichten 1794 begonnene Feldzug der Verbündeten wurde gelähmt durch Österreichs Eroberungspläne im Osten (gegen die Türken und Polen, im

Bunde mit Rußland), durch seine Eifersucht gegen Preußen und durch die französische Übermacht. Österreich war geneigt, mit Frankreich Frieden zu schließen und Belgien zu räumen. Die Niederlage der Österreicher, Engländer und Holländer bei Fleurus durch Jourdan war zwar kaum eine solche zu nennen, gleichwohl folgte der Rückzug aus Belgien bis auf die rechte Rheinseite, ihrer Verbündeten nach Holland. Dieses wurde durch Pichegrus Winterfeldzug in eine batavische Republik umgewandelt. Vergebens der zweimalige Sieg der Preußen bei Kaiserslautern — das ganze linke Rheinufer kam in Feindeshand. 1795 folgte Preußens Rücktritt vom Coalitionskrieg im Frieden zu Basel, veranlaßt durch die Entziehung der englischen Subsidien und durch die feindselige Haltung der beiden Kaiserhöfe in der polnischen Teilungsfrage. Vergebens auch die Erfolge der Österreicher bei Amberg und Würzburg, da mittlerweile der General Bonaparte seine eben auch nur durch die Folgen von Valmy ermöglichte Laufbahn, zunächst in Italien, eröffnet hatte: Österreich mußte den Frieden von Campo-Formio eingehen; die ligurische, die römische, die helvetische, die parthenopäische Republik wurden errichtet und an Frankreich gekettet; der Zug nach Ägypten eröffnete die weitesten Aussichten; Marengo und Hohenlinden warfen Österreich von neuem nieder. Bonaparte konnte Kaiser werden, ließ sich in Mailand zum König von Italien krönen, durfte sich den cäsarischen Ideeen einer Weltherrschaft hingeben: Austerlitz schmetterte das mit Rußland verbündete Österreich zuboden, Jena zerbrach die fridericianische Monarchie, der neue Rheinbund besudelte den deutschen Namen, das römische Reich deutscher Nation hauchte seinen letzten Atem aus, in den deutschen Landen hausten Napoleons Geschöpfe und Schergen, die Kontinentalsperre traf England an der verwundbarsten und empfindlichsten Stelle, auch in Madrid thronte ein Napoleonide, Österreich wurde durch den Wiener Frieden 1809 ein Staat zweiten ja dritten Ranges: knirschend, zitternd, bebend lag ganz Europa zu den Füßen des Übergewaltigen, als er nun auch unaufhaltsam gegen Moskau vordrang, wo Asien vor den lüsternen Blicken des Unersättlichen sich öffnen mußte: neben Cäsars Gestalt gaukelte auch die Alexanders d. Gr. vor seinem sich überhastenden Geiste!

20. Die Schlacht bei Belle-Alliance.

(Im Jahre 1815.)

Moskau war in Flammen aufgegangen. Der Rückzug aus Rußland hatte die „große Armee“ vernichtet, damit aber auch die weltumfassenden Pläne des Schlachtgewaltigen. Keineswegs aber war alles verloren. In Deutschland, in Frankreich, in Italien, in Spanien standen noch Hunderttausende, seines Winkes gewärtig; wenn jemand, so vermochte noch er es, weitere Armeeen aus dem Boden zu stampfen. Und auch Rußland war doch erschöpft, gründlich ermattet, zufrieden damit, daß sein heiliger Boden von den „Heiden“ gesäubert war, zu weitaussehenden Unternehmungen keineswegs geneigt. Österreich zog gewiß auch weiterhin tapfer, wennauch widerwillig, an dem Siegeswagen des Schwiegersohnes. Italiens, Frankreichs durfte er sicher sein, wenn es auch hie und da grollte, — ein einziger neuer Sieg konnte dieses Grollen verstummen machen. Bedenklich freilich gährte es in Spanien, bedenklicher noch in Norddeutschland, insbesondere in den zerstückelten Teilen der fridericianischen Monarchie. Der Rheinbund freilich stand fest und barg unerschöpfliches Kriegsmaterial; aber das Tosen im Norden ward von Tag zu Tag vernehmlicher, bis die hellen lichten Flammen aus dem zertretenen Vulkan herausbrachen, hochauflodernd um sich griffen, sich nährend an jahrelang unterdrücktem heißem Haß und Grimm und Zorn. Napoleon wußte es, daß unversöhnliche Feinde nur hier zu fürchten waren; aber er wußte nicht, wie furchtbar sie ihm werden sollten, mit welch unvergleichlicher Spannkraft sich diese Preußen in den kurzen sechs Jahren seit Jena unter dem Drucke so feindseliger Verhältnisse emporgerafft hatten; wie erfolgreich der

König mit Stein und Scharnhorst an der sittlichen und politischen Wiedergeburt Preußens gearbeitet, wie alle Kräfte ausschließlich in den Dienst dieser, in der Geschichte einzig dastehenden Wiedergeburt sich gestellt hatten.

Ein zündender Funke fiel Yorks Neutralitätserklärung zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 in die allgemeine und fieberhafte Erwartung. Es folgte die Übersiedlung des Königs von Berlin in das sichere Breslau (22. Januar 1813), sein Aufruf an die waffenfähige Jugend zur Bildung freiwilliger Jägercorps (3. Februar), die begeisterte und begeisternde Waffnung der Provinz Preußen, das Bündnis mit dem nur durch Steins Drängen zur Fortsetzung des Krieges sich entschließenden Rußland zu Kalisch (27. Februar), die Stiftung des eisernen Kreuzes (10. März), die Kriegserklärung an Frankreich (16. März), das Gesetz über die Bildung der Landwehr und der Aufruf „An mein Volk“ (17. März). Noch nie hat die Welt einen gleichen Jubelausbruch eines entsetzlich mißhandelten und verhöhnten Volkes gesehen, wie damals und dort in Preußen, noch nie eine so selbstlose, freudige, aufopfernde Hingabe Aller an den Staat. Bei einer Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen stellte das raffiniert ausgesogene Land bis Ende März ein Linienheer von 110 000 Mann, dazu noch im April und Mai 170 000 Mann Landwehr. Das Genie Napoleons siegte mit 120 000 Mann frischer Truppen allerdings bei Lützen und Bautzen, so daß die Verbündeten den Rückzug nach Schlesien antreten und in einen Waffenstillstand willigen mußten. Aber beim Anblick des Todesmutes der Preußen war ihm doch der echt corsische Aufruf entfahren: „Diese Tiere haben etwas gelernt“. Als dann (außer Schweden und England) auch Österreich nach liebreichen, aber vergeblichen Unterhandlungen mit dem Übermütigen diesem am 12. August den Krieg erklärte, standen 470 000 Alliierte gegen 450 000 Napoleonische Truppen: aber dort Uneinigkeit und Mißtrauen gegen einander, hier ein einziger selbstbewußter Wille des gewaltigsten Schlachtenmeisters aller Zeiten. Kein Wunder, daß er die zweitägige Schlacht bei Dresden gewann; aber sein Oudinot wurde von Tauenzien und Bülow bei Großbeeren, sein Macdonald von Blücher an der Katzbach, selbst sein Ney von Bülow bei Dennewitz geschlagen, sein Vandamme bei Kulm und Nollendorf durch Ostermann und Kleist sogar völlig vernichtet. Dann ging der rastlose Marschall Vorwärts mit seinem schlesischen Heere zur Offensive über, erstürmte mit schweren Opfern den Elbübergang bei Wartenburg und erzwang dadurch Napoleons Rückwärtskonzentrierung nach Leipzig. Aber nach der dreitägigen Völkerschlacht wurde Napoleon auf seinem fluchtähnlichen Rückzug zu schlaff und zu langsam verfolgt, Wrede gab ihm bei Hanau sogar die willkommene Gelegenheit zu einem letzten Siege auf deutschem Boden. Wie Kartenhäuser brachen die nichtswürdigen Schöpfungen des Corsen in Deutschland, in Spanien, in Italien, überall zusammen; nur in Frankreich focht er noch mit

dem Löwenmute der Verzweiflung insbesondere gegen den ungestümen Blücher. Vergebens. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten ihren Einzug in das ihnen zujubelnde charakterlose Paris; Napoleon entsagte dem Throne für sich und seine Erben; als Aufenthalt wurde ihm die Insel Elba angewiesen. Die Bourbonen (König Ludwig XVIII.) kehrten zurück. Der corsische Teufelsspuk war vorbei. Europa atmete auf, und seine fidelen Staatsmänner eilten zum Kongreß im unterhaltungsreichen Wien.

Die europäischen Verhältnisse sollten neu geordnet, d. h. die gemachte Beute entsprechend verteilt werden. Da entstand natürlich Streit; das Mißtrauen Aller gegen Alle wuchs von Tag zu Tag. Schließlich rasselte man gar mit den Säbeln: neue, erbitterte Kriege waren in Sicht. Doch hatten — nach Schlossers Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts — die Lustbarkeiten, der Pomp, die Bälle und Feste und Schmäuse Nacht und Tag ihren Fortgang, bis in der Nacht vom 11. auf den 12. März der glänzendste aller Bälle, welche gegeben worden, plötzlich durch die Nachricht gestört und auseinandergesprengt ward, daß Napoleon am 1. März an der Südküste Frankreichs in der Bucht Juan gelandet sei. „Hat die Sprache Worte — äußerte am 20. April 1815 ein Redner im englischen Parlament — um dieses Unglück zu schildern? Kriege, die mehr als zwanzig Jahre lang in ganz Europa gewütet hatten; die ihren Weg von Cadiz bis Moskau, von Neapel bis Kopenhagen mit Blut und Zerstörung zeichneten, welche die Hülfsquellen des menschlichen Glückes vergeudeten, die Werkzeuge sozialer Verbesserungen vernichteten, und die zügellosen, wilden Gewohnheiten einer beutegierigen Soldateska unter den Völkern Europas zu verbreiten drohten, waren endlich durch einen jener Schicksalswechsel, die der Voraussicht des Menschen spotten, zu einem Schlusse gebracht worden, der im ganzen über alle Erwartung glücklich ausgefallen war. Der nationalen Unabhängigkeit war dadurch kein gewaltsamer Stoß beigebracht worden; es hatte eine erträgliche Ausgleichung zwischen den Ansichten des Zeitalters und den alten Einrichtungen stattgefunden, denen man die schuldige Achtung gewährte; ein zu auffallender und kränkender Triumph über die legitimen Interessen oder die billigen Gefühle einer größern Volksmenge war vermieden worden, besonders aber hatten keine jener Vergeltungen zwischen Nationen und Parteien platzgegriffen, welche nur neue, oft eben so schreckliche Kämpfe erzeugen, als die eben abgeschlossenen, und Rache, Haß und Blutvergießen von Jahrhundert auf Jahrhundert vererben. Europa schien von seinen Leiden aufzuatmen. Da — inmitten dieser schönen Aussichten und tröstlichen Hoffnungen — entwischt Napoleon von Elba. Drei kleine Schiffe gewinnen die Küste der Provence, und unsere Hoffnungen zerstieben, unsere Anstrengungen, unsere Tapferkeit war vergebens, das Blut Europas umsonst vergossen — Ibi omnis effusus labor!“

Wir dürfen hier — fährt Schlosser fort — in der Geschichte der unglücklichen Gesetze und Maßregeln, zu welchen Ludwig XVIII. gleich nach der Abreise der verbündeten Monarchen aus Paris verleitet ward, nicht eingehen, sonst würde sich leicht zeigen lassen, daß notwendigerweise schon bis zum Dezember des Jahres 1814 die ganze französische Nation, besonders aber das Heer der ganz nach alter Weise herrschenden Emigranten eben so müde sein mußte, wie Napoleon seines thatenlosen Exils auf der Insel Elba. Blacas, Ferrand, Montesquieu und Guizots doktrinäres Preßgesetz brachten auch sogar die Schüler der Staël, einen Benjamin Constant, Dumolard u. s. w., die sich aufrichtig an die Bourbons angeschlossen hatten, zur Verzweiflung. Neun bis zehn Millionen Franzosen, welche seit der Zeit des Convents mittelbar oder unmittelbar an dem Kauf und Verkauf der großen Masse von Nationalgütern teilgehabt hatten, wurden besorgt gemacht; die alten Soldaten und Offiziere wurden hinter Junkers und vornehme Garde du Corps zurückgesetzt; die Weiber der Marschälle am Hofe verhöhnt. Alles deutete darauf hin, daß die Bourbons in Paris nächstens eben so verfahren würden, wie der Bourbon in Spanien verfahren war. Den Gerichten stand eine zumteil schon vollzogene Reinigung (épuration) bevor, die ehemaligen Conventsmitglieder wurden verfolgt, Grégoire und andere, welche zur Zeit von Ludwigs XVI. Hinrichtung Mitglieder des Convents gewesen waren, von allen Ämtern und sogar von der Akademie ausgeschlossen. Die Armee war unter Dupont ganz vernachlässigt, die Offizierstellen mit Emigranten oder mit adligen Knaben besetzt, die alte Zucht aufgelöst, weil Dupont nur die Gunst des Hofes suchte. Als hernach Soult, den man zuerst sehr schnöde behandelt und nicht einmal zum Pair gemacht hatte, das Kriegsministerium erhielt, hatte er sich schon durch Niederträchtigkeit verächtlich gemacht und war ein blindes Werkzeug der verblendeten Umgebung des Königs geworden. Er ließ sich erst nach der Bretagne schicken, figurierte bei der Beerdigung der bei Quiberon gefallenen Emigranten und half den Verwandten derselben bei der Errichtung von Denkmälern. Dann erschien er in Paris bei Zügen und kirchlichen Festen mit dem Gebetbuche unterm Arm, was den ehemaligen Feldwebel nur lächerlich machte. Er war es, der die den alten Garden tödlich verhaßte maison du roi einrichten half, er schützte die adligen Garde du Corps gegen den Hohn der alten Soldaten. Entschuldigen kann man ihn freilich mit dem Beispiele der anderen Marschälle, mit seinem gänzlichen Mangel an politischer Bildung und seiner grenzenlosen Habsucht. Er hatte außerdem keine Grundsätze zu verteidigen, wie Benjamin Constant, der erst alles beitrug, Napoleon verhaßt zu machen und die Bourbons zu rufen, dann, durch einige freundschaftliche Reden bezaubert, sich in den Staatsrat des Mannes setzen ließ, den er kurz vorher noch als grausamen Tyrannen geschmäht hatte.

Die vornehmsten Generale der Armee, auch Napoleon und seine Familie, behaupteten überdies, daß sie den Bourbons keine Treue mehr schuldig seien, weil diese den Traktat von Fontainebleau verletzt hatten. Die zwei Millionen, welche Napoleon seinen Generalen vorbehalten hatte, waren nicht gezahlt, und sogar die Zahlung der zwei Millionen, welche ihm selbst versprochen waren, wurde nicht geleistet. Ungerecht war es, daß man den Bourbons die Schuld der ungünstigen Bedingungen des Friedens aufbürdete, man verdankte es ihnen allein, daß sie nicht ungünstiger waren. Napoleon war übrigens wieder mehr als je Ideal und Idol des Volks und der Armee. Wer den französischen Nationalcharakter und die Geschichte und Litteratur der Franzosen kennt, wird zugeben müssen, daß Ludwig XIV. und Napoleon, gerade weil sie die Geißel aller anderen Nationen waren, bewunderte Helden der Franzosen sein mußten. Es kam also nur darauf an, die zu den Bourbons übergegangenen Großen des Kaisertums wegen Napoleons Rache zu beruhigen, was dadurch leicht ward, daß der Abgefallenen unzählige und die meisten unentbehrlich waren. Schwerer war es, den Kern der Nation und Männer wie Benjamin Constant, Lafayette, Grégoire u. a. über die Furcht zu beruhigen, daß mit dem Kaiser auch die kaiserliche willkürliche Regierung zurückkehren werde. In dieser Rücksicht erhielt man beruhigende Zusicherungen von der Insel Elba. Es blieben nämlich durch die Personen, die mit Napoleon gegangen waren, alle seine alten Freunde in der Armee mit ihm in Verbindung. Lavalette in Paris und Murat in Neapel führten seine Sache, der erste mit der Schlauheit eines Mannes, der als Postdirektor jahrelang alle Briefe geöffnet hatte, der andere unvorsichtig und unverständig. Die Offiziere hatten unter sich allerlei Pläne gemacht, Napoleon zurückzuführen.

Der Erfolg von Napoleons Rückkehr wäre wahrscheinlich ein ganz anderer gewesen, wenn er das Ende der Beratungen in Wien hätte erwarten können, denn das Resultat derselben erbitterte alle Gemüter in Deutschland, Belgien, Italien und Spanien; auch glauben wir nicht, daß man gewagt hätte, Wellingtons Wink zu befolgen und ihn an einen entferntern Ort zu bringen, wie man zu seiner Entschuldigung allgemein behauptete. Übrigens beweiset die ganze französische Litteratur seit 1799 und die Geschichte unserer Tage, daß Napoleon, was wir auch von ihm halten mögen, viel nationaler war, als der lahme König und sein Schmeichler und Pfleger, der armselige Blacas, oder der ritterliche Hofmann, der Graf von Artois, oder der anglisierte Herzog von Berry, die betende Herzogin von Angoulême oder der geizige Herzog von Orléans. Der Zufall wollte, daß Napoleon, von Elba kommend, in derselben Bucht Juan landete, wo er gelandet war, als er um 1799 aus Ägypten zurückkam. Ein anderer Zufall fügte, daß er auch einen Teil seiner alten Armee auf seinem Wege nach Paris antraf, und von ihr mit Jubel empfangen ward.

Alle waren einverstanden, daß das Regierungs= und Verwaltungssystem, die bürgerliche und gesellschaftliche Ordnung der Zeiten Ludwigs XV., welches seine Enkel und ihr hochadliger Anhang wieder einzuführen drohten, widersinnig und unhaltbar sei; nur darüber war man verschiedener Meinung, ob man eine neue Ordnung der Dinge unter dem Herzoge von Orléans gründen oder sie von Napoleon erwarten sollte. Der letztere ward vorgezogen, weil Napoleon selbst vorgab, daß er die Mängel seines Systems erkannt habe; er versprach es ganz zu ändern und fiel zum zweiten mal, weil er nicht Wort hielt. Diejenigen Franzosen von Einfluß, die Napoleon nicht trauten, hatten, ehe er sie überraschte, die auf den ersten Mai festgesetzte Eröffnung der Kammern benutzen wollen, um durch einen förmlichen Kammerbeschluß die ältere Linie der Bourbons zu entfernen und die jüngere an ihre Stelle zu setzen. Viele unzufriedene Offiziere der Armee, denen anfangs sogar der Fürst von Eckmühl sein Wort gegeben hatte, wollten mit den von ihnen gewonnenen Soldaten Paris besetzen, Napoleon von Elba entführen und wieder nach Paris bringen. Beide Pläne waren chimärisch, sie erleichterten aber Napoleon sein kühnes Wagstück; an eine eigentliche Konspiration glauben wir nicht, denn es bedurfte derselben nicht. Der Kaiser benutzte die Abwesenheit des ihn beobachtenden englischen Kommodore Campbell, der einer Liebschaft wegen oft nach Livorno ging, um sich am 25. Februar auf seiner Korvette und ein paar kleineren Schiffen mit seinen Soldaten und seiner ganzen Begleitung einzuschiffen, und gelangte glücklich an die französische Küste. Am 1. März landete er in einer Gegend, wo man die fanatischen Einwohner hätte gegen ihn aufbieten sollen, statt dessen schickte man Soldaten, die das Wort Kaiser und Krieg entzückte, die man hätte wegziehen müssen. Blacas, der eigentlich in Ludwigs Namen regierte, hatte schon am 6. Nachricht von der Landung, nahm die Sache aber sehr leicht; doch berief er die Kammern zu einer außerordentlichen Sitzung nach Paris und erließ eine Achtserklärung gegen Napoleon Bonaparte, worin er befahl, auf ihn zu fahnden (de lui courir sus). Dieser marschierte indessen mit seinen 1000 Mann und den vielen Veteranen, welche unterwegs zu ihm stießen, zweiundsiebzig Wegestunden innerhalb sechs Tagen bis nach Grenoble, wo Labedoyère mit einem ganzen Regiment zu ihm überging. Von Grenoble ging der Zug nach Lyon, wo der Marschall Macdonald, der Graf von Artois und der Präfekt umsonst versuchten, Truppen und Bürgerschaft vom Abfall abzuhalten. In Lyon hatte Napoleon schon acht Regimenter und dreißig Kanonen, und alle Truppen in der Nähe und Ferne schlossen sich an ihn an. Macdonald und der Graf von Artois mußten aus Lyon weichen. Der König, dem Soult verdächtig geworden war, ernannte vergeblich am 11. März Clarke zum Kriegsminister, auch er mußte, als Napoleon näher nach Paris kam, nach Lille flüchten, sah sich bald auch dort verlassen und ging nach Gent.

Von Lyon aus erließ Napoleon, noch ehe er aus der Stadt wegzog, Dekrete, welche vom 13. März datiert und von Bertrand kontrasigniert, seine Ankunft in Paris vorbereiten sollten. Sie waren bestimmt, diejenigen, welche von ihm abgefallen waren oder an seinem Sturz teilgehabt hatten, zu beruhigen; sie sollten in den Gegnern des Kaisertums und der despotischen Maßregeln desselben Hoffnungen wecken, die Furcht der Republikaner zerstreuen. Es war darin versprochen, daß die kaiserliche Verfassung vom Kaiser selbst werde abgeschafft und eine ganz freie eingeführt werden. Dieses Dekret sicherte ferner allen, welche sich an die Bourbons angeschlossen und den Kaiser verlassen hatten, volle Amnestie zu. Mehrere andere Dekrete, alle von Bertrand unterzeichnet, verordneten: 1) daß eine allgemeine Volksversammlung (Champ de Mai) nach Paris berufen, die Konstitution des Reichs im liberalsten Sinne geändert werden solle. Um das Volk glauben zu machen, Österreich sei mit der Rückkehr des Kaisers einverstanden, ward hinzugesetzt, vor dieser Versammlung sollen auch die Kaiserin und ihr Sohn gekrönt werden. 2) Daß alle Emigranten, die seit 1814 zurückgekommen, das Reich wieder verlassen sollten. 3) Aller Adel, ausgenommen die Titel, welche die Nation gewährt habe, solle abgeschafft sein. 4) Alle Offiziere der alten Zeit und die, welche seit dem April 1814 aus Gunst ernannt worden, sollen aus der Armee ausgestoßen werden. 5) Alle seit April 1814 vom Dienst entfernten (épurés) Justizbeamten sollen wieder in ihre Stellen treten. 6) Orden, Fahnen, Zeichen der Bourbons und die maison du roi, welche den Soldaten der alten Garde tödlich verhaßt war, sollen abgeschafft sein. Die Güter der königlichen Familie werden mit Sequester belegt. — Die meisten dieser Dekrete wurden nie ausgeführt.

Als Napoleon am 16. März nur noch vierzig Wegstunden von Paris war, begab sich der König nebst seiner Familie in die seit dem 9. versammelten vereinigten Kammern und ließ die Eidesleistung wiederholen; aber auch dies war fruchtlos; er mußte fliehen und Napoleon zog am 20. abends ein. Er fand alles verändert, die Kassen leer, die Armee geschwächt und in solchem Stande, daß sie ganz neu eingerichtet, das Material wieder angeschafft werden mußte; das blinde Zutrauen zu ihm war erschüttert. Er mußte, als er sein Ministerium ernannte, um das Mißtrauen der Partei, auf welche er am meisten zählte (die patriotes) zu gewinnen, Fouché die Polizei, Carnot das Innere anvertrauen, von denen der erste längst mit Metternich und den Russen, seit März auch mit Talleyrand (dem Vertreter Frankreichs und der Bourbons am Wiener Kongreß) in Korrespondenz stand, der andere ins kaiserliche System nicht paßte, obgleich er sich jetzt den Grafentitel gefallen ließ. Und Napoleon, der erst ganz liberal geworden zu sein geschienen, wurde, nachdem er nur drei Nächte als Kaiser in den Tuilerien geschlafen, wieder ganz der alte. Er erkannte bald, daß er in Frankreich im Volke nur den niedern Haufen für sich habe und unter den Fürsten vereinzelt stehe.

Die Verbündeten in Wien, von Talleyrand und den Royalisten gespornt, hatten aufs neue Acht über Napoleons Person*) und Sperre gegen Frankreich verhängt. Metternich vereinigte schon am 13. März in Wien die Bevollmächtigten von Österreich, Spanien, Frankreich, England, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden, um in demselben Augenblicke, als der Kaiser auf dem Zuge nach Paris war, ihn in harten Ausdrücken für einen Geächteten (hors la loi) zu erklären. Man wollte gemeinschaftlich dahin wirken, daß Napoleon außer stand gesetzt werde, die Ruhe von Europa zu stören. Zu diesem Zwecke soll jede der Mächte 150 000 Mann aufstellen und alle erst dann gemeinschaftlich die Waffen niederlegen, wenn der Zweck der Aufstellung erreicht wäre. Man wolle alle Mächte einladen, dem Bunde beizutreten und Seine allerchristlichste Majestät solle ihre Zustimmung dazu geben. Ludwig XVIII. nahm jedoch keinen teil am Bunde, der König von Spanien hatte wohl Lust beizutreten, sein Minister war aber noch konservativer als er. Dieser erklärte bloß, daß sein Heer im Kriege helfen werde, daß er aber wegen des Artikels über Parma, Piacenza und Toscana den Frieden von Paris nicht anerkenne. Lord Castlereagh erklärte, er nehme den Traktat nur soweit an, als er Bonaparte angehe, sein König wolle dadurch aber nicht verpflichtet sein, den Franzosen eine Regierung aufzudrängen. Dasselbe ließ hernach Kaiser Franz erklären. Die schwedische Regierung, damals schon ganz in Bernadottes Händen, wagte zwar nicht, mit Napoleon in Verbindung zu treten, sie brach aber doch die Verbindung mit Ludwigs XVIII. Minister ab und erklärte, daß sie neutral bleiben wolle.

Diese Uneinigkeit der Mächte war für Napoleon günstig genug. Was wollte auch der ungeheuerliche Kriegsplan heißen, der selbst die Künsteleien von 1814 noch überbot: in den Niederlanden 210 000 Mann unter Blücher und Wellington, am Mittelrhein 150 000 Russen, am Oberrhein und in der Schweiz 200 000 Österreicher, in Piemont endlich eine Armee von 60 000 Mann, im ganzen ein Nachschub von 170 000 Mann in Aussicht genommen — was wollte er bei der durch den Kongreß erregten gereizten Stimmung der Mächte heißen, wenn es Napoleon gelang, auch nur einen einzigen entscheidenden Sieg zu erringen: wie Spreu wäre diese Koalition auseinandergeflogen. Und Napoleons Heer war das beste, das er je ins Feld geführt. Die aus der Kriegsgefangenschaft und den deutschen Festungen heimgekehrten Veteranen bildeten den Stamm seiner Regimenter. Mit Verehrung blickte der gemeine Mann auf seinen kleinen Korporal; noch niemals war die Mannschaft so ganz durchglüht gewesen von Prätorianerstolz und leidenschaftlicher Kampflust. (Treitschke.) Ein einziger entscheidender Sieg — und wie die äußeren Feinde zerstoben auch die inneren Gegner,

*) Auf Steins Vorschlag vom 8. März.

ganz Frankreich jubelte seinem „Retter“ zu und ruhte nicht eher, als bis die Welt ihre Gesetze wieder von Paris empfing: die Bourbonenschmach eines kurzen Jahres hatte zu tiefe und giftige Stacheln im Franzosengemüte gelassen.

Auch jetzt wieder zeigte sich Preußen als der gefährlichste Gegner. „Als der König in einem kräftigen Aufrufe seinen Preußen sagte: „Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte“ — da fand er überall in dem treuen Volke williges Verständnis. Abermals wie vor zwei Jahren eilte die Jugend zu den Waffen, der Landsturm und die Detachements der freiwilligen Jäger wurden von neuem errichtet, und abermals beseelte die Kämpfer der feste Entschluß, daß dieser heilige Krieg nicht anders enden dürfe als mit einem ganzen und vollen Siege. Das von den ungeheuren Anstrengungen der jüngsten Jahre noch ganz erschöpfte Preußen stellte wiederum 250 000 Mann unter die Fahnen; auch die kleinen norddeutschen Nachbarn zeigten diesmal regern Eifer, stellten etwa 70 000 Mann. An kriegerischer Erfahrung und Sicherheit kam das Volksheer freilich dem Feinde nicht gleich. Die Armee befand sich gerade in einem gefährlichen Übergangszustande, als der unerwartete Kriegsruf erscholl. Das Wehrgesetz und die Gebietserwerbungen machten eine Neubildung eines großen Teiles der Truppenkörper notwendig; noch auf dem niederländischen Kriegsschauplatze mußten einzelne Bataillone von ihren alten Regimentern abgetrennt werden. Die gesamte Reiterei wurde neu formiert, der Artillerie fehlte die Mannschaft; Blücher hatte für seine 304 Kanonen nur 5303 Mann, bei einem Armeecorps gar nur elf Mann für das Geschütz, während das Reglement dreißig Mann auf das Geschütz rechnete. Die Mehrzahl der Linientruppen, die bis zum Ende des vorigen Jahres noch am Rhein gestanden, hatte der Kriegsminister erst vor kurzem in die östlichen Provinzen zurückverlegt, teils weil er die schwer heimgesuchten Rheinländer der Einquartierung entlasten wollte, teils weil er einen Krieg mit Österreich befürchtete. Als nun plötzlich das Unwetter im Westen aufstieg und der König der Niederlande dringend um sofortige Hülfe bat, da mußte man was am nächsten zurhand war auf den Kriegsschauplatz werfen. Die 116 000 Mann, die sich in Belgien versammelten, waren zur Hälfte Landwehren, und von diesen wieder bestand ein großer Teil, die Elblandwehr, aus Truppen der neuen, vormals westfälischen Provinzen — Mannschaften, die sich erst in den preußischen Dienst einleben mußten: hatten doch manche darunter vor kurzem noch unter Napoleon gefochten. Den Oberbefehl über die Feldarmee hatte der König schon im März seinem greisen Feldmarschall wieder übertragen; auch Gneisenau übernahm wieder die schwere Vertrauensstellung an Blüchers Seite.“ (Treitschke.)

Der glanzvollen Darstellung desselben Historikers entnehme ich auch die Schilderung der großen entscheidenden Schlacht: „In der zweiten Woche des

Juni führte Napoleon seine Feldarmee, den Marsch geschickt verdeckend, gegen die belgische Grenze, um bei Charleroi die Sambre zu überschreiten. Von dort geht eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine zweite ostwärts in einem großen Bogen über Sombreffe nach Namur. Der Imperator wußte über die Aufstellung der Verbündeten ungefähr, daß Wellingtons Heer in der Gegend von Brüssel, das preußische bei Namur stand. Das Dreieck zwischen Charleroi, Quatrebras und Sombreffe bildete also den natürlichen Platz für die Vereinigung der verbündeten Armeeen; gelang diese Vereinigung rechtzeitig, so war den 210 000 Mann der beiden Feldherrn der Sieg über die 128 000 Franzosen von vornherein gesichert. Daher beschloß Napoleon hier zwischen die beiden Heere einzubrechen, um sie dann getrennt zu schlagen. Obwohl er sich durch die Gährung in Frankreich, durch die fast hoffnungslose Schwierigkeit seiner militärischen Lage lebhaft beunruhigt fühlte und während dieses Feldzugs nach seinem eigenen Geständnis die gewohnte kalte Sicherheit nicht immer bewahrte, so war ihm doch die alte hochmütige Geringschätzung des Gegners geblieben. Er hoffte, sein plötzliches Erscheinen werde genügen um Blücher gegen Osten abzudrängen, Wellington zum Rückzug nordwärts zu bewegen, so daß der Zwischenraum zwischen beiden sich erweiterte. Daß die Preußen sogleich, dicht an der Grenze, eine Schlacht annehmen würden, erwartete er nicht. Aber dies Unerwartete geschah. Sobald Gneisenau das Anrücken des Feindes gegen Charleroi erfuhr, befahl er sofort, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni, die Konzentration des gesamten Heeres bei Sombreffe, die am 16. vollendet sein sollte. Am 15., bei Morgengrauen, begann der Anmarsch der Franzosen. Ihr rechter Flügel wendete sich gegen das Armeecorps Zietens, das unter blutigen Gefechten auf der Straße nach Sombreffe zurückging. Schon bei diesen ersten Kämpfen zeigte sich die furchtbare Erbitterung der beiden Nationen. Wie oft hatten im vorigen Jahre die aus den deutschen Festungen heimkehrenden napoleonischen Veteranen in blinder Wut Raufhändel begonnen, wenn sie unterwegs preußischen Regimentern begegneten; jetzt galt es Rache zu nehmen an diesen preußischen Hunden, die ihrerseits den Haß nicht minder herzhaft erwiderten. Gleichzeitig ging Napoleons linker Flügel nordwärts auf der Straße nach Quatrebras vor und gelangte, da die Spitzen der englischen Armee um eine bedeutende Strecke weiter als die Preußen zurückstanden, mit leichter Mühe bis nach Frasnes. Die Stellung des preußischen Heeres bei Sombreffe wurde dadurch in der rechten Flanke bedroht. Zudem war auch schon zweifelhaft, ob Bülows Corps am nächsten Tage rechtzeitig bei der Armee eintreffen würde. Um die Empfindlichkeit des ältern Generals zu schonen, hatte Gneisenau dem Marschbefehle an Bülow eine höfliche Fassung gegeben, daß er fast wie ein unmaßgeblicher Vorschlag klang, Bülow, immer geneigt zu eigenmächtigem Handeln und noch ohne Kenntnis von dem wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten,

blieb unbesorgt in Lüttich und verschob die anbefohlene Vereinigung seines Corps bei Hannut auf den 16. Juni. Ein zweiter, dringenderer Befehl zum Anmarsch traf ihn daher in Hannut nicht an. Das vierte Corps verlor in einem Zeitpunkte, da jede Minute kostbar war, einen vollen Tag und konnte am 16. nicht mehr bei der Armee eintreffen. Die Lage der drei preußischen Corps, die sich in der Gegend von Sombreffe zusammenzogen, gestaltete sich also sehr ernsthaft, und obwohl das Blüchersche Hauptquartier ungestüm nach einer raschen Entscheidung verlangte, so wurde doch am Morgen des 16. ernstlich die Frage erwogen, ob man nicht besser thue die Armee weiter nördlich, näher an das rechts rückwärts stehende englische Heer heranzuführen; dort konnte die Vereinigung der Verbündeten sich ungestört vollziehen.

Während Gneisenau die Absicht Napoleons sogleich durchschaute, blieb Wellington bei seiner vorgefaßten Meinung, daß der Anmarsch der Feinde in mehreren Colonnen erfolgen werde, und befürchtete einen Angriff auf seiner rechten Flanke, auf der Straße von Mons her. Die erste Nachricht von den Gefechten bei Charleroi ließ er unbeachtet, da er dort nur einen Teil der Armee Napoleons vermutete; und auch als er endlich am Abend des 15. von Brüssel aus, einen ganzen Tag später als Blücher, die Konzentration seiner Armee anordnete, befahl er nicht einfach den Linksabmarsch des gesamten Heeres nach dem wichtigen Knotenpunkte Quatrebras, wo die Straßen von Charleroi und Namur nach Brüssel zusammentreffen und eine Vereinigung mit den Preußen möglich war, sondern gab seinen Corps die Richtung auf die fünf Meilen lange Linie von Enghien im Westen über Nivelles nach Genappe im Osten, so daß die englische Armee nur mit ihrer äußersten Linken die Straße nach Charleroi berührte. Die völlig grundlose Sorge vor einer Umgehung im Westen bestimmte alle Anordnungen des englischen Feldherrn; seine Reserven, die nach Genappe, auf die Straße von Charleroi, marschieren sollten, ließ er am 16. fünf Stunden lang bei Waterloo rasten, weil er im Zweifel war, ob er sie nicht noch weiter im Westen verwenden sollte. Zum Glück besetzte Prinz Bernhard von Weimar mit seiner nassauischen Brigade am Abend des 15. eigenmächtig den Kreuzweg von Quatrebras; aber selbst dieser schwache vorgeschobene Posten des linken Flügels der Engländer stand noch eine starke Meile rechts rückwärts hinter der preußischen Aufstellung und vermochte eine Umgehung der rechten Flanke Blüchers schwerlich zu verhindern.

Noch verderblicher wurde, daß der Herzog sich selber und den preußischen Feldherrn gründlich täuschte über die Stellung, welche sein Heer am 16. einnehmen konnte. Am 15. um Mitternacht ließ er an Blücher schreiben, nächsten Tags früh 10 Uhr würden 20 000 Mann des englischen Heeres bei Quatrebras stehen — was nach den getroffenen Anordnungen rein unmöglich war. Am 16. vor Tagesanbruch verließ er selbst das glänzende Ballfest, das die Herzogin von Richmond den englischen Offizieren gab, warf sich aufs

Pferd, und eilte auf die Straße nach Charleroi südwärts bis über Quatrebras hinaus auf die Höhen von Frasnes, dicht gegenüber dem linken Flügel der Franzosen. Von dort schrieb er um 10½ Uhr früh an Blücher: um 12 Uhr würden seine Reserven in Genappe, nur eine halbe Meile hinter Quatrebras, eintreffen, die englische Reiterei in Nivelles, 1⅓ Meile westlich von Quatrebras. War dies richtig, so durfte Blücher mit Sicherheit auf die Unterstützung der Engländer am Nachmittage zählen. Um 1 Uhr hielten die beiden Feldherrn auf dem Windmühlenhügel von Bussy, im Rücken der preußischen Aufstellung, eine Zusammenkunft, und hier versprach Wellington, daß er nachmittags in die Schlacht eingreifen, die Franzosen je nach Umständen über Marbais oder Frasnes im Rücken oder in der Flanke anfallen werde. Mit den Worten „um 4 Uhr werde ich hier sein" trennte sich der Herzog von dem preußischen Feldherrn. Im Vertrauen auf diese Zusage beschlossen Blücher und Gneisenau die Schlacht anzunehmen. Die beiden Armeecorps von Zieten und Pirch standen mit der Front nach Süden auf dem Höhenzuge von Brye und weiter vorwärts in dem tiefen feuchten Wiesengrunde des Lignebaches, der sich zu den Füßen dieser sanften Bodenerhebung ausdehnt; hier am Bache waren die Dörfer St. Amand, La Haye rechts und Ligny links stark besetzt. Thielmann mit dem III. Armeecorps traf erst um Mittag nach angestrengtem Marsche auf dem Schlachtfelde ein und stellte seine Truppen zwischen Sombreffe und Tongrinne als linken Flügel mit der Front nach Westen auf, so daß die Linien des Zentrums und des linken Flügels fast senkrecht auf einander stießen und die Schlachtstellung einen nach Süden geöffneten Haken bildete. Der äußerste rechte Flügel bei Wagnelée stand überdies völlig ungedeckt, falls etwa vom Westen her, aus der Gegend von Frasnes, ein Angriff erfolgte. Nur die bestimmte Erwartung, daß Wellington rechtzeitig zur Unterstützung des rechten Flügels herankommen werde, bewog die preußischen Heerführer, sich in so unvorteilhafter Stellung auf eine Schlacht einzulassen; sie hofften das Gefecht den Nachmittag über hinzuhalten, bis gegen Abend 40 000 Mann vom englischen Heere die Entscheidung brächten.

Aber der englische Feldherr konnte sein Wort nicht halten. Er sah sich selbst bei Quatrebras mit überlegener Macht angegriffen und hatte dort noch um 3 Uhr nachmittags nur 7000 Mann zurstelle; dann erst trafen neue Zuzüge ein. Erst am späten Abend standen etwas über 30 000 Mann bei Quatrebras versammelt, gerade genug um den Angriff notdürftig abzuschlagen; an die verheißene Unterstützung war also nicht mehr zu denken. Wellington hatte das Unmögliche versprochen, sicherlich nur aus Irrtum, in gutem Glauben; aber was verschlug es ihm auch, wenn er sein Wort nicht halten konnte und die Bundesgenossen durch seine Schuld eine Schlappe erlitten? Es waren ja doch nur Deutsche, und auf die fremden Nationen, mit denen ihn sein Kriegerleben zusammenführte, hatte er niemals Rücksicht genommen,

mochten sie nun Hindus, Portugiesen oder Preußen heißen. Seine nächste Aufgabe war, das englische Heer zu erhalten — so faßte er seine Pflichten auf; und wenn die Bundesgenossen den Hauptstoß der Feinde aufnahmen, so gewann er um so sicherer Zeit seine eigenen Truppen zu vereinigen. Der Herzog allein verschuldete — erst durch die verspätete und verfehlte Versammlung seiner Streitkräfte, dann durch seine unhaltbare Zusage —, daß, statt einer Schlacht mit vereinten Kräften, zwei Schlachten zu gleicher Zeit und nur durch den Zwischenraum einer guten Meile getrennt, beide unter sehr ungünstigen Verhältnissen für die Alliierten, geschlagen werden mußten.

Der Imperator blieb noch am Vormittag des 16. in dem Wahne, daß die beiden Heere der Coalition sich nach Brüssel und Namur zurückzögen, er gönnte daher seinen durch das gestrige Gefecht und die starken Märsche der letzten Tage ermüdeten Truppen eine sehr lange Rast. Erst um Mittag überzeugte er sich, daß die Preußen in der Position von Ligny und St. Amand-La Haye standhielten, und beschloß den Angriff mit der Hauptmasse seines Heeres, dem rechten Flügel und den Reserven. Ney aber, der mit dem linken Flügel bei Frasnes auf der Brüsseler Straße stand, erhielt Befehl, rechts abzumarschieren und den Preußen in die rechte Flanke zu fallen; so konnte am Abend des langen Sommertages das Heer Blüchers vernichtet werden. Dieser Schlachtplan setzte freilich voraus, daß Ney auf der Brüsseler Straße nur eine schwache feindliche Macht antraf, daß die Engländer wirklich auf Brüssel zurückgingen.

Napoleon hatte auf dem Schlachtfelde von Ligny etwa 75 000 Mann zur Stelle, Blücher 78—80 000 Mann. Die unglückliche hakenförmige Aufstellung der Preußen erlaubte aber dem Imperator fast seine gesamten Streitkräfte gegen La Haye und Ligny zu verwenden, wo die beiden Armeecorps von Zieten und Pirch, 56 000 Mann, allein den Angriff der Übermacht aushalten mußten. Thielmann, durch den gewundenen Lauf des Lignebachs von Ligny getrennt, wurde durch einige Scheinangriffe der Franzosen beschäftigt; er konnte wohl einige Truppenteile den beiden anderen Corps zuhülfe senden, doch nicht mit der Masse seines Corps an dem Hauptkampfe teilnehmen. Die eigentliche Schlacht bewegte sich um den Besitz von La Haye und Ligny; hier auf diesem engen Raume lag die Entscheidung, und hier vermochte der linke Flügel der Preußen gar nicht einzugreifen. Beide Heere fochten mit verzweifeltem Mute, der Haß so vieler Jahre brach furchtbar aus. Kein Pardon hüben und drüben; ein französischer General drohte jeden erschießen zu lassen, der ihm einen gefangenen Preußen brächte. Im ganzen bewahrten die französischen Truppen mehr Ruhe und Sicherheit; die Offiziere behielten ihre Leute fest in der Hand, während die Leidenschaft ungestümer Kampflust, die in dem deutschen Volksheer flammte, die preußischen Führer oft zu vorzeitiger Vergeudung der Kräfte verleitete. Der wellige, erstarrten Meereswogen

gleichende Boden, die mit mannshohem Getreide und dichtem Kartoffelkraut bestandenen Felder der üppigen Brabanter Ebene boten Gelegenheit zu mannigfachen Überraschungen, denen die Kaltblütigkeit der jungen preußischen Truppen, namentlich der Landwehr, nicht immer gewachsen war. Es war ein drückend heißer Tag. Bei stechender Sonne und schwüler Gewitterluft mußte das preußische Fußvolk, das zumteil schon tags zuvor gefochten hatte, zumteil die Nacht hindurch marschiert war, sechs Stunden lang fast ununterbrochen das Nahgefecht um die Dörfer bestehen. Manchen stand der Schaum vor dem Munde von der Wut des Kampfes und der ungeheuren Anstrengung; hier schlürfte einer mit lechzenden Lippen das Kotwasser aus einer Mistlache, dort brach ein anderer, unverwundet, vor Erschöpfung tot zusammen.

Kurz vor 3 Uhr begann Vandamme den Angriff auf den rechten Flügel der Preußen bei La Haye und nahm das Dorf nach zweistündigem blutigen Ringen. Da führt Blücher selbst frische Truppen zum Angriff vor, das Dorf wird zurückerobert, geht aber von neuem verloren, da eine Attake der preußischen Reiterei nebenan mißlingt. Gleichwohl kommt das Gefecht hier zum stehen, die Franzosen werden in dem Dorfe festgehalten, gelangen keinen Schritt darüber hinaus. Vergeblich sendet Napoleon gegen Abend einen Teil seiner Garde zur Unterstützung Vandammes; das Corps Zietens behauptet sich sechs Stunden lang unerschütterlich. Trafen jetzt die Engländer zur Verstärkung des rechten Flügels ein, so war der Sieg entschieden. Unterdessen war Gerard mit dem rechten Flügel der Franzosen gegen das Dorf Ligny vorgegangen; dort hatten die Preußen das Schloß und die Häuser zur Verteidigung eingerichtet, ihre Batterien bestrichen wirksam die Fläche vor der Front. Viermal werden die Angreifenden zurückgeworfen, und als sie endlich in die Häuserzeile eindringen, gewinnen sie doch nur die Hälfte des Dorfes. In der andern Hälfte, jenseit des Baches, behaupten sich die Preußen, und nun entbrennt im Innern des Dorfes ein Gefecht von unerhörter Hartnäckigkeit, da beide Parteien aus den dichten Infanteriemassen in ihrem Rücken beständig Verstärkungen an sich ziehen. Bald steht das Schloß und ein großer Teil des Dorfes in Flammen; in der Dorfgasse türmen sich die Leichen auf; jedes Haus und jeder Stall wird zu einer kleinen Festung, bis auf die Treppen und in die Stuben der Wohnungen verfolgen die Wütenden einander mit dem Bajonett. So wogt der Kampf unentschieden dahin, durch fünf furchtbare Stunden. Aber die Preußen verbrauchen ihre ganze Kraft; 14 000 Mann, mehr als neunzehn Bataillone, werden nach und nach in dieses eine Dorf hineingeworfen, und zuletzt bleibt kein einziges frisches Regiment des Fußvolks mehr übrig für die Entscheidung. Noch war nichts verloren; noch mußte das Erscheinen der Engländer die Schlacht wenden. Hatte doch Wellington am Nachmittage dem Feldmarschall abermals durch Lieutenant Wussow sagen lassen, er werde mit den soeben eingetroffenen Verstärkungen eine kräftige

Offensive zugunsten der preußischen Armee versuchen; sein Bevollmächtigter im Blücherschen Hauptquartiere, Oberst Hardinge, versicherte noch um 7 Uhr bestimmt, in einer halben Stunde spätestens müßten seine Landsleute zurstelle sein. Eine Stunde nachher ließ Gneisenau dem General Krafft sagen, nur noch eine kleine Weile solle er sich in Ligny behaupten, dann könne die englische Hülfe nicht fehlen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Da führte Napoleon seine wohlgeschonten Reserven, die alte Garde und eine gewaltige Reitermasse, persönlich gegen Ligny vor, um das Zentrum der Preußen zu durchbrechen. Während die Grenadiere unter dem wilden Rufe: „Es lebe der Kaiser! Kein Pardon!" in die Dorfgasse eindringen und jetzt endlich die ermatteten Verteidiger zum Abzuge zwingen, umgehen einige Bataillone der Garde, von der Dämmerung begünstigt, das Dorf auf der Ostseite. Ihnen nach, den Bach durchreitend, sieben Regimenter schwerer Reiter, der Kern der kaiserlichen Cavallerie, 5000 Pferde. Sie wenden sich an Ligny vorbei gegen den Windmühlenberg von Bussy, gegen die zweite Linie der preußischen Aufstellung. Blücher erkennt die Gefahr und versucht mit seiner Lieblingswaffe den Schlag abzuwehren. Soeben noch sah man den Alten erschöpft von der Anstrengung und dem quälenden Zweifel wie einem gebrochenen Mann dahertraben. Jetzt flammt er wieder auf in jugendlichem Feuer, läßt eine Reiterbrigade, welche seitwärts hinter Ligny hält, zum Angriff vorgehen. Die Reiter jubeln, als der alte Held, den Säbel in der Faust schwingend, in weiten Bogensätzen auf seinem prächtigen Schimmel heransprengt und sich selbst an ihre Spitze stellt. Neben ihm führt Oberstlieutenant Lützow, der Freischarenführer von 1813, das sechste Ulanenregiment mit lautem Marsch Marsch! vor; es folgen die westpreußischen Dragoner, die kurmärkischen und Elblandwehrreiter; in gestrecktem Laufe jagen die Rosse durch das hohe Korn. Da stutzen die Tiere plötzlich vor einem tiefen Hohlwege, der die Felder durchschneidet, und während die Ulanen versuchen das unvermutete Hindernis zu nehmen, schlagen zwei wohlgezielte Salven in ihre aufgelösten Reihen. Milhauds Kürassiere hauen nach, die Preußen machen Kehrt. Auch die Kürassiere müssen gleich darauf vor dem Feuer eines preußischen Bataillons umkehren; lachend sehen die Westfalen mit an, wie die schweren Reiter sich unter ihren gefallenen Pferden hervorwinden und, den Küraß mit beiden Händen haltend, zu Fuß das Weite suchen. Die Ulanen und die Landwehrreiter sammeln sich wieder, dringen von neuem vorwärts; herüber und hinüber fluten die Massen der Kämpfer. Mitten in dem wilden Getümmel trabt Gneisenau, zieht den Säbel, sagt fröhlich zu Major Bardeleben, der wehrlos, den Arm in der Binde, neben ihm reitet: „Halten Sie sich nur an mich; ein Hundsfott, wenn ich Sie nicht heraushaue!" Zugleich drängen sich die aus Ligny vertriebenen Regimenter gegen Brye zurück, langsam, unablässig feuernd, aber in

ungeordneten Schwärmen. Die Mitte der Schlachtstellung ist schon nahezu durchbrochen.

Auch St. Amand la Haye wird endlich geräumt; unaufhaltsam dringt der Feind gegen die Höhe von Bussy. Kurz vor Einbruch der Nacht braust ein Gewitter über das Schlachtfeld; das Rollen des Donners und das Geheul des Sturmes übertäubt während einer halben Stunde den Lärm der Schlacht. Doch mitten in der Finsternis des Unwetters tobt der Kampf weiter; die erschöpften Soldaten atmen auf bei dem frischen Luftzuge. Die Geschlagenen sammeln sich um Brye und den Hügel von Bussy, das Vorrücken des Feindes gerät hier ins Stocken. Währenddem war der Feldmarschall verschwunden. Schon bei jener ersten Attake der Ulanen hatte eine Kugel sein Pferd getroffen, und er lag nun lange fast bewußtlos unter dem schweren Tiere; ohne ihn zu bemerken stürmten Freund und Feind mehrmals dicht an ihm vorüber, nur sein getreuer Adjutant Graf Nostitz hielt bei ihm aus, bis endlich Major v. d. Busche von den Elblandwehrreitern herbeikam und den Betäubten auf einem Soldatenpferde hinwegführte. Aber in der Verwirrung der Nacht vergingen mehrere Stunden bevor die Rettung des Feldherrn bekannt wurde.

Die Führung des Heeres lag für jetzt allein auf den Schultern Gneisenaus, der eine Weile schweigend in der Nähe von Brye hielt. Die ihn so sahen in seiner majestätischen Ruhe ahnten nicht, welche schweren Gedanken ihm Kopf und Herz bestürmten. Er hatte wie Blücher und Grolman der Zusage Wellingtons volles Vertrauen geschenkt, noch vor einer Stunde sicher auf den Sieg gerechnet und dachte mit Unmut an den englischen Feldherrn, der sein Wort so schlecht gehalten. Was schien natürlicher, als dem Beispiel des Briten zu folgen, nur für die Sicherheit des eigenen Heeres zu sorgen und den gefahrlosen Weg nach der deutschen Grenze einzuschlagen? Die alte Römerstraße, die im Rücken des Schlachtfeldes nordostwärts in das Maasthal führte, bot den Geschlagenen die bequemste Rückzugslinie; hier mußte man bald mit Bülow, der von Osten herankam, zusammentreffen und konnte später Verstärkungen aus Deutschland an sich ziehen. Unwillkürlich hatte bereits ein Teil der Truppen diesen Weg eingeschlagen, der auf den ersten Blick als der einzig mögliche erschien. Aber nahm die Armee die Richtung nach der Maas, so entfernte sie sich von den Bundesgenossen, und es stand mit Sicherheit zu erwarten, daß der behutsame englische Feldherr sich dann nach Antwerpen, vielleicht auf seine Schiffe zurückzog. So ging der belgische Feldzug mit einem Schlage zuende, und wer stand dafür, ob die Coalition mit ihren bösen Kongreßerinnerungen, mit ihrer mühsam verhaltenen Zwietracht, mit ihrem kleinmütigen Schwarzenbergischen Hauptquartiere dann noch den Mut fand, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, wenn ihre beiden besten Feldherrn das Spiel verlorengaben? Ein Ausweg blieb noch: hatte Wellington nicht vorwärts zu den Preußen kommen wollen, so konnten diese rückwärts die

Vereinigung mit dem englischen Heere suchen. Wenn die Armee ihre Verbindung mit dem Rheine aufgab und auf jede Gefahr hin den schwierigen Weg nach Norden, in der Richtung auf Wavre, einschlug, so näherte sie sich den Verbündeten und es blieb möglich, daß in zwei oder drei Tagen irgendwo in der Nähe von Brüssel die Schlacht mit vereinten Kräften noch geschlagen wurde, welche heute durch Wellingtons Schuld vereitelt war. In wenigen Minuten mußte der folgenschwere Entschluß gefaßt werden; das Schicksal der nächsten Monate europäischer Geschichte hing daran. Gneisenau entschied wie er mußte, wie außer ihm von allen Heerführern jener Tage nur noch Blücher selbst entschieden hätte. Nach einem Blick auf die Karte befahl er den Marsch nordwärts über Tilly und Mellery nach Wavre.

Die Adjutanten flogen aus, um den Truppen in der Finsternis die Richtung anzugeben. General Jagow deckte den Rückzug, blieb noch bis 2 Uhr nachts auf dem Schlachtfelde. Die Franzosen trauten ihrem eigenen Siege nicht, ihre Garde stand die ganze Nacht hindurch unter den Waffen. Sie wagten weder zu verfolgen noch auch nur die Marschrichtung der Geschlagenen zu erkunden, und verloren jede Fühlung mit dem Gegner. Die preußische Armee hatte 12 000 Mann verloren, etwas mehr als der Feind, das Corps Zieten sogar fast ein Viertel seiner Mannschaft. Aber so unerschütterlich war die sittliche Spannkraft dieses Heeres: nach wenigen Stunden der Nachtruhe standen die Regimenter schon bei Tagesanbruch wieder in guter Ordnung beisammen. Keine Spur von jener gedrückten Stimmung, die nach unglücklichen Kämpfen selbst den Tapfern überkommt; gleich lebhaft verlangten die Soldaten wie die Führer nach einer neuen Schlacht, um die Scharte auszuwetzen. Einige tausend Mann von den neugebildeten westfälischen Regimentern waren freilich versprengt, irrten an der Römerstraße entlang der Maas und dem Rheine zu. Doch von den erprobten Truppen aus den alten Provinzen fehlte fast niemand; die wenigen unter diesen Veteranen von 1813, die im Dunkel der Nacht von ihren Regimentern ostwärts abgekommen, schlossen sich, sobald sie auf Bülows Corps trafen, diesem an und nahmen noch teil an der Schlacht bei Belle-Alliance.

Glücklicher hatte das englische Heer den heißen Tag überstanden. Als Ney gegen 2 Uhr mit dem linken Flügel des französischen Heeres befohlenermaßen auf der Brüsseler Straße nordwärts gegen Quatrebras vorging, mußte er bald erfahren, daß die englische Macht ihm gegenüber weit stärker war als Napoleon angenommen. Zwar im Anfang war er den 7000 Nassauern und Niederländern, welche Wellington zurstelle hatte, um reichlich das doppelte überlegen, und da er überdies sein Fußvolk durch den Wald von Bossu, der links vor seiner Fronte lag, unbemerkt dicht an den Gegner hinanschieben konnte, so gerieten die Alliierten eine zeitlang in ernste Bedrängnis und waren bereits nahe daran den wichtigen Kreuzungspunkt zu räumen. Da kamen

zwischen 3 und 4 Uhr — mehrere Stunden später als Wellington gerechnet hatte — die ersten Regimenter der Reserve von Brüssel heran: eine englische Division unter General Picton, dann Herzog Wilhelm mit seinen schwarzen Braunschweigern. Ihnen gelang, das Gefecht auf dem linken Flügel wieder herzustellen, und sie drangen schon über Quatrebras hinaus, als ein mächtiger Reiterangriff der Franzosen sie in Verwirrung zurückschleuderte. Wellington selbst entging nur durch die Schnelligkeit seines Rosses dem Tode. Der tapfere Welfe aber ward inmitten seines Leibbataillons von der tödlichen Kugel getroffen. Er starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm; denn nun lebte er fort im Gedächtnis seines treuen Volkes als ein Held der Nation, als der Führer der schwarzen Schar, und jene häßlichen Züge welfischer Härte und Überhebung, die sich während der kurzen Monate seiner Regierung dem braunschweigischen Ländchen schon sehr fühlbar gemacht hatten, wurden gern vergessen.

In diesem gefährlichen Augenblicke trafen die englischen und hannoverschen Regimenter des Generals Alten auf dem rechten Flügel der Verbündeten ein; mehr als diese schwache Division wollte Wellington nicht von Nivelles heranziehen, da ihn noch immer der Wahn beherrschte, Napoleon werde eine Umgehung im Westen versuchen. Die Division Alten begann sich in dem Walde von Bossu auszubreiten, und mit ihrer Hülfe wurde Neys zweiter Angriff abgeschlagen. Marschall Ney hoffte längst nicht mehr, nach Überwältigung der englischen Streitkräfte sich auf das Schlachtfeld von Ligny wenden zu können; genug, wenn ihm nur gelang den Gegner hier von der Brüsseler Straße zu verdrängen. Der sonst allen anderen durch unbekümmerten Soldatenmut voranleuchtete, zeigte sich in diesem Feldzuge immer fieberisch unruhig; die Erinnerung an den Eidbruch der jüngsten Wochen, die Furcht vor einer schmachvollen Zukunft quälte ihn sichtlich. In leidenschaftlicher Erregung beschwor er seinen tapfern elsaß-lothringischen Landsmann Kellermann, wieder wie einst bei Marengo durch einen wuchtigen Reiterangriff den Ausschlag zu geben: Frankreichs ganze Zukunft stehe auf dem Spiele. Auch dieser dritte Versuch scheiterte, vornehmlich an der Festigkeit der englischen Veteranen Pictons, die, wie einst ihre Vorfahren bei Minden, das Gewehr zur Attake rechts nahmen und mit dem Bajonett den Reitern zuleibe gingen. Indessen nahmen Altens tapfere Regimenter den Wald von Bossu, und auf der Brüsseler Straße zogen neue Reserven heran: die englischen Garden und die letzten Braunschweiger. Wellington verfügte jetzt über mehr als 30 000 Mann gegen 21 000. Als die Dämmerung hereinbrach, war seine ganze Linie im langsamen Vorgehen, freilich nur eine kleine Strecke weit; die Schlacht endete fast auf der nämlichen Stelle wo sie begonnen.

Ein seltsamer Glücksfall kam dem englischen Feldherrn zugute. Das Corps des Generals Erlon war der Armee Neys zugeteilt, aber am Nachmittage, noch bevor Erlon an dem Treffen von Quatrebras teilnehmen konnte,

durch Napoleon nach dem Schlachtfelde von Ligny abberufen worden; die Regimenter langten in der That schon in der Nähe des rechten Flügels der Preußen an, als Ney sie nach Quatrebras zurückrief. So irrte dieses Corps, das leicht gegen Wellington den Ausschlag geben konnte, während des Nachmittags zwischen den beiden Schlachtfeldern hin und her und vereinigte sich erst am Abend, als das Treffen bereits entschieden war, mit Neys Armee. Der Marschall hatte, wenngleich er den unmöglichen Zumutungen des Imperators nicht genügen konnte, doch einen wertvollen Erfolg erreicht: die Vereinigung der beiden Heere der Coalition war vorläufig verhindert. Wellington aber sprach mit unerquicklichem Hochmut von seinem wahrlich bescheidenen Siege; „wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen“ — wiederholte er mehrfach. Da er Napoleons Pläne noch immer nicht durchschaute, noch am 17. ja selbst am 18. Juni eine Umgehung von Westen her für möglich hielt, so konnte er auch nicht begreifen, daß er selber das ganze heillose Wirrsal dieser unnötigen Doppelschlacht hervorgerufen, und fand kein Wort der Dankbarkeit für die Preußen, deren uneigennützige Aufopferung ihm doch allein die Annahme des Gefechts bei Quatrebras ermöglicht hatte.

Spät in der Nacht wurde Blücher von seinen Generalstabsoffizieren in einem Bauernhause zu Mellery, auf dem Wege nach Wavre, aufgefunden. Ruhig seine Pfeife rauchend lag der Alte auf der Streu; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze, doch seine frohe Zuversicht war nicht gebrochen. Unbedenklich genehmigte er die Anordnungen seines Freundes; die beiden hatten sich so ganz in einander eingelebt, daß Gneisenau sicher war stets aus der Seele des Feldmarschalls heraus zu beschließen. Am Morgen ritt der Feldherr dem Heere voraus nach Wavre; die Soldaten jubelten, sobald sie des Geretteten ansichtig wurden, und antworteten mit einem fröhlichem Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Auf den Sonnenbrand von gestern folgte ein grauer schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern, dann am Abend strömender Regen, die ganze Nacht hindurch. Mühsam wateten die Soldaten, die nun seit drei Tagen in Marsch oder im Gefechte gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Auf der Beiwacht war der Schlaf fast unmöglich, und doch blieb der frohe Mut unverwüstlich; am Morgen des 18. sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „Vergesset nicht, daß ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!“

In seinem Berichte an den König sprach Gneisenau offen die Anklage aus, daß Wellington „wider Vermuten und Zusage“ seine Armee nicht rechtzeitig konzentriert habe, und in vertrauten Briefen äußerte er sich noch weit

schärfer. Jedoch in dem veröffentlichten Berichte des Blücherschen Hauptquartiers wurde die peinliche Frage schonend übergangen, und auch nach dem Kriege verschmähte Gneisenau, um der Bundesfreundschaft willen, hochherzig jeden Federkrieg, obgleich die unaufrichtigen Erzählungen des Briten sein reizbares militärisches Ehrgefühl geradezu zum Widerspruche herausforderten. Erst zwanzig Jahre später wurde durch ein nachgelassenes Geschichtswerk von Clausewitz, der unzweifelhaft die Mitteilungen seines Freundes Gneisenau benutzt hatte, die geheime Geschichte dieses Feldzuges aufgeklärt. In jenem Augenblicke vollends lag dem kühnen Manne nichts ferner als ein unfruchtbares Hadern um vergangene Fehler; er meldete dem Könige, eine Schlacht mit geteilten Kräften sei jetzt nicht mehr möglich, und traf sofort seine Vorbereitungen für die Vereinigung mit dem englischen Heere. Die Stimmung im Hauptquartiere ward mit jeder Stunde zuversichtlicher, da die zuwartende Haltung des Feindes deutlich bewies, daß das Ergebnis des 16. Juni zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage war. Blücher fühlte sich des Erfolges völlig sicher; er wollte, falls Napoleon die Engländer nicht angriffe, selber mit Wellington vereint dem Feinde alsbald die Schlacht anbieten und hieß das wilde Regenwetter, „unsern alten Alliierten von der Katzbach“, hochwillkommen. Der russische Militärbevollmächtigte Toll kam übel an, als er für nötig hielt diese stolzen Preußen zu trösten und beschwichtigend sagte, die große Armee unter Schwarzenberg werde alles wieder gut machen. Blüchers Adjutant Nostitz erwiderte scharf: „Ehe Sie zu Ihrem Kaiser zurückkehren, ist entweder der belgische Feldzug ganz verloren oder wir haben die zweite Schlacht gewonnen, und dann brauchen wir eure große Armee nicht mehr!“

Auf Blüchers Anfrage erklärte sich der englische Feldherr bereit, am 18. an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht anzunehmen, wenn er auf die Hülfe von etwa 25 000 Preußen zählen könne. Der Alte erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Nach einem kurzen glänzenden Reitergefechte, wobei Lord Uxbridge mit den Riesen der englischen Gardecavallerie die französischen Lanciers buchstäblich niederritt, ging Wellington am Nachmittage nordwärts zurück und versammelte sein Heer bei Mont St. Jean, rittlings auf der Brüsseler Straße, mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, zwei Meilen westlich vom Schlachtfelde, ein Corps von 17 000 Mann stehen, sodaß in den Entscheidungsstunden fast ein Fünftel seines Heeres fehlte. Das preußische Heer war in der Nacht vom 17. auf den 18. vollzählig in der Gegend von Wavre versammelt, nur zwei starke Meilen östlich von Mont St. Jean, und auch die sehnlich erwartete Munitionskolonne traf noch ein. Aber diese kurze Entfernung, die ein Adjutant im Galopp wohl in einer guten Stunde zurücklegen konnte, bot bei dem ent-

setzlichen Zustande der Wege für die unbehülflichen Geschützmassen einer großen Armee erhebliche Schwierigkeiten. Zudem ward ein langer Aufenthalt unvermeidlich, da das noch unberührte Corps Bülows die Spitze nehmen sollte und die weiter vorwärts stehenden Heerteile erst durchkreuzen mußte. Beabsichtigte der englische Feldherr nur eine Demonstration, wie Gneisenau eine zeitlang argwöhnte, so konnte die Lage der Preußen, die ihre linke Flanke bloßstellten, hochgefährlich werden; nur im festen Vertrauen auf die unerschütterliche Ausdauer des englischen Heeres durften sie das Wagnis unternehmen. Wellington getraute sich dem preußischen Feldherrn nur zuzumuten, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem male beendet.

Daß die Besiegten so verwegene Gedanken fassen durften, wurde nur möglich durch die Unterlassungssünden des Siegers. Gewiß war es für Napoleon nicht unbedenklich, den Preußen mit der Hauptmacht seines Heeres zu folgen. Aber seine verzweifelte Lage forderte kühne Entschlüsse. Blieb er dem rührigsten seiner Gegner auf den Hacken, so war es möglich, daß die geschlagene Armee auf dem Rückzuge gänzlich aus den Fugen geriet, da die Wirkung eines Sieges sich durch unaufhaltsame Verfolgung zu verdoppeln pflegt. Ob Wellington dann noch einen Schlag gegen Ney wagte, erschien mindestens zweifelhaft; wahrscheinlicher doch daß der Bedachtsame sich auf Antwerpen zurückzog. Es war nicht Kleinmut was den Imperator hinderte diesen Entschluß zu fassen, sondern der alte Fehler der Überhebung. Wie einst nach der Dresdener Schlacht und nach den Siegen in der Champagne, so dachte er auch jetzt zu niedrig von dem Gegner; er glaubte bestimmt, die Preußen eilten in voller Auflösung dem Rheine zu, und hielt nicht einmal für nötig ihren Rückzug beobachten zu lassen. Stand es also wie er wähnte, dann blieb ihm freilich Zeit vollauf um das englische Heer zu schlagen. Gemächlich ließ er seine Truppen am Vormittag des 17. rasten. Seine Gedanken weilten mehr in Paris als bei dem Heere; er fragte seine Generale, was wohl die Jakobiner nach diesem neuen Siege des Kaiserreichs thun würden. Erst um Mittag befahl er dem Marschall Grouchy den Preußen zu folgen, in der Richtung ostwärts nach Gembloux und der Maas, sie nicht aus den Augen zu lassen und ihre Niederlage zu vollenden; für diesen Zweck gab er dem Marschall 33 000 Mann, eine Macht zu stark für ein Beobachtungscorps, zu schwach um eine Schlacht gegen das gesamte preußische Heer zu wagen. Grouchy zog während der zweiten Hälfte des Tages nach Osten in die Irre ohne der Preußen gewahr zu werden. Erst am Morgen des 18. fand er ihre Spur und wendete sich gegen Wavre; aber von Gneisenaus

Plänen ahnte er nichts, sondern vermutete nunmehr die preußische Armee auf dem Rückzuge nach Brüssel. Er so wenig wie sein Kaiser hielt für denkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriffe rüsten könnte. Der Gedanke, sich zwischen die beiden Heere der Coalition einzuschieben, kam dem Imperator jetzt nicht mehr in den Sinn, da die Möglichkeit des Rückzuges der Preußen nach Norden durchaus außerhalb seiner Berechnungen lag. Er selber vereinigte sich am Nachmittage des 17. in der Nähe von Quatrebras mit der Armee Neys, zog dann in voller Sicherheit nordwärts auf der Brüsseler Straße den Engländern nach, um sie morgen oder übermorgen diesseit oder jenseit von Brüssel zur Schlacht zu zwingen.

So verworren und unfertig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war, eben so einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niedern Höhenzuge, der, von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean, von der wohlgepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raume von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer, über 13 000 Niederländer, zusammen 68 000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefaßter Querweg lief der Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb; weiter nördlich lag an der Landstraße der lichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzuges eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei stark besetzte Positionen: vor der Rechten das Schloß Goumont inmitten der alten Bäume seines Parkes, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöfte La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Pachthofe La Belle-Alliance, wieder zu einem andern niedern Höhenzuge empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefte Mulde bildet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

Auf diesen Höhen bei Belle-Alliance stellte Napoleon sein Heer auf, Reille zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach, durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, womöglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heranzugelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheuere Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden; heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers, zeigte er die ganze Wildheit des Jakobiners, ballte viele tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders mit ihrem Elephantenritt alles zermalmten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurückfluten der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strande —, bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwicklung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigt wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherrn genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Verteidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens.

Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72 000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Cavallerie und die Überzahl der Geschütze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesichte der Engländer eine große Heerschau; krank wie er war, von tausend Zweifeln und Sorgen gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfnis sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung, und

er rief: „Die Erde war stolz so viel Tapfere zu tragen!“ Und so standen sie denn zum letzten male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die so lange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an, die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Czakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah — die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finstern Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßten Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemütern. Zehn Stunden noch, und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtendenkers war erfüllt, und dieses herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron.

Um 1/2 12 Uhr begann Napoleon die Schlacht, ließ seinen linken Flügel gegen das Schloß Goumont vorgehen, während er zugleich auf seiner Rechten die Anstalten für den entscheidenden Stoß traf. Vier Divisionen Fußvolk scharten sich dort zu einer riesigen Heersäule zusammen; eine bei Belle-Alliance aufgestellte große Batterie bereitete durch anhaltendes Geschützfeuer den Angriff vor. Gegen 1/2 2 Uhr führte General Erlon die gewaltige Infanteriemasse wider den linken Flügel der Briten heran. Aber noch bevor diese Bewegung begann wurde der Imperator bereits durch eine unheimliche Nachricht in der kalten Sicherheit seiner Berechnungen gestört. Er erfuhr um ein Uhr durch einen aufgefangenen Brief, daß General Bülow auf dem Marsche sei gegen die rechte Flanke der Franzosen; und während er auf der Höhe bei Rossomme, im Rücken des Zentrums, an seinem Kartentische stand, glaubte er auch schon fern im Osten bei dem hochgelegenen Dorfe Chapelle St. Lambert dunkle Truppenmassen zu bemerken, die alsbald zwischen den Wellen des Bodens wieder verschwanden. Ein sofort ausgesendeter Adjutant bestätigte die Vermutung. Gewaltsam suchte der Kaiser sich zu beruhigen und sendete vorläufig zwei Cavalleriedivisionen ostwärts über den rechten Flügel der Schlachtstellung hinaus. Es war ja doch sicher nur das eine Corps

Bülows, vielleicht nur ein Teil davon, und ehe die Preußen in die Schlacht eingreifen konnten, mußte Wellington geschlagen sein. Seinen Offizieren aber sagte Napoleon mit zuversichtlicher Miene, Marschall Grouchy ziehe zur Unterstützung der rechten Flanke herbei: die Armee durfte von der Gefahr nichts ahnen. Währenddem war Erlon mit seinen vier Schlachthaufen vorgerückt; schon während des Anmarsches erlitt er schwere Verluste, ganze Reihen in den tiefen Kolonnen wurden von den englischen Kanonenkugeln niedergerissen. Es gelang zuerst eine niederländische Brigade in die Flucht zu schlagen; nur ein Teil der Truppen des jungen Königreichs bewährte sich; der alte Blücher hatte ganz recht gesehen, als er meinte, diese Belgier schienen „keine reißende Tiere“ zu sein. Dann aber brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, umfaßte mit seinen langen Linien die unbehülflichen Klumpen der Franzosen. Nach einem mörderischen Gefechte, bei dem der tapfere Picton den Tod fand, mußten die Angreifer zurückgehen. Ponsonbys schottische Reiter setzten nach, sprengten die Weichenden auseinander, drangen in unaufhaltsamem Laufe bis in die große Batterie der Franzosen; hier erst wurden sie durch französische Cavallerie zur Umkehr genötigt.

Der große Schlag war mißlungen. Und jetzt ließ sich schon nicht mehr verkennen, daß jedenfalls ein beträchtlicher Teil der preußischen Armee im Anmarsch war, und zwar in der Richtung auf das Dorf Plancenoit, das im Rücken des rechten Flügels der Franzosen lag. Noch stand es dem Imperator frei die Schlacht abzubrechen, aber wie hätte der Stolze einen so kleinmütigen Entschluß fassen können? Er sendete das Corps Lobaus über Plancenoit hinaus, so daß seine Schlachtstellung statt einer einfachen Linie nunmehr einen auf der Rechten rückwärts gebogenen Haken bildete. Die Preußen verdarben ihm die ganze Anlage der Schlacht noch bevor von ihrer Seite ein Schuß gefallen war. Den gegen die Engländer fechtenden Heerteilen wurde die auf der Rechten drohende Bedrängnis sorgsam verborgen gehalten. Darum ließ Napoleon die Truppen Lobaus nicht weiter nach Osten vorgehen, wo sie das Corps Bülows am Rande des breiten Lasnethals leicht aufhalten konnten, sondern hielt sie nahe bei Plancenoit zurück: der Zusammenstoß mit den Preußen sollte so lange als möglich hinausgeschoben werden, damit die Armee nicht durch den Kanonendonner auf der Rechten in ihrer Siegeszuversicht beirrt würde. Aus Furcht vor dem Angriff der Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr die vierundzwanzig Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß mit seiner gesamten Cavallerie das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen: ein aussichtsloses Beginnen, da die Hauptmasse des Fußvolks der Verbündeten noch unerschüttert war.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen. Die alten Glieder wollten sich noch gar nicht erholen von dem bösen Sturze vorgestern, doch

wer durfte dem Helden heute von Ruhe und Schonung sprechen? Lieber, rief er aus, will ich mich auf dem Pferde festbinden lassen, als diese Schlacht versäumen! Wohlgemut ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm hindurcharbeiteten; ein Brand in Wavre hatte den Marsch erheblich verzögert. Die Soldaten frohlockten, wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Kniee; er hatte für jeden ein ermunterndes Wort: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?“ Thielmann blieb mit dem III. Armeecorps bei Wavre zurück, um den Rücken des Heeres gegen einen Angriff Grouchys zu decken, der in der That am Nachmittage auf Wavre heranzog. Die übrigen drei Corps nahmen den Marsch auf Chapelle St. Lambert; um zehn Uhr waren die Spitzen, um ein Uhr die Hauptmasse der Armee dort auf den Höhen angelangt. Nun teilte sich das Heer. Zieten mit dem I. Corps marschierte gradaus, in der Richtung auf Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen. Bülow mit dem IV. Corps und dahinter das II. Corps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts, gegen den Rücken der französischen Aufstellung. Das schwierige Defilé des Lasnethals war zum Glücke vom Feinde nicht besetzt, der Bach ward überschritten, und gegen vier Uhr ließ Bülow seine Truppen wohl verdeckt in und hinter dem Walde von Frichemont antreten: erst wenn eine genügende Macht zurstelle war, sollte der überraschende Vorstoß erfolgen. In tiefem Schweigen rückten die Regimenter in ihre Stellungen ein; die Generale hielten am Rande des Waldes und verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht. Als einer der Offiziere meinte, der Feind werde nun wohl von den Engländern ablassen und, um sich den Rückzug zu sichern, seine Hauptmacht gegen die Preußen werfen, da erwiderte Gneisenau: „Sie kennen Napoleon schlecht. Er wird gerade jetzt um jeden Preis die englische Schlachtlinie zu zersprengen suchen und gegen uns nur das Notwendige verwenden“.

Und so geschah es. Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen drei und vier Uhr, hatte der zweite große Angriff der Franzosen begonnen. Ney sprengte mit vierzehn Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Zentrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschütterlich aus. Endlich zurückgeworfen zog Ney auch die Cavallerie Kellermanns an sich, so daß er jetzt sechsundzwanzig Reiterregimenter zu erneutem Angriff heranführte, die größte Reitermasse, welche dieses kriegerische Zeitalter jemals an einer Stelle thätig gesehen hatte. Der Boden dröhnte von dem Hufschlag von zehntausend Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Thalmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, zehn, zwölf mal ward die Attake gegen einzelne

Bataillone erneuert. Nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand. Auch dieser Angriff scheiterte, die Schwadronen begannen zu weichen, ein kühnes Vorgehen der englischen und hannoverschen Reservereiterei brachte sie vollends in Verwirrung; aber auch die Sieger fühlten sich tief erschöpft. Auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes gestaltete sich unterdessen der Gang der Ereignisse weit günstiger für Napoleon. Die Division Quiot, die schon an dem großen Angriffe Erlons teilgenommen, ging von neuem auf der Landstraße vor und bestürmte die Meierei von La Haye Sainte. Dort stand Major Baring mit einem Bataillon von der leichten Infanterie der deutschen Legion und einigen Nassauern. Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen; die treuen Männer hingen mit ganzem Herzen an ihren Offizieren, alle bis zum letzten Gemeinen zeigten sich entschlossen, von diesem Ehrenposten nimmermehr zu weichen. Und welche Aufgabe jetzt! Schon brannten die Dächer des Gehöftes, die einen mußten löschen, die anderen führten aus den Fenstern, hinter den Hecken und Mauern des Gartens das Feuergefecht gegen die furchtbare Übermacht draußen. Pulver und Blei gingen aus. Vergeblich sandte Baring wiederholt seine Boten rückwärts nach Mont St. Jean mit der dringenden Bitte um Munition. Erst als fast die letzte Patrone verschossen war, räumte die tapfere kleine Schar den Platz. Wie Rasende drangen die Franzosen hinter den Abziehenden in das Gehöfte ein, durchsuchten brüllend alle Stuben und Scheunen: „kein Pardon diesen grünen Brigands!" — denn wie viele ihrer Kameraden waren heute Mittag und jetzt wieder den sicheren Kugeln der deutschen Jäger erlegen! Das Vorwerk des englischen Zentrums war genommen, und bald ergoß sich der Strom der Angreifer weiter bis nach Mont St. Jean. Die Mitte der Schlachtlinie Wellingtons ward durchbrochen. Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegge herbei und ihr gelang die Lücke im Zentrum vorläufig zur Not wieder auszufüllen. Aber auch nur vorläufig; denn die Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann und La Haye Sainte, die beherrschende Position dicht vor dem Zentrum, blieb in den Händen des Feindes. Mittlerweile konnte auch der tapfere Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotte gegen die Division Durutte nicht mehr behaupten. Er begann zu weichen. Wellingtons Besorgnis stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hülfe. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren, die Uhr in der Hand, und sagte: „Blücher, oder die Nacht!" Wenn Napoleon jetzt imstande war, seine Garde gegen Mont St. Jean oder gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Bereits klang fern von Osten her, beiden Teilen vernehmlich, Kanonendonner

nach dem Schlachtfelde herüber, die erste Kunde von dem Gefechte, das sich bei Wavre, im Rücken der Blücherschen Armee, zwischen Thielmann und Grouchy entspann. Um die nämliche Zeit fiel vor dem Walde von Frichemont der erste Schuß. Es war 1/25 Uhr nachmittags; gerade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. Bülows Batterieen fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf. Ein einzig schönes Schauspiel, wie dann die Brigaden des IV. Corps mit Trommelschlag und fliegenden Fahnen nach einander aus dem Gehölze heraustraten und zwischen den Batterieen hindurch sich in die Ebene gegen Plancenoit hinabsenkten. Gneisenau fühlte sich in seinem ewig jungen Herzen wie bezaubert von der wilden Poesie des Krieges und unterließ selbst in seinem amtlichen Schlachtberichte nicht zu schildern, wie herrlich dieser Anblick gewesen sei.

Der Held von Dennewitz that sein bestes, um die Fehler vom 15. und 16. Juni zu sühnen, leitete den Angriff mit besonnener Kühnheit, wie in den großen Zeiten der Nordarmee. Gleich im Beginne des Gefechts fiel der allbeliebte Oberst Schwerin, derselbe, der vor einem Jahre der Hauptstadt die Siegesbotschaft gebracht hatte. Das Corps Lobaus ward zurückgedrängt, unaufhaltsam drangen die Preußen vorwärts auf Plancenoit. Etwas später, um sechs Uhr, hatte General Zieten mit der Spitze des I. Corps Ohain erreicht und ging dann, sobald er von der Bedrängnis des englischen linken Flügels unterrichtet war, rasch auf die Vorwerke La Haye und Papelotte vor, wo die Division Durutte sich soeben eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hülfe herankam, rückwärts in den schützenden Wald von Soignes; seine tapferen Nassauer waren durch das lange, ungleiche Gefecht völlig kampfunfähig geworden. Die Brigade Steinmetz warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken wieder hinaus, die brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterieen des I. Corps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes, und bis in das französische Zentrum hinein verbreitete sich schon die Schreckenskunde, dort auf der Rechten sei alles verspielt.

Gegen sieben Uhr war die Schlacht für Napoleon unzweifelhaft verloren. Sein linker Flügel hatte wieder und wieder vergeblich das Schloß Goumont berannt, im Zentrum war der große Reiterangriff gescheitert, auf der Rechten und im Rücken drängten die Preußen von zwei Seiten her näher und näher; den einzigen Gewinn der letzten Kämpfe, die Meierei von La Haye Sainte, auf die Dauer zu behaupten war nicht mehr möglich. Durch einen rechtzeitigen Rückzug konnte noch mindestens die Hälfte des Heeres gerettet werden. Es ergab sich aber notwendig aus dem Charakter des Imperators und aus seiner verzweifelten politischen Lage, daß er diesen Ausweg verschmähte und noch einen dritten allgemeinen Angriff versuchte — diesmal

nach zwei Seiten zugleich. Er ließ um sieben Uhr die vierundzwanzig Bataillone seiner Garde heranrufen, behielt nur zwei als letzte Reserve zur Hand, sendete zwölf nach Plancenoit gegen Bülow. Die übrigen zehn sollte Ney zu einem neuen Angriff gegen das englische Zentrum führen, abermals westlich der Landstraße, möglichst entfernt von den Scharen Zietens. Mit stürmischem Hochruf eilten die Bataillone bei Belle-Alliance an dem Imperator vorüber: es war ja ihr Handwerk, den Sieg zu entscheiden. Sie tauchen dann in die unheimliche Bodenmulde hinab, wo dichte Haufen von Leichen und Pferden den Todesweg der französischen Reiter bezeichnen, stürmen unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Batterieen, über die Felder, ersteigen den Abhang dicht vor der Front der britischen Garde. Droben liegen indessen Maitlands Grenadiere im Grase verborgen. Als die ersten Bärenmützen auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: „auf, Garden! fertig!“ — und mit einem mal steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rote Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde, eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wütendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Roten mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert. Neys Pferd bricht von einer Kugel getroffen unter dem Reiter zusammen, und wie sie den Führer fallen sehen, wenden sich die Garden zur Flucht. Der aber macht sich von seinem Tiere los, springt auf, versucht mit zornigen Rufen die Weichenden zu halten. Umsonst; denn mittlerweile sind die übrigen Bataillone weiter links zwischen zwei Feuer geraten und gehen ebenfalls zurück. Die Kaisergarde stiebt aus einander; ihr unglücklicher Führer irrt barhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsteren Ahnungen erlösen soll.

Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied. Die Truppen Bülows gingen in drei Kolonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorfe hielten jene zwölf frischen Bataillone der Kaisergarde; und sie fochten mit dem höchsten Mute, denn alle fühlten, daß hier die Entscheidung des ganzen Krieges lag. Die anstürmenden Preußen sahen sich im freien Felde den Kugeln der Verteidiger, die in den Häusern und hinter den hohen Mauern des Kirchhofs verdeckt standen, schutzlos preisgegeben. Dieser letzte Kampf ward fast der blutigste dieses wilden Zeitalters; das Corps Bülows verlor in vierthalb Stunden 6353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältnis eben so viel, wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm ward abgeschlagen; da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum dritten male vorwärts, und jetzt gegen acht Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter

wütender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des 15. Regiments, dann die anderen Bataillone. Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: Avancieren! Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Corps Lobaus von Bülows Truppen in der Front, von Zietens Reitern in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heerteile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. Von Norden drängten die Engländer, von Osten und Süden die Preußen heran. Den Truppen Zietens wies Grolman die Richtung nach der Höhe hinter dem Zentrum der Franzosen, nach dem Pachthof La-belle-Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtturm über dem tiefen Gelände emporragte. Dorthin nahmen auch die Sieger von Plancenoit ihren Weg.

Über 40 000 Preußen hatten noch am Gefechte teilgenommen, und jetzt, da die Arbeit fast gethan war, kam auch das Armeecorps Pirchs von den Höhen hinter Plancenoit herab. Napoleon war während dieser letzten Stunde nach La Haye Sainte vorgeeilt, um die Division Quiot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er zu seiner Linken die Niederlage Neys und gleichzeitig den Zusammenbruch des gesamten rechten Flügels bemerkte, sagte er wie vernichtet: „Es ist zuende, retten wir uns!“ Er eilte an der Landstraße zurück, nicht ohne schwere Gefahr, denn schon ward die Straße zugleich von den Engländern und von Zietens Batterieen mit einem heftigen Kreuzfeuer bestrichen.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheure Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppenteile wirr durcheinandergeschüttelt, aus den Trümmern der beiden prächtigen Reiterbrigaden Ponsonby und Somerset stellte man soeben zwei Schwadronen zusammen. Keine Möglichkeit, mit solchen Truppen noch ein nachhaltiges Gefecht zu bestehen. Der Herzog wußte wohl, daß allein das Erscheinen der Preußen ihn vor einer unzweifelhaften Niederlage bewahrt hatte; seine wiederholten dringenden Bitten an Blücher lassen darüber keinen Zweifel. Doch er war dem militärischen Ehrgefühl seiner Tapferen eine letzte Genugthuung schuldig; auch sah er mit staatsmännischer Feinheit voraus, wie viel gewichtiger Englands Wort bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte, wenn man sich so anstellte, als hätten die britischen Waffen die Schlacht im wesentlichen allein entschieden. Darum ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriffe erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb

der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Vierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. Aber die Kraft der Ermüdeten versagte bald, sie gelangten nicht über Belle-Alliance hinaus. Wellington überließ, nachdem er den Schein gerettet, die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feinde am nächsten waren.

Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken. Kein Befehl fand mehr Gehör, jeder dachte nur noch an sein armes Leben. Fußvolk und Reiter wirr durch einander, flohen die aufgelösten Massen auf und neben der Landstraße südwärts; die Troßknechte zerhieben die Stränge und sprengten hinweg, so daß die zweihundertvierzig Kanonen allesamt bis auf etwa siebenundzwanzig in die Hände der Sieger fielen. Selbst der Ruf L'Empereur!, der sonst augenblicklich jeden Weg dem kaiserlichen Wagen geöffnet hatte, verlor heute seinen Zauber; der kranke Napoleon mußte zupferde davonjagen, obgleich er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen scharten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verloren gegangen, die übrigen wurden allesamt gerettet. Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer so plötzlich aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens mit einem Schlage zusammen; das Dunkel der Nacht, die Übermacht der Sieger, der umfassende Angriff und die rastlose Verfolgung steigerten die Verwirrung. Entscheidend blieb doch, daß diesem Heere bei all seinem stürmischen Mute die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern erbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden Feldherrn vor dem Hofe von Belle-Alliance mit einander zusammentrafen; sie umarmten sich herzlich, der bedachtsame Vierziger und der feurige Greis. Nahebei hielt Gneisenau. Endlich doch ein ganzer und voller Sieg, wie er ihn so oft vergeblich von Schwarzenberg gefordert; endlich doch eine reine Vergeltung für allen Haß und alle Schmach jener entsetzlichen sieben Jahre! Es sang und klang in seiner Seele; er dachte an das herrlichste der fridericianischen Schlachtfelder, das er einst von seiner schlesischen Garnison aus so oft durchschritten hatte. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?“ — sagte er zu Bardeleben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Und wirklich, wie einst bei Leuthen bliesen jetzt die Trompeter das Herr Gott, dich loben wir! und die Soldaten stimmten mit ein. Aber Gneisenau dachte auch an die Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena, an jene Stunden beim Webichtholze, da er die Todesangst eines geschlagenen Heeres, die dämonische Wirkung einer nächtlichen Verfolgung mit angesehen. Noch gründlicher als einst an der Katzbach sollte heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben“, rief er aus,

„gezeigt wie man siegt, jetzt wollen wir zeigen wie man verfolgt.“ Er befahl Bardeleben mit einer Batterie den Fliehenden auf den Hacken zu bleiben, immer aufs geratewohl in das Dunkel der Nacht hineinzuschießen, damit der Feind nirgends Ruhe fände. Er selber nahm was von Truppen zurhand war mit sich, brandenburgische Ulanen und Dragoner, Infanterie vom 15. und 25. und vom 1. pommerschen Regimente; Prinz Wilhelm der ältere, der die Reservereiterei des Bülowschen Corps geführt, schloß sich ihm an.

So brauste die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends hielten die Flüchtigen stand. Erst bei Genappe, wo die Straße auf einer engen Brücke das Thal der Dyle überschreitet, versuchten die Trümmer der kaiserlichen Garde den Ulanen zu widerstehen; doch kaum erklang, gegen elf Uhr, der Sturmmarsch des preußischen Fußvolks, so brachen sie auseinander. General Lobau und mehr als 2000 Mann gerieten hier in Gefangenschaft; auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen ward erbeutet. Welche Überraschung, als man die Sitzkissen aufhob; der große Abenteurer hatte sich die Mittel sichern wollen für den Fall der Flucht, den Wagen über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt. Die armen pommerschen Bauerbursche standen vor dem Glanze fast eben so ratlos wie einst die Schweizer bei Nancy vor dem Juwelenschatze des Burgunderherzogs; mancher verkaufte einen kostbaren Stein für wenige Groschen. Das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere der Fünfundzwanziger und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck.

Gneisenau aber und Prinz Wilhelm ritten nach kurzem Verschnaufen rastlos weiter. Drüben jenseit der Dyle glaubten die Franzosen sicher zu sein und hatten sich zur Beiwacht gelagert. Mindestens sieben mal wurden sie durch die nachsetzenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter konnte, ließ Gneisenau einen Trommler auf ein Beutepferd aufsitzen; der mußte schlagen was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit den Ulanen allein. Wie viele Scharen der Franzosen sind dann noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinandergelaufen! Die Straße war übersäet mit Waffen, Tornistern und allerhand Getrümmer, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt. Beim Morgengrauen ward das Schlachtfeld von Quatrebras erreicht, aber erst jenseits, in Frasnes, nach Sonnenaufgang hielten die erschöpften Verfolger ein. Sie hatten die Zerrüttung des feindlichen Heeres so bis zur völligen Auflösung gesteigert, daß sich von den Kämpfern von Belle-Alliance nur 10 000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, nachher in Paris wieder zusammenfanden.

Mit stolzen Worten dankte Blücher dem unübertrefflichen Heere, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherrn bisher für unmöglich gehalten hatten: „So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit

das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!" An Stein schrieb er einfach: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden" und sprach die Hoffnung aus, seine alten Tage als Steins Nachbar „in Ruhe aufs Land zu verleben". Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La-Belle-Alliance, wo die beiden Sieger „durch eine anmutige Gunst des Zufalls" zusammengetroffen waren — „zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn". Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am 17. Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen.

Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Berichte die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerte Hülfe geleistet hätten".

Die Schlacht war zugleich der definitive Sturz Napoleons und aller seiner Pläne, die Grundlage und Vorbedingung einer langen segensreichen Friedenszeit. Der Kaiser dankte zum zweiten und letzten male ab, gedachte noch nach Amerika zu entkommen, fiel aber den Engländern in die Hände und endete auf dem fernen St. Helena, ein ganzes Lügenarsenal über sich und über seine Feinde der gläubigen Nachwelt hinterlassend. Zum zweiten male zogen die Verbündeten in Paris ein. Nun erst wurde Frankreich zur Auslieferung der früher geraubten Kunstschätze gezwungen; nun erst (im zweiten Pariser Frieden) auf die Grenzen von 1790 beschränkt, nun erst zur Zahlung der Kriegskosten verhalten. Man konnte jetzt aber auch begierig darauf sein, wie Europa diesem Preußen den wohlverdienten Dank abstatten werde: ob dieses Aschenbrödel unter den Großmächten auch fernerhin auf der Karte in so verzwickter, fragwürdiger Gestalt figurieren, ob es auch fernerhin als ein Anhängsel Habsburgs gelten, oder aber endlich jene Grenzen und jene Stellung erhalten solle, die solcher Vergangenheit und solcher Thaten allein würdig waren!

21. Die Schlacht bei Königgrätz*).

(Im Jahre 1866.)

Das napoleonische Universalreich war vernichtet. Auf Grund der Wiener Kongreß-Beschlüsse ordnete sich Europa aufs neue. Die Leitung der europäischen Völkerfamilien übernahmen die fünf Großmächte: Rußland, England, Frankreich, Österreich und Preußen; — Rußland mit einer Bevölkerung von ca. vierzig Millionen, eine ungeheure Landmacht, aber mit wesentlich gebundener Volkskraft (Leibeigenschaft), unentwickelten Verkehrswegen, schlechter maritimer Stellung, vielfach gehemmt durch sein Polen; Großbritannien als Inselstaat im Mittelpunkt eines ungeheuren, über alle Weltteile sich erstreckenden Kolonialreichs mit großartiger maritimer und ozeanischer Stellung, die größte Seemacht, vornehmlich im Mittelmeer durch Gibraltar, Malta und durch das Protektorat über die jonischen Inseln maßgebend; Frankreich mit den Grenzen von 1790, noch immer im Besitz von Elsaß und Lothringen, ein zentralisierter Einheitsstaat von ca. 10 000 Quadratmeilen und dreiundzwanzig Millionen Einwohnern, mit herrlichem Klima und Boden, glänzender maritimer und ozeanischer Stellung; das schön arrondierte Österreich, ein die fruchtbarsten Länder umfassender Binnenstaat mit verhältnismäßig unbedeutender maritimer Stellung im nördlichen Winkel des Adriatischen Meeres, 12 000 Quadratmeilen mit achtundzwanzig Millionen (zu 7/8 röm.-kath.) Einwohnern, aber ohne die sichere Grundlage einheitlicher Nationalität und seine Kräfte in drei Weltstellungen (der deutschen, der italienischen und der Donaustellung) zersplitternd; endlich als kleinste Großmacht Preußen mit

*) O. Jäger: „Geschichte der neuesten Zeit“.

scheinbar ungünstigsten Bedingungen: 5000 Quadratmeilen mit zehn Millionen (1/3 röm.-kath.), auf den zur Hälfte neuerworbenen Gebieten zumteil sehr widerwilligen Einwohnern; seine denkbar ungünstigsten, langgestreckten offenen Grenzen hatte es zugleich gegen Rußland und Frankreich zu hüten und zerfiel dabei in zwei ungleiche, durch eifersüchtige deutsche Mittelstaaten auseinandergehaltene Hälften, eine größere östliche und eine kleinere westliche Hälfte; aber in dieser gefährlichen Lage mit vorwiegend deutscher Bevölkerung und klar vorgezeichneter deutscher Aufgabe. Neben diesen Großstaaten eine Anzahl germanischer, romanischer und gemischter Staatswesen von allerlei Größe —, abgesehen von dem unorganisch in die europäische Welt eingedrängten türkischen Reich —: Schweden-Norwegen, Dänemark mit Schleswig und den zum Deutschen Bunde gehörigen Herzogtümern Holstein und Lauenburg, Holland und Belgien als Königreich der Vereinigten Niederlande, Spanien, Portugal; Italien, ohne gemeinsames Band, ein bloßer „geographischer Begriff" kam unter österreichischen Einfluß, von dem sich nur das Königreich Sardinien verhältnismäßig unabhängig erhielt; der Schweiz und Deutschland wurden außer den Territorialverhältnissen auch die Verfassungsverhältnisse durch den Kongreß geregelt, aus dessen Verhandlungen die Schweiz als ein lockerer Staatenbund von zweiundzwanzig souveränen Kantonen, Deutschland als ein völkerrechtlicher Verein von dreiunddreißig souveränen Staaten aller Größe hervorgingen.

Die Herstellung einer politischen Einheit des deutschen Volkes selbst nur in Form eines wirklichen Staatenbundes war also nicht gelungen, das verlangende Sehnen der Nation unbefriedigt, die hoffende Erwartung der Patrioten und der begeisterten Kämpfer von 1813—1815 betrogen. Der „Verein zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, der Unverletzbarkeit seiner einzelnen Staaten", der „Deutsche Bund", bestand aus zwei Großmächten (Österreich und Preußen, jenes mit 1/3, dieses mit 5/6 seines Staatsgebiets), vier Königreichen (Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen), einer Anzahl anderer „Mittelstaaten" (Hessen, Baden, Nassau &c.) und einem Haufen Kleinstaaten von jeder Größe bis herab zu Zwergstaaten von zweiundeinhalb Quadratmeilen und 6000 Einwohnern; fremde Staaten (Dänemark, die Niederlande wegen Luxemburg) waren Glieder des Bundes; Österreich, durch sein Herrscherhaus und seine europäische Stellung eine wesentlich undeutsche Macht, wurde gleichwohl der tonangebende Staat, die „Bundespräsidialmacht". Die Bundesversammlung, „der hohe Bundestag" zu Frankfurt a. M., bestand aus Bevollmächtigten der Einzelstaaten, welche an Instruktionen ihrer Regierungen gebunden waren; jeder Bundesstaat hatte das Recht Bündnisse zu schließen, mit der unfruchtbaren Klausel, daß dieselben nicht gegen die Sicherheit des Bundes und seiner Glieder gerichtet sein dürften. Diese ungeheuerliche Verfassung ließ keinerlei Entwicklung Gesamtdeutschlands

zu; politisches Leben war nur in den Einzelstaaten. Von diesen war Österreich in jeder Hinsicht am weitesten zurück, vom Leben der Nation in Litteratur, Kunst, Wissenschaft und wirtschaftlichem Streben am wenigsten berührt. Kaiser Franz und sein Metternich befolgten als obersten Grundsatz innerer und auswärtiger Politik: Erhaltung des Bestehenden und Niederhaltung jedes politischen Fortschritts- und Freiheitsgedankens. In Österreich selbst gelang dies ohne viel Mühe, in Italien allerdings nur durch ein System harten Polizeidrucks, niederträchtiger Spionage und wo nötig barbarischer Strafen; in Ungarn rührte sich seit 1825, wo nach dreizehn Jahren zum ersten mal wieder der Reichstag berufen wurde, der Geist nationaler Opposition und politischen Fortschritts in seltsamem Gemisch mit dem alten Haß des zahllosen und bevorrechteten magyarischen Adels vornehmlich gegen das ungrisch-deutsche Bürgertum; dagegen herrschte in den deutschen Provinzen vollständige Stagnation: die Landtage der einzelnen Kronländer waren ohne alle Bedeutung, weder wirkliche Volksvertretung noch Streben der Bevölkerung nach einer solchen, geringer materieller und gar kein geistiger Fortschritt, erbärmliches Schulwesen, elende Finanzzustände.

Dagegen erwachte im übrigen Deutschland mehr und mehr das Verlangen, für die auf dem Gebiete der Litteratur durch die großen Dichter und Denker der jüngsten Zeit geeinigte und zu gerechtem Selbstgefühl erweckte Nation auch freiere und würdigere politische Formen zu finden. Gedanken politischer Freiheit in den Einzelstaaten reiften zugleich mit der Idee einer politischen Einigung Deutschlands, blieben aber noch ohne Widerhall in der Masse der Bevölkerung. Ihre Träger waren zunächst Professoren und Studenten deutscher Universitäten. Einzelne Excesse führten jedoch zu einem System mehr oder weniger grausamer Reaktion und Polizeiwillkür, zu dessen Organ Metternich den Bundestag machte, der sich bereits zu jeder andern Art von Thätigkeit unbrauchbar erwiesen hatte. Die „Demagogen"-Verfolgungen kamen in Schwung durch die von einer Anzahl deutscher Minister unter österreichischem Vorsitz gefaßten Beschlüsse, welche im September 1819 der Bundestag sich aneignete: Universitäten, Professoren und Studenten, sowie die Presse wurden strenge überwacht, in Mainz eine „Zentraluntersuchungskommission" niedergesetzt; die Wiener Schlußakte (1820) endlich richtete sich entschieden gegen die mittlerweile in den meisten deutschen Staaten eingeführten landständischen Verfassungen und gipfelte in dem bezeichnenden Satze, daß die Fürsten, in deren Person die gesamte Staatsgewalt vereinigt bleiben müsse, in der „Erfüllung ihrer bundesmäßigen Pflichten" durch diese Verfassungen nicht beschränkt werden dürften.

Auch in Preußen hatte ein königlicher Erlaß vom 22. Mai 1815 dem Lande eine Repräsentativverfassung versprochen, und noch am 17. Januar 1820 wiederholte eine königliche Erklärung, daß keine neue Staatsschuld ohne

die Sanktion der zukünftigen Reichsstände kontrahiert werden solle. Allein teils der ängstlich abwägende Charakter Friedrich Wilhelms III., der an der russisch-österreichischen Allianz festhielt und sich von Metternich in die Demagogenverfolgungen hineinziehen ließ, teils die näher liegenden Aufgaben und besonderen Schwierigkeiten des preußischen Staats verzögerten die Einlösung des königlichen Wortes. Diese näherliegenden Aufgaben — Verschmelzung der zumteil widerstrebenden neuerworbenen Landesteile mit den alten — wurden auf rühmliche Weise gelöst; es geschah durch einheitliche Organisation der Verwaltung, verständige Pflege der materiellen und der geistigen Interessen, einsichtige Handelspolitik und Festhaltung der allgemeinen Wehrpflicht, welche das Heer zu einer trefflichen Schule des gesamten Volkes machte und dem Staat eine gesunde Grundlage schuf. Ein weiterer Schritt war 1823 die Einführung von Provinzialständen für jede der acht Provinzen, in welche der Staat zerfiel. In den Fragen deutscher Politik ordnete sich die preußische Regierung, aus welcher seit 1819 die freieren Geister entlassen waren, dem österreichischen System unter, bereitete aber die politische Einheit Deutschlands, zu welcher auf dem Wege der Bundesverfassung niemals zu gelangen war, durch die wirtschaftliche vor, indem sie mit den Kleinstaaten ihrer Machtsphäre ein gemeinschaftliches Zollsystem vereinbarte, welches durch weitere Beitritte allmählich zu einem deutschen Zollverein wurde, der schon im J. 1830 ein handelspolitisch-geeinigtes Stück Deutschlands von achtzehn Millionen darstellte und durch Hinwegräumung der verderblichen Zollschranken die notwendige Vorbedingung einer dereinstigen politischen Einigung der deutschen Territorien schuf.

In Italien hatte die Herrschaft der Franzosen unter der leitenden Klasse des Volks die liberalen Ideeen verbreitet, die sich unter dem Druck der neuen österreichischen Fremdherrschaft mehr und mehr mit nationalen verbanden, welche der Kampf gegen die napoleonische Universalherrschaft in ganz Europa zu energischem Leben erweckt hat. Die rückkehrenden Fürsten verfolgten mit blindem Eifer die während der Franzosenherrschaft eingeführten Verbesserungen, welche besonders der in diesen Ländern so zahlreichen Priesterschaft verhaßt waren, und wurden dabei von Österreich unterstützt, dem, der Natur seines Herrscherhauses und eigenen Staatswesens zufolge, jede nationale Regung Besorgnis erweckte. Über die ganze Halbinsel, hier mit mehr dort mit weniger Grausamkeit, verbreitete sich das Reaktionssystem; im Kirchenstaat kam der überall mächtige Einfluß der Priesterschaft noch hinzu. Das hergestellte Papsttum hatte die Gunst der Zeit, welche alles Alte im Gegensatz zu der jüngst bekämpften Revolution und ihrem Erben begünstigte, für sich, und der katholischen Kirche bot sich eine dankbare Aufgabe reformatorisch-versöhnender Thätigkeit: von Reform aber wollte man hier nichts wissen — nicht dem Ganzen der Kirche gegenüber (indem die Jesuiten, der Völkerfluch

der neueren Geschichte, wiederhergestellt wurden), noch weniger im Kirchenstaate selbst, dem unzweifelhaft schlechtest verwalteten Gemeinwesen der Christenheit, wo z. B. Straßenbeleuchtung und Schutzpockenimpfung als französische Neuerungen abgeschafft wurden. Ähnliche Zustände herrschten im Königreich beider Sicilien. Ihr Organ fand die Unzufriedenheit und der nationale Liberalismus hier in der geheimen Gesellschaft der Carbonaria, welche mächtig um sich griff. Die Nachricht von einer siegreichen spanischen Revolution gegen die verächtlichen Bourbonen führte im Jahre 1820 auch hier zu erfolgreichem Aufstande: nur den österreichischen Bajonetten war die grausame Wiederherstellung des Absolutismus zu verdanken, ihnen auch die Reaktion in Piemont. Seither bildete der Haß gegen die österreichische Fremdherrschaft die erste Grundlage der italienischen Einheit, wie in Deutschland durch den Haß und die Verachtung gegen den von Habsburg geleiteten Bundestag ein erster politischer Einigungspunkt gegeben war.

Frankreich, das zweimal besiegte, gewann rasch wieder seine volle Bedeutung für das gesamte europäische Leben; seine Regierung verwirrte sich aber dermaßen in die Schlingen der elendesten Reaktion, daß z. B. ein französisches Heer den siegreichen Liberalismus in Spanien niederwarf und Ferdinand VII. als absoluten König nach Madrid zurückführte und ein entsetzlich grausames Regiment noch lange Jahre stützte. Es folgte in Frankreich die gehaßte Entschädigung der Emigranten und das abscheuliche Sakrilegiumsgesetz, welches für Entweihung der heiligen Gefäße den Tod, für Entweihung der Hostie mit den schrecklichen Formen der Hinrichtung von Vatermördern als Strafe verlangte. Die Julirevolution (1830) fegte dieses unbegreifliche Regiment hinweg und machte Ludwig Philipp von Orléans zum „König der Franzosen“. Das führte nun zu Ereignissen, welche die Ordnung der Dinge, wie sie der Wiener Kongreß aufgerichtet, in ganz Europa erschütterten.

Schon hatte der griechische Unabhängigkeitskrieg in Verbindung mit den endlich siegreichen russischen Waffen zur Abreißung Griechenlands von der Türkei und zu einer tiefgreifenden Änderung des Verhältnisses der Donaufürstentümer zur Pforte geführt (3. Februar 1830). Nun riß auch die belgische Revolution Belgien von Holland ab. Die Wogen des Aufruhrs rollten auch auf deutschen Boden herüber, wo die leitenden Klassen längst unter dem Einfluß des französischen Parlamentarismus und Konstitutionalismus standen. Braunschweig vertrieb seinen unwürdigen Herzog; in Sachsen, Kurhessen, Hannover kamen neue Verfassungen zum Abschluß; in Süddeutschland trug die Bewegung zumteil schon einen radikalen Charakter. Der bereits verzagende Bundestag sammelte sich aber wieder, die Reaktion erhielt durch die Ministerkonferenzen in Wien (1834) einen neuen Aufschwung, das liberale Element in den deutschen Kammern wurde zurückgedrängt. Auch in Österreich regierte nach dem Tode des Kaisers Franz im Namen seines gänzlich unfähigen

Nachfolgers Ferdinand der Kanzler Metternich ungeniert auf seine Weise weiter. Aber Preußen entwickelte, wennauch ohne noch auf politischem Gebiet seine deutsche Aufgabe anzutreten und dem österreichischen Übergewicht sich entgegenzusetzen, unabhängig vom Bundestag durch Verträge mit den einzelnen Staaten und zumteil im Widerspruch mit dem süddeutschen Liberalismus den heilsamen deutschen Zollverein weiter, der 1835 bereits 8250 Quadratmeilen mit 26 Millionen Bevölkerung umfaßte. Überall zeigte sich in diesem Preußen ein entschiedener geistiger und materieller Fortschritt, entwickelte sich stetig das energische preußische Staatsgefühl. Auch die Polen versuchten eine Revolution, nach deren Niederwerfung durch die russischen Waffen die polnischen Flüchtlinge sich über das westliche Europa verbreiteten: fortan lieferte die polnische Emigration ihr Kontingent bei jedem Versuch, die alte europäische Ordnung der Dinge umzustürzen. Die neue italienische Revolution unterlag wiederum gegen die österreichischen Truppen, aber der neue König von Sardinien, Karl Albert (seit 1831) begann mit verständigen Reformen die Kräfte seines kleinen Staates (1380 Quadratmeilen mit 4 Millionen Einwohnern) für eine große Aufgabe zu organisieren. Spanien schien aus seinen Bürgerkriegen gar nicht mehr herauskommen zu können, während in Frankreich die dreißiger Jahre hindurch die republikanische Partei in rapidem Wachstum begriffen war: in Lyon und Paris kam es wiederholt zu republikanischen Aufständen. England arbeitete an seiner Parlamentsreform, besonders eifrig aber an der Ausbreitung seines Handels und seiner Kolonieen. Rußland und die Türkei zeigten der erstaunten Welt das sonderbare Bild brüderlicher Umarmung.

In Preußen begann mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840—1861) eine lebhaftere Bewegung. Schon auf dem Huldigungslandtag zu Königsberg wurde ebenso wie in zahlreichen Flugschriften das Verlangen nach Reichsständen, nach einer Volksvertretung in Gemäßheit der Versprechungen von 1819 und 1820 gestellt. Der König aber ging seinen eigenen und sehr besondern Weg, indem er 1842 bloß die Ausschüsse sämtlicher Provinziallandtage nach Berlin berief; erst mit dem Patent vom 3. Februar 1847 that er einen entscheidenden Schritt, indem er die Stände der acht Provinzen als Vereinigten Landtag nach Berlin rief und diese Versammlung mit einer Rede eröffnete, in welcher er die Idee einer Volksvertretung und konstitutionellen Verfassung zurückwies; dagegen verlangte eine lebhafte Opposition in dieser Körperschaft entschiedenes Einlenken in das überall sonst in Deutschland bestehende konstitutionelle System. Diese politische Bewegung wurde ergänzt, zumteil maskiert, durch eine nicht minder lebhafte Aufregung der Gemüter auf dem kirchlich-religiösen Gebiete. Der König und sein Kultusminister Eichhorn betonten das positiv Christliche und Kirchliche, und hegten die Idee, „die evangelische Kirche sich aus sich selbst erbauen zu lassen“: Provinzialsynoden wurden zu diesem Zwecke berufen, und 1846 trat eine Generalsynode

in Berlin zusammen. Auch gegenüber diesen Bestrebungen erhob sich eine weitverbreitete Opposition, die dem geistigen Leben in Deutschland einen mächtigen Schwung verlieh. Auch innerhalb der katholischen Kirche, welcher der König große Gunst zuwandte, rief die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi im Dome zu Trier und die dadurch veranlaßte Wallfahrtsbewegung eine leidenschaftliche Opposition hervor; diese „deutsch-katholische" Bewegung, von vielen mit großen Hoffnungen begrüßt, zeigte jedoch keine nachhaltige Kraft.

In den einzelnen deutschen Staaten machte, während der mit vollständiger Unfruchtbarkeit geschlagene Bundestag weiter vegetierte, das wirtschaftliche und das geistige Leben rasche, das politische wenigstens langsame Fortschritte. Das nationale Gesamtgefühl wurde 1840 lebhafter aufgeregt durch die Gefahr kriegerischer Verwicklungen mit Frankreich im Verfolg der orientalischen Frage. Wie für alles übrige, so hatte Friedrich Wilhelm IV. auch für die Zukunft Deutschlands lebhafte Empfindungen und eigene Ideeen, denen er beim Kölner Dombaufest 1842 beredte Worte lieh. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten mit ihrem stillwirkenden aber mächtigen Einfluß, die Entwicklung des Zollvereins, der wachsende Wohlstand, die Steigerung und Umgestaltung des Verkehrs durch die Eisenbahnen hoben das Gemeingefühl und führten die leitenden Klassen des deutschen Volks zu freieren Anschauungen und energischerer Thätigkeit, mit welcher der kümmerliche Polizeidruck und die sonstigen Armseligkeiten des kleinstaatlichen Lebens in Gegensatz traten. Eine gereizte Stimmung wurde unter den Bevölkerungen bemerkbar: 1845 erfolgte ein Aufstand in Leipzig, die Teuerung im Winter 1846—1847 verursachte „Brotkrawalle" in verschiedenen Städten; das monarchische Prinzip wurde schwer geschädigt durch die Vorgänge in München, wo König Ludwig I. unter dem Einfluß der spanischen Tänzerin Lola Montez die Universität schloß: heftige Tumulte gegen das schamlose Weib erzwangen ihre Flucht im Februar 1848.

Um dieselbe Zeit trat die ungemein wichtige schleswig-holsteinische Frage, welche die ganze deutsche Zukunft in sich barg, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses; an ihr richtete sich das deutsche Nationalgefühl wieder in die Höhe. Der Kern der Frage war dieser: die in Dänemark und den Herzogtümern regierende ältere oldenburgische Linie mußte mit dem Kronprinzen Friedrich, der schon bejahrt und kinderlos war, aussterben; in Dänemark und Lauenburg hatte alsdann die weibliche Linie, in Holstein die jüngere oldenburgische, zunächst das augustenburgische Haus zu folgen; was aber sollte in Schleswig geschehen? Holstein war immer deutsches Reichsland gewesen, Schleswig niemals; dagegen gehörten beide Herzogtümer, nach alten Pergamenten wie nach geographischer Lage, gleichen Verhältnissen und Sitten enge zusammen und Schleswig war zu zweidrittel der Bevölkerung deutsch. Bei der Wichtigkeit des Landes hatte der Kampf der dänischen und

der deutschen Partei längst begonnen; zu offenem Ausbruch brachte ihn die Successionsfrage und der auf diese bezügliche offene Brief des Königs Christian VIII. (1846), in welchem dieser die Zusicherung gab, daß der dänische Gesamtstaat erhalten bleiben werde. Dies faßte die deutsche Partei in den Herzogtümern als Herausforderung auf, und in ganz Deutschland entstand eine immer lebhaftere Agitation für diese erste große praktische Frage nationaler auswärtiger Politik — eine Frage, welche zu lösen sich der Bundestag sofort und weiterhin als unfähig erwies. Sie war bestimmt, nur mit der gesamtdeutschen Frage zugleich gelöst zu werden.

Der immer gewaltsamere Charakter des Kampfes der das europäische Leben bewegenden Gegensätze zeigte sich namentlich in der Schweiz, in dem Ringen der Radikalen und Ultramontanen. An der Spitze der ultramontanen Kantone stand Luzern, dessen Regierung 1844 den Jesuitenorden zur Leitung des gesamten Erziehungswesens berief; ein Freischarenzug, um diese Regierung zu stürzen und die Jesuiten zu vertreiben, mißlang. Die von dem Radikalismus bedrohten „katholischen" Kantone schlossen unter Liebäugeln mit Metternich einen engern Bund untereinander, den die Gegner als Sonderbund verurteilten, und da die Kantone sich weigerten, die Tagsatzung, nachdem diese im Juli 1847 die Aufhebung des Sonderbundes dekretiert hatte, ferner zu beschicken, so mußte die Entscheidung durch einen Krieg der Eidgenossenschaft gegen den Sonderbund gesucht werden — einen Krieg, der nach leichtem Kampf mit Niederlage und Auflösung des Sonderbundes endigte (November 1847).

Auch die Entwicklung der Dinge in Italien war von steigender allgemeiner Wichtigkeit. Die Einheitsbewegung, belebt durch den Haß gegen die österreichische Fremdherrschaft, machte in den Gemütern raschere Fortschritte als die entsprechenden Ideeen in Deutschland, wo die Gegensätze weniger gewaltsam gespannt waren und die Volksnatur weniger leidenschaftlich ist. Liberale und Radikale hatten als nächstes gemeinsames Ziel die Befreiung und Einigung der Halbinsel; um Joseph Mazzini sammelte sich „das junge Italien"; Gioberti vindizierte in seinem Buch über den „Primat Italiens" diesem Lande die erste Stelle in der Fortschrittsbewegung der Welt und dem Papst die erste Stelle an der Spitze eines neuen, auf freisinnigem Grunde ruhenden italienischen Bundes. Epochemachend war die Wahl des Papstes Pius IX. (1846), der als milder, menschenfreundlicher, gutherziger Mann mit einem Amnestiedekret und Reformen seine lange und wunderreiche Regierung begann, einen Staatsrat und, halb freiwillig halb schon gezwungen durch die Bewegung, deren Führer aus dem milden priesterlichen Mann einen Papst im Sinne der Träume Giobertis machten, eine Bürgergarde errichtete; auf der ganzen Halbinsel drängte die liberale und nationale Partei unter der Fahne des Evviva Pio Nono vorwärts. Im Geiste Philipps II. nahm Habsburg dieser Bewegung gegenüber eine feindselig drohende Haltung an, besetzte das päpstliche Ferrara,

bedrohte auch Piemont, dessen König Karl Albert seine reformatorisch-organisatorische Thätigkeit fortsetzte. Die Gährung stieg, und nur noch das strengste Militärregiment vermochte die Wut der Bevölkerung, die sich im Rufe „Tod den Deutschen" zusammenfaßte, niederzuhalten. Zum Ausbruch kam die Revolution zunächst in Sicilien, teilte sich Neapel mit und nötigte (Februar 1848) den König zur Verleihung einer Verfassung; die Bewegung, die ganze Halbinsel durchzitternd, rief auch in Toscana und Piemont Verfassungsverleihung hervor.

Alle diese europäischen Wirren wurden nun entfesselt durch die siegreiche Februarrevolution in Paris, welche das nichtswürdige Bürgerkönigtum stürzte und zur Proklamierung der Republik führte. Siegreich eilte die Revolution durch Deutschland, Österreich, Ungarn, Italien, Schleswig-Holstein, um schließlich auf allen Linien zu scheitern. Zunächst aber nahm der eingeschüchterte und machtlose Bundestag zu Frankfurt a. M. die „deutschen Farben", (schwarz-rot-gold) an und verordnete die Wahl eines deutschen konstituierenden Parlaments, das am 18. Mai in Frankfurt a. M. zusammentrat, um die deutsche Verfassung zu schaffen, während gleichzeitig allenthalben ständische und konstituierende Versammlungen zusammentraten, um die Verfassungen der Einzelstaaten „auf breitester demokratischer Grundlage" umzugestalten. Das Parlament schuf eine provisorische „Zentralgewalt", indem es am 27. Juni den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser wählte, der sich nach Auflösung des Bundestags mit einem Reichsministerium umgab und sich hauptsächlich auf die für die deutsche Einheit begeisterte Volksstimmung der Klein- und Mittelstaaten stützte. Preußen und Österreich gingen ihre eigenen Wege. Vom Bundestag mit der Führung des schon im März ausgebrochenen schleswig-holsteinischen Krieges betraut, kämpfte Preußen zulande siegreich, rückte in Jütland ein, mußte aber gegenüber der drohenden Haltung der übrigen Mächte zurückweichen. Der Mangel einer Flotte verlängerte den ungleichen Kampf „der Dogge mit dem Fisch" und verursachte für den deutschen Seehandel schwere Verluste. Daher schloß Preußen mit Dänemark am 26. August den Waffenstillstand von Malmoe, welchen die Mehrheit des Frankfurter Parlaments unter dem Drucke der nationalen Stimmung, die sich über dessen Bedingungen entrüstete, anfangs verwarf, wenige Tage später aber dennoch genehmigte. So wurde die Ohnmacht des „Reiches Frankfurt" in auswärtigen Dingen offenbar. Die Aufregung und Entrüstung über diese Vorgänge und den Waffenstillstand benutzte die demokratische Partei zu einem neuen Versuch republikanischer Schilderhebung. Um so rascher erstarkten die konservativen Elemente. Der Rückschlag im Sinne dieser und der reaktionären Elemente ging von den beiden Großmächten Österreich und Preußen aus.

Österreich war mehr als einmal dem Zerfall nahe; auch Preußen war tief erschüttert. Beide erholten sich: dieses aus eigener Kraft, jenes mit

Hülfe Rußlands. In Preußen oktroyierte der König schließlich eine Verfassung mit zwei Kammern, die auch sonst den konstitutionell-liberalen Prinzipien gerecht wurde; in Österreich aber dominierte die wüsteste Reaktion. Noch aber war die schwierigste — die deutsche Verfassungsfrage übrig; sie wurde mehr und mehr eine Machtfrage zwischen Österreich und Preußen. Der Frankfurter Versammlung war am 8. Oktober 1848 ein Entwurf ihrer Verfassungskommission vorgelegt worden, welcher thatsächlich Österreich aus dem zu schaffenden Bundesstaate ausgeschlossen haben würde und mit Notwendigkeit Preußen als Träger der Zentralgewalt voraussetzte. Der Vertreter dieses Gedankens, Präsident der Versammlung, Heinrich von Gagern, übernahm den Vorsitz im Reichsministerium und erhielt Vollmacht, mit Österreich zu unterhandeln; Österreich protestierte, im Parlament gab es einen harten Kampf der „erbkaiserlichen" (preußisch-deutschen Bundesstaats-) Partei gegen die vereinigten Österreicher, Ultramontanen, Partikularisten, Demokraten. Am 7. März 1849 oktroyierte das Ministerium Schwarzenberg eine österreichische Gesamtstaatsverfassung, mit welcher eine deutsche Bundesstaatsverfassung unvereinbar war. Diesen Schritt, welcher die Unmöglichkeit der Herstellung einer politischen Einheit Deutschlands mit Österreich jedem hätte klar machen sollen, erwiderte die doch nur mühsam zusammengebrachte Mehrheit (290 Stimmen) der Versammlung mit der Wahl des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kaiser (28. März) und mit der Proklamierung der damit abgeschlossenen Verfassung des Deutschen Reichs. Allein der König machte nun, indem er mit halben Worten ablehnte, sich aber den Grundgedanken der Verfassung, die hegemonische Stellung der preußischen Krone, gleichwohl aneignete und eine Vereinbarung mit den deutschen „Obrigkeiten" verlangte, die Verwirrung vollständig, und diese unklare Politik stieß die Nation in die Wirbel der Revolution zurück. Achtundzwanzig Regierungen, darunter keines der Königreiche, erklärten sich Preußen gegenüber zur Anerkennung der Reichsverfassung und des Erbkaisertums bereit. Überall erhob sich heftige Agitation zu gunsten der Reichsverfassung, welche auch der König von Württemberg, von dem einhelligen Verlangen der Bevölkerung seines Landes gezwungen, annehmen mußte. Aber die preußische Regierung löste die mittlerweile zusammengetretene preußische Kammer auf, als dieselbe einen Antrag auf Anerkennung der Reichsverfassung annahm, und der König wies die dargebotene Krone nunmehr unbedingt zurück. Dadurch gewann die Bewegung zu gunsten der Reichsverfassung einen radikalen und revolutionären Charakter. Der im Mai in Dresden ausgebrochene Aufstand wurde nach heftigem Kampf von preußischen Truppen niedergeschlagen; es folgten unruhige Bewegungen in Preußen selbst, gefährliche Bewegungen im südwestlichen Deutschland. Auch das Frankfurter Parlament, mattgesetzt durch die Ablehnung der Kaiserkrone, folgte dieser radikalen Wendung; die Regierungen riefen ihre Abgeordneten zurück, die

erbkaiserliche Partei trat aus; nur die Linke blieb übrig und beschloß die Verlegung des Parlaments nach Stuttgart, wo es aber gewaltsam an der Fortsetzung seiner Sitzungen gehindert wurde. Preußen hatte mittlerweile sein Heer zur Niederschlagung des Aufstandes, der im Namen der Reichsverfassung begonnen hatte, aufgeboten. Preußische Truppen pacifizierten die Pfalz und Baden. Die Könige von Sachsen, Bayern, Württemberg verdankten die Erhaltung ihrer Throne der preußischen Macht. Preußen gebot vom Belt bis zum Bodensee. Friedrich Wilhelm IV. wollte nun die deutsche Einheit durch freiwillige Union zu stande bringen und schloß zu diesem Zweck am 26. Mai 1849 mit Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündnis mit Zugrundelegung einer Unionsverfassung, der einundzwanzig Staaten sich anschlossen. Ihre Durchführung konnte bei einiger Energie nicht schwer sein, da Österreich augenblicklich machtlos war.

Nach wenigen Wochen war es zu spät. Mit Rußlands Hülfe hatte Habsburg seine Völkerschaften wieder geknebelt und nahm nun, von Rußland gedeckt, den mattherzigen preußisch-deutschen Unionsbestrebungen gegenüber Stellung. Es vereinbarte mit Preußen das sogenannte Interim, eine gemeinsame Kommission, in deren Hände der Erzherzog-Reichsverweser (Dezember 1849) seine Schattengewalt niederlegte. Während in den Einzelstaaten der reaktionäre Umschwung immer vollständiger wurde, ein „Märzministerium" nach dem andern, eine „Märzerrungenschaft" nach der andern verschwand, ging mit der Freiheit auch die Einheit rückwärts. Der „Verwaltungsrat der Union" berief (Februar 1850) einen Reichstag der Unionsstaaten nach Erfurt, welchen jedoch Hannover und Sachsen nicht beschickten, und der, am 20. März zusammengetreten, am 29. April „vertagt" wurde. Österreich aber, dem verzagten Handeln kecken Mut entgegensetzend, seines russischen Verbündeten und der deutschen Mittelreiche sicher, berief gegen Preußens Protest auf den 10. Mai den alten Bundestag wieder nach Frankfurt a. M. Nun scheiterten die nationalen Hoffnungen; die Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands begann. Im Februar 1849 hatte Dänemark den Malmöer Waffenstillstand gekündigt; der Krieg begann wieder und zwar mit neuen deutschen Siegen, mit neuem Vordringen in Jütland. Aber drohende Noten Rußlands und Frankreichs zwangen zum Rückzug, zu neuem Waffenstillstand (Juli 1849), dem im Juli 1850 der Friede zwischen Dänemark und Preußen folgte, welcher Schleswig preisgab und die Verhältnisse von 1848 zur Grundlage hatte. Noch einmal versuchten die Schleswig-Holsteiner auf eigene Hand ihr Heil, erlitten aber die Niederlage bei Idstedt, die das Unterliegen Preußens in der deutschen Frage vollendete. Am 2. September 1850 war der alte Bundestag (ohne Preußen) von den Staaten der österreichischen Gefolgschaft eröffnet worden und hatte seine neue Thätigkeit, seiner alten entsprechend, mit Unterstützung der Gewaltherrschaft begonnen, welche der Kurfürst von Hessen

und dessen Minister Hassenpflug über sein Land verhängt. In Berlin schwankte man zwischen Festhalten an der deutschen Unionspolitik und Unterwerfung unter Habsburg. Noch im September wurde der Träger des Unionsgedankens Radowitz Minister. Aber bei der Zusammenkunft der Herrscher von Österreich, Bayern und Württemberg zu Bregenz (Oktober 1850) wurde gewaltsamer Widerstand gegen die Unionspolitik beschlossen. Es folgte (26. Oktober) die Zusammenkunft der Kaiser Nikolaus von Rußland und Franz Joseph von Österreich in Warschau, wo Preußen durch Graf Brandenburg vertreten war und von Nikolaus mit vollendeter Niedertracht mißhandelt wurde. Radowitz wurde am 2. November entlassen, Manteuffel Ministerpräsident. Dieser erbat vom österreichischen Minister Schwarzenberg eine Zusammenkunft zu Olmütz und unterzeichnete am 29. November 1850 die Olmützer Punktationen: die Unterwerfung Preußens, den Verzicht auf die Union, die Räumung von Baden und Kurhessen, die Entwaffnung der Schleswig-Holsteiner. Durch bayrische Truppen wurde Kurhessen vergewaltigt; österreichische Truppen, denen preußische die Brücke über die Elbe schlugen, marschierten nach Norden und überlieferten die letzten festen Plätze der Elbherzogtümer den Dänen. Am 30. Mai 1851 war der Bundestag wieder vollzählig; am 8. Mai 1852 wurde die dänische Successionsfrage im Sinne der „Integrität der dänischen Monarchie" von den Großmächten durch das Londoner Protokoll geordnet; auch der preußische Gesandte unterzeichnete; am 18. August desselben Jahres wurde die deutsche Flotte — eine Schöpfung der Jahre 1848 und 1849 — auf Befehl des Bundestags an den Meistbietenden verkauft. Trauernd verhüllte der deutsche Genius sein Antlitz.

Ein gleich erbärmliches Ende hatte Frankreichs Revolution gefunden: am 2. Dezember 1852 errichtete der Präsident der Republik Ludwig Napoleon das zweite Kaiserreich. Wie überall, so war die Revolution auch in Italien gescheitert und hatte hier wie überall zunächst nur ein strengeres Regiment, zumteil grausame Gewaltherrschaft zur Folge. Die Karte von Europa war im wesentlichen unverändert. Gleichwohl zeigte sich das europäische Leben in wichtigen Beziehungen innerlich verwandelt. Zum ersten mal war die Masse der Bevölkerungen zur thätigen Teilnahme am Staatsleben aufgerufen gewesen; alle Probleme des staatlichen, gesellschaftlichen, kirchlichen Lebens wurden und blieben Gegenstand unaufhörlicher öffentlicher Erörterung; lebhafte Parteiung überall. Die Freiheitsideeen verbanden sich überall mit nationalen, für den Augenblick niedergehalten, nur scheinbar besiegt. Diesen Zeitpunkt glaubte Zar Nikolaus, berauscht von seinen Erfolgen in Ungarn und Deutschland, sich fühlend als Hort und Haupt der „konservativen Interessen", günstig, um in der Teilung der Türkei ein Seitenstück zur Teilung Polens zu liefern. Aber Frankreich und England verbanden sich mit der Türkei, das kleine Sardinien half mit, um sich und seinen Bestrebungen die Gunst der Westmächte

zu sichern, Österreich nahm eine drohende Stellung ein: Rußland verlor den Krimkrieg und mußte sich im Pariser Frieden 1856 demütigen. Seither war Napoleon III. der mächtigste Mann in Europa, und Frankreich erfreute sich wieder einer hegemonialen Stellung.

Desto weiter stand Deutschland zurück. Aber die Nation war zu neuem politischen Leben erwacht und fühlte sich wiederum wie in früherer Zeit als ein Ganzes. Ein ähnliches Ziel war ihr gesteckt, wie der italienischen, und der erste Schritt zu diesem Ziele nationaler Einheit war hier wie dort die Beseitigung der habsburgischen Fremdherrschaft. Diese war in Deutschland weniger schroff und gewaltsam, aber einer Neugestaltung der Nation nicht weniger hinderlich, als in Italien. Österreich setzte seine alte Rolle in Deutschland fort: Einheits- und Freiheitsbestrebungen zugleich niederzuhalten, die auf Kosten des Ganzen angemaßte Vollsouveränetät der Einzelstaaten zu stützen und den Regierungen mittels des Bundestags hülfreiche Hand zu leisten gegen unbequeme Freiheits- und Einheitsbestrebungen. Habsburg verfolgte den Plan, mit dem ganzen Länderkomplex Österreichs in den Deutschen Bund einzutreten, dadurch Deutschland zu entnationalisieren und den Bund zu einem „Siebzigmillionenreich", einem mitteleuropäischen Staatenverein zu machen. Dieser ungeheuerliche Plan scheiterte, und auch die Intrigue, welche an dessen Stelle trat: durch Erzwingung oder Erschleichung des Beitritts zum deutschen Zollverein diese wirtschaftliche Grundlage der künftigen politischen Einheit zu zerstören, mißlang. Vielmehr errang Preußen, dem hier habsburgischer Übermut und mittelstaatliche Eifersucht ein zweites Olmütz bereiten wollte, auf diesem Gebiet einen ersten Erfolg, indem 1853 der Zollverein in seiner bisherigen Gestalt auf zwölf Jahre erneuert wurde. Die Bedeutung Preußens als des zum Guten oder Schlimmen in Deutschland den Ausschlag gebenden Staates war eben in der Krisis der Jahre 1848—1852 seinen wenigen Freunden und vielen Feinden klar geworden, und die erbkaiserliche Partei des ehemaligen Parlaments setzte sich als „gothaische Partei" fort. Auch hatte Preußen trotz seiner Niederlagen gegen Habsburg einen wirklichen und wesentlichen Fortschritt gemacht durch den Übergang aus dem absoluten in den Verfassungsstaat: die Verfassung vom 6. Februar 1850 war vom König beschworen. Allein sie konnte sich zunächst durch das Mißtrauen des Königs gegen alles, was mit der Revolution zusammenhing, und durch die Parteiregierung, welche in diesen Jahren schroffer Reaktion das Ruder führte, nicht in gedeihlicher Weise entwickeln. Nach außen erwies sich diese Regierung völlig ohnmächtig, auch in Deutschland als Habsburgs Schleppträgerin. Dieses für Preußens Stellung in Deutschland verderbliche Parteiregiment (der „Kreuzzeitung") fand sein Ende durch die unheilbare Erkrankung Friedrich Wilhelms IV., welche eine Regentschaft nötig machte, die in verfassungsmäßiger Weise der Bruder des Königs, Wilhelm Prinz von Preußen, übernahm.

Schon im Oktober 1858 ersetzte der Regent das Ministerium Manteuffel durch ein Ministerium gemäßigt-liberaler und verfassungstreuer Männer, und gab, auf die altpreußischen Traditionen gewissenhafter Gesetzesachtung zurücklenkend, dem Lande das Wohlgefühl staatlicher Gesundheit, voller Eintracht von Fürst und Volk zurück, womit sich in ganz Deutschland die Hoffnung auf eine bessere Zukunft belebte. Freilich ahnte weder Preußen noch Deutschland, daß dieser seinerzeit vielverlästerte Mann in der kurzen Spanne Zeit, die ihm ein bereits hohes Alter zu bieten schien, sich einen Ehrenplatz neben den weisesten und größten Regenten seines Hauses zu erwerben berufen sei.

Zunächst erreichte Italien unter Piemonts Leitung (Victor Emanuel, Cavour) und im Bunde mit Frankreich durch die Schlachten bei Magenta und Solferino (1859) wennauch noch nicht vollständig das Ziel seines nationalen Sehnens: die Abschüttelung des habsburgischen Joches und die staatliche, allerdings noch lückenhafte Einheit. Die Aufregung Deutschlands während des italienischen Krieges war eine außerordentliche, besonders als Habsburgs Feinde sich auch deutschem Bundesgebiet näherten. Aller Augen waren auf Preußen gerichtet, das entschlossen war, nur zum Schutz deutschen Gebietes in den Krieg einzutreten, und zwar als europäische Großmacht mit selbständiger Stellung. Österreich aber verlangte von Preußen als deutschem Bundesstaat bundesmäßige Hülfe und wollte den Prinzregenten von Preußen zum verantwortlichen Bundesfeldherrn, also zum bescheidenen Untergebenen der Hofburg, wählen lassen: Deutschland sollte wieder einmal gut genug dazu sein, mit seinem besten Blute Habsburgs Weltstellung zu verteidigen. Angesichts der selbständigen und (wenn es zum Krieg am Rhein kam) für Österreichs Hegemonie in Deutschland, vielleicht auch für Napoleons Krone gefährlichen Politik Preußens, sowie angesichts der Notwendigkeit bei weiterem Fortgang des italienischen Krieges die revolutionären Kräfte zu entfesseln, hatten sich Napoleon und Franz Joseph zu einem Waffenstillstand verständigt; aber der Definitivfriede (zu Zürich November 1859) war bereits von den Ereignissen überholt. Unter Garibaldis Führung war die italienische Revolution überall siegreich: schon 1861 war das „Königreich Italien“ (ohne Rom und Venedig) eine vollendete Thatsache.

Die Niederlage von 1859 war zugleich ein vollständiger Bankerott des österreichischen Regierungssystems seit 1849. Der moralische Eindruck des schlecht geführten Krieges nötigte zu umfassenden Reformversuchen, welche von einer Krisis zur andern und zuletzt zu immer entschiedenerer Einlenkung in die konstitutionelle Bahn führten. Unmittelbar an das Jahr 1848 wieder anknüpfend verlangten die Magyaren immer leidenschaftlicher und im Gegensatze zu den Wünschen der fast doppelt so kopfreichen übrigen Nationen auf dem Gebiete der Stefanskrone nach der nur ihnen zugutekommenden, allen anderen aber verderbenbringenden „avitischen“ Verfassung. Die überaus mißliche,

durch den Krieg sehr verschlimmerte Finanzlage vor allem erzwang das kaiserliche Patent vom 5. März 1860, das einen „verstärkten Reichsrat", eine Notabelnversammlung für den Mai nach Wien berief. Aber schon hier zeigten sich die schwer zu versöhnenden Gegensätze des Zentralismus und Föderalismus d. h. ob der Schwerpunkt in die Reichseinheit oder in die Vielheit der Länder zu legen sei. Im Oktober erschien das kaiserliche Diplom, das die Grundzüge einer Reichsverfassung und die Statuten für die einzelnen Kronländer enthielt, aus deren Landtagen der Reichsrat hervorgehen solle. Trotzdem ließ sich die unkluge Regierung durch das unaufhörliche Lamento der Magyaren, das von der ganz geschickt irregeführten öffentlichen Meinung der civilisierten Welt mit gedankenloser Noblesse unterstützt wurde, zur Berufung eines ungarischen Landtags nach Ofen verleiten, der sofort volle Selbständigkeit des Landes d. h. die Überantwortung aller nichtmagyarischer Elemente Ungarns in die Gewalt des kleinen und unfähigen magyarischen Stammes forderte. Mittlerweile war aber in Wien Schmerling an die Spitze der Geschäfte gerufen worden, der auf den ursprünglichen Gedanken der Märzversammlung von 1849 zurückgreifend die Einigung des Reichs durch eine liberale Gesamtstaatsverfassung versuchen wollte. Allein seiner „Februarverfassung" (von 1861) trat in Tirol, Böhmen, Galizien und sonst eine heftige Opposition entgegen, und der infolge des raffiniert ausgeklügelten Wahlgesetzes fast ausschließlich aus Magyaren zusammengesetzte ungarische Landtag wollte schon gar nichts von der Beschickung des Reichstags in Wien wissen. Aus all diesen Verlegenheiten suchte die kaiserliche Regierung sich zu retten, indem Kaiser Franz Joseph plötzlich in der deutschen Frage, der Frage der Bundesreform, die Initiative ergriff.

Durch den italienischen Krieg und seine nahe Beziehung zu Deutschland, sowie durch die rasche Einigung des noch mehr als Deutschland zersplitterten Italien wurde die deutsche Verfassungsfrage, welche seit 1848 nie ganz geruht hatte, wiederum in den Vordergrund des allgemeinen Interesses der Nation gerückt. Die bestehende Bundesverfassung hatte sich in ihrer ganzen Nichtigkeit gezeigt, der Gegensatz Preußen-Österreich war mit Härte hervorgetreten. Der Gedanke, daß die Zeit zur Einsetzung einer kräftigen Zentralgewalt mit einer Nationalvertretung gekommen sei, und daß die erstere nur durch die Krone Preußen gehandhabt werden könne, wurde das Programm des sogenannten Nationalvereins. Dem zu neuem Leben erwachenden Einheitsgedanken wurde mächtig Vorschub geleistet durch die großartige Nationalfeier von Schillers Geburtstag, am 10. November 1859. Durch alle deutsche Gaue klangen mahnend des Dichters Vermächtnisse: „Seid einig, einig, einig!" und — „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!" und — „Die Zeichen stehen sieghaft über dir, Glück winken die Planeten dir herunter und rufen: es ist an der Zeit".

Wilhelms deutsche Politik war einfach und klar: die Bundesversammlung in Frankfurt in ihrer Bedeutungslosigkeit zu erhalten und dagegen innerhalb der Bundesverfassung einen engern Bundesstaat der willigen Staaten um Preußen her zu schaffen — der große, nur den geänderten Zeitverhältnissen angepaßte fridericianische Gedanke. Zur energischen Durchführung dieser Politik hatte Wilhelm eine neue Heeresorganisation vorgenommen, welche an der allgemeinen Wehrpflicht festhaltend die Schlagfertigkeit des Heeres erhöhen sollte unter Schonung der Volkskraft, und forderte vom Landtag die Mittel. Aber die Mehrausgaben für das Heer widerstrebten den Gesichtspunkten der Liberalen, und der Liberalismus der Regierung ging ihnen zu langsam. Das althergebrachte deutsche Mißtrauen gegen die Absichten der Regierung und Wilhelms Beharren auf dem als richtig erkannten, einmal eingeschlagenen Wege führten zu einem langen Konflikt, dessen Heftigkeit ins Ungewohnte und wie es schien Unerträgliche stieg, als Wilhelm zur Vertretung seiner Politik vor dem Lande den congenialen Bismarck an die Spitze des Ministeriums berief (September 1862). Diese Krisis in Preußen schien jede Hoffnung auf eine gedeihliche Lösung der deutschen Frage zu vernichten. Gleichwohl nahm die Agitation unter der Nation zu. Die „Kleindeutschen" sammelten sich um die Fahne des deutschen Nationalvereins, die „Großdeutschen" mit den Ultramontanen und Partikularisten der verschiedenen Farben um die Habsburgfahne des deutschen Reformvereins. Die Lähmung Preußens durch den Konflikt war aber mehr scheinbar als wirklich. Auf wirtschaftlichem Gebiete errang es eben in jener Zeit in der sich erneuernden Zollvereinskrisis einen vollständigen Sieg über Habsburgs Politik und der Mittelstaaten Intriguen; ebenso auf politischem Gebiet durch Militärkonventionen mit Coburg, Altenburg, Waldeck. Unter dem Einfluß der wachsenden Furcht vor Preußen tauchten allerlei Bundesreformprojekte auf, unter ihnen das sogenannte „Delegiertenprojekt" (Nationalvertretung am Bunde durch Delegierte der Kammern) des sächsischen Ministers Beust. Preußen antwortete mit der Verneinung der Bundestagsreform und forderte eine Reform auf dem Wege freier Vereinigung der Einzelstaaten. Gegen solchen „Subjektionsvertrag" protestierten Österreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Nassau in „identischen Noten", und Österreich entschloß sich in der vermeintlich günstigen Konfliktszeit, die Initiative in der deutschen Frage zu ergreifen. Franz Joseph lud sämtliche deutsche Fürsten nach Frankfurt a. M., um hier über die neue deutsche Verfassung zu beraten, die unter dem Schein der Einheit die Einheit unmöglich gemacht haben würde und Deutschland von neuem in Habsburgs Bann zurückgeschleudert hätte. Dieser Fürstentag nahm den Entwurf Österreichs im wesentlichen an (September 1863). Aber Preußen versagte sich der Einladung und stellte als Programm in der deutschen Frage auf, daß dem Bedürfnis der deutschen Nation nur durch ein aus freien Wahlen hervor-

gegangenes Parlament genügt werden könne. Durch den Tod des dänischen Königs kam nun aber die schleswig-holsteinische Frage in Fluß, aus welcher die große deutsche Frage sich entwickelte, deren Lösung dann auf einer Reihe von Schlachtfeldern erfolgte.

Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches (wie wir sahen) eine schwere Niederlage Preußens und Deutschlands bezeichnete, hatte das Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie aufgestellt und die Erbfolge nicht nach den Grundsätzen des Rechts und nicht nach den Wünschen der Nächstbeteiligten, sondern nach der europäischen Convenienz geordnet. Es wurde von dänischer Seite ausgebeutet, um das deutsche Element in dem streitigen Lande, Schleswig (und womöglich auch in Holstein) nach Möglichkeit zu unterdrücken. Vergewaltigung deutscher Geistlichen, Lehrer, Beamten ließ die Absicht immer deutlicher erkennen, Schleswig förmlich dem Königreich zu inkorporieren, was eben so gegen das Recht des Landes wie gegen die dem Londoner Protokoll vorausgegangenen Verpflichtungen verstieß. Es gab eine lange und unfruchtbare Korrespondenz mit Deutschland: die dänische Regierung konzentrierte ihre Anstrengungen auf Gewinnung der Eidergrenze, auf Danisierung Schleswigs: die Streitigkeiten in betreff Holsteins führten nach langem Hin und Her den Beschluß des Bundestags vom 1. Oktober 1863 herbei, daß Hannover und Sachsen die Bundesexekution in Holstein ausführen sollten. Die Antwort des dänischen Reichsrats war die Annahme einer für Dänemark und Schleswig gemeinsamen Verfassung am 13. November 1863. Zwei Tage später starb Friedrich VII. Nach dem Londoner Protokoll folgte Christian IX. von der Glücksburger Linie, welcher die Inkorporation Schleswigs sanktionierte. Allein der nach der Rechtsanschauung der beiden Herzogtümer allein berechtigte Nachfolger war Friedrich Herzog von Augustenburg, welcher sich als Herzog von Schleswig-Holstein erklärte: von einer gewaltigen, über ganz Deutschland hin erwachenden, in Erklärungen von Kammern und Volksversammlungen sich kundgebenden Bewegung getragen, in welcher Konservative und Liberale, Fürstenrecht und Volkswunsch, nationale Begeisterung und Partikularismus sich begegneten, der die Regierungen großenteils sich anschlossen, der auch der Bundestag, welcher das Londoner Protokoll nicht anerkannt hatte, sich nicht entziehen konnte. Preußen und Österreich, gebunden durch das Londoner Protokoll, verhielten sich zunächst ablehnend. Der Bundestag beschloß nunmehr, in Bezug auf Holstein, am 7. Dezember die Ausführung der Exekution: 12 000 Sachsen und Hannoveraner überschritten die holsteinische Grenze. Die dänischen Truppen wichen zurück, von der Bevölkerung wurde überall Friedrich VIII. als Landesherr ausgerufen. Den wichtigeren Teil der Frage, Schleswig, nahmen nunmehr die beiden Großmächte, mit Beiseiteschiebung des Bundestags, ihrerseits in die Hand und richteten am 15. Januar 1864 an Christian IX. die Sommation,

die Verfassung vom 18. November für Schleswig binnen achtundvierzig Stunden außer Kraft zu setzen, — was Dänemark, auf Sympathien und gehoffte Unterstützung Englands und Frankreichs gestützt, trotzig ablehnte. 30 000 Dänen unter de Meza besetzten die für unüberwindlich geltende Stellung des Dannewirks. Gegen dasselbe rückten nun 20 000 Österreicher unter Gablenz und 25 000 Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl. Die Dänen räumten die Schanzen, zu deren Deckung ihr Heer zu klein war, und zogen sich, lebhaft verfolgt, in ihre zweite Verteidigungsstellung, die Düppeler Schanzen, gegenüber der Insel Alsen, zurück. Diese wurden durch die Preußen belagert und am 18. April erstürmt, während die Österreicher und die preußischen Garden einen Teil Jütlands besetzt hatten. Den Bemühungen Englands gelang es, eine Konferenz der Mächte zur Schlichtung der Angelegenheit in London zusammenzubringen, zu der auch ein Bevollmächtigter des Deutschen Bundes (Beust) zugezogen wurde; ein Waffenstillstand wurde vereinbart; aber der Friede scheiterte an der Hartnäckigkeit der Dänen. Demnach wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen: die glänzende Waffenthat des Übergangs der Preußen auf Alsen (in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni) brachte den Dänen schwere Verluste. Im Juli gingen Österreicher und Preußen über den Lymfjord. Das dänische Festland war in deutschen Händen. Nun bequemten sich die Dänen zu Friedensverhandlungen: im Frieden zu Wien verzichtete der König von Dänemark auf seine Rechte über die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zugunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen (30. Oktober 1864).

Die Frage war nun, was weiter mit den befreiten Herzogtümern geschehen solle; vorläufig wurden sie durch österreichische und preußische Kommissäre gemeinschaftlich verwaltet. Die Entscheidung der Frage war für Preußen, für ganz Deutschland von großer, entscheidender Wichtigkeit: eine bedingungslose Einsetzung des Herzogs Friedrich, ohne vollen Anschluß des Landes an das preußische System, war für Preußen unmöglich, weil gefährlich. Aber ein Versuch, sich mit dem Herzog über eine vollständige Verschmelzung der militärischen Kräfte des Landes mit den preußischen zu verständigen, mißlang, da derselbe „unter weniger lästigen Bedingungen“ Souverän zu werden hoffte. Nunmehr setzte sich Preußen die einfache Einverleibung der Herzogtümer zum Ziel, ein Ziel, das nur unter Lösung der gesamten deutschen Frage zu erreichen war. Für diese Annexion war in Preußen selbst eine große Anzahl Menschen, aber keine geschlossene Partei; ihrer Verwirklichung stand entgegen nicht nur die Stimmung der Bevölkerung in den Herzogtümern selbst, nicht nur die vorwaltende Stimmung der Bevölkerung im ganzen außerpreußischen Deutschland ohne Unterschied der Parteien, nicht nur nahezu sämtliche deutsche Regierungen, mit ihnen auch Habsburg, sondern auch der ungeschlichtete Verfassungskonflikt, der zwar durch

den glücklich geführten Krieg etwas von seiner Spannung verloren hatte, bald aber durch fortgesetzte Ablehnung der Heeresorganisation auf der einen und Fortführung der Regierung ohne Budgetgesetz auf der andern Seite sich wieder schärfte. Des Königs einsichtsvolle Energie und sein Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der organisierten Staatskraft Preußens schrak vor solchen Schwierigkeiten keineswegs zurück. Bald war man dem Kriege nahe. Aber Österreichs innere Schwierigkeiten lähmten dessen Kraft und hielten vom Kriege ab. Die Finanznot, die scheinbare Unmöglichkeit, auf dem Wege Schmerlings vorwärtszukommen, das gewohnte ausdauerlose Schwanken hieher und dorthin, die bei solcher Schwäche natürlich wachsende Opposition der einzelnen Nationalitäten veranlaßten in Wien eine Systemsänderung: Schmerling wurde entlassen, die Februarversammlung sistiert, um zunächst mit den siebzehn einzelnen „Ländern" ins reine zu kommen, den Magyaren uneingedenk des bekannten Sprüchwortes ein kleiner Finger gereicht. Nun formulierte Preußen seine Forderungen in betreff der künftigen Stellung der Elbherzogtümer (Februar 1865), aber der drohende Krieg wurde noch einmal abgewendet durch den Vertrag von Gastein (August 1865): Lauenburg wurde gegen ein Stück Geld an Preußen abgetreten, Holstein unter österreichische, Schleswig unter preußische Verwaltung gestellt; Kiel wurde Bundeskriegshafen, einstweilen gemeinsam wie Rendsburg.

Diese Einrichtung konnte nicht von Dauer sein. Holstein wurde Hauptsitz der augustenburgischen Agitation, welche von der dortigen Bevölkerung, von den Schleswig-Holstein-Vereinen in Deutschland, von Österreich selbst, das sich jetzt zum Standpunkt der Bundestagsmehrheit zurückwendete, unterstützt wurde. Gegen diese Unterstützung wendete sich Preußen als gegen eine Verletzung des Gasteiner Vertrags und stellte nunmehr den Gesichtspunkt auf, die schleswig-holsteinische Frage mit der Bundesreformfrage zu lösen. So nahte denn die Entscheidung unaufhaltsam. Die beiden Gegner begannen mit den Rüstungen und suchten Verbündete. Preußen schloß im April 1866 einen geheimen Allianzvertrag auf drei Monate mit Italien, das diese Gelegenheit zur Gewinnung auch Venedigs ergriff; Österreich verbündete sich mit dem deutschen Territorialismus. Am 9. April beantragte Preußen am Bunde, daß eine Nationalversammlung nach allgemeinem Stimmrecht und unmittelbaren Wahlen zu berufen sei, welcher dann ein Verfassungsvorschlag vorgelegt werden solle. Am 1. Juni überantwortete Österreich die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde, und sein Statthalter berief auf den 2. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe. Demgemäß erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für zerrissen und ließ kraft Kondominatsrecht Truppen unter General Manteuffel in Holstein einrücken, vor denen die Österreicher das Herzogtum räumten. Am 11. beantragte Österreich Mobilmachung der gesamten Bundesarmee gegen Preußens „Selbsthülfe" in Holstein. Der Antrag wurde am 14. mit neun

gegen sechs Stimmen angenommen. Darauf erklärte der preußische Gesandte den seitherigen Bundesvertrag für erloschen.

Mit dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni 1866 war das Geschick Europas der Entscheidung durch die Waffen anheimgegeben. Unmittelbar war in den ausbrechenden deutschen Krieg auch Italiens Geschick verflochten; aber nicht um Venetien und die Elbherzogtümer allein rollten die Würfel. Die Frage war, ob sich im Herzen des Weltteils eine feste politische Macht werde aufrichten lassen, stark genug, sich selbst zu genügen und dadurch auch anderen den Frieden aufzuerlegen — gelang es, die Kraft des leidenschaftslosesten unter den Völkern der Erde, des deutschen, in eine politische Form zu fassen, welche dieser Nation nach innen ungehemmte Entwickelung, nach außen Sicherheit innerhalb verständiger Grenzen verhieß, so war damit von selbst schon ein gesunderer Zustand des gesamten Europas gegeben — waren insbesondere das Grundübel dieses Zustandes: die unverschämten Ansprüche Frankreichs auf eine hegemoniale Stellung, beseitigt oder neutralisiert. Dies würde vollständig erreicht worden sein durch ein starkes Deutschland und ein starkes Italien; indes die letztere, die italienische, Frage trat verhältnismäßig zurück, denn diese, sofern sie sich nicht weiter erstreckte, als auf Venetien, war schon entschieden, ehe noch ein Schuß gefallen war. Man dachte darüber in Österreich jetzt nicht anders als überall, und es handelte sich für diese Macht nur mehr darum, diese Provinz mit Ehren zu verlieren. Die Entschädigung für diesen Verlust, der keiner war, suchte Österreich in Deutschland; es konnte kein anderes Land dabei im Auge haben, als Schlesien. Es hatte allerdings auf dieses Land eben so wenig ein Recht, als es auf Venetien mehr ein Recht hatte: wir sprechen nicht von dem papiernen Rechte, sondern von dem Rechte, das in dem großen Getriebe der Staaten und Völkergeschicke der Starke sich nehmen darf, wo er eine gute und vernünftige Sache für sich hat — vom Recht des Guten und des Bessern, welches, wo einmal der Krieg entbrannt ist, seinen Anspruch geltend machen darf, ohne nach den Pergamenten zu fragen. Von irgend einem Wunsche der Bevölkerung selbst oder eines namhaften Teils derselben, die preußische Herrschaft mit der österreichischen zu vertauschen, war ohnehin keine Rede; im Gegenteil, gerade hier in Breslau war im Mai, als im übrigen preußischen Staate die Friedensadressen an der Tagesordnung waren, von Magistrat und Stadtverordneten an den König eine Adresse gerichtet worden, welche in männlicher Sprache sich bereit erklärte, die Lasten und Leiden des Krieges zu tragen, wenn eine Minderung der Machtstellung Preußens nicht anders abgewendet werden könne. Schlesien war das Kriegsobjekt, weil es früher einmal zu Österreich gehört hatte, und seine Wiedereroberung durch Österreich hätte eine weit über den nächsten Verlust und Gewinn hinausreichende Bedeutung gehabt. Seine Eroberung hatte Preußen einst zur Großmacht, zu einer Österreich in Deutschland ebenbürtigen

Macht erhoben; seine Rückeroberung durch Österreich hätte Preußen im besten Falle wieder zu dem, was es vor Friedrich dem Großen gewesen, zum größten der deutschen Territorialstaaten, gemacht. Es hätte dabei aber nicht bleiben können; unumwunden sprach die „Presse" in Wien, ein Organ von vielen, das Ziel des Kampfes dahin aus, daß für die Ruhe Mitteleuropas eine politische Reorganisation Deutschlands im antipreußischen Sinne notwendig sei, — eine Reorganisation, welche es Preußen unmöglich machte, durch Gebietserwerbungen in Deutschland, durch Konventionen mit anderen deutschen Staaten, deutsche Länder in ihrer Bedeutung herabzudrücken und dadurch seine eigene zu erhöhen: — „wenn z. B. Sachsen und Hannover (Bayern ließ der österreichische Politiker beiseite) doppelt so groß werden könnten, als sie heute sind, so wäre schon viel gewonnen". Aber wer konnte sich verbergen, daß diese Politik zur notwendigen wenn nicht Voraussetzung so doch Folge die Überlassung eines Stückes deutscher Erde an Frankreich haben mußte; eine Abtretung, welche das habsburgische Österreich, allezeit Minderer des Reichs, vielleicht nicht allzuschwer genommen haben würde. Das Übergewicht Frankreichs, das diese ehrsüchtige und raubgierige Nation als ihr Recht beanspruchte, wäre zugleich über Deutschland und über Italien befestigt worden: so ward die deutsche Frage zu einer großen europäischen, und mit atemloser Spannung folgte der gesamte Weltteil dem Verlaufe des ausbrechenden Krieges. Dieser Krieg kündigte sich von vornherein als eines jener Ereignisse an, welches auf lange hin über das Geschick des Weltteils entscheiden mußte.

Nachdem am 14. Juni im Schoße der deutschen Bundesversammlung die Entscheidung gefallen war, überreichten am 15. die preußischen Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel gleichlautende Noten, in welchen den betreffenden Regierungen die Neutralität angeboten wurde unter Zusicherung ihres Territorialbestandes und ihrer Souveränetät in dem durch den preußischen Bundesreformvorschlag bezeichneten Umfang: erfolgte bis nachts zwölf Uhr keine günstige Antwort, so war der Kriegszustand eingetreten. Man mag sich die Spannung der Gemüter denken, welche in den Orten, die in der nächsten Sphäre der Kriegsoperationen lagen, den höchsten Grad erreichte. Vor Wetzlar z. B. lag marschbereit die preußische Division Beyer; in höchster Aufregung wartete die Bevölkerung, bis vom alten Dome der Zwölfuhrschlag durch die Nacht erschallte; wenige Minuten später hörte man aus der Ferne den Schall der Trommeln und der scharfen Pfeifen. Der Würfel war gefallen, die preußische Sommation in Kassel abgelehnt: einige Augenblicke später, so waren die Truppen zurstelle; Regiment auf Regiment zogen sie durch die Straßen den Berg hinan, an dessen Abhang die alte Stadt gebaut ist, in der das letzte Stück des alten Reichs, sein Kammergericht, begraben liegt; lauter Zuruf begleitete den Marsch der Krieger, mit denen Preußens großer Name ging. Auch in Dresden und Hannover war die Note abgelehnt worden und

auch dort hatten mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks die kriegerischen Bewegungen alsbald begonnen. Ein wesentlicher Erfolg war bereits gewonnen. Das Schwert war gezogen und mit ausgesprochenem Kriege der traurige innere Zwiespalt in Preußen thatsächlich zuende. Mächtig schwoll, wie die Hochflut des großen vaterländischen Stromes, von Minute zu Minute, nachdem diese Entscheidung gefallen, das Staatsgefühl in den Herzen der preußischen Bevölkerung, die nunmehr wußte, daß es sich nicht mehr um Budgetrecht und Ministerium, um zweijährige oder dreijährige Dienstzeit, sondern um die Stellung Preußens in Deutschland, um die Errungenschaften einer vielhundertjährigen Geschichte, um Vollendung eines großen Geschickes handele. Der kriegerische Geist, durch die allgemeine Wehrpflicht in jeden Palast und in jede Hütte getragen, regte mächtig seine Schwingen, und drängte auch da, wo man, wie am Rhein und in den Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung, nur mit dem äußersten Widerstreben sich in den Gedanken des Kampfes hineingefunden hatte, jedes andere Gefühl in den Hintergrund.

Es ist natürlich, daß im Momente, wo die Notwendigkeit des Handelns und Leidens den Menschen unmittelbar bedrängt, die Dinge nicht in ihrer weltgeschichtlichen Wichtigkeit, in ihrem großen Zusammenhange mit Vergangenheit und Zukunft ergriffen werden; fast überall in Deutschland und bis zum Augenblick des Ausbruchs auch in einem großen Teile Preußens galt der Krieg als hervorgerufen durch den Ehrgeiz und die Verlegenheiten des leitenden Ministers oder durch die Eroberungssucht und Ländergier, die man mit großem Unrecht diesem Staate zuschrieb. Man übersah, daß der preußische Minister nach dem Willen seines Königs ganz das nationale Programm — recht eigentlich das Programm des Nationalvereins, so weit er aus denkenden Köpfen und nicht aus sentimentalen Schwätzern bestand — auf seine Fahne geschrieben hatte; noch weniger dachte man daran, daß dieser Krieg, die Entscheidung zwischen Österreich und Preußen, irgend einmal kommen mußte, — daß die Entwickelung der Dinge seit einem Jahrhundert und länger unerbittlich auf diese Entscheidung hindrängte. Man hatte gemeint, die Einheit Deutschlands, ein ungeheures Werk, auf dem bequemen Wege des Redens und Schwelgens, der Feste und der politischen Agitationen fertig zu bringen, und dabei hatte sich jeder im stillen noch überdies sein Ländchen und seine Sonderexistenz vorbehalten; rauh schreckte jetzt die Wirklichkeit aus diesen Träumen auf und so konnte es nicht fehlen, daß Haß und Widerwille — von seiten der Fürsten sehr natürlich, von seiten der Bevölkerungen, die nicht besser und nicht schlechter sind als ihre Fürsten, nicht minder natürlich, wennauch sehr thöricht — sich gegen den Friedensstörer kehrten, und da die Menschen im allgemeinen gewöhnt sind, was sie hassen, auch zu verachten, so war im außerpreußischen Deutschland überall die Meinung, daß dieser

Krieg dem Angreifer zum völligen Verderben ausschlagen werde. Es war ein in ganz Europa verbreitetes Vorurteil, daß Preußen unterliegen müsse, das, ohne viel nach Gründen zu suchen, einer vom andern annahm, bis es selbst solche teilten, denen es nicht an Sachkenntnis fehlte. Es giebt eine Erzählung, daß der Kaiser von Rußland in den Straßen von Petersburg einem Zuge preußischer Männer begegnet sei, welche im Begriff waren, dem Ruf ihres Königs gehorsam nach ihrem Lande abzureisen; er reitet hinzu und erfährt wer die Leute sind, daß sie in ihre Heimat ziehen wollen, um ihr Vaterland retten zu helfen: „Ihr werdet es auch nicht mehr retten", soll er, ergriffen von dem Anblick, gesagt haben, indem er sich abwendete.

Auch fragte man in Deutschland nicht mehr, wer in diesem Kampf die gute Sache führte, — was folgen mußte, wenn Österreich und die Coalition siegte. Man zog nur seinen Haß zurate, und in Süddeutschland brach die sinnlose Antipathie gegen Preußen, eine Frucht schmählicher Unwissenheit, künstlich gezeitigt durch höfische Intriganten und radikale oder pfäffische Demagogen, mit solcher Heftigkeit hervor, daß die Stimme der wenigen, welche erkannten, daß Deutschlands Einheit und Freiheit mit den preußischen Fahnen ging, sich nicht mehr vernehmbar machen konnte. Und doch war dem so: es war alles eitel Trug und Schein, was in Kammern und Volksversammlungen geredet wurde von der Freiheit in den Mittel- und Kleinstaaten: der innere Konflikt in Preußen, eine natürliche und fast notwendige Krisis im Leben dieses Staates, mit all seinen Härten und Gewaltthätigkeiten war nichts im Vergleich mit der kümmerlichen Tyrannei kleinlicher Verhältnisse, unter denen das staatliche Leben in jenen Gemeinwesen sich hinquälte. Die besten Kräfte verkümmerten und erlahmten dort, weil auf kleinem Raum in engen Verhältnissen sie keine Möglichkeit fanden, sich frei zu entfalten; und diesem Zustande war kein Ende abzusehen, so lange diese Staaten die österreichische Macht im Rücken hatten, die keine ernstliche Einheit und keine ernstliche Freiheit wollen konnte, weil eines wie das andere einen wirklichen deutschen Staat voraussetzte, an welchem Österreich keinen Teil haben konnte. Über die letzten Folgen, welche ein Sieg Österreichs herbeigeführt haben würde, war man sich wenigstens unter den Bevölkerungen des südlichen Deutschlands nicht klar. Es ist für deren unklares Politisieren höchst charakteristisch, daß man sich in diesem Lager in allerlei wilden und abenteuerlichen Projekten erging, bei denen es sich meist um eine Gebietserweiterung für den eigenen Staat handelte, — jeder suchte sich auf der Karte das Stück, das ihm paßte, wo es denn weiter keine Schwierigkeit hatte, für Bayern die preußische Rheinprovinz, für Württemberg das wohlgelegene Hohenzollern u. s. w. ausfindig zu machen. Und da man hier seit lange gewöhnt war, Politik mit dem Munde zu machen, so redete man sich in eine große Siegessicherheit hinein. Der württembergische Minister von Varnbüler, sonst ein überaus kluger Mann

und gewöhnt, die europäische Lage vom Standpunkte des börsenkundigen Spekulanten aus vorsichtig und umsichtig zu beurteilen, ließ sich bei der Verhandlung der Kriegsfrage in der zweiten württembergischen Kammer, in der freilich so viel Unverstand vereinigt war, daß er auch einen besonnenen Mann überwältigte, zu der thörichten Äußerung hinreißen, „das Vae victis werde man Preußen allerdings nicht ersparen können“. — „Schlesien werden sie jedenfalls verlieren“, hörte man einen andern Staatsmann dieser selben Macht, einen für besonders fein geltenden Kopf, äußern, „und es werde sich fragen, ob man ihnen überhaupt ihre politische Existenz lassen kann“.

Diese Stimmung wurde in Österreich geteilt, und man lieferte noch vor dem Zusammenstoß schwerwiegende Beiträge zur Niederlage, indem man gegenseitig sich mit Täuschungen überbot. „Das leichteste von allen Dingen ist sich selbst zu betrügen“, hat ein Redner des Altertums gesagt; man sah Österreich und ganz Deutschland auf der einen, Preußen völlig isoliert auf der andern Seite; man versprach sich besondere Dinge von der lähmenden Wirkung des innern Konflikts in Preußen, und nahm den allenthalben regen populären Haß gegen diese Macht für eine wirkliche Kraft, ungeachtet man doch in den letzten Jahrzehnten und namentlich in den letzten drei Jahren zum Überfluß die Erfahrung hatte machen können, wie ohnmächtig gerade bei der Eigentümlichkeit des deutschen Volkes eine solche bloße Stimmung gegenüber der organisierten Staatskraft ist: und den Sieg sich herauszurechnen, so lange es nur erst aufs rechnen ankam, war in der That nicht schwer. Im schlimmsten Falle erwartete man eine längere Kriegsdauer; bei einer solchen aber gebe schließlich die Bevölkerungszahl den Ausschlag, wie der soeben zuende gehende amerikanische Krieg beweise; die Rolle der Nordstaaten vindicierte man bei diesem hinkenden Gleichnis sich selbst, die der Rebellenstaaten Preußen. Und in der That: ein Drittel der Volkskraft Österreichs genügte gegen Italien, nahm man den Rest und addierte ihm die Staaten hinzu, welche am 14. die Majorität gebildet hatten, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, die beiden Hessen und das widerstrebende, aber in der Machtsphäre der Coalition befindliche Baden, so standen vierzig Millionen gegen nicht volle zwanzig; denn Preußen war nur durch zwei Bataillone Coburg und ein Bataillon Lippe-Detmold verstärkt. Auch war die Lage der Coalition in strategischer Beziehung weit vorteilhafter, als die des von allen Seiten offenen Preußens, das überdies das unzufriedene Schleswig-Holstein im Rücken hatte, und durch Hannover und Kurhessen wie durch einen Keil auseinandergehalten wurde. Und, glaubte man, wie die Volkszahl so die Heereszahl: nach dem geduldigen Papiere mußte Österreich über 800 000 Mann verfügen können; mit grimmigem Behagen las man — von Hannover, Hessen u. s. w. abgesehen — im Gothaischen Kalender, daß Bayern 200 000, Württemberg 40 000 Mann u. s. f. stellen „könne“; und nahm man auch nur die vorschriftsmäßigen Kon-

tingente der bundestreuen Staaten, so hatte man 185 000 Mann beisammen: erst allmählich mußte man sich entschließen, die Wirklichkeit sich zu gestehen, die dann freilich zeigte, was Kundigen kein Geheimnis war, daß man seit lange aus finanziellen Gründen den alten Bund, der es allerdings nicht besser haben wollte, belogen und betrogen hatte, und daß Bayern nicht über mehr als 42 000, Württemberg nicht über höchstens 14 000 Mann u. s. f. verfügte; an die schlimmere Erfahrung, die noch ausstand, daß hier einer der Fälle war, wo zweimalzwei niemals vier macht, dachte man noch nicht. Nur Sachsen hatte eine Armee von 19 000 Mann Fußvolk, 2400 Reitern, sechzig Geschützen in gutem, schlagfertigem Zustande, unter tüchtigen Führern: „allernützlichstes Volk“, wie eine Wiener Zeitung, erfreut über den hochnötigen Zuwachs, schrieb. Und wenigstens der österreichischen Armee war man sicher. Nur bedächtig und zaghaft gegenüber der allgemeinen Strömung erinnerte dieser und jener an die schlechtere Bewaffnung der Infanterie, welche das veraltete Perkussionsgewehr dem Zündnadelgewehr entgegensetzen mußte; er ward beschwichtigt durch den Hinweis auf den Stolz Österreichs, seine berühmten prachtvollen Reiterregimenter und auf seine nicht minder vorzügliche Artillerie, welche überdies die überlegene Waffe, die gezogenen Geschütze, für sich hatte. Die Wunder der allgemeinen Wehrpflicht, die hohe wissenschaftliche Durchbildung des preußischen Offiziercorps kannte man noch nicht; man hatte sich gewöhnt, während des preußischen Verfassungskonflikts verächtlich von dem in der preußischen Armee vorwiegenden Junkertum zu sprechen; das österreichische Offiziercorps, zu welchem das Adelsproletariat im „Reich“ ein nicht unansehnliches Kontingent stellte, pochte auf seine persönliche Bravour und auf seine Kriegserfahrung. Man war im Jahre 1859 von den Franzosen geschlagen worden; allerdings, die französische Armee war die erste, folglich, so raisonnierte diese Wachtstuben- und Bierhauslogik, war die österreichische die zweite. Dem renommistischen Hange der Süddeutschen erschien der Marsch auf Berlin wie eine Jagdpartie, eben wie dem preußischen Junkertum der Feldzug gegen Napoleon I. vor Jena erschienen war, und wie überall in der Welt kindischer Hochmut vor dem Falle kommt. Die Siegeszuversicht hob sich bedeutend, als man den Namen des Oberbefehlshabers für diesen Krieg erfuhr: er war dem Kaiser Franz Joseph, der darauf verzichten mußte, selbst den Befehl zu führen, diesmal deutlich von der öffentlichen Meinung bezeichnet. Es war der Feldzeugmeister Ludwig von Benedek, der in langer Kriegerlaufbahn — er war 1804 geboren — in Polen, Ungarn, Italien sich bewährt, sein Soldatenglück, sein Feldherrntalent noch am Tage schweren Unheils bei Solferino bewiesen, — eine geschickte Hand auch bei anderen schwierigen Aufgaben, noch jüngst in Ungarn und Italien, gezeigt hatte. Daß dieser Mann von unten auf seinen Weg gemacht hatte — daß er sogar Protestant war, konnte die Zuversicht, mit welcher innerhalb und außerhalb Österreichs alles

auf ihn sah, nur vermehren. Auch seine nächsten Untergebenen und Werkzeuge, der Generalstabschef von Henikstein, der Generalquartiermeister von Krismanic, waren nicht Prinzen und nicht von altem Adel, was wenigstens in dem demokratischen Teil des Lagers der Coalition an und für sich schon eine Tugend war. Für den kriegerischen Ruhm der Unterfeldherrn hatte die Augsburger Allgemeine Zeitung längst Sorge getragen; welche Generale aber hatte Preußen diesen im wirklichen Kriege bewährten Namen entgegenzusetzen?

Noch war man mit solchen Siegesrechnungen beschäftigt, als der deutsche Krieg drei Tage nach erfolgter Kriegserklärung mit einer dreifachen Niederlage für die Coalition begann. Am 17. war Hannover, am 18. Dresden, am 19. Kassel in preußischen Händen.

Man hat einen dreifachen Kriegsschauplatz, den südlichen oder italienischen, den westlichen oder deutschen, und den östlichen oder österreichischen zu unterscheiden.

Die Kriegserkärung Italiens erfolgte am 20. Juni. Am 17. hatte der König sein Ministerium modifiziert. Seinen seitherigen Ministerpräsidenten Lamarmora nahm er mit sich zum Heere, und übergab die Regierung während seiner Abwesenheit dem Prinzen von Carignan. An die Spitze des Ministeriums trat ein erprobter Mann von hohem nationalen Selbstgefühl, Baron Ricasoli, der für die eine Seite des Krieges, welche dem Lande eine größere Unabhängigkeit von Frankreich verhieß, mehr Sinn hatte als der König oder Lamarmora, welcher letztere, ein Mann von eben so kleinlichem Geiste wie großem Selbstgefühl, seiner Stellung in dieser Zeit auf keine Weise gewachsen war. Das Manifest des Königs schob die Schuld des Krieges Österreich zu, des preußischen Bündnisses erwähnte dasselbe nicht. Als der erste Soldat der italienischen Unabhängigkeit, so schloß Victor Emanuel, ziehe er wiederum ins Feld; als ihren ersten Feldherrn zum mindesten bewährte er sich nicht.

Der Erzherzog Albrecht stand mit drei Armeecorps, nicht über 100 000 Mann im ganzen, im Bereiche des Festungsvierecks; Italien hatte an verfügbaren Truppen mindestens 218 000 Mann, war also mehr als doppelt so stark. Die Gelegenheit, zu beweisen, was die italienische Kriegsmacht leisten könne, war günstiger als je; und von preußischer Seite war man der Meinung, daß, wer das Schwert zu einem solchen Kampfe einmal ziehe, die Scheide weit weg werfen müsse. Noch am 19. übergab der preußische Gesandte v. Usedom, nicht im Auftrag, wohl aber im Geiste seiner Regierung eine Note, in welcher er einen „gründlichen Krieg“ (guerre à fond) empfahl. Der Plan, den er entwickelte, atmete ganz die angriffslustige Kühnheit, die gewaltige rücksichtslose Entschlossenheit, die wir an der entscheidenden Stelle vorwalten sehen: unser Kriegssystem muß wesentlich offensiv sein; man muß sich einen Weg nach der Donau bahnen, auf Wien marschieren, eine energische

Expedition von Freiwilligen unter Garibaldi organisieren, welche die Flanken der vorrückenden Armee deckt; von Schlesien her solle ein fliegendes Corps in Ungarn eindringen, welches sich durch nationale Elemente verstärke. Wäre es nach dieser Note gegangen, so würden die verbündeten Armeeen auf ungarischem Boden oder im Angesichte von Wien sich vereinigt haben. Lamarmora steckte das Papier in die Tasche; statt in geschlossener Masse den Po zu überschreiten, das Festungsviereck liegen zu lassen und Wien zum Kriegsziel zu nehmen, verzettelte er seine Streitkräfte. Nur ein Corps unter Cialdini stand am untern Po; mit zweien ging Lamarmora, während er ein weiteres zwecklos zurückließ, über den Mincio und holte sich am 24. Juni an dessen rechtem Ufer bei Custozza in einer musterhaft schlecht geleiteten Schlacht eine schwere Niederlage, welche das Heer auf mindestens vierzehn Tage kampfunfähig machte und seinem Lande einen nicht wieder gut zu machenden Schaden zufügte.

Für das ganze des Krieges entschied diese Niederlage, welche Italien dem Unfehlbarkeitsdünkel eines beschränkten Kopfes verdankte, zum Glücke nicht; die eine wesentliche Aufgabe, einen Teil der österreichischen Streitkräfte festzuhalten, erfüllte Italien dennoch. Im übrigen hatte Preußen den großen Vorteil, nicht auf eine zweideutige Coalition, sondern vorzugsweise nur auf seine eigene Kraft sich verlassen zu dürfen. Die oberste Leitung der Kriegsoperationen, den Befehl, übernahm hier, wie sich im Lande der allgemeinen Wehrpflicht fast von selbst verstand, König Wilhelm in eigener Person, zunächst noch von Berlin aus. Unter den tüchtigen Heerführern, welche der in diesem Hause überlieferte soldatische Geist geschaffen, hat sich dieser Fürst, dessen kräftigem Greisenalter Triumphe ohne Beispiel vorbehalten waren, einen der ersten Plätze gesichert; sein Hauptverdienst, die Einsicht und unbeugsame Festigkeit, mit welcher er die Reorganisation der preußischen Armee durchgeführt, die Kraft der Entsagung, mit welcher er dieser seiner pflichtmäßigen Überzeugung den ungetrübten Genuß der Popularität, für welche der gutmütige und reichempfindende Mann nicht unempfänglich war, zum Opfer gebracht hatte, — war nur erst von wenigen gewürdigt. Daß er ein persönlich tapferer, mit dem Heerwesen praktisch aufs gründlichste vertrauter Mann war, wußte man, nicht aber, daß diesem Manne der Praxis in dem Chef seines Generalstabs, Hellmuth von Moltke, einer der größten und genialsten Kenner der Wissenschaft des Krieges zurseite stand. Es ist überflüssig, in einer Schilderung der Zeitgeschichte über diesen Mann ausführlich zu sprechen; nur dies eine mag hervorgehoben werden, daß dieser große Theoretiker, obwohl damals 66 Jahre alt (geboren 26. Oktober 1800) und seit 1822 in preußischen Diensten, doch niemals einen Truppenkörper von einigem Belang persönlich geführt hatte. Auf bewundernswürdige Weise griff hier in der obersten Leitung alles in einander: an der Spitze ein König, nach schwerem innern Kampfe vollkommen entschlossen und seiner Pflichten bewußt, selbständigen

klaren Urteils ohne eigensinnig, gutmütig und milde, ohne schwach zu sein; neben, unter ihm ein Leiter der auswärtigen Politik von stählerner Energie, klar sich der Hauptziele bewußt, ohne Rechthaberei im einzelnen, kühn, nicht verwegen, vor dessen hellem Geiste alle Stationen des betretenen Weges offen lagen; den kümmerlichen Ränken und Tücken mittelmäßiger, in kleinlichen Verhältnissen kleinlich gewordener, von Haß und Eitelkeit, zwei schlechten Ratgebern, beherrschter Staatsmänner, wie dem großen Rechenkünstler an der Seine gegenüber ein freier und ein ehrlicher Mann; neben dem König, dem Strategen, dem Staatsmanne in hingebender Treue, Arbeitsamkeit, Einsicht hervorragend der Kriegsminister von Roon, ein großes organisatorisches Talent; hier waren keine Illusionen, keine voreiligen Prospekte und geheimnisvollen Pläne, sondern thatkräftiges, sachgemäßes, einträchtiges Handeln, gestützt auf ein Heer, in welchem seit den Tagen seines ersten Schöpfers, des Großen Kurfürsten, nichts auf den Schein, alles auf solide Wirklichkeit gebaut war; und auf die Kraft eines an Arbeit und Entbehrung gewöhnten Volkes, das jetzt, jetzt erst auch seinerseits entschlossen war, den Kampf auszufechten, zu dem der König, auch er nicht leichten Herzens, die Losung gegeben hatte.

Der Bundesbeschluß vom 14. Juni gab der preußischen Regierung volle Freiheit der Aktion, und zunächst handelte es sich darum, auf dem westlichen, dem deutschen Kriegsschauplatze reine Bahn zu machen. Es genügte hier, da man klüglich die Hauptmacht gegen den Hauptfeind, gegen Österreich, richtete, eine verhältnismäßig geringe Zahl zu verwenden, deren Wirkung aber die eigene Raschheit verdoppelte, die Langsamkeit und Kopflosigkeit des Gegners vervierfachte. Die erste Aufgabe auf diesem Teile des Kriegstheaters war die Unschädlichmachung der hannoverischen und womöglich auch der hessischen Streitmacht. Der Versuch, dies auf friedlichem Wege zu bewerkstelligen, mißlang. Mit der größten Offenheit hatte Bismarck schon am 9. Mai der hannoverischen Regierung die Sache auseinandergesetzt — daß bei der geographischen Lage Hannovers gegebenenfalls für Preußen jede andere Verpflichtung der Pflicht der Selbsterhaltung hintangesetzt werden müsse; eine zeitlang scheint man dort geschwankt zu haben, hatte sich aber dennoch, unter dem Einfluß der Sendung des Prinzen Solms, der österreichischen Sache angeschlossen.

Die nunmehr unumgänglichen Maßregeln zu treffen aber war man weit entfernt. Noch am 15. bestürmte eine Deputation von Magistrat und Bürgervorsteherkollegium den König um Verständigung mit Preußen, vergebens: die preußische Sommation ward abgelehnt; aber keine kriegerischen Vorbereitungen waren von den blinden Blindenleitern, die dort regierten, getroffen worden. Man hatte davon gesprochen, die hannoverischen Truppen mit der aus Holstein retirierenden österreichischen Brigade Kalik zu vereinigen, man hätte, die kurhessischen Truppen an sich ziehend, 30 000 Mann bei Göttingen

haben können: es war nicht geschehen. So erfüllte sich das Geschick des Welfenreiches rasch, das der König durch die Lästerung, mit der er bei jeder Gelegenheit das Bestehen dieses Welfenhauses „bis ans Ende aller Tage“ von der Vorsehung verlangte, gleichsam selbst herausgefordert hatte. Noch am 15. ging General von Manteuffel über die Elbe, besetzte Harburg, marschierte südwärts, besetzte Lüneburg, Celle, während er in Schleswig-Holstein nicht 5000 Mann, meist Landwehren, zurückließ; von Minden her rückte General Vogel von Falckenstein gegen Hannover heran. Auf die Nachricht von der Besetzung Harburgs beschloß König Georg V. seine Truppen nach Göttingen zu konzentrieren. Noch am 15. ergingen die Befehle, er selbst verließ die Stadt. Zur rechten Zeit: am 17. rückte die Division Göben nach zwölfstündigem Marsch in die Stadt ein und Vogel von Falckenstein übernahm sofort die Verwaltung des Landes.

Reiche Vorräte, bei dem hastigen Abzuge zurückgelassen, fielen in seine Hände. In den gleichen Tagen kapitulierte Stade an der Unterelbe und Emden, mit reichem Material; die Soldaten wurden in ihre Heimat entlassen. Am 19. war General Beyer in Kassel eingerückt; die hessischen Truppen in gemütlicher Friedensstärke, 7000 Mann, waren in der Nacht abgezogen; ihr Kurfürst war ruhig auf der Wilhelmshöhe sitzen geblieben. In einer überaus verständigen und wohlberechneten Proklamation nahm der preußische General von dem Lande Besitz, versprach Aufrechthaltung der kurhessischen Landesverfassung, Beseitigung aller provisorischen Verordnungen, welche dem verfassungsmäßigen Rechtszustand noch im Wege ständen, bessere Zustände und hellere Tage für das kurhessische Volk; es war die Sprache, die man in Süddeutschland gern hörte, und selbst im feindlichen Lager erregte es einige Genugthuung, daß der eigensinnige Tyrann, der auch jetzt noch der Notwendigkeit nicht weichen wollte, nunmehr als preußischer Kriegsgefangener nach Minden, später nach Stettin gebracht wurde.

Unterdessen hatte die hannoverische Armee ihren Marsch auf Göttingen vollendet. Sie hatte herangeholt, was noch herangeholt werden konnte, und zählte am 20. eine operationsfähige Macht von 15 000 Mann Fußvolk, 2000 Reitern, 42 Kanonen — genügend, um, wenn der Entschluß rechtzeitig gefaßt wurde, nach Süden durchzubrechen. Es war die Absicht, nach Eisenach abzumarschieren; aber der König wußte diesen raschen Entschluß nicht zu fassen. Er unterhandelte, worauf man in Berlin sehr gern einging; noch hätte er seinen Thron um denselben Preis retten können, den er am 15. verschmäht hatte; darüber aber wurde die günstige Gelegenheit verpaßt und den preußischen Truppen Zeit gegeben, heranzukommen. Am 25. standen in der Entfernung eines Tagemarsches im Halbkreise um Langensalza, wo das königliche Hauptquartier war, 30 000 Preußen; zum Durchbrechen war es schon zu spät, aber man wollte nicht ohne Kampf kapitulieren und so kam es am 27. Juni zu dem

Gefecht bei Langensalza, wo Generalmajor von Fließ mit 8150 Mann Infanterie, meist Landwehren und ohne Zündnadelgewehre, 225 Reitern und 24 Geschützen gegen 20 000 Hannoveraner mit 52 Geschützen stand. Von 11 Uhr bis gegen 4 Uhr hielt er den Andrang aus, mußte aber dann den Rückzug antreten. Der Verlust war empfindlich, 800 Mann; aber der Zweck, die hannoverische Armee festzuhalten, war vollständig erreicht; am 28. abends war der Kreis um die letztere durch 40 000 Preußen vollständig geschlossen, die Kapitulation notwendig. König Wilhelm gab ihr, um seine Anerkennung ihrer tapferen Haltung auszusprechen, ehrenvolle Bedingungen: ihr König konnte außerhalb Hannover seinen Aufenthalt nehmen wo er wollte und behielt sein Privatvermögen zur Verfügung; die Truppen wurden gegen das Versprechen, nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen und gaben ihre Waffen ab; Offiziere, Beamte und Unteroffiziere bezogen ihre Kompetenzen fort.

Die bayrische Hülfe, auf die man gezählt hatte, war ausgeblieben. An demselben Tage, wo in Frankfurt die verhängnisvolle Abstimmung geschah, war zu Olmütz zwischen Bayern und Österreich eine Convention geschlossen worden, die jedoch zunächst und wie wir sehen werden aus guten Gründen den übrigen Bundesstaaten noch ein Geheimnis blieb. Der militärische Teil dieses Vertrages gab der bayrischen Armee eine selbständige Stellung und wies ihrem Oberbefehlshaber auch die württembergischen, badischen, hessischen und nassauischen Truppen zu; die Operationen werde er nach den Direktiven führen, die ihm von dem österreichischen Oberkommando mitgeteilt werden würden. Bei der Feststellung des Operationsplanes aber sollte, so bestimmte dieses echte Probestück von Coalitionsstrategie, neben dem allgemeinen Kriegszweck darauf Rücksicht genommen werden, daß die Operationen stets im Einklang mit den Landesinteressen der Staaten der vereinigten Armeeen blieben und auf Deckung der Gebiete ihrer Kriegsherren gesehen werde. Das bayrische Heer, 40 000 Mann mit 136 Geschützen, stand unter dem Befehl des Feldmarschalls Prinzen Karl von Bayern, dem ein Bundesbeschluß vom 21. zugleich den Befehl über die anderen mobilen Bundestruppen zuwies. Es war ein Bruder König Ludwigs des I., ein Greis von 71 Jahren, welcher die Feldzüge von 1813—1815 mitgemacht, aber niemals ein größeres Kommando geführt hatte; sein Generalstabschef war der Freiherr von der Tann, ein populärer Name, seitdem er im ersten schleswig-holsteinischen Kriege die Freischaren organisiert und geführt hatte, ein Mann, für welchen das Geschick schönere Ruhmeskränze aufgespart hatte, als er von diesem Feldzuge hoffte, dem er seinerseits, einsichtiger Soldat wie er war, ohne solche Hoffnungen entgegenging. Die undankbarste aller Aufgaben in diesem Kriege, die Führung des VIII. Bundesarmeecorps, wurde dem Prinzen Alexander von Hessen übertragen, der, ein Mann in noch kräftigen Jahren, im italienischen Kriege sich einen guten Namen erworben hatte. Allein die Truppen, die er führen sollte,

obwohl 45 000 Mann als sie endlich beisammen waren, bedeuteten weniger, als die eine Division, die er bei Solferino geführt: es entfaltete sich die ganze Misere einer Reichsarmee, ohne daß man doch irgendwem die besondere Verantwortung dafür zuwälzen dürfte. Diese Truppen hatten sechs verschiedene Kriegsherren, sechs verschiedene Reglements, Signale, Artillerie- und Gewehrsysteme; seit 26 Jahren war das Armeecorps nicht mehr zu einem gemeinsamen Manöver vereinigt gewesen; sein Generalstab setzte sich aus Persönlichkeiten zusammen, welche dem Prinzen, ihrem Feldherrn, ebenso wie sich untereinander völlig unbekannt waren, und kein einziges der Kontingente war für einen Feldzug vorbereitet. Auch eine österreichische Brigade war diesem VIII. Bundesarmeecorps beigegeben, damit seiner bunten Zusammensetzung nichts fehle: die Garnison von Mainz, italienische Truppen; mehr rückte das Haus Habsburg nicht unmittelbar an die Behauptung seiner deutschen Stellung und die Rettung seiner Bundesgenossen. Ein wirklicher, klar ausgedachter und in seinen Grundzügen festgestellter Kriegsplan existierte nicht; eine Vereinigung des bayrischen und des VIII. Corps und eine Offensivbewegung gegen Nordwesten, die von Truppen entblößten preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen, war „ins Auge gefaßt“. Am 21. hatte das bayrische Heer seinen Aufmarsch vollendet und das Hauptquartier befand sich zu Bamberg. Der Prinz von Hessen stand zu Frankfurt a. M. und wartete bis sein buntscheckiges Heer beisammen war; in einer Proklamation forderte er die Frauen der Bundesstadt auf, ihren Patriotismus durch Anfertigung schwarz-rot-goldener Binden zu bethätigen, was unter den gegebenen Umständen eine überaus nützliche Beschäftigung war, aber doch seltsam kontrastierte mit der umsichtigen Energie, mit welcher Preußen an einem Tage sich sämtlicher großer und kleiner Rheinfahrzeuge bemächtigte; eine Kriegsmaßregel, an welche im Lager der Coalition niemand auch nur gedacht zu haben scheint.

Der erste und notwendigste Schritt würde gewesen sein, die hannoverische Armee, 20 000 Mann, zu retten, was in der That bei einiger Energie nicht schwierig sein konnte. Aber Tag um Tag verstrich unbenutzt; am 25. erschien ein treuer Diener des welfischen Hauses, der Geschichtschreiber Onno Klopp, zu Bamberg, um im Auftrag seines Königs die bayrische Hülfe nachzusuchen; er bekam von dem bayrischen Feldmarschall das große Wort zu hören, mit welchem dieser sein militärisches Gewissen beruhigte: „mit 19 000 Mann schlägt man sich durch“ — was man mit 45 000 machte, sagte Prinz Karl dem Hülfesuchenden nicht. Noch war nichts geschehen, als über der zertrümmerten hannoverischen Armee sich die preußischen Truppen unter Manteuffel, Fließ, Beyer um Eisenach zu einer Armee vereinigten (27. und 28.), die nunmehr 42 000 Mann Infanterie, 3000 Reiter, 97 Geschütze stark unter dem Oberbefehl des Generals Vogel von Falckenstein stand und seit dem 1. Juli den Namen der Mainarmee führte. Es war eine Armee, die man aus allerlei

Elementen, Landwehren, den Besatzungen von Frankfurt, Mainz, Rastadt u. s. w., kombiniert hatte und welcher die Nebenaufgabe zufiel; alle übrigen Kräfte wendete man ganz ungeteilt dem östlichen Kriegsschauplatze zu, auf welchem die Entscheidung lag. Zu dem Stoße gegen den Hauptfeind, die Österreicher, war nahezu die gesamte preußische Armee, die acht Provinzialcorps und die Garde, aufgeboten worden. Die Festungen wurden der Landwehr anvertraut; in Berlin war nur ein Linienregiment zurückgelassen. Es wurden drei Armeeen gebildet, von denen wir uns die östliche oder zweite Armee, aus dem I. (ostpreußischen), V. (posenschen) und VI. (schlesischen) Armeecorps und der Garde, bestehend, in der Stärke von 150 000 Mann unter dem Befehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei Neisse (Schlesien), — die mittlere oder erste, das II., III. und IV. Corps, Pommern, Brandenburger, Thüringer, unter dem Prinzen Friedrich Karl, der soeben in Schleswig-Holstein sein Talent zur Führung bewiesen hatte, 96 000 Mann, bei Görlitz in der Lausitz, — die dritte oder Elbarmee, 71 000 Mann, Rheinländer, Westfalen, unter dem Befehl des Generals der Infanterie Herwarth von Bittenfeld, bei Torgau (Provinz Sachsen) stehend zu denken haben; ein Reservecorps war in Berlin in Bildung. Etwa 326 000 Mann hatte man so den 390 000, über welche Österreich gegen Preußen verfügte, gegenüberzustellen.

Die Ablehnung der preußischen Sommation am 16. befreite die preußische Kriegführung von jeder hemmenden Rücksicht. Noch in jener verhängnisvollen Nacht hatten die Sachsen die Elbbrücken bei Riesa und Meißen zerstört; die Akten und Kassen waren nach dem Königstein gebracht; in einer Proklamation „mit Gott für das Recht" nahm König Johann von seinem Lande Abschied und zog mit seinen gesamten Truppen südwärts, um sich mit den Österreichern zu vereinigen.

So war ohne Schwertschlag das sächsische Land preisgegeben. Auf drei Straßen rückte sofort von Torgau aus die Elbarmee in Sachsen ein. Die Zerstörung der Brücken hielt wenig auf; am 18. wurde Dresden von den Truppen der Elbarmee, am 19. Leipzig vom vierten Garderegiment besetzt; Friedrich Karl hatte am Tage vorher seinerseits die Grenze überschritten; am 20. war ganz Sachsen, mit Ausnahme des Königsteins, in den Händen der Preußen, die Elbarmee mit der ersten vereinigt; ihre Vorposten wurden gegen die Pässe, welche nach Böhmen führen, vorgeschoben. So eröffnete sich der Krieg auch auf diesem Punkte mit einem raschen, großen, durchschlagenden Erfolg; das gesamte Norddeutschland war in der Macht Preußens, das nunmehr von den norddeutschen Staaten das Bündnis auf Grund seines Bundesreformvorschlags und die Mobilisierung ihrer Kontingente für Preußen verlangen konnte. Wichtiger aber war, daß nunmehr im Volke der Umschlag der Stimmung, der bereits begonnen hatte, sich vollendete; der König konnte jetzt auf die volle Energie des Volksgeistes zählen, der in langen

Jahrhunderten den preußischen Staat geschaffen hatte. Im Lager der Gegner empfand man den raschen Gang der Ereignisse — das Preisgeben Sachsens, die Unthätigkeit der Bayern, die Gefahr, welche immer sichtbarer die Hannoveraner bedrohte — sehr unangenehm. Dies stimmte nicht so recht mit dem, was der bayrische oder württembergische Spießbürger sich und seinesgleichen beim Bierglase vorgeredet, was der badische Kaplan seinen Bauern, oder, etwas reinlicher zubereitet, die Augsburger Allgemeine Zeitung ihren Lesern seither aufgetischt hatte; indes noch war man unerschüttert. Was geschah, war so auffallend, daß notwendig irgend etwas besonderes dahinter stecken mußte — irgend ein geheimnisvoll-furchtbarer Plan Benedeks, kraft dessen die Preußen selbst nach Böhmen in des Löwen Höhle hineingelockt werden sollten, um dort desto sicherer verschlungen zu werden; ein österreichisches Blatt fand eben die Ruhe der österreichischen Armee gegenüber der „affenartigen Geschwindigkeit“, mit welcher die Preußen kämen und gingen, höchst imposant: „in der That, wir würden zittern, wenn wir das Unglück hätten, Preußen zu sein“; daß die Preußen auch ihre „Pläne“ haben konnten, daß ein Feldzugsplan überhaupt nur ein allgemeiner und vorläufiger sein kann, daß er sich alsbald nach den Schritten des Gegners bestimmen und bequemen muß, sagten sich die Strategen der Bierhäuser nicht.

Die österreichische Nordarmee, sieben Armeecorps in einer Gesamtstärke von 240 000 Mann, stand in Mähren bei Olmütz, und konnte sich von hier gegen die erste oder die zweite preußische Armee wenden. Militärische Männer waren überrascht, als Benedek am 17., statt mit seiner Hauptmacht gegen den Kronprinzen sich zu wenden, seine Stellung bei Olmütz aufgab und den Abmarsch nach Josephstadt befahl. Von dort führte freilich der gerade Weg auf Berlin, und die Siegeszuversicht war noch unerschüttert; den linken vorgeschobenen Flügel bildeten das Armeecorps des Grafen Clam-Gallas, das I., und die Sachsen unter ihrem Kronprinzen, zusammen 60 000 Mann. Dieser Linksabmarsch der österreichischen Armee brachte denn nun den preußischen Plan zur Reife, nach welchem die drei preußischen Heere in gemeinsamer Angriffsbewegung sich vorwärts auf Gitschin richten und diese Stadt, welche in der Mitte des Terrains liegt, das östlich und südlich von der Elbe, westlich von der Iser begrenzt wird, als Vereinigungspunkt ins Auge fassen sollten. In diesem Sinne ward am 19. der Kronprinz von Preußen angewiesen, seine Stellung bei Neisse aufzugeben und vorwärts in Feindesland die Vereinigung mit den beiden anderen Armeeen aufzusuchen: ein kühner Plan, da Benedek den Vorteil der inneren Linien hatte, wie die Kriegskundigen es nennen — mit seiner Hauptmacht noch immer so stand, um, ehe die Elb- und die erste Armee ihre ganze Kraft geltend machen konnten, dem Heere des Kronprinzen, wenn dessen Kolonnen sich aus den Pässen und Übergangspunkten des Gebirges herausarbeiteten, in ungünstiger Lage mit Übermacht entgegenzutreten; oder

umgekehrt den Anmarsch des Kronprinzen nur aufzuhalten, und während dessen mit ganzer Macht sich auf die erste und die Elbarmee zu werfen. Den einen wie den andern Gegner konnte er mit überlegenen Truppenkräften einzeln angreifen; es kam darauf an, sich für den einen oder den andern Plan wirklich zu entscheiden und an dieser Entscheidung mit Folgerichtigkeit festzuhalten.

Eine förmliche Kriegserklärung ward nicht erlassen; der Krieg war seit dem Bundesbeschlusse vom 14. thatsächlich ausgebrochen und dieser Beschluß wurde am 16. durch einen weitern vervollständigt, welcher mit zehn Stimmen — der Majorität vom 14. und Baden, welches innerhalb der Machtsphäre der Coalition lag — Sachsen die erbetene Bundeshülfe zusagte. In Manifesten wandte sich am 17. Franz Joseph an seine „Völker", am 18. Wilhelm I. an sein Volk. Das Manifest des Kaisers von Österreich war sehr ausführlich und dies mochte nötig sein, da die Mehrzahl jener Völker in der That kein Interesse an einem Kriege hatte, der nur der Ehrenstellung der Dynastie und ihrem Machteinflusse in Deutschland galt. Es deduzierte das Recht in der Herzogtümerfrage, an dessen Stelle Preußen die offene Gewalt setze, rühmte die Einigkeit, mit welcher die Völker Österreichs diesen aufgedrungenen Krieg aufnähmen; der Kaiser bedauerte, daß der Stand der Verfassungsfrage noch nicht so weit gediehen sei, um in diesem „ernsten und erhebenden Augenblick" die Vertreter aller seiner Völker um den Thron versammeln zu können; er getröstete sich der Bundeshülfe der Fürsten und Völker Deutschlands und, was vielleicht harmloser klang, als es in Wirklichkeit gemeint war, „des allmächtigen und gerechten Gottes, dem Mein Haus von seinem Ursprung an gedient hat". Das preußische Manifest stellte den allgemeinen Gegensatz der beiden Mächte in den Vordergrund: „Wohin wir in Deutschland schauen", so sagte es in männlicher Sprache, welche nichts verschleierte, „sind wir von Feinden umgeben und ihr Kampfgeschrei ist Erniedrigung Preußens. — Wir müssen fechten um unsere Existenz, müssen in den Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrichs — das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf welche seiner Fürsten Geist und Kraft und seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es gehoben haben". Dem deutschen Volke hatte das österreichische Manifest nichts zu bieten, und es gab sich nicht die Mühe, dies mit einigen guten Worten zuzudecken; daß die kaiserliche Regierung die Waffen nicht eher niederzulegen erklärte, als bis den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwickelung gesichert sei, lautete nicht sehr ermutigend. Von dieser Seite wollte man nichts anderes, als erhalten, was bestand. Dagegen hielt das preußische Manifest an der Idee einer Umgestaltung des Bundes fest: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und

welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, welche die Rechtsmacht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern".

Eine Woche banger Erwartung folgte. Am 22. überschritt die Elbarmee, am 23. auf drei Hauptlinien die Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Zittau die böhmische Grenze; am 24. standen die beiden auf der Linie Gabel (westlich) bis Reichenberg (östlich). Die Stimmung war zuversichtlich; man hatte die Pässe unverteidigt gefunden, nur mit beobachtenden Cavallerieabteilungen kam es zu unbedeutenden Zusammenstößen.

Am 26. setzte sich die erste Armee gegen Turnau, die Elbarmee auf Hühnerwasser in Bewegung. An diesem Tage hatten beide, die eine bei Liebenau, die andere bei Hühnerwasser, Gefechte. Clam-Gallas hatte von seinem Oberkommandanten den Befehl erhalten, die Iserlinie zu behaupten. Unter seinen Truppen war die Brigade Poschacher, welche seit dem Sturm auf den Königsberg im letzten schleswig-holsteinischen Krieg den rühmlichen Namen der eisernen Brigade führte; zwischen ihr und der preußischen Division Horn (Thüringer) kam es mit Einbruch der Nacht bei einem Übergangspunkte über die Iser, dem Dorfe Podol, zu einem hartnäckigen Nachtgefecht, welches nach Mitternacht mit dem Abzug der Österreicher endigte. Am 28. griffen die Preußen abermals an, während die Österreicher auf dem Rückzuge nach Gitschin begriffen waren, wo Clam-Gallas am 29. eine Schlachtstellung nahm. Am Nachmittage kam es hier wiederum zum Kampf, den die Preußen nicht mehr zu scheuen brauchten, da alle seitherigen Zusammenstöße ihnen bereits ihre Überlegenheit gezeigt hatten, die am klarsten aus der ganz unverhältnismäßigen Zahl österreichischer Gefangenen hervorging. Als am Abend der Befehl an den österreichischen Unterbefehlshaber einlief, sich auf das Hauptheer zurückzuziehen, drängten die Preußen nach; die Stadt Gitschin, um Mitternacht überfallen, war nach langem Straßenkampf — neun Stunden im ganzen hatte das Fechten um die Stadt gedauert — mit grauendem Morgen in preußischen Händen und mit ihr abermals 2000 Gefangene.

Am 1. Juli stand die Avantgarde der ersten Armee bei Horitz zwischen Gitschin und der Festung Königgrätz, die Elbarmee $1^1/_2$ Meile südwestlich davon, und schon war auch die zweite Armee so nahe herangekommen, daß sie in die gemeinsame Aktion eintreten konnte. Der Kronprinz von Preußen seinerseits hatte am 22. den Befehl erhalten, die Vereinigung mit den beiden Armeeen in der Richtung auf Gitschin zu suchen. Während nun die österreichische Hauptarmee ihre Stellung zwischen Reichenberg, Königgrätz, Josephstadt und Nachod nahm, setzte sich am 26. und 27. die preußische zweite Armee in Marsch, um das Gebirge in drei Kolonnen zu überschreiten, welche sich sämtlich darauf gefaßt machen mußten, beim Durchschreiten der langgestreckten Pässe, welche aus Schlesien nach Böhmen führen, oder beim Hinaustreten aus denselben von österreichischer Übermacht unter ungünstigen

Verhältnissen zum Kampf gezwungen zu werden; und in der That meldeten in jenen Tagen lügenhafte Telegramme, bestimmt, den Mut der Coalition zu beleben, und in den Hofkreisen und Trinkstuben der süddeutschen Residenzen wie in den Pfarrhäusern einiger rheinischen und westfälischen Kreise mit Jubel begrüßt, daß der Kronprinz unter gewaltigen Verlusten auf Neisse zurückgeworfen worden sei. In Wirklichkeit aber war es das Verhängnis oder die Verblendung Benedeks, daß er gegen diesen seinen gefährlichsten Feind während des ganzen Feldzugs nur matte Abwehr, nicht aber kühnen und energischen Angriff versuchte. Zu mehr oder weniger heftigen Gefechten kam es indes gegen alle drei preußische Kolonnen: am 27. bei Trautenau zwischen dem I. preußischen Corps unter Bonin und dem X. österreichischen unter Gablenz. Das Gefecht begann mit dem Einrücken der Preußen in die Stadt, aber der preußische General, allzusicher, unterließ es, Verstärkungen, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, heranzuziehen. Das Eintreffen einer frischen Brigade bei den Österreichern entschied deren Sieg: die Preußen mußten in die Stellungen des vorigen Tages zurück. Doch waren auch diesmal bei der schrecklichen Wirkung des Zündnadelgewehrs und der Überlegenheit der Einzelführung die Verluste der Österreicher weit bedeutender als die preußischen, und der Mißerfolg des einen Flügels an dem einen Tage wurde durch die siegreichen Kämpfe der folgenden Tage reichlich wieder aufgewogen. Die mittlere der drei Kolonnen, das Gardecorps, 30 000 Mann, unter dem Prinzen August von Württemberg, erfocht am 28. in dem zweiten Gefecht bei Trautenau, welches die Preußen Gefechte von Burkersdorf und Soor nennen, einen vollständigen Sieg über Gablenz, der mit einem Gesamtverlust von etwa 8000 Mann, unter denen wiederum nicht weniger als 4000 Gefangene, seinen Rückzug bewerkstelligte. Mit diesem Siege war der Fehlschlag des ersten Tages ausgeglichen und auch dem I. Corps (Ostpreußen) der Einmarsch in Böhmen freigemacht. Noch größere Erfolge errang der linke Flügel, das V. Corps, aus posenschen, westpreußischen, schlesischen und westfälischen Regimentern gemischt, unter dem alten General Steinmetz, der, 1796 geboren, als junger Offizier noch die Schlachten von Lützen und von Bautzen mitgemacht hatte. Am 27. machte er sich bei Nachod, aus dem Gebirge heraustretend, Raum; am Nachmittag waren die Österreicher, VI. Corps, unter Ramming, auf dem Rückzuge nach Skalitz; ihre Verluste waren trotz der günstigen Terrainverhältnisse wiederum groß, und es mußte ihren Führern schwere Besorgnisse erwecken, daß bei 6000 Mann Gesamtverlust abermals 2500 Gefangene waren. Am 28. mittags erschien Steinmetz vor Skalitz; der Ort ward durch die unübertreffliche Tapferkeit der preußischen Infanterie erstürmt; diesmal war es das VIII. österreichische Corps, Erzherzog Leopold, welches unterlag. Am 29. lieferte der energische Greis sein drittes Gefecht und erstürmte auch die Stellung bei Schweinschädel: „auch das IV. Corps geworfen, der Weg

zur Elbe ist frei", lautete sein Telegramm vom 29. abends. So waren in drei Tagen zwei österreichische Corps völlig geschlagen, ein drittes erschüttert; die österreichischen Verluste wohl achtmal größer als die der Preußen, denen am 30. endlich der wohlverdiente Ruhetag gegönnt ward. Schon stand ihr linker Flügel, die Armee des Kronprinzen, bei Gradlitz, von dem rechten, der Elbarmee, nur noch durch einen Raum von etwa fünf Meilen getrennt.

Bis dahin hatte König Wilhelm und sein Generalstabschef von Berlin aus die Operationen geleitet. Jetzt aber standen sich die Heere so nahe, daß ihre Gesamtleitung nur aus unmittelbarer Nähe geschehen konnte. Am 29. ging er — und nicht wie Ludwig XIV., um einem schon sichern Siege nur zuzuschauen — zur Armee ab, in seinem Gefolge Moltke, Roon, Bismarck, der auch seinerseits, anders als die von der Pfordten, Varnbüler oder von Beust, das Kriegskleid, die Uniform eines Majors des schweren Landwehrreiterregiments, anlegte. Der König erreichte am 30. Reichenberg und begrüßte sein Heer; am 2. Juli verlegte er sein Hauptquartier nach Gitschin. Die Zeit der dreißigjährigen und der siebenjährigen Kriege war vorüber: seit vierzehn Tagen war Krieg, seit acht Tagen hatte der Feldzug begonnen und schon stand man vor der Hauptschlacht, die Gesamtmacht der Gesamtmacht gegenüber.

Der österreichische Oberbefehlshaber, dessen unklare und schwankende Befehle die Hauptschuld an den Unglücksfällen der Armee trugen, hatte, bereits außer stande die Offensive zu ergreifen, am Abend des 30. den Rückzug aus der Stellung bei Dubenetz auf Königgrätz befohlen; am Morgen des 1. Juli sah die Armee des Kronprinzen das jenseitige Ufer der Elbe vom Feinde verlassen. Eine Hoffnung des Sieges hegte Benedek bereits nicht mehr, zu klar hatte sich die Überlegenheit der Waffen und der Führung aufseiten des Gegners herausgestellt; er sandte in den Vormittagsstunden des 1. ein Telegramm nach Wien, in welchem er seinen Kaiser dringend bat, um jeden Preis Frieden zu schließen: „Katastrophe für Armee unvermeidlich"; allein noch war man dort nicht so weit resigniert, Unterhandlungen zu beginnen, ehe eine größere Schlacht unwiderruflich entschieden hatte. Benedek faßte sich wieder; er entschloß sich, den Rückzug nicht weiter fortzusetzen, und bezog am 2. zwischen Horitz im NW. und Königgrätz im SO. eine Stellung, welche einer großen Defensivschlacht alle günstigen Chancen bot. Noch war das Vertrauen der Soldaten auf ihn nicht, wie das seine zum Heere, erschüttert; die seitherigen Vorfälle hatten seine Unterfeldherrn verschuldet: er selbst war in ihren Augen noch unbesiegt.

König Wilhelm war in Gitschin eingetroffen (2. Juli). Am Nachmittag empfing er den Besuch des Prinzen Friedrich Karl; man hegte die Absicht, den schwer mitgenommenen Truppen, deren Verpflegung bei dem raschen Vordringen in dem feindlichen, zumteil fanatisierten Lande, dessen

Bewohner an einzelnen Orten mit ihrer Habe in die Wälder flüchteten, nur sehr ungenügend hatte sein können, den 3., vielleicht noch den 4. Ruhe zu gönnen.

Allein die Rekognoscierungen ergaben übereinstimmend mit Aussagen von Gefangenen, daß der Feind die Massen seines Heeres hinter der Bistritz sammelte, daß er also diesseit der Elbe stand zu halten beabsichtige. Diese Meldungen bestimmten den Prinzen Friedrich Karl, auf eigene Verantwortung sich in Bereitschaft zu setzen, den Feind am folgenden Tage anzugreifen. Er sandte die entsprechenden Befehle an den General Herwarth, mit der Elbarmee auf Nechanitz vorzugehen, und ließ, 2. abends, den Kronprinzen bitten, auf dem rechten Elbufer gegen Josephstadt vorzurücken. Nachts elf Uhr erreichte sein Generalstabschef, General von Voigts-Rhetz, das königliche Hauptquartier zu Gitschin. Er wird alsbald vorgelassen; der König beruft sofort einen Kriegsrat; er zweifelt, ob Benedek wirklich diesseit der Elbe zum Kampfe sich stelle. Aber man entscheidet sich, schon ist Mitternacht vorüber, für die Schlacht, und die Adjutanten überbringen die entsprechenden Befehle, welche den Kronprinzen, dessen Mitwirkung von entscheidender Bedeutung sein wird, auch glücklich um vier Uhr morgens erreichen.

Die Stellung, welche Benedek sich erwählt, lag zu beiden Seiten der großen Straße, welche in der Richtung von Nordwest nach Südost von Gitschin über Horitz auf Königgrätz führt: waldige Höhen nördlich der Elbe, über welchen Fluß, wenn die Schlacht verloren ging, der Rückzug gehen mußte; sie war östlich, nach der Seite des Kronprinzen, vom Trotinabach, westlich nach der Seite der ersten und der Elbarmee von der Bistritz eingefaßt und es bezeichnen sie die Höhen, welche sich von Ratschitz im Nordosten an der Trotina bis Nechanitz im Südwesten an der Bistritz erheben. Diese beiden Flügelpunkte, Ratschitz und Nechanitz, waren etwa 20 000 Schritt von einander entfernt, also das Verhältnis der räumlichen Ausdehnung des Schlachtfeldes zur Truppenzahl ein günstiges; im Mittelpunkte der Stellung, östlich und westlich der großen Straße, lagen die beherrschenden Höhen von Chlum, und gegenüber diejenigen von Lipa, von welchen aus der österreichische Feldherr die Schlacht leitete. Den linken Flügel gegen Nechanitz, mit den festen Stellungen von Prim und Problus, bildeten die Sachsen, mit dem VIII. österreichischen Corps, Erzherzog Leopold, in Reserve; das Zentrum bis zur Höhe von Lipa das X. Corps unter Gablenz, rechts vor der Höhe von Lipa und von Chlum und von da weiter östlich bis zum Trotinabach das III., IV. und II., Erzherzog Ernst, Festetics, Thun. Die Corps von Clam-Gallas und Ramming, das I. und VI., die Armeegeschützreserve und drei schwere Cavalleriedivisionen bildeten die allgemeine Reserve. Es war eine gewaltige Macht in vortrefflicher, einer großen Festung vergleichbarer Stellung, 201 000 Mann, etwa 500 Geschütze; man hatte Zeit gehabt, sich

einzurichten, das Terrain genau rekognosciert, die Schußlinien durch Fällen von Bäumen freigemacht, die Entfernungen markiert; für den Fall eines Rückzugs hatten die Pontonniere eine Anzahl Brücken über die Elbe geschlagen.

Unter strömendem Regen brach der entscheidungsvolle Tag, der 3. Juli, an. Die drei preußischen Heere bildeten zusammen eine Macht von 220 000 Mann, aber die zweite Armee, fast die Hälfte dieser Zahl, konnte erst gegen Mittag zurstelle sein und zunächst war nur auf die erste und die Elbarmee, 123 000 Mann im ganzen, zu zählen.

Gegen vier Uhr setzte sich die erste Armee, welcher die schwerste Aufgabe des blutigen Tages zufiel, von Milowitz her gegen die Bistritz in Bewegung. Man näherte sich der feindlichen Stellung, sah im Grunde die Holzhäuser von Sadowa, am rechten, diesseitigen Bistritzufer, durch welches Dorf die große Straße nach Königgrätz hinführt; jenseit desselben konnte man mit dem Fernrohr die furchtbare Linie der Batterieen sehen, mit welchen Höhe und Abhang von Leipa besetzt waren. Um 1/28 Uhr ertönte der erste Kanonenschuß, der den Kampf eröffnete, bei welchem zunächst der Prinz Friedrich Karl mit drei Corps gegen sechs österreichische stand.

Kurz vor acht Uhr traf der König, in seinem Gefolge Bismarck, Moltke, Roon, auf der Höhe von Dub, von wo man den größern Teil des Schlachtfeldes übersehen konnte, ein; hier schwang sich der siebzigjährige Mann, der wenige Stunden nach jenem entscheidenden Kriegsrat um vier Uhr morgens zu Wagen gestiegen war, auf die schwarze Stute, welche ihn zum Siege tragen sollte, und übernahm den Oberbefehl. Das Schicksal des Tages hing, ähnlich wie einst bei Waterloo, von dem rechtzeitigen Eintreffen des Kronprinzen ab.

Bis gegen zehn Uhr war der Kampf, wir reden zunächst von demjenigen im Zentrum, ein gewaltiger Artilleriekampf von nie erhörter Heftigkeit, ein ununterbrochenes Donnern aus hunderten von Geschützen. Um diese Zeit war hier die österreichische Artillerie genötigt, zurückzugehen, und die Infanterie ward vorgezogen, um die Bistritzübergänge zu erzwingen, und weiterhin, wenn möglich, den Kern der österreichischen Stellung, Leipa-Chlum, zu bewältigen. Heftig wird nun hier um die Bistritzdörfer — es sind von Süden nach Norden Mokrowous, Dohaliczka, Dohalitz, Sadowa — gestritten; sie kommen eins nach dem andern in preußische Hände. Aber hier endeten auch die Erfolge. Furchtbar war vor allem der Kampf um den Holawald, das Gehölz südöstlich vom Dorfe Sadowa; die Division Horn (Thüringer) kann nicht über dessen Südostrand hinausdringen, jenseit dessen die Höhe von Leipa, das Herz der feindlichen Stellung, ansteigt. So wird es Mittag, ohne daß ein wesentlicher Erfolg errungen ist; man kommt nicht vorwärts, und von Süden her, von der Elbarmee, ist noch keine unmittelbare Erleichterung zu erwarten. Deren Spitzen hatten um acht Uhr, nach fünfstündigem Marsch, Nechanitz erreicht, wo die einzige Brücke über die Bistritz

führte; es dauerte lange, bis ausreichende Truppen über diese eine Brücke herüberkamen, und sie fanden genug zu thun, da die Sachsen eine sehr starke Stellung, die Dörfer Ober- und Niederprim und Problus, innehatten, und wiederholte energische Ausfälle gegen die andringenden Feinde machten. Es sind heiße und drangvolle Stunden; am heißesten und drangvollsten für den linken Flügel der ersten Armee, welcher nahe daran ist, in furchtbarem Kampfe mit der Übermacht zu erliegen. Es ist die Division Fransecky, thüringische Regimenter, die, von dem Hauptheere abgezweigt, aufwärts Sadowa über die Bistritz gegangen sind, um von Norden her, über Benatek, Cistowes, Chlum — so folgen sich hier die Dörfer in einer Linie von Norden nach Süden — vorzudringen. Das erste dieser Dörfer, Benatek, wird schon gegen acht Uhr früh genommen oder ohne viel Widerstand besetzt; zwischen diesem und Cistowes liegt, nordöstlich von der Königgrätzer Chaussee, ein Wald, der Swiepwald; hinter Cistowes steigt die Höhe von Chlum an; der Wald mithin lag unter dem Feuer der auf jener Höhe aufgereihten österreichischen Batterieen und war von österreichischen Jägern besetzt. Die Preußen treiben diese Jäger aus dem Walde, sie erreichen seinen südlichen Rand; dreimal stürmen sie gegen das etwas östlich vom Wald gelegene Maslowed, dreimal scheitert der Angriff an der Übermacht, welche sie in das Holz zurückwirft, auf welches alsbald wieder die Geschütze ihr Feuer richten. „Hier sterben wir", hatte den Tapferen ihr Führer zugerufen, und schon sind die Bataillone auf die Hälfte geschmolzen, nachdem sie zwei Stunden in dieser Hölle sich gehalten; um elf Uhr dringen unter Siegesruf und mit schmetternder Musik die Österreicher von Westen her in den Wald, dessen Boden sich mit immer neuen Opfern bedeckt; doch gelingt es den Preußen, den nordöstlichen Teil desselben noch zu behaupten. Zwischen zwölf und eins ist der gefährlichste Augenblick für die Preußen. Der Kampf ist im Zentrum bei Sadowa zum Stehen gekommen; schon hat sich der König entschließen müssen, zu den drei seit dem Morgen im Kampf begriffenen Divisionen die zwei noch in Reserve gehaltenen heranzuziehen; man muß sich mit der Möglichkeit vertraut machen, die Infanterie zurückzuziehen, die, immer wieder vorgehend, immer neue Opfer bringt, ohne doch den Boden gegen den Feind zu gewinnen, der, im wesentlichen noch völlig unerschüttert, seine ganze furchtbare Stellung, Prim, Leipa, Chlum bis zur Trotina, behauptet; 350 Geschütze, hinter denen noch unberührt zwei ganze Armeecorps stehen. Man mußte erwarten, daß Benedek — ein Gedanke, der sich auch dem Laien aufdrängt — seine Übermacht benutze, um einen Angriffsstoß zu führen, der das gelichtete preußische Zentrum vollends zertrümmern und durchbrechen soll; schon beginnt man für den äußersten Fall die Cavallerie der ersten Armee zusammenzuziehen.

Aber die Gefahr war bereits vorüber. Etwa um zwölf Uhr erwarteten, auf dem linken Flügel des Zentrums, die Truppen im Swiepwalde den ent-

scheidenden Angriff, der den Hartmitgenommenen ihren Wald vollends entreißen sollte, Fransecky sah die Vorbereitungen, welche die Österreicher trafen; er sammelte seine Trümmer zu verzweifelter letzter Verteidigung. Aber dieser Angriff unterblieb. Von einem höhergelegenen Punkt der nordöstlichen Waldecke sah man Truppen in geschlossener Linie avancieren: es war preußische Garde. Der Kronprinz war da. Um zwei Uhr brachte General Voigts-Rhetz, der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, von seinem Rekognoscierungsritt zurückkehrend dem König die Nachricht, daß derselbe bereits im Kampfe stehe.

Benedek hatte hier in der entscheidenden Schlacht den Fehler, der ihn bei dem ganzen Feldzuge verfolgte, wiederholt; er hatte den Kronprinzen nicht genügend beachtet. Nach mühselig schwerem Marsch auf durchweichtem Boden, so wie einst Blüchers Preußen am Tage von Waterloo — die Richtung gaben zwei einsame, weithin sichtbare Bäume auf der Höhe von Horenowes, zwischen Ratschitz und Benatek —, war die Armee des Kronprinzen, von fünf Uhr früh an in Bewegung, so weit herangekommen, um in das Gefecht eingreifen zu können. Die erste Gardedivision und das VI. Corps (Mutius) erreichten zuerst das Schlachtfeld. Benedek glaubte mit dem Zentrum fertig werden zu können, ehe der Kronprinz zurstelle sei; um zwölf Uhr setzte ihn ein Telegramm aus Josephstadt in Kenntnis vom Anrücken desselben; er begnügte sich, dem II. Corps auf seinem rechten Flügel, Graf Thun, den Befehl zu schicken, einen „defensiven Haken" gegen diesen neuen Gegner zu bilden.

Daß dieses „der Kronprinz ist da" überall in den preußischen Reihen eine belebende Wirkung hervorrufen mußte, ganz abgesehen von der Erleichterung, welche sein Eingreifen sofort den am härtesten bedrängten Abteilungen brachte, bedarf keiner weitern Darlegung. Den einzelnen Gefechten auf der langen Schlachtlinie kann unsere Darstellung nicht folgen; nur so viel ergiebt sich, daß von rechts und von links, von der Elbarmee und von der zweiten der österreichischen Armee eine Überflügelung drohte. Aber ehe auf diese langsame Weise der Sieg erstritten ward, fiel nachmittags gegen drei Uhr auf unerwartete und in der Kriegsgeschichte selten erhörte Weise die Entscheidung. Während das II. österreichische Corps seine Frontveränderung vornahm, um dem neuen Feinde, der Armee des Kronprinzen, die Spitze zu bieten, entstand eine Lücke in dem Raum zwischen Maslowed, Cistowes und Chlum, dem Schlüsselpunkte der österreichischen Stellung; begünstigt von dem bei dem feuchten Wetter langsam sich verziehenden Pulverdampf vermag es die erste Gardedivision unter General Hiller von Gärtringen, fast hart am linken Flügel jenes österreichischen Corps vorbei, in diesen Raum einzudringen. Während auf Meilen in der Runde alles von Kanonen und Soldaten starrte, drangen sie hier an dieser wichtigsten Stelle, fast ohne Widerstand zu finden,

bis zum Fuße der Höhe von Chlum und den Ostabhang derselben hinauf: ein Teil dringt gleich weiter südwärts gegen das hart an der großen Chaussee, welche das Schlachtfeld durchschneidet, gelegene Rosberitz, und wie durch ein Wunder sind die beiden Dörfer, das Herz der feindlichen Stellung, Chlum und Rosberitz, in preußischen Händen. Man meldet es Benedek, der wenige hundert Schritte vom Dorfe Chlum entfernt auf der Höhe von Leipa mit seinem Stabe hält. Er will es nicht glauben und reitet selbst herzu; die Gewehrschüsse, mit denen sie empfangen werden, lassen keinen Zweifel übrig. Vergebens holt er seine Reserven herbei, und befiehlt die Dörfer um jeden Preis wieder zu nehmen. Die Lage der zwölf Gardebataillone, mitten unter feindlichen Massen, war in der That sehr kritisch und Rosberitz ging auch wirklich wieder verloren, aber der Sturm der Österreicher auf Chlum, nach vier Uhr, mißlang und von Viertelstunde zu Viertelstunde gewann nun der Kampf eine für die Preußen günstigere Gestalt. Um drei Uhr war auch auf dem südwestlichen Ende des Schlachtfeldes das Dorf Problus, trotz des tapfern Widerstandes der Sachsen, im Besitze der Elbarmee, die nun, mit hinreichenden Truppenkräften nach Norden ausgreifend, auch ihrerseits den Truppen des Zentrums Luft macht. Um $4^1/_2$ Uhr ist der Sturm auf die Höhe von Chlum abgeschlagen; ein Granatsplitter tötete den tapfern Führer, General Hiller, in dem Augenblicke, wo er den Sieg gesichert glauben konnte. Um dieselbe Zeit ungefähr stürmte die Avantgarde der zweiten Gardedivision die Anhöhe von Leipa, von welcher aus Benedek die Schlacht geleitet hatte; oben angelangt, sahen diese Truppen, wie von Südwesten her nunmehr die Armee des Prinzen Friedrich Karl, welche des Tages Hitze vornehmlich getragen, auch ihrerseits in allgemeiner Angriffsbewegung vorwärtsdrang, der König selbst an der Spitze. Die Schlacht war für Österreich verloren, Benedek mußte den Rückzug befehlen.

Bereits war dieser Befehl schwierig auszuführen, da die preußischen Truppen schon zu weit vorgedrungen waren, und von rechts und links die Umfassungsbewegung unaufhaltsam vorwärtsging. König Wilhelm setzte sich, während die österreichische Artillerie, rühmlich sich opfernd, das mögliche that, um den Rückzug zu sichern, an die Spitze der Cavallerie seiner ersten Armee. Noch kam es zwischen Langenhof und Stresetiz, Stresetiz und Problus (südwestlich der großen Chaussee) zu einem gewaltigen Reiterkampfe; die Österreicher wurden geworfen und ritten nun ihre eigenen Kolonnen nieder, deren Rückzug bereits mehr und mehr den Charakter der Flucht annahm. Nur die Sachsen vollführten ihren Rückzug in stolzer und guter Haltung und nahmen fast alle ihre Verwundeten mit.

Unsere Erzählung verweilt nicht bei den schrecklichen Scenen des Rückzugs einer tapfern, jetzt in Auflösung begriffenen Armee. Die militärische Kritik hat strengen Tadel darüber ausgesprochen, daß Verfolgung und Aus-

deutung des großen Sieges dem berühmten Worte eines preußischen Generals, „den letzten Hauch von Roß und Mann“ an die Verfolgung zu setzen und so die Ähnlichkeit dieses ruhmreichen Tages mit dem von Waterloo vollständig zu machen, nicht entsprochen habe. Die Truppen aber waren zum größten Teile aufs tiefste erschöpft durch lange Märsche, schweren Kampf; sie hatten während der vorangegangenen Nacht, während des Marsches, während des Kampfes jeder Erfrischung und Verpflegung entbehren müssen; auch die Pferde waren am Ziele ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Der königliche Sieger selbst, ein furchtloser und strenger Soldat, aber dabei ein Mann von weicher Empfindung, soll den Befehl gegeben haben, das furchtbare Feuer gegen die abziehenden Feinde einzustellen; es mag sein, daß der ungeheure Erfolg die Sieger selbst überraschte.

Der groß und kühn angelegte preußische Kriegsplan war vollständig gelungen. Auf dem Schlachtfelde der Entscheidung hatten die drei Armeeen ihre Vereinigung bewirkt. Dort in Böhmen trafen sich die Männer vom deutschen Westen, vom Rhein und Westfalen, mit denen des Ostens und Nordens, mit denen vereint sie auf blutigem Felde die Frucht einer langen und mühsamen Arbeit pflückten, den Schlußstein einer jahrhundertelangen großen Entwickelung einsetzten — die Loslösung Österreichs von der engern politischen Verbindung mit Deutschland bewirkten, welche seither beide in ihrer Kraftentfaltung gehemmt hatte. Auf der Höhe von Chlum begrüßten sich die siegreichen Führer, der Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz; abends 8 Uhr auf dem Schlachtfeld von Problus sahen sich der König und der Kronprinz wieder: der Sohn in jugendkräftigem, blühendem Alter empfing aus der Hand des königlichen Greises das wohlverdiente höchste Ehrenzeichen des preußischen Staates.

Erst am folgenden Tage übersah man die ungeheuren Ergebnisse der Schlacht und die Ausdehnung der Auflösung, welcher das österreichische Heer anheimgefallen war. Sein Gesamtverlust betrug nicht weniger als 44 200 Mann, darunter etwa 20 000 Gefangene; 160 österreichische, 1 sächsisches Geschütz, 5 österreichische Fahnen, — fast alle mit Ehren verloren, da die Artillerie bis zum äußersten aushielt, um den Rückzug des übrigen Heeres zu decken — eine Menge sonstigen Materials, zumteil aufgesammelte Zeichen, wie mehr und mehr der Rückzug in Flucht ausartete. Der preußische Verlust betrug 8794 Mann, 359 Offiziere; unter den Schwerverwundeten, die ihren Wunden erlagen, auch der jugendliche Prinz Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, mit dessen Tode die erlauchte Familie ihren Teil an der allen gleichen Blutsteuerpflicht entrichtete. Man glaubt, daß bei nachdrücklicher Verfolgung das Schreckenswort, mit welchem man in Wien die fürchterliche Niederlage charakterisierte: „Die Nordarmee existiert nicht mehr“, zur Wirklichkeit hätte gemacht werden können. So aber — denn erst am 5. begann das Vorrücken

zur Verfolgung — war der geschlagene Feldherr, dem man das verzweifelte Wort in den Mund legt, daß er alles verloren, nur leider nicht das Leben, doch imstande, die Trümmer der Armee, noch immer ein starkes, wenngleich zum Siege nicht mehr fähiges Heer, in seine frühere Stellung bei Olmütz zu retten, während das Corps Gablenz auf dem nächsten Wege über Brünn nach Wien gerichtet wurde.

Man hätte, wird gesagt, bei sofortiger Verfolgung ohne Hindernis auf Wien marschieren und so, ohne weitern Zwischenfall, Österreich den Frieden diktieren können. So aber habe sich, zu schwerem Schaden, vor allem die politische Lage alsbald in einer verhängnisvollen Weise geändert.

Die Stimmung in Wien, wo man sich, wie in ganz Süddeutschland, in Siegeshoffnung und Selbsttäuschung gewiegt hatte, kann man sich ohne Beschreibung denken. Ein berühmt gewordener Artikel der „Ostdeutschen Post" vom 3. abends gab ihr einen ergreifenden Ausdruck: „Wir zittern es auszusprechen, aber alles deutet darauf hin, daß wir uns auf eine große Trauerbotschaft gefaßt machen müssen. — — Noch in diesem Augenblick wird mit Löwenmut gekämpft, aber — das Wort erstarrt uns unter der Feder — die Schlacht scheint verloren. — — Schwere Stunden brechen über die Monarchie herein; Gott schütze das Vaterland". Die Verzweiflung gab dem Kaiser selbst einen unglücklichen Entschluß ein, welcher das Ende der habsburgischen Herrschaft in Italien wie in Deutschland zu einem sehr wenig ehrenvollen machte. Die Schlacht war nach rühmlichem Kampfe ohne Schädigung der Ehre verloren worden; Österreichs Stellung in Deutschland und Italien wurde es nicht. Zum zweiten male während seiner Regierung rief Kaiser Franz Joseph die Hülfe eines fremden Despoten an; durch ein Telegramm in der Nacht auf den 4. trat er Venetien an den Kaiser der Franzosen ab, und nahm dessen Vermittlung zur Herstellung des Friedens in Anspruch. Die Blindheit beleidigten Stolzes, die Überschlauheit der mittelmäßigen Geister, die sich um das Ruder des lecken Schiffes drängten, gab diesen Schritt ein, mit welchem man den Erbfeind des deutschen Namens zum Bundesgenossen warb und so selbst auch dem Verblendetsten deutlich machte, in wessen Lager die Sache Deutschlands war und in welchem sie nicht war. Der nächste Zweck der Maßregel war, sich wenigstens den einen Gegner, Italien, vom Halse zu schaffen, um die Südarmee zum Schutze der Hauptstadt heranziehen zu können.

In Paris erregte diese Nachricht, wenigstens in der ersten Stunde, einen großen Jubel. Man feierte diese Wendung der Dinge wie einen Hauptsieg, die Stadt illuminierte; ohne den Degen aus der Scheide gezogen zu haben, war Frankreich und sein Kaiser Schiedsrichter in dem größten europäischen Kampfe seit den Tagen des ersten Napoleon geworden. Indes die Dinge nahmen nicht den raschen und nicht den für die Sache Deutschlands gefährlichen Verlauf, welchen dieser Schritt herbeizuführen bestimmt war.

Die beiden Kaiser fanden in dem König von Preußen und seinem ersten Ratgeber Männer, die sich weder einschüchtern noch verblüffen ließen. Zunächst war es ein Waffenstillstand, den Österreich suchte und den schon am Tage nach der Schlacht Freiherr von Gablenz mit fast unglaublicher Dreistigkeit dem Sieger abzuschmeicheln versucht hatte. In diesem Sinne schrieb Napoleon an Victor Emanuel und teilte ihm mit, daß er in gleichem Sinne an den König von Preußen geschrieben habe. Der Versuch, die beiden Mächte zu trennen, scheiterte zunächst an der Ehrenhaftigkeit der italienischen Männer, des Königs und Ricasolis, auch Lamarmoras, so wenig dieser sonst in diesem Krieg und was ihm voranging oder folgte auf irgend welchen Ruhm Anspruch zu erheben hatte. Venetien lag vor ihnen, sie brauchten nicht mehr die Hand darnach auszustrecken, sie konnten es einfach aus französischen Händen empfangen: aber es gab etwas, was mehr wert war als selbst Venetien: das war der gute Name Italiens, und jene Männer wie die ganze Nation fühlten die Schmach, ja die Gefahren eines solchen Geschenks nach einem Kriege, in welchem Preußen gesiegt und Italien bis dahin nur Niederlagen erlitten hatte. Victor Emanuel erklärte deshalb, indem er für die guten Gesinnungen des Kaisers der Franzosen dankte, daß er ohne seine Pflichten gegen Preußen und gegen die nichtvenetianischen Italiener — er meinte Welschtirol — zu verletzen den Waffenstillstand nicht sofort eintreten lassen könne. Ähnlich war die Antwort Preußens. Die Dinge ließen sich nicht in zwei Tagen und nicht mit Telegrammen fertig bringen, die gewonnene Zeit aber nützte man preußischerseits so aus, daß man schlimmstenfalls in der Lage war, auch gegen den unberufenen Vermittler Front zu machen. Die beiden Kaiser hatten es mit einem Manne zu thun, der, das Schwert einmal gezogen, vor keinem äußersten zurückschreckte, und der Schritt, den Franz Joseph gethan, rechtfertigte jedes äußerste. Zu Neisse bildete sich um den bedeutendsten und ehrenhaftesten der ungarischen Flüchtlinge, Klapka, eine ungarische Legion, und während man dem willigen, aber nicht wohlgeführten Italien gegenüber gleichfalls auf nachdrückliche Schritte zur Fortsetzung des Krieges drang, wurde mit Energie die Bewegung gegen Wien wieder aufgenommen. Napoleon erkannte, daß sich mit dem Telegraph keine Friedensunterhandlungen führen ließen, bei denen es sich um den halben Weltteil handelte, und schickte deshalb seinen Berliner Gesandten, Benedetti, nach dem Hauptquartier des Königs von Preußen. Dieser erreichte dasselbe am 14. und erfuhr hier, daß man den Waffenstillstand nur gleichzeitig mit der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zugestehen könne. Für den Frieden nannte Graf Bismarck vorerst nur die eine Hauptbedingung: Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bunde.

Vielleicht begann in Wien schon jetzt eine Ahnung davon zu dämmern, daß die französische Vermittlung überflüssig war, — daß man einen gleich günstigen, vielleicht einen bessern Frieden ohne sie durch unmittelbare Ver-

ständigung mit Preußen hätte erlangen können. Die Notwendigkeit einer Fortsetzung des Krieges ersparte die französische Vermittlung doch nicht. Das erste, was nun hier in Wien geschah, war, daß man dem unglücklichen Oberbefehlshaber, der die Schlacht geleitet und der, man muß es gestehen, die Niederlage freilich nicht allein aber größtenteils verschuldet hatte, das Kommando entzog; die ihm Nächststehenden waren schon am Tage vor der Schlacht ihrer Ämter enthoben worden; den Oberbefehl erhielt Erzherzog Albrecht, soeben Sieger von Custozza, der Sohn des Siegers von Aspern, Erzherzog Karls.

Am 10. richtete der Kaiser ein neues Manifest an seine Völker, in welchem er denselben zu wissen that, daß er den Kaiser der Franzosen um Vermittlung eines Waffenstillstandes mit Italien angegangen, daß derselbe sich auch zur Vermittlung eines Waffenstillstandes mit Preußen und zur Einleitung von Friedensunterhandlungen angeboten und er, Franz Joseph, dies angenommen habe; daß er aber niemals in einen Frieden willigen werde, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung des Reiches erschüttert würden, — welches diese Bedingungen seien, sagte das Manifest nicht, das keinen Eindruck machte. Der neue Oberfeldherr seinerseits sparte die zuversichtlichen Worte nicht: „Mächtiger als je zuvor sammelt sich eine Armee aus kampfgeübten, an Tapferkeit und Ausdauer gleich bewährten Kriegern, die mit dem Bewußtsein einerseits schon errungenen Sieges und andererseits mit dem heißen Verlangen, ein unverdientes Mißgeschick zu rächen, sich nach der Gelegenheit sehnen, dem Übermute des Feindes ein Ende zu machen“; er schickte an Benedek den Befehl, mit den fünf Armeecorps, die dieser bei Olmütz hatte, ungesäumt nach Wien zu marschieren, wohin von Venetien, das man durch Verschenkung an Frankreich entwertet und zugleich als nunmehr französisches Gebiet für die italienische Armee unnahbar gemacht zu haben glaubte, Regiment auf Regiment, so schnell die Eisenbahnzüge fahren konnten, herbeigeholt wurde.

Der gerade Weg von Olmütz nach Wien aber war schon versperrt. Am 16. besetzte die Avantgarde des Prinzen Friedrich Karl Lundenburg, welches zehn Meilen von Wien und eben so viele von Preßburg entfernt ist, und sperrte damit die Linie von Olmütz nach diesen beiden Städten; die Armee Herwarths von Bittenfeld erreichte am gleichen Tage das Städtchen Hollabrunn, welches noch sechs Meilen von Wien entfernt ist, und schob eine Brigade donauaufwärts nach Krems; die zweite Armee operierte gegen Benedek, über dessen Stellung und Absichten eine aufgefangene österreichische Feldpost wertvolle Aufklärungen gab. Bei Tobitschau am rechten Ufer der March kam es zwischen Truppen der zweiten Armee und den diesen Fluß entlang nach Süden marschierenden Österreichern zu einem Gefechte (15. Juli), welches den Beweis lieferte, daß die Haltung der besiegten Truppen noch nicht völlig wiederhergestellt sei — 18 Geschütze gingen und diesmal weniger rühmlich als bei

Königgrätz verloren — und dessen Ausgang Benedek zwang, den Umweg über die kleinen Karpathen zu nehmen, um Preßburg zu erreichen. Am 26. langte er dort an.

Inzwischen aber waren die erste und die Elbarmee, ohne Widerstand zu finden, näher an Wien herangekommen. Die Elbarmee stand bis auf 1½ Meilen von den Wiener Befestigungswerken, den Floridsdorfer Schanzen, und seit dem 20. konnten ihre Vortruppen die erleuchteten Fenster der Hauptstadt sehen. Den preußischen Heeren waren Verstärkungen zugegangen, um die Lücken auszufüllen, welche die Schlachten und neben ihnen ein schlimmerer und unheimlicherer Feind, die Cholera, in ihre Reihen gerissen hatte; es war ein Beweis für die unvergleichliche Organisation des preußischen Staats- und Heerwesens, daß die Armee jetzt, nach so vielen Kämpfen, stärker war als beim Beginn des Krieges. Von der Armee des Kronprinzen stand die Division Fransecky, den äußersten linken Flügel bildend, noch 1½ Tagemärsche von Preßburg; den äußersten rechten Flügel der preußischen Aufstellung bildete die Brigade Etzel von der Elbarmee bei Krems; es stand mithin eine preußische Armee von 240 000 Mann auf dem linken Ufer der Donau, auf dem rechten hatten die Österreicher etwa ebenso viele, da die Lücken von Königgrätz dort durch etwa 45 000 Mann von der Südarmee ergänzt worden waren. Um die Donaulinie schien es also noch einmal zu einem Kampfe, dem unwiderruflich entscheidenden, kommen zu sollen.

Es kam zu diesem Kampfe glücklicherweise nicht mehr. Die Friedensunterhandlungen hatten unterdessen fortgedauert. Die Hoffnungen, welche man österreichischerseits auf die Zession Venedigs gesetzt hatte, verwirklichten sich nicht. Da es weder gelungen war, im ersten Augenblick der Überraschung Italien von Preußen zu trennen, noch diese letztere Macht einzuschüchtern, so war Napoleon bald mit seiner Weisheit zuende und sein Gesandter spielte eine ziemlich überflüssige Rolle. In den Krieg aber thatsächlich einzutreten trug er gerechtes Bedenken; es war nicht anders, der richtige Augenblick war verpaßt, Preußen verfügte nach der Schlacht bei Königgrätz noch über 664 000 Mann — so erklärte Moltke, der es wissen mußte, kurze Zeit später —, und er selbst war nicht gerüstet; als er seinen Kriegsminister fragte, ob nötigenfalls ein Okkupationsheer von 50 000 Mann für Venetien verfügbar sei, mußte dieser verneinen. Preußen aber war in diesem Augenblicke nicht nur in Österreich siegreich, sondern auch bereits Herr über Deutschland, und was Italien betraf, so hätte dieses Land beinahe eine Ausdehnung des Krieges wünschen müssen, in welchem es Venetien nicht als Gnadengeschenk, sondern als Siegespreis hätte erlangen können. Und nicht Venetien allein; im Bunde mit Preußen war dann noch etwas anderes zu gewinnen, was ihm Napoleon nicht geben konnte: die Lösung der römischen Frage im Sinne des nationalen Verlangens. Hiezu sollte es aber erst später kommen.

Die Friedensschlüsse (mit Österreich zu Prag, mit den deutschen Staaten zu Berlin, dann zwischen Österreich und Italien, welchem Venetien in den Schoß fiel) beendigten den merkwürdigen, so folgenschweren Krieg. Österreich zahlte eine mäßige Kriegskostenentschädigung, schied aus dem politischen Verbande mit Deutschland aus, übertrug seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen und erkannte die neue Gestaltung Deutschlands an. Schleswig-Holstein, Nassau, Hannover, Kurhessen, Hessen-Homburg und Frankfurt wurden mit Preußen vereinigt; auf Grund des preußischen Bundesreformprojekts entstand der „Norddeutsche Bund", dem auch Hessen-Darmstadt für den nördlich vom Main gelegenen Teil des Großherzogtums beitrat: das Ideal der fridericianischen Politik war damit erreicht, und der Schwerpunkt der europäischen Politik rückte immer entschiedener von der Seine östlich gegen die Mitte des Weltteils hin. Die Südstaaten blieben unabhängig, sollten oder durften eine besondere Verbindung unter einander beschließen, und diese, wenn sie zustande komme, durfte sich wiederum mit dem Norddeutschen Bunde irgendwie einigen; sie blieben im Zollverein, zunächst auf sechsmonatliche Kündigung. Das war alles, was Napoleon zur Aufrechthaltung der Mainlinie zu erreichen vermochte —, zu geschweigen seiner übrigen Wünsche; denn als am 6. August sein Botschafter, Benedetti, nach verschiedenen anderen vorhergegangenen Versuchen bei Bismarck eingetreten war und die Forderung gestellt hatte, Mainz mit entsprechendem Gebiet an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen, hatte dieser kurz geantwortet: „Gut, dann ist Krieg". Bald genug sollte die französische Nationaleitelkeit noch empfindlicher verletzt werden, als es ruchbar ward, daß es auch mit der Mainlinie nichts sei, daß ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis auf Garantierung des gegenseitigen Besitzes zwischen Preußen einerseits, Bayern, Württemberg und Baden andererseits abgeschlossen worden sei.

22. Die Schlacht bei Sedan*).

(Im Jahre 1870.)

Seit 1859 war der Stern des dritten Napoleon in langsamem Niedergange begriffen. Ohne sein Programm „Italien frei bis zur Adria“ verwirklicht zu haben, war er nach Paris zurückgekehrt, wähnend, daß er seine Stellung durch Kriegsruhm und Landerwerb wesentlich verstärkt habe. Doch nur für den Augenblick. Denn zunächst hatte er das Mißtrauen gegen sich in ganz Europa erheblich verstärkt; dann wagte er aus Rücksicht auf die italienische Nationalpartei nicht sich der Zertrümmerung des Kirchenstaats zu widersetzen, mußte aber aus Rücksicht auf den Papst und die mächtige klerikale Partei in Frankreich die Hauptstadt Rom, nach welcher die italienische Nation verlangte, gegen deren Drängen schützen; endlich sah er sich auf Zugeständnisse an die wiedererstarkende liberale Seite angewiesen, da sich der Klerus von ihm abwandte. Nun war ihm aber auch eine versuchte Einmischung zugunsten der polnischen Revolution gegen Rußland mißlungen (1863), ebenso die Anregung eines europäischen Kongresses: die Idee scheiterte an der Ablehnung Englands. Napoleon rächte sich, indem er in der schleswig-holsteinischen Sache eine der deutschen Nationalstimmung günstige Haltung einnahm; er gesellte sich aber dem Tadel Englands gegen die Gasteiner Konvention bei und wartete bei den in der deutschen Frage sich bildenden Verwicklungen seine Zeit ab. Mittlerweile hatte er eine neue Niederlage durch das Mißlingen der mexicanischen Expedition erlitten. Im J. 1861 hatten nämlich England, Frankreich und Spanien eine gemeinsame Expedition beschlossen, um die Republik Mexico, in welcher, wie in allen Ländern des ehemaligen spanischen Amerikas, anar-

*) C. Bulle, „Gesch. der neuesten Zeit“.

chische Zustände herrschten, zur Befriedigung ihrer Staatsangehörigen zu zwingen. Als dies im wesentlichen erreicht war, zogen die Engländer und Spanier wieder heim, die Franzosen aber blieben, um eine dauernde „Regeneration“ Mexicos herbeizuführen; siegreich zogen sie in die Hauptstadt ein und ließen durch eine Notabelnversammlung eine Erbmonarchie beschließen. Für diese chimärische Krone gewann Napoleon den Erzherzog Maximilian von Österreich, der auf einige Zeit unter französischem Schutze und mit französischem Gelde sich hielt. Allein die Regierung der Vereinigten Staaten erklärte, keine neue Monarchie unter den Auspizien irgend welcher europäischen Macht auf amerikanischem Boden dulden zu wollen, und drängte die Franzosen zum Abzug. Der zurückbleibende Kaiser wurde durch den siegreichen Präsidenten Juarez erschossen.

Alle diese Mißerfolge wirkten auf Napoleons Stellung im Innern zurück. Im Gesetzgebenden Körper machte sich Thiers unbequem, der die Herstellung des konstitutionellen Regiments forderte, und dem schroffen Vertreter des „persönlichen Regiments“ Rouher gegenüber bildete sich eine Mittelpartei unter Emil Ollivier mit dem Programm „Frankreich, treu anhänglich an die Dynastie, welche ihm die Ordnung gewährleistet, hängt nicht minder der Freiheit an“. Vielleicht, daß sich bei der Lösung der unaufhaltsam sich entwickelnden deutschen Frage irgend etwas im trüben fischen ließ, um aus all den Klemmen herauszukommen! Längst im geheimen bemüht, eine „Grenzrektifikation“ nach dem Rheine zu mit Preußen gegen Österreich oder mit Österreich gegen Preußen zu gewinnen, nahm Napoleon dem nahenden Kriege gegenüber eine zuwartende Haltung an, bei welcher er am meisten zu gewinnen hoffte. Nun aber zeigte sich, daß er sich völlig verrechnet hatte: Königgrätz war eine große Enttäuschung. Noch mehr: neben Königgrätz verblaßten Magenta und Solferino; ein Ministermund sprach von „patriotischen Beklemmungen“, allerwärts erscholl der Tollhausruf nach Rache für Sadowa. Die von Österreich nachgesuchte Friedensvermittlung war bei der festen Haltung und großen militärischen Stellung Preußens mehr scheinbar als wirklich gewesen; die naiven Forderungen einer „Kompensation“ für die preußischen Erwerbungen war bereits am 6. August in der bekannten Weise abgewiesen worden. Um wenigstens etwas vorzuzeigen, zettelte Napoleon mit dem geldbedürftigen König von Holland eine Intrigue an, um das seit Auflösung des Deutschen Bundes in der Luft schwebende Luxemburg (sechsundvierzig Quadratmeilen mit 200 000 Einwohnern) zu kaufen. Noch lag preußische Besatzung in der wichtigen Festung, und Preußen weigerte sich, einer Abtretung an Frankreich zuzustimmen. Im Frühling 1867 stand man dem Kriege näher als dem Frieden. Die Vermittlung Europas trat dazwischen: Luxemburg wurde für neutral erklärt, blieb aber im Zollverein, Preußen verzichtete auf das Besatzungsrecht, die Festungswerke sollten geschleift werden.

Napoleons Prestige war durchaus erschüttert: Frankreichs Nationaleitelkeit verfluchte den noch vor wenigen Jahren vergötterten Kaiser, der nun wohl oder übel, aber unter gelegentlichen Friedensbeteuerungen daran ging, die Reorganisation des französischen Heerwesens für einen Zusammenstoß mit dem neuen Deutschland zu beschleunigen. Nebenbei liebäugelte er mit Österreich, dessen Rachedurst durch Beusts Berufung an die Spitze der Geschäfte und durch den überhasteten ‚Ausgleich‘ mit den Magyaren sich kennzeichnete, denen ihre Mitnationen erbarmungslos geopfert wurden. Eile that allerdings not, denn Frankreichs Opposition in Kammer und Land gegen Napoleon nahm beständig zu, ja bei den Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper im Mai 1869 unterlag die seitherige Majorität; Napoleon konnte nicht umhin, den Führer der Mittelpartei Ollivier an die Spitze des Ministeriums zu stellen, das in die Bahn einer konstitutionellen Regierungsweise einlenken solle; die betreffenden Verfassungsänderungen wurden dem Senat sogar vorgelegt. Allein der Kaiser, von seinem seitherigen Vertrauten Rouher beraten, verlangte nun deren Sanktionierung durch ein Plebiszit, wofür sich Ollivier gewinnen ließ, und diese allgemeine Volksabstimmung gestaltete sich zu einer eben so großen wie gemachten Demonstration für seine Person und das „persönliche Regime“. Wenn überhaupt, so schien jetzt der Zeitpunkt günstig, das gallische Rachegeschrei für Sadowa durch einen siegreichen Krieg gegen Preußen zu beschwichtigen, wozu aus leicht begreiflichen Gründen auch die durch die Kaiserin mächtige Jesuitenpartei drängte, welche in kurzem ihren Sieg über den gesunden Menschenverstand und über die echte Religiosität durch die Proklamierung des Unfehlbarkeitsdogmas u. dergl. dokumentieren sollte. Gelang es, dieses Preußen, dieses werdende Deutschland zu zerschlagen, so war nicht nur der gallische Rachedurst gesättigt, die Dynastie gesichert und zu keinen freiheitlichen Zugeständnissen mehr genötigt, sondern auch die schließliche Herrschaft der „Kirche“ über all das dumme Zeug moderner Kultur, das sich an den Staat der Intelligenz und an das Volk der Denker lehnte, ad majorem Dei gloriam ermöglicht. Und ein je blödsinnigerer casus belli irgendwoher hervorgezerrt wurde, d. h. je sicherer das mit allen denkbaren, aber auch nur denkbaren Möglichkeiten rechnende Preußen überrumpelt werden konnte, desto angenehmer dieser nichtswürdigen cäsaro-papistischen Gesellschaft dort an der Seine, wo die klassischen Beispiele eines Ludwigs XIV. cynische Anbeter und Nachahmer fanden. Noch am 30. Juni 1870 mußte Ollivier im Gesetzgebenden Körper und vor der in tiefster Ruhe liegenden Welt erklären, daß der europäische Friede niemals gesicherter gewesen als in diesem Augenblick!

In Spanien war wieder einmal eine Revolution gewesen: 1868 war der Thron umgestürzt worden. Bald genug besann man sich eines bessern und gedachte ihn wieder aufzurichten. Endlich hatte man einen in jeder

Beziehung geeignet erscheinenden Thronkandidaten in dem Prinzen Leopold von Hohenzollern gefunden. Schon am 17. November 1869 hatte Drouyn de l'Huys den Kaiser brieflich auf diese Kandidatur aufmerksam gemacht. Sah Napoleon in diesem Plane eine Gefahr für Frankreich, so bedurfte es nur einer nachdrücklichen Erklärung seines Gesandten in Madrid, und die spanische Regierung verzichtete auf die Durchführung: wie gehorsam sie den Winken des Kaisers Folge leistete, war bekannt genug. In der That aber ließ sich kein triftiger Grund absehen, weshalb der Tuilerienhof sich gegen einen Prinzen sträuben sollte, der durch seine Mutter ein Abkömmling der Beauharnais und durch seinen Vater (einen Sohn der Prinzessin Murat) auch mit dem einstmaligen Könige von Neapel, dem Schwager des ersten Napoleon, verwandt war, während der Stammbaum, der ihn mit dem preußischen Königshause verband, bis in das 13. Jahrhundert zurückreichte. Aber freilich trug er den Namen der Hohenzollern, und diese Thatsache beeinflußte das französische Publikum jedenfalls leichter als die genealogischen Belehrungen, mittels deren man es hätte aufklären können. Dazu kam noch, daß die Pariser Presse seit zwei Jahren unermüdlich ihren Lesern gepredigt hatte: die ganze spanische Revolution von 1868 sei durch Bismarck angestiftet worden; bisher hieß es, er habe dem Kaiser dadurch eine treue Bundesgenossin entreißen wollen; jetzt lag es auf der Hand, daß seine Absicht dabei noch weit schlimmer gewesen war, daß er es von vorn herein darauf angelegt hatte, Spanien zu einer preußischen Provinz zu machen. So eignete sich der Vorfall trefflich dazu, um die öffentliche Meinung aufzuregen, und der Kaiser hatte doch immer noch die Wahl, entweder den Rücktritt des Prinzen von der preußischen Regierung (welche doch diese Kandidatur gar nichts anging) zu fordern und so einen Triumph über diese zu feiern, oder durch verletzendes Auftreten einen Bruch mit ihr herbeizuführen und den zehnmal in Aussicht genommenen Krieg nun wirklich zu beginnen. Gegen diesen Krieg war nur eine verschwindende Opposition, aber bloß aus Besorgnis vor einer Niederlage oder gar vor einer Kräftigung des Bonapartismus infolge eines großen Sieges.

Die Nachricht, daß der Prinz angenommen habe und daß seine Wahl unmittelbar an die Öffentlichkeit treten werde, traf in Paris beim auswärtigen Amte am 3. Juli 1870 ein. Gramont setzte sich sofort mit der Presse in Verbindung und am nächsten Morgen brachte der „Constitutionnel“ die Mitteilung des Ereignisses und gab seinem Staunen darüber Ausdruck, daß einem preußischen Prinzen das Scepter Karls V. anvertraut werden solle. Eine Reihe anderer Blätter begleitete die Nachricht mit ähnlichen Bemerkungen, die sich am folgenden Tage verschärften und in heftige Ausfälle gegen die Bismarcksche Politik umwandelten. Der Spektakel in Paris war in gewünschter Weise fertig. Jetzt ging man rasch einen Schritt weiter:

schon am 6. Juli verlas Gramont im Gesetzgebenden Körper als Antwort auf eine diesbezügliche Interpellation unter tumultuarischer Zustimmung der Mehrheit ein Aktenstück vor, dessen drohendste Stellen von Napoleon persönlich herrührten: Frankreich sei nicht verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht das Gleichgewicht Europas störe und, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, die Interessen und die Ehre Frankreichs in Gefahr bringe; die Regierung hoffe allerdings, daß die Weisheit des deutschen, die Freundschaft des spanischen Volkes es dazu nicht werde kommen lassen; sollte das aber doch der Fall sein, so werde sie, stark durch die Unterstützung der Nation, ihre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen. Das ging doch noch über die berüchtigte Neujahrsrede von 1859. In Deutschland aber betrachtete man mit größter Verwunderung die leidenschaftliche Aufgeregtheit, die in die Franzosen gefahren war, und begriff entfernt nicht, wie die Wahl eines deutschen Privatmannes auf den spanischen Königsthron den Vorwand zu einem Kriege geben könne. Während die Sprache der Pariser Zeitungen von Tag zu Tage heftiger wurde, während die „Liberté“ verlangte, daß man die Preußen mit Kolbenstößen über den Rhein treibe, während der Moniteur die „Frage erweitern“ wollte und die Räumung von Mainz, die Aufhebung der Bündnisse mit den Südstaaten, die Abtretung Nord-Schleswigs forderte, begnügte sich die deutsche Presse einmütig mit kurzen, ruhigen, wennauch deutlichen Abfertigungen, und Cassagnac klagte in seinem „Pays“: Unser Kriegsgeschrei bleibt ohne Antwort, die Echos des Rheins sind stumm: hätte Preußen mit uns gesprochen, wie wir mit ihm, wir wären längst schon unterwegs. Auch in den leitenden Kreisen Deutschlands betrachtete man die Verwicklung noch nicht als unheilbar. Erst allmählich erwog die deutsche Ehrlichkeit, daß man es hier ohne Zweifel mit einer Brut Ludwigs XIV. zu thun habe. Schon am 7. begannen die Rüstungen in den französischen Seehäfen und am 9. traf Benedetti in Ems ein und forderte namens des Kaisers von Wilhelm, er solle dem Prinzen verbieten, die spanische Krone anzunehmen. Wilhelm antwortete wiederholt, er habe bei der Sache nichts zu verbieten und zu erlauben. Am 12. trat der Prinz zurück. Nun hieß es in Paris, das sei Nebensache; worauf es ankomme, das sei die Beschwichtigung der öffentlichen Meinung in Frankreich, und die könne nur durch einen Entschuldigungsbrief Wilhelms an Napoleon erzielt werden, worin der Held von Sadowa versichere, er habe der Würde der französischen Nation nicht zu nahe treten wollen. Es folgten die bekannten Scenen in Ems am 13. Juli: die königliche Zurückweisung der frechen Zudringlichkeiten Benedettis: alle weiteren Verhandlungen hätten von nun an durch die Ministerien zu gehen.

Die französische Regierung stürzte sich frohlockend auf diese „Beleidigung“, die dem französischen Botschafter widerfahren sei. Das deutsche Volk jubelte laut auf, als es die Kunde vernahm, wie Wilhelm dem gallischen Übermute

ein Ende gemacht. Mit zitternder Erregung las man an den Straßenecken das Zeitungstelegramm aus Ems mit den Schlußworten: Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe! Da war kein Zweifel möglich, was diese Worte bedeuteten. Dem Botschafter, der die eigenste Person des Kaisers Napoleon vertrat, war die Thüre gewiesen worden; die jedes Maß überschreitende Frechheit, eine Frechheit, wie sie der erste Napoleon sich kaum in den Zeiten seines größten Übermuts erlaubt, hatte die gebührende, die einzig mögliche Antwort gefunden; geschäftig malte sich die Fantasie den Vorgang in den grellsten Farben aus; es war, als ob jedem einzelnen eine persönliche Genugthuung geworden wäre, als ob ein lange verhaltener persönlicher Groll sich in einem Zornesausbruch Luft gemacht und die Brust von dem lastenden Alpdruck befreit hätte. Über die aktenmäßige Darstellung des Herganges, wie die preußische Regierung sie bald veröffentlichte, trug die mythenbildende Kraft des Volksgeistes schnell den Sieg davon, und kaum waren die ersten Siege erfochten, so daß der Humor inmitten des ernsten Kriegsgetümmels sein Recht fordern konnte, da schilderte das Lied vom König Wilhelm, der ganz heiter zu Ems saß und nicht weiter an die Händel dieser Welt dachte, die Scene, wie das Volk sie sich ausmalte: „Da sieht unser Wilhelm Rexe sich das klägliche Gewächse mit den Königsaugen an; sagte gar nichts weiter, sundern wandte sich, so daß bewundern jener seinen Rücken kann". Für den Augenblick freilich war von einer scherzhaften Auffassung auch nicht von ferne die Rede; ein stolzer Ernst durchzuckte das ganze deutsche Volk; man fühlte, daß der Krieg jetzt unvermeidlich sei; und man wußte, daß es ein furchtbarer, blutiger Kampf sein werde. Aber wie groß auch die Opfer sein mochten, die er fordern konnte, die Nation hätte sich selbst für nichtswürdig halten müssen, wäre sie jetzt nicht bereit gewesen, ihr alles an ihre Ehre zu setzen. Und sie that es nicht zweifelnd oder zagend, auch nicht tollkühn oder siegestrunken, sondern mit männlichem Ernst, mit heiliger Entschlossenheit, gefaßt auf die Möglichkeit schwerer Schläge, doch durchdrungen von der felsenfesten Gewißheit endlichen Sieges. Unmöglich, so rief Treitschke seinen Zuhörern zu, daß ein tapferes und sittliches Volk wie das unsre im Kampf für sein Recht und seine Unabhängigkeit unterliegen könne; unmöglich, so erscholl es von allen Seiten, daß diesen gewissenlosen Schürern des Kriegsbrandes, diesen gewerbsmäßigen Hetzern und Unruhstiftern, diesem aus Meineid hervorgegangenen, in ewiger Lüge fortwuchernden Kaisertume der Sieg beschieden sein könnte. Man fühlte das Wehen der göttlichen Allmacht in der Geschichte, und erhoben, gekräftigt, veredelt durch die Ahnung, daß hier nicht Menschenwitz, daß hier eine höhere Fügung zur Wirklichkeit werde, trat das deutsche Volk in die schicksalsschweren Tage ein.

Jetzt erbrauste wirklich ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum freien deutschen Rhein! In Nord und Süd, vom Rhein bis zur Memel, in hunderttausendfachem Widerhall erklang das Gelübde: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein. Es erklang im Süden des Main so gut wie im Norden, zwischen den Felsen des bayrischen Hochgebirges wie in den Dünen der Nord- und Ostsee; die Zwistigkeiten und bitteren Gefühle, die kaum eben noch die einzelnen deutschen Stämme gegen einander aufgeregt hatten, die kaum eben noch in der bayrischen Kammer in grimmigen Worten zutagegetreten waren, sie wurden erstickt und erdrückt von der hinreißenden Macht patriotischer Begeisterung, die auch gar manchen Widerwilligen in kurzer Frist eingeschüchtert, gebeugt, überwältigt hatte.

Am 15. Juli verließ Wilhelm Ems, um nach Berlin zurückzukehren: ein endloser Triumphzug. Am selben Tage unterbreitete Ollivier dem Gesetzgebenden Körper seine verlogenen Darstellungen; mit rasendem Beifall wurde die Erklärung der Regierung begrüßt und die Dringlichkeit der Kreditforderungen der Regierung (zum Zwecke der Mobilisation) wie im Sturme bewilligt. Derselbe rasende Beifall in ganz Paris, in ganz Frankreich: den Napoleonstag werde man in Berlin feiern, die französischen Grenzpfähle an den Rhein verschieben; die verzweifelten preußischen Landwehrmänner, weinend und jammernd, müßten von den Gensdarmen in die Eisenbahnwaggons hineingezwungen werden; in Berlin seien binnen einer Woche über 200 Personen aus purer Angst am — Durchfall gestorben, und dergl.! Selbst auf Bündnisse rechnete man. Der österreichische Kanzler, Herr von Beust, hing mit seinen besten Wünschen an der französischen Sache. Wohl mußte er den teutonischen Wallungen der Deutsch-Österreicher wenigstens so weit Rechnung tragen, daß er zum Schein wie alle übrigen Mächte die strengste Neutralität verkündete. Insgeheim aber versicherte er dem Pariser Kabinett am 20. Juli, daß diese Neutralität nur den Zweck habe zur Vervollständigung der Rüstungen Zeit zu gewinnen und den Eintritt in den Krieg so lange hinauszuschieben, bis die schlechte Jahreszeit das mit Preußen befreundete Rußland an der Zusammenziehung seiner Truppen verhindere. Getreu den Verpflichtungen, welche die beiden Souveräne im Jahre 1869 brieflich ausgetauscht, betrachte Franz Joseph die Sache Frankreichs als seine eigene und werde innerhalb der Grenzen der Möglichkeit zu deren Siege beitragen. Es war sicher, daß auch ein italienisches Bündnis mit Frankreich ohne die überraschend schnellen Siege der deutschen Waffen nicht ausbleiben konnte. Selbst auf Süddeutschland glaubte man an der Seine sich Hoffnungen machen zu dürfen, wenigstens auf dessen Neutralität. Aber schon war dieses Süddeutschland dank der hochherzigen Entschlossenheit des bayrischen Königs mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit dem Nordbunde zurseite gesprungen und

in den Stand gesetzt, in den militärischen Vorbereitungen gleichen Schritt mit ihm zu halten: die Entscheidung in München war im Gegensatz zum Willen der bayrischen „Patrioten“ an demselben 19. Juli erfolgt, an dem in Berlin der Reichstag vom Könige eröffnet und die Kriegserklärung von dem französischen Geschäftsträger übergeben wurde. Die Thronrede, die Wilhelm mittags um zwölf Uhr verlas, konnte die feierliche Ankündigung des Krieges noch nicht erwähnen, da diese erst eine Stunde später überreicht wurde; er empfing sie, als er von dem Grabe seiner Mutter, deren Todestag der 19. Juli war, zurückkehrte; gegen 1/23 Uhr machte Bismarck dem Reichstage Anzeige davon, und stürmisches Hochrufen und Händeklatschen begrüßte den ernsten Augenblick. In wenigen Sitzungen stimmte der norddeutsche Reichstag allen Vorlagen der Regierung bei. Schon seit mehreren Tagen war die furchtbare Maschinerie der norddeutschen Heeresorganisation in vollster Thätigkeit.

So lange die beiden Heere noch im Anmarsch waren, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr auf die diplomatischen Vorgänge, als die Zeitungen nur spärliche militärische Meldungen bringen konnten. Doch erfuhr man genug, um das gänzlich verschiedene Verfahren, das hüben und drüben in der Ansammlung der Truppen befolgt wurde, zu erkennen. Auf deutscher Seite lag der Mobilmachung ein Plan zugrunde, den General Moltke im Winter auf 1869 ausgearbeitet hatte, und der auf Tag und Stunde die Ausrüstung und Bewegung jedes einzelnen Truppenteiles ordnete. Er ging davon aus, daß von den dreizehn norddeutschen Armeecorps zunächst drei und ein halbes, das preußische, pommersche, schlesische und das halbe schleswig-holsteinsche, zurückbleiben mußten, während die übrigen in der Heimat binnen acht Tagen mobil gemacht werden sollten, um dann auf den sechs vorhandenen Eisenbahnlinien nach einem Fahrplan, der jedes Geleise und jede Stunde auf das sorgfältigste ausnutzte, an die Grenze geworfen zu werden. Diese Fahrpläne und Marschordnungen, aus denen jeder Truppenteil die Zeit seines Aufbruchs und Eintreffens genau ersah, lagen fertig da, und wurden in der Nacht zum 16., sobald der König die Mobilmachung befohlen, den Befehlshabern zugeschickt. Am zehnten Tage mußten danach die ersten Abteilungen unweit der französischen Grenze anlangen, am dreizehnten zwei Armeecorps versammelt sein, am achtzehnten 300 000 Mann zur Verfügung stehen und endlich am zwanzigsten (den 4. August) auch alle Trains sich eingefunden haben. Auch die Gliederung der Armeecorps zu drei großen Armeeen war zum voraus bestimmt. Die beiden Corps, welche zuerst an der Grenze eintreffen sollten, das rheinische (VIII., von Goeben) und westfälische (VII., von Zastrow), wurden als erste Armee unter den Befehl des Generals von Steinmetz (Chef des Generalstabes: von Sperling) gestellt; sie hatten als rechter Flügel sich längs der Saar bis Saarlouis zu versammeln und wurden am 5. August

durch das preußische Corps (I., von Manteuffel) auf etwa 85 000 Mann gebracht. Östlich an diese erste Armee sollte sich die zweite unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl (Generalstabschef: von Stiehle) schließen. Als Frontlinie war derselben der obere Saarlauf von Saarlouis über Saarbrücken bis gegen Saargemünd angewiesen. Diese Armee bestand aus der Garde (Prinz August von Württemberg), den Brandenburgern (III., Generallieutenant von Alvensleben), den Thüringern (IV., General von Alvensleben), den Hannoveranern (X., Voigts-Rhetz); ferner, doch zunächst als Reserve, dem halben schleswig-holsteinschen Corps, das durch die großherzoglich hessische Division zu voller Corpsstärke ergänzt war (IX., Manstein), und dem königlich sächsischen Corps (XII., Kronprinz Albert von Sachsen); dazu kamen später noch die Pommern (II., Fransecky), so daß diese Armee insgesamt aus sieben Corps bestand, die eine Stärke von mindestens 220 000 Mann darstellten. Der dritten Armee, die den linken Flügel der Gesamtaufstellung bildete, und die in erster Linie für den Schutz Süddeutschlands zu sorgen hatte, war der Kronprinz (Generalstabschef von Blumenthal) zum Oberbefehlshaber gegeben; er sammelte seine Truppen zu beiden Seiten des Rheins um Landau und Karlsruhe; sie bestanden aus den Posenern (V., Kirchbach) und Hessen-Nassauern (XI., Bose), den zwei bayrischen Corps (erstes, von der Tann, zweites, von Hartmann), den Württembergern (Obernitz) und Badensern (Beyer), die zu einem Corps unter Werders Führung vereinigt wurden, zusammen fünf Corps, zu denen als sechstes weiterhin die Schlesier (VI., Tümpling) stießen, so daß die Gesamtstärke nicht viel unter 200 000 Mann blieb. Außer diesen drei Armeeen standen zur Verteidigung der Küsten, für welche der Generalgouverneur Vogel von Falckenstein in Hannover zu sorgen hatte, die eine zurückgebliebene schleswig-holsteinsche Division (von Schimmelmann), die Gardelandwehr (von Loën), die erste und zweite Landwehrdivision (Tresckow und Selchow) und erhebliche Ersatz- und Besatzungstruppen, zusammen über 90 000 Mann, zur Verfügung: den Oberbefehl über sie erhielt der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Die Flotte war zum größten Teil (19 Schiffe mit 93 Geschützen) in der Nordsee, wo Viceadmiral Jachmann den Oberbefehl führte, während das Ostseegeschwader (11 Schiffe mit 91 Geschützen) der Contreadmiral Heldt kommandierte; 4 Schiffe mit 75 Kanonen waren auf auswärtigen Stationen; sechs andere (und überdies die Segelschiffe) konnten aus Mangel an Mannschaften oder wegen nötiger Reparaturen nicht in Dienst gestellt werden. Von den in Wilhelmshafen liegenden Schiffen waren überdies die beiden größten, der König Wilhelm und Friedrich Karl, durch Beschädigung des Cylinders oder der Schraube ihrer vollen Schnelligkeit beraubt; doch wäre auch ohne diesen Umstand bei der großen Überlegenheit der französischen Flotte eine defensive Haltung geboten gewesen. Der Aufbau von Strandbatterieen, das Versenken von Fahrzeugen, das Auslegen von Torpedos diente

dazu, den feindlichen Geschwadern das Einlaufen in die Flußmündungen und Häfen zu verleiden; die Leuchtfeuer und Seezeichen waren gleich am ersten Tage der Mobilmachung eingezogen worden.

Alle Vorbereitungen wurden auf deutscher Seite mit der größten Sicherheit und ohne jede Verzögerung, so wie sie geplant waren, auch ausgeführt; nur ließ man aus Rücksicht auf die Nähe der französischen Streitkräfte die Versammlung der Armeeen in größerer Entfernung von der Grenze vor sich gehen, als an und für sich nötig gewesen wäre. Am 2. August traf der König mit dem Großen Hauptquartier in Mainz ein, und der Einbruch in Frankreich konnte nun jeden Tag beginnen.

Ganz anders war die Versammlung der Truppen auf französischer Seite bewerkstelligt. Der Gedanke, der den Kaiser Napoleon bei seinen Anordnungen leitete, war der: möglichst schnell eine beträchtliche Truppenmasse bereit zu haben und dieselbe nach Süddeutschland hineinzuwerfen, um dieses zum Abfall von Preußen zu zwingen und womöglich auch Österreichs und Italiens Eintritt in den Krieg dadurch zu beschleunigen. Die natürlichen Mittelpunkte für die Ansammlung der Truppen waren bei der Lage der Eisenbahnen Metz und Straßburg; dort gedachte der Kaiser 150 000, hier 100 000 Mann zu vereinigen und dann beide Massen bei Maxau über den Rhein zu führen; im Lager von Châlons sollte überdies eine Reserve von 50 000 Mann bereit stehen und die Flotte eine Landungsarmee von 30 000 Mann zur Unterstützung der Dänen an die norddeutsche Küste werfen. Alle diese Pläne scheiterten an der mangelhaften Ausrüstung der französischen Truppen und dem entsetzlichen Wirrwarr, in dem sie an die Grenze kamen. Die einzelnen Regimenter, die zu einem Corps vereinigt werden sollten, machten in Ermangelung eines festen Plans weite Irrfahrten auf der Bahn, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten; wenn sie dort ankamen, standen sie noch auf Friedensfuß, und erwarteten ihre Reserven, ihre Trains, ihre Vorräte tagelang vergebens, so daß sie gänzlich außer stande waren vorzurücken. Als der Kaiser, der seine Gemahlin zur Regentin eingesetzt hatte und selbst den Oberbefehl übernahm, am 28. Juli in Metz eintraf, fand er dort etwa 130 000, um Straßburg nicht einmal 50 000 Mann versammelt; diesen allen fehlte es an Pferden, an Verpflegungskolonnen, an Ärzten und Verwaltungsbeamten; einmal über das andre telegraphierten die Corpsintendanten an das Ministerium, ihnen Feldbacköfen und Wägeinstrumente, Zwieback und Hafer, Zucker und Heu, Krankenwagen oder Lagerzelte zu schicken; kein einziges Corps war in voller Stärke, kein einziges in wirklich feldtüchtigem Zustande. Mit der Flotte sah es ähnlich aus; nur acht Schiffe fuhren am 24. Juli unter dem Kommando Bouet-Villaumez' von Cherbourg aus; die Kaiserin selbst begleitete sie in See; aber keine Landungsarmee war an Bord und die Ausrüstung so mangelhaft, daß an größere Unternehmungen gar nicht gedacht

werden konnte. Nicht besser stand es mit dem etwa gleich starken Geschwader des Admirals Fourichon, das vierzehn Tage später auslief und in der Nordsee kreuzte, während Bouet in die Ostsee geschickt war. Abgesehen von der Blokade, die sie aufrecht hielten, und der Wegnahme einzelner Handelsschiffe fügte keine der beiden Flotten Deutschland irgend welchen Schaden zu.

Von den acht Corps der Landarmee war das II., Frossard, das aus dem Lager von Châlons kam, noch am besten zur Aufnahme der Feindseligkeiten gerüstet; es traf am 18. Juli in St. Avold, drei bis vier Meilen südlich von Saarlouis, eben so weit südwestlich von Saarbrücken, ein, und schob sich in den nächsten Tagen gegen letztere Stadt auf Forbach vor. Es hatte sich gegenüber in Saarbrücken nur ein hohenzollernsches Bataillon und einige Schwadronen Ulanen unter dem Befehl des Oberstlieutenants Pestel; aber selbst diese geringe Macht anzugreifen wagte man nicht, und so kam es nur zu zahlreichen kleinen Scharmützeln. Mittlerweile war das III. Corps, Bazaine, in St. Avold eingetroffen, das V., Failly, rechts davon bei Saargemünd versammelt, und das IV., Ladmirault, auf dem äußersten linken Flügel gegenüber Saarlouis eingerückt. Napoleon stellte alle vier Corps, etwas über 100 000 Mann, unter Bazaines Befehl und verlangte, daß er am 31. Juli gegen Saarbrücken vorgehen solle; aber der Marschall sowohl wie die anderen Corpsführer erklärten, das sei bei der mangelhaften Ausrüstung unmöglich. Von der wirklichen Stärke der Preußen hatte man keine Ahnung, da die Cavallerie ihre Pflicht, Aufklärung darüber zu verschaffen, arg vernachlässigte, während deutscherseits kühne Streifritte, wie der des Grafen Zeppelin, die wünschenswerte Kenntnis über die Stellung des Feindes gewährten. Um die Ungeduld der Pariser zu beschwichtigen, bestand Napoleon endlich am 2. August darauf, daß Frossard eine gewaltsame Rekognoscierung gegen Saarbrücken ausführte. Pestel nahm den Kampf mutig an, natürlich mit dem Entschluß sich im richtigen Augenblicke zurückzuziehen; Napoleon erschien persönlich auf dem Schlachtfelde, mit ihm sein Sohn, der hier die Feuertaufe erhalten sollte und angeblich selbst die erste Mitrailleuse auf die Preußen abschoß. Nach mehrstündigem Feuergefecht zog Pestel sich nordwärts auf eine andere Abteilung zurück, die Steinmetz ihm zum Rückhalt geschickt hatte. Der Verlust betrug auf beiden Seiten einige achtzig Mann; das ganze Gefecht ging nicht über die Bedeutung eines Scharmützels hinaus. Die Pariser Blätter aber erhoben einen lauten Jubelruf über diesen ersten Sieg, die Eroberung von Saarbrücken; die Chassepots und die Mitrailleusen wurden bis in den Himmel erhoben und einzelne Zeitungen verstiegen sich zu der Prophezeiung, daß mit diesem 2. August eine neue Geschichtsperiode begonnen habe.

Über Saarbrücken vorzudringen versuchten die Franzosen nicht; Frossard ließ von den Spicherer Höhen südlich von Saarbrücken einige Granaten in

die Stadt schießen, schickte um 6 Uhr eine Patrouille hinein und besuchte sie selbst erst am andern Tage. Über die Stärke und Stellung der Preußen war man so klug wie vorher. In der That standen diese mit der ersten wie mit der zweiten Armee noch einige Tagemärsche von der Grenze entfernt und hatten nur kleinere Abteilungen gegen Saarbrücken und Saarlouis vorgeschoben; erst am 3. August erging aus dem Hauptquartier der Befehl, daß beide Armeeen sich so weit nähern sollten, um bei einer Schlacht zusammenwirken zu können; eine allgemeine Offensive sei beabsichtigt und die dritte Armee werde schon folgenden Tags in Frankreich einmarschieren.

Diese hatte sich gegenüber nur eine Division des I. französischen Corps Mac Mahon, die unter dem Befehl des Generals Abel Douay Weißenburg und den dahinter liegenden Geisberg besetzt hielt; der Kronprinz war also in der Lage mit großer Übermacht vorgehen zu können. Gegen 1/29 Uhr am 4. August eröffnete nördlich von Weißenburg die bayrische Division Bothmer den Angriff; weiter östlich, die Lauter abwärts, stand das Eintreffen der Posener und Hessen-Nassauer zu erwarten, die nach Überschreiten des Flusses sich westwärts gegen Weißenburg und die südlich nach Hagenau führende Straße wandten, um die Rückzugslinie Douays abzuschneiden. Da die Artillerie aber auf den durchweichten Wegen nur langsam vorrückte, so waren die Angriffe auf die mit Wall und Graben umgebene Stadt lange vergebens; erst gegen 12 Uhr gelang es von Südwesten her den Bahnhof, anderthalb Stunden später den Ort selbst zu erstürmen und 500 Mann in demselben gefangen zu nehmen. Noch blutiger war der Kampf um den südöstlich gelegenen Geisberg, auf dessen Gipfel das von fünfzehn Fuß hohen Mauern umgebene Schloß aller Infanterieangriffe spottete; erst als gegen 2 Uhr einige Batterieen auffuhren, ergab sich die 200 Mann starke Besatzung, während die Hauptmasse des Feindes, die ihren Führer Douay durch eine Explosion verloren hatte, längst auf dem Rückzug begriffen war. Die Höhe seines Verlustes betrug mit Einschluß von 1000 unverwundeten Gefangenen etwa 2200 Mann; den Deutschen kostete der Kampf über 1500 Tote und Verwundete; auch General Kirchbach war leicht verletzt. Aber wie blutig der Tag auch gewesen, es war ein glänzender Sieg, den man erfochten; das erste Treffen auf französischem Boden hatte mit der Flucht des Feindes geendet. Helle Begeisterung herrschte unter den Bayern und Preußen, die hier zum ersten male vereint die Bluttaufe empfangen, und aus dem Heere verpflanzte sich der Jubel in die Heimat und befreite die Seelen von der bangen Erwartung, mit der sie dem ersten wirklichen Kampfe entgegengesehen. Doch wurde ihnen nicht lange Zeit gelassen, sich diesen ersten Eindrücken hinzugeben. Schon der zweite Tag, der 6. August, brachte neue und größere Siegeskunde.

Die geschlagene französische Division hatte sich geführt von General Pellé südwestlich auf Mac Mahons Corps zurückgezogen. Der Zustand

derselben war keineswegs dazu angethan, eine große Schlacht zu schlagen; allerdings verstärkte sich der kommandierende General durch eine Division des VII. Corps, Felix Douay, die einzige, welche von diesem Corps bis dahin im Elsaß eingetroffen war; auch unterstellte ihm der Kaiser das V., Failly, das von Forbach-Saargemünd längs der bayrischen Grenze bis Bitsch vorgeschoben war, um die Verbindung zwischen der Mosel- und der Rheinarmee herzustellen. Allein die Gesamtheit dieser Truppen war doch immer noch schwächer als die kronprinzliche Armee und schon dadurch auf die Verteidigung angewiesen; Failly konnte überdies frühestens am 7. mit seinem ganzen Corps herankommen, und ohne ihn verfügte Mac Mahon nur über 45 000 Mann. Er bezog deshalb am 5. August eine Defensivstellung bei Wörth, einem Flecken südwestlich von Weißenburg, am Sauerbach gelegen, der hier von Nord nach Süden durch eine Hügellandschaft fließt und eine vortreffliche Deckung in der Front bildete. Hier fanden ihn am 5. die preußischen Schwadronen, welche zur Aufklärung der Gegend vom Kronprinzen ausgeschickt waren, und ihre Meldung bewirkte den Befehl, daß am nächsten Tage die bisher nach Süden gekehrte Front der dritten Armee nach Westen gerichtet und eine Zusammenziehung nach dem rechten Flügel, den die Bayern unter Hartmann bildeten, vollführt werden solle; der Angriff wurde erst für den 7. August in Aussicht genommen. Doch schon in aller Frühe am 6. kam es bei Wörth und südlich davon zu Scharmützeln, und auch die bayrische Vorhut auf dem äußersten rechten Flügel überschritt die Sauer und bemächtigte sich des Terrains zwischen dieser und dem bei Wörth in sie mündenden Sulzbach, drang dann auch über diesen vor und setzte sich in der linken Flanke des Feindes bei Neuwiller fest. Auf höhern Befehl mußte sie diese Stellung allerdings gegen 11 Uhr wieder räumen und bis an den Sulzbach zurückgehn; doch kaum war diese Bewegung ausgeführt, so kam vom General Kirchbach die dringende Aufforderung, wieder vorzurücken. Dieser hatte nämlich nach einem halbstündigen Geschützkampfe um 10 Uhr bei Wörth die Sauer überschritten und lag nun in schwerem Kampfe mit den Franzosen, welche die Dörfer Fröschwiller (gerade westlich über Wörth) und Elsaßhausen (südlich von Fröschwiller) besetzt hielten und die steilen Abhänge nach der Sauer zu aus ihren Schützengräben in den Hopfenpflanzungen erfolgreich verteidigten. Alles Anstürmen der tapferen Posener war vergebens, und doch hätte ihr Rückgang auf das westliche Sauerufer den Franzosen unzweifelhaft das Recht gegeben, sich eines Sieges zu rühmen, zumal auch die Hessen, unter Bose, die gegen 9 Uhr südlich von Wörth bei Gunstett den Bach überschritten hatten, mit schweren Verlusten zurückgeworfen waren. Unter diesen Umständen faßte Kirchbach den verantwortungsvollen Entschluß, trotz der gegenteiligen Befehle des Kronprinzen den Kampf fortzusetzen und Hartmann wie Bose aufzufordern, ihn zu unterstützen. Beide versprachen, ihn nicht im stiche zu lassen; außerdem rückte zwischen

Kirchbach und Hartmann das erste bayrische Corps unter von der Tann, hinter Bose die württembergische Division, von Werder geführt, heran; auch der Kronprinz eilte auf die Meldung von diesen Vorgängen herbei und übernahm um 1 Uhr den Oberbefehl. Aber ehe die Hülfe von den Flügeln kommen konnte, hatten die Posener noch schwere Stunden zu überstehen; sie gewannen allerdings an Boden auf den Abhängen, aber nur in geringem Umfang und mit furchtbaren Verlusten. General Bose war mit den Hessen schon um 12 Uhr wieder über die Sauer vorgegangen, hatte das Dorf Morsbronn genommen und dann seine Front nordwestlich gegen Elsaßhausen und den davor liegenden Niederwald gerichtet; einen furchtbaren Angriff der französischen Cavalleriebrigade Michel wies er gegen 1 Uhr siegreich zurück, fast die ganze feindliche Schar ging dabei zugrunde; aber es wurde 1/2 3 Uhr, ehe er des Waldes Herr wurde und Elsaßhausen nahm, das dann gegen einen nochmaligen Vorstoß des Feindes und gegen einen zweiten großen Cavallerieangriff der Division Bonnemains verteidigt werden mußte. Dann erst konnten die Hessen unmittelbar gegen Fröschwiller anrücken und wurden dabei von den Württembergern unterstützt, die um 3 Uhr in Elsaßhausen eintrafen. Fast um dieselbe Zeit gelang es den Bayern, die schon seit 1 Uhr wieder im Kampfe standen, den Höhenrand nördlich von Fröschwiller zu nehmen, sofort drangen auch sie gegen diesen Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung vor und waren die ersten, die ihn erreichten. Nicht minder stürmten jetzt die Posener vorwärts und so vereinigten sich Teile aller fünf Corps in der Eroberung des Dorfes, das die Franzosen nach heißem Kampfe Haus um Haus gegen 1/2 5 in wilder Flucht verließen; ihr tapferer Widerstand war zu lange fortgesetzt, als daß ein geordneter Rückzug möglich gewesen wäre. Neuntausend Gefangene, 33 Geschütze, ein Adler, vier Turcofahnen bezeugten die Größe des Sieges, der freilich auch den Deutschen über 10 000 Mann — mehr als Königgrätz — gekostet hatte. Die Verfolgung begann sofort nach der Schlacht von den beiden Flügeln aus, vornehmlich durch württembergische und bayrische Cavallerie; sie richtete sich über Reichshoffen, das gerade westlich von Fröschwiller liegt, längs der Bitscher Bahn nach Niederbronn, wo es spät abends noch zu einem Reitergefechte kam. Andern Tages nahmen auch preußische Cavalleriedivisionen daran teil, und zwar in doppelter Richtung von Niederbronn aus: nordwestlich auf Bitsch, wo man keinen Feind mehr traf, da Failly noch abends am 6. seinen Rückzug auf Lützelstein und Saarburg angetreten hatte, und südwestlich auf Zabern, welchen Weg Mac Mahon in der That eingeschlagen hatte. Doch war der Vorsprung, den er gewonnen, und der Vorteil, daß er die Vogesen überschritten, zu groß, als daß die Verfolger ihn noch hätten erreichen können.

Aber nicht bei Wörth allein war am 6. August gekämpft und gesiegt worden; derselbe Tag, der die Niederlage Mac Mahons gesehen, hatte bei

Saarbrücken die Zersprengung des Corps Frossard herbeigeführt. Auch auf diesem Kriegsschauplatze beabsichtigte die deutsche Heeresleitung am 6. August noch keine Schlacht, doch war der bisher untersagte Übergang über die Saar am Nachmittage des 5. vom Großen Hauptquartier aus erlaubt worden. Infolgedessen rückten die Westfalen und Rheinländer von der ersten Armee, die Brandenburger von der zweiten auf Saarbrücken und die benachbarten Flußübergänge vor, und General Kameke entschloß sich, mit der Düsseldorfer Division den Feind, der im Abzuge zu sein und die Spicherer Höhen nur schwach besetzt zu haben schien, von denselben zu vertreiben. Er rückte auf der Straße nach Forbach, welche von Norden kommend jene Höhen bei ihrem nördlichsten felsigen Vorsprung, dem Roten Berge, erreicht und sich dann in südwestlicher Richtung an ihrem Abhange hinzieht, vor und griff gegen Mittag rechts und links von derselben an. Zur Linken galt es die zumteil senkrecht aufsteigenden Abhänge, vor allem den genannten Roten Berg und den südöstlich daranstoßenden Gifertswald zu nehmen; zur Rechten mußte man sich des Stiringer Waldes, zwischen der Straße und dem Damm der Forbacher Eisenbahn, sodann aber auch der Zollhäuser an der Grenze und endlich des Dorfes Stiring bemächtigen. War letzteres gelungen, so konnte man ostwärts durch den Spicherer Wald die Höhen bequemer erklimmen und den Roten Berg von hinten fassen. Der erste Angriff richtete sich jedoch sogleich direkt gegen diese Felsenbastion und den Gifertswald. Mit großen Opfern gelang es einigen Compagnieen, sich in dem letztern festzusetzen; die steilen Felsen des Roten Berges spotteten jedoch stundenlang aller Angriffe, und als es bald nach 3 Uhr dem tapfern General François, der dabei von fünf Kugeln durchbohrt den Tod fand, gelang, die Höhe des Plateaurandes zu erreichen, zwang fast gleichzeitig ein Angriff der verstärkten Franzosen zur Räumung des Gifertswaldes. Auch in der Stiringer Niederung war es nicht möglich, erhebliche Fortschritte zu machen, so daß die Lage Kamekes zwischen 3 und 4 Uhr äußerst bedenklich wurde. Gerade jetzt aber trafen, von dem Kanonendonner zur höchsten Eile getrieben, rheinische und brandenburgische Regimenter auf dem Schlachtfelde ein; Goeben, der die ersteren führte, übernahm nunmehr die Leitung der Schlacht, die aber schon eine Stunde darauf an Zastrow als den ältern General, und gegen 7 Uhr an Steinmetz überging, also viermal wechselte. Nach dem Eintreffen der ersten Verstärkungen wurde der Angriff überall wieder aufgenommen, und sowie ein Bataillon oder eine Batterie ankam wurde sie ins Feuer geführt. Gleichwohl blieb der Feind dank seinen vortrefflichen Stellungen und seiner Übermacht fast unerschüttert, bis gegen 6 Uhr in der Niederung die Einnahme der Zollhäuser, auf der Höhe die des Gifertswaldes gelang. Um diese Zeit glaubte Goeben dem Könige bereits ein Siegestelegramm schicken zu können; allein ein allgemeiner Vorstoß der Franzosen bedrohte gleich darauf wieder die Stellung an der Stiringer Straße

und andrerseits scheiterten alle Versuche, Reiterei auf die Höhe des Plateaus zu bringen. Eine volle Stunde hindurch nahm so die Schlacht wieder einen bedenklichen Charakter an, da gelang es durch neue Verstärkungen von der Straße aus in den Spicherer Wald vorzudringen und so die Franzosen zur Räumung der Höhen zu nötigen. Den Rückzug des Feindes westlich zu behindern waren die erschöpften deutschen Truppen nicht mehr imstande; sie warfen ihn in der Dämmerung noch aus Stiring hinaus und schoben ihre Vorposten gegen Forbach vor; auch traf die westfälische Division Glümer, die mehrere Meilen westlich von Saarbrücken bei Völklingen die Saar überschritten hatte, mit ihren Spitzen noch abends bei Forbach ein und stand für den nächsten Tag bereit, falls die Franzosen, die ja aus geringer Entfernung bedeutende Truppenmassen heranziehen konnten, den Kampf erneuern sollten. Der Verlust der Deutschen, 4800 Mann, war nicht viel geringer als der des Feindes, der mit Einschluß von 1500 Gefangenen reichlich 5500 Mann betrug. Von ungeheurer Bedeutung aber war die moralische Tragweite des Sieges. Bei Weißenburg und Wörth hatten die Deutschen eine unzweifelhafte Übermacht, durch welche die Gunst der feindlichen Defensivstellungen ausgeglichen wurde; hier bei Spichern dagegen hatte eine kleinere Anzahl die größere aus den glänzendsten Positionen hinausgeworfen: die Überlegenheit des deutschen Heeres war auf das unzweideutigste kund geworden, und so gewaltig war der Eindruck im französischen Hauptquartier, auf das gleichzeitig noch die Kunde von Wörth einstürmte, daß sofort der Rückzug gegen Metz, ja im ersten Schrecken, am 7. August, gar über Metz hinaus nach Châlons beschlossen wurde, und die deutschen Truppen in den nächsten Tagen kaum noch Fühlung mit dem eiligst abziehenden Feinde gewinnen konnten.

In ganz Deutschland aber erhob sich über den herrlichen Doppelsieg ein unendlicher Jubel. Freudenfeuer und Böllerschüsse, Siegesgesänge und festliche Aufzüge waren an der Tagesordnung; während ein paar Tage früher, am 4. August, die ungenügenden Zeichnungen auf die Bundesanleihe (statt der ausgeschriebenen 100 Millionen liefen nur etwa 68 ein) noch das Vorhandensein ängstlicher Berechnungen wenigstens in den Kreisen der hohen Finanz verraten hatten, schwand nach Weißenburg, Wörth und Spichern die letzte Besorgnis vor einem feindlichen Einfall. Schon fing man an von der Möglichkeit eines baldigen Friedens zu sprechen. Die Schlachten von Skalitz und Trautenau waren geschlagen: in wenigen Tagen mußte Königgrätz folgen. Dann stürzte der napoleonische Thron unrettbar zusammen, und die Männer der Opposition, die sich ja dem Kriege widersetzt hatten, kamen ans Ruder. Die Haltlosigkeit des Bonapartismus war schon jetzt unverkennbar. Nicht bloß im Lager von Châlons beim Corps Canrobert gab es tumultuarische Auftritte, sondern in der Hauptstadt selbst gährte der Abfall. Falsche Siegesnachrichten hatten die Pariser am 5. August in eine wahre Raserei von Jubel versetzt: Mac Mahon

und Bazaine sollten die dritte Armee völlig erdrückt, den Kronprinzen mit 250 000 Mann gefangengenommen, Landau erobert haben. Von der Börse verbreitete sich das Gerücht bis in die Gerichtssäle, wo die Verhandlungen unterbrochen, die Depesche von dem Präsidenten verlesen, von Richtern und Advokaten und Publikum einmütig der Jubelruf angestimmt wurde. Als dann die Erkenntnis sich verbreitete, daß alles nur ein Börsenschwindel sei, brach die Wut darüber nicht minder heftig los, und Ollivier konnte sich von den Massen, die ihn im eigenen Hause bedrängten, kaum durch das Versprechen befreien, daß künftig alle einlaufenden Telegramme ausnahmslos veröffentlicht werden sollten. Noch ahnte niemand, daß der Minister damit die unverweilte Bekanntmachung der schwersten Unglücksposten verhieß. Als dieselben in der Nacht zum 7. eintrafen, mußte man die bedenklichsten Scenen erwarten. In der ersten Morgenfrühe eilte die Regentin von St. Cloud in die Tuilerien und versammelte den Ministerrat: eine Proklamation ward veröffentlicht, die zum Vertrauen, zur Ruhe, zur Ordnung ermahnte; wer diese störe, der konspiriere mit dem Feinde. Eine Depesche des Kaisers versicherte, daß der Rückzug sich in voller Ordnung vollziehe, daß noch alles gut werden könne. Zwei Dekrete beriefen die Kammern, die am 22. Juli auseinandergegangen waren, auf den 11. August wieder ein und verhängten über Paris zur Sicherung der militärischen Vorbereitungen den Belagerungszustand. Alles das besänftigte nicht, es steigerte nur die Erregung. Die oppositionellen Blätter verlangten die allgemeine Bewaffnung, die Entfernung aller regelmäßigen Truppen an die Grenze, die Erhebung des General Trochu, der sich 1867 durch ein Schriftchen über die Heeresreform bei den Liberalen sehr in Gunst gesetzt hatte, oder Changarniers zum Ministerpräsidenten. Unter den Pariser Abgeordneten ward der Plan erwogen, sich selbst zum Verteidigungsausschuß zu konstituieren; auch andere Gruppen von Volksvertretern vereinigten sich und wollten den 11. nicht abwarten. Ein neues Dekret der Kaiserin kam ihnen am 8. entgegen und berief die Kammern schon auf den 9. Auf den Boulevards gab es ernstliche Zusammenrottungen; Mißhandlungen einzelner Personen, Zerstörung von Läden, eine allgemeine Spionenjägerei dauerten von einem Tage zum andern fort. Als der Gesetzgebende Körper am 9. um 1 Uhr zusammentrat, umlagerten Tausende das Sitzungsgebäude. Unter furchtbarem Tumulte gab Ollivier kurzen Bericht von der Sachlage: keine unsrer Festungen, rief er aus, ist in Feindeshand, unsere Vorräte sind unangetastet, Paris setzt sich in Verteidigung, die Mobilgarde tritt zusammen, wir können 450 000 Mann ausrüsten, mit Einschluß der Nationalgarde verfügen wir über zwei Millionen Streiter! Aber niemand wollte ihn hören, die Opposition nicht, weil sie durch Favres Mund den Rücktritt der Regierung forderte, die Bonapartisten nicht, weil sie zuverlässigere Männer an der Spitze haben wollten. Ein offenes Mißtrauensvotum ward freilich abgelehnt, aber nur, um

auf Duvernois' Antrag den Beschluß zu fassen: die Kammer sei entschlossen ein Kabinett zu unterstützen, das fähig sei, die Nationalverteidigung zu organisieren. Vergebens erklärte Ollivier vorher, er werde im Fall der Annahme seine Entlassung einreichen: der Antrag ward angenommen und die Kaiserin genehmigte sofort den Rücktritt des ganzen Kabinetts und übertrug die Neubildung dem 73jährigen Grafen Palikao.

Die Männer, welche sich der Besieger der Chinesen zu Amtsgenossen erwählte, waren zumteil als Heißsporne des Bonapartismus übel berufen, so Jérôme David und Clément Duvernois, zumteil durch langjährige Dienste an den Kaiser gekettet, wie Magne oder Grandperret. Von den Oppositionsblättern höhnisch als das Kabinett der letzten Stunde begrüßt, erwiesen sie sich jedenfalls kräftiger und mutvoller gegen die feindlichen Stürme in der Kammer als ihre Vorgänger; sie wagten auch dem Kaiser rücksichtslos die Forderungen zu stellen, deren Erfüllung sie für unerläßlich hielten, und entwickelten nach allen Richtungen hin eine rege Thätigkeit. In der Wahl der Mittel waren sie dabei völlig ohne Skrupel. Das Verlangen der Opposition nach Mitteilung aller Nachrichten wiesen sie zurück und speisten die Neugier und die patriotische Ungeduld mit den dürftigsten Brocken und mit den unerhörtesten Fälschungen ab; über die 60 000 Deutsche, die in Frankreich lebten, verhängten sie sofort die Ausweisung, und rechtfertigten sie als eine Repressalie für die Mißhandlungen, denen die Franzosen in Deutschland ausgesetzt seien. Dem Kaiser ließen sie so lange keine Ruhe, bis er sich am 12. August entschloß, Leboeuf als Generalstabschef abzusetzen, den Oberbefehl über das Heer an Bazaine abzutreten und dadurch auf alle Macht zu verzichten; denn auch nach Paris sollte er nicht zurückkehren, sondern die Kaiserin in ihrer Würde als Regentin belassen. Für die Verteidigung der Hauptstadt sorgten sie mit großem Eifer, verhinderten die Ernennung eines Ausschusses, den die Kammer zu diesem Zweck einsetzen wollte, und bildeten statt dessen selbst einen, in dem Thiers, Talhouet, Daru u. a. Platz fanden; der Verproviantierung nahm sich besonders Duvernois mit allem Ernste an und leistete darin vorzügliches. Das kühne Drängen der Republikaner auf Absetzung des Kaisers wußten sie wenigstens in den öffentlichen Sitzungen zum Verstummen zu bringen, und in den geheimen Beratungen, die daneben stattfanden, war es unschädlich; bei einer neuen Niederlage war das Kaisertum ja doch verloren; es galt nur, es wenigstens für den Fall des Sieges möglich zu erhalten. Pöbelunruhen, die in der Vorstadt Belleville ausbrachen, wurden mit Energie erstickt, für die Versammlung und Ausrüstung neuer Truppenteile das möglichste gethan, alle unverheirateten Bürger vom 25.—30. Lebensjahre zur Linie eingezogen, die Waffenübungen der Mobilgarde emsig gefördert. Es war eine fieberhafte und im allgemeinen nicht ungeschickte Thätigkeit, die sie entwickelten, und die Vorwürfe der Lässigkeit und Unfähigkeit, mit denen die Gramont

und Leboeuf gerechterweise überhäuft wurden, konnten gegen sie billigerweise nicht gerichtet werden.

Aber freilich kamen alle diese Anstrengungen jetzt viel zu spät und wurden obendrein durch die Fehler der Heeresleitung vollends unfruchtbar gemacht. Das französische Hauptquartier schwankte nach dem Doppelschlage am 6. August ratlos von einem Entschluß zum andern. Daß an der Saar ein neuer Kampf nicht mehr versucht werden solle, stand sogleich fest; ob man aber am rechten Moselufer standhalten, ob man auf Metz gestützt hinter diesem Flusse Widerstand leisten, ob man auf die Maas bei Verdun oder auf Châlons an der Marne oder gar ganz bis Paris zurückweichen solle, das waren Fragen, die heute so und morgen so entschieden wurden. Am meisten litt darunter de Faillys Corps, das in zwecklosen Kreuz- und Quermärschen auf Nancy, Langres, Toul, Paris, Chaumont dirigiert wurde, um dann endlich am 21. August im Lager von Châlons einzutreffen. Mac Mahon war zwei Tage früher dort angelangt, Felix Douay kam von Belfort einen Tag später; neugebildet war inzwischen ein Corps, das Trochu befehligen sollte, das aber Lebrun übernahm, als jener an die Spitze der Verteidigung von Paris berufen wurde. Diese vier Corps wurden nun unter den Oberbefehl Mac Mahons gestellt, der sein eigenes Corps dem General Ducrot übertrug. Canrobert, der Anfang August noch in Châlons gestanden, war dagegen nach Metz gerufen, wo außerdem die Corps Bazaine, Ladmirault, Frossard und die Garde versammelt waren; Bazaines Kommando übernahm, als dieser vom Kaiser zum Generalissimus ernannt wurde, Decaen.

Die deutschen Armeeen setzten während dessen ihren Vormarsch gegen die Mosel in der Weise fort, daß der rechte Flügel (Steinmetz) sich nur langsam vorwärts bewegte, das Zentrum (Friedrich Karl) in stärkeren Märschen, am schnellsten aber der linke Flügel (der Kronprinz), der den weitesten Weg zurückzulegen hatte. Ernsthaften Widerstand fand keine der drei Armeeen, doch hatte der Kronprinz auf seinem Wege verschiedene kleine Festungen zu nehmen oder einzuschließen. So ließen die Bayern von Hartmanns Corps eine Abteilung zur Beobachtung von Bitsch zurück und nahmen Marsal; die Württemberger zwangen Lichtenberg, die Posener Lützelstein zur Ergebung; die Schlesier unter Tümpling zernierten Pfalzburg und Werder mit der badischen Division wurde vor Straßburg zurückgelassen. Die Hauptmasse des Heeres, fünf Corps und die württembergische Division, hatte am 12. August den Durchzug durch die Vogesenpässe vollendet, und rückte nun auf die Linie Nancy-Luneville vor; weit voraus streiften die Reiterscharen, besonders die Ulanen, und erfüllten durch ihre Kühnheit die Bevölkerung mit unheimlichem Grausen. Übrigens wurde die strengste Mannszucht gehalten und das Versprechen des Königs, der am 11. von Saarbrücken aus den französischen Boden betrat und dem friedlichen Bürger vollen Schutz verhieß, bei allen Truppenteilen zur Wahrheit gemacht.

Sobald der Kronprinz die Vogesen im Rücken hatte, wurden vom Großen Hauptquartier die Anweisungen zum gemeinsamen Vormarsch aller drei Heere erteilt. Man mußte erwarten, daß es an der französischen Nied, hinter der die vier feindlichen Corps bereit standen, zur Schlacht kommen werde. Allein Napoleon gab die gut vorbereitete Stellung auf und zog seine Streitkräfte auf und über die Mosel hinüber. Von großem Einflusse darauf mochte der Umstand sein, daß Friedrich Karl die Übergänge südlich von Metz, besonders Pont-à-Mousson, unbesetzt gefunden und sofort begonnen hatte, den Fluß zu überschreiten; dadurch ward der Rückzug nach Verdun bedroht, und es schien deshalb geraten, denselben schleunigst anzutreten und so dem Feinde zuvorzukommen. Deutscherseits erwartete man auch jetzt noch, daß die Franzosen auf dem rechten Moselufer durch einen Vorstoß nach Süden den Übergang der zweiten Armee stören würden, und für diesen Fall hatte Steinmetz die Weisung, anzugreifen; einen eiligen Rückzug, wie ihn Bazaine antrat, hatte man aber nicht vorausgesetzt und deshalb war im allgemeinen der Befehl erteilt, sich am 14. ruhig zu verhalten. Als jedoch von 11 Uhr morgens ab die Vorposten immer bestimmter meldeten, daß die Franzosen über den Fluß zurückgingen, entschloß sich von der Goltz, sie mit der Vorhut des westfälischen Corps daran zu hindern, und griff nachmittags gegen 4 Uhr an. Unmittelbar bei Metz mündet, von Osten kommend, ein Bach in die Mosel, der von zwei Quellbächen, einem von St. Barbe in südwestlicher und einem von Colombey in nordwestlicher Richtung fließenden, gebildet wird. Alle drei Wasserläufe durchschneiden in tiefen Schluchten eine Hochfläche, die nach dem zwischen Colombey und Metz liegenden Dorfe Borny genannt wird. Goltz rückte nun auf Colombey los und entriß das Dorf und den jenseitigen Uferrand den Franzosen; aber seine Lage wurde sehr bedrohlich, als die Feinde darauf den Abmarsch einstellten und sich mit großer Übermacht gegen ihn wandten. Selbst als zur Rechten Manteuffel gegen Noisseville und Nouilly am Bach von St. Barbe vorrückte, und links nach und nach das ganze westfälische Corps ins Gefecht eintrat, blieb der Kampf noch ein ungleicher, und nur sehr allmählich gelang es gegen Borny hin Boden zu gewinnen; erst als von Süden, durch den Kanonendonner gelockt, die schleswig-holsteinsche Division Wrangel von der zweiten Armee anrückte, wichen die Franzosen bei einbrechender Dunkelheit unter den Schutz der Forts Queuleu und St. Julien zurück. Eben so heiß wie hier war inzwischen von den Spitzen des preußischen Corps bei Nouilly gekämpft und etwa gleichzeitig auch hier der Feind zum Rückzug gezwungen. Die Deutschen behaupteten das Schlachtfeld und die Westfalen biwuakierten auch auf demselben, während die Ostpreußen, bei denen Steinmetz persönlich gegen 8 Uhr eingetroffen war, nur Vorposten zurückließen und dann in ihre früheren Stellungen zurückkehrten. Der blutige Nachmittag hatte den Deutschen gegen 5000, den Franzosen 3600 Tote und Verwundete gekostet,

unter den letzteren Decaen, der einige Tage später starb und durch Leboeuf ersetzt wurde; Bazaine hatte eine Quetschung erhalten. Da eine Verfolgung des Sieges für die Deutschen wegen der Nähe der Forts unmöglich war, und Borny von dem Feinde erst während der Nacht aus freien Stücken geräumt wurde, so glaubten die Franzosen sich den Sieg zuschreiben zu dürfen und Napoleon selbst beglückwünschte Bazaine dazu, daß er den Zauber gebrochen habe. Im preußischen Hauptquartier sah man die Sache natürlich anders an: der Erfolg, den man errungen, lag nicht in dem eroberten Terrain, sondern in der gewonnenen Zeit: der Abmarsch des französischen Heeres war um kostbare Stunden verzögert, und es galt nun jenseit der Mosel die Früchte des 14. August zu ernten.

Daß man den Feind noch in der Nähe von Metz erreichen werde, ließ sich freilich nicht annehmen; Moltke rechnete aber darauf, ihn durch den schleunigen Vormarsch der zweiten Armee beim Übergang über die Maas zu ereilen. Die Hauptmasse derselben schlug also diesen Weg ein, nur die Brandenburger und Hannoveraner mit zwei Cavalleriedivisionen wurden angewiesen, nordwärts gegen die Straße Metz-Verdun vorzubrechen. Auf dieser liegen westlich von Metz in etwa gleichen Abständen von einander die Dörfer Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars-la-Tour. Wider die Annahme der deutschen Heeresleitung waren die französischen Truppen selbst mit ihren Spitzen am Morgen des 16. noch nicht über das letztgenannte Dorf hinausgekommen; der größte Teil war sogar noch zwischen Gravelotte und Metz; von Gravelotte an nach Rezonville und Vionville standen die Corps Frossard und Canrobert, ihnen zunächst Bourbaki mit der Garde; der linke Flügel, Leboeuf und Ladmirault, sollte gar bis Nachmittag noch in den Lagern bei Metz bleiben. Ein kleiner Truppenteil brach in aller Frühe auf einer nordwestlich nach Verdun führenden Straße, die sich bei Gravelotte von der Hauptroute abzweigt, auf, um den Kaiser Napoleon fortzugeleiten, der die Nacht zum 16. in Gravelotte zugebracht hatte. Bazaines Hauptsorge war, daß die Preußen sich zwischen ihn und Metz schieben möchten. Als daher am Morgen des 16. die beiden Cavalleriedivisionen, die eine von Süden her über Gorze gegen Rezonville, die andre von Südwesten über Tronville auf Vionville, rekognoscierend vorgingen und die französische Reiterei, auf die sie trafen, zurückwarfen, als gegen zehn Uhr die beiden Divisionen des brandenburgischen Corps ihnen folgten und den Kampf aufnahmen, da verwandte er gegen sie nur das Corps Frossard und einen Teil von Canroberts Truppen; den Rest derselben und die Garde behielt er um Rezonville und Gravelotte, um einen etwaigen Angriff aus den Wäldern südlich dieser beiden Dörfer abzuwehren. Dadurch wurde den Brandenburgern ihre Aufgabe etwas erleichtert, wenngleich sie auch so gegen schwere Übermacht zu kämpfen hatten.

Gegen 1/2 12 gelang es ihnen Vionville, das sie von drei Seiten umfaßten, zu nehmen, und etwas später unter schrecklichen Verlusten das südöstlich davon (nicht an der Straße) gelegene Flavigny zu stürmen. Dadurch hatte die nunmehr nach Osten gewendete deutsche Front feste Stützpunkte gewonnen und sich zugleich erheblich verkürzt; allein immer noch entbehrte sie der erforderlichen Tiefe und schwebte in größter Gefahr von dem stärkeren Feinde durchbrochen oder überflügelt zu werden. Alvensleben, der Führer der Brandenburger, und später Friedrich Karl, der auf die Meldung von dem entbrannten Kampf in weniger als einer Stunde einen Ritt von über drei Meilen machte und um 1/2 4 im Walde südöstlich von Flavigny eintraf, suchten dieser Gefahr durch stets erneuerte blutige Angriffe, vornehmlich der Reiterei, vorzubeugen. Besonders glänzend war der Todesritt der Halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen, die gegen drei Uhr von Vionville vorbrachen, geführt von Generalmajor Bredow, eine feindliche Batterie nahmen, die dahinterstehende Infanterie niederritten und dann von französischer Cavallerie angegriffen durch die feindlichen Massen zurückschwenkten und mit furchtbaren Verlusten bei Flavigny wieder ankamen. Andrerseits unternahmen auch die Franzosen gewaltige Vorstöße; es war ein furchtbares Ringen auf engem Raum, und mit jedem Augenblick wurde die Lage der Deutschen bedenklicher, da auf dem rechten Flügel des Feindes allmählich auch Leboeuf und Ladmirault heranrückten. Glücklicherweise kamen aber fast gleichzeitig auch die Hannoveraner unter Voigts-Rhetz heran und marschierten zwischen Vionville und Mars-la-Tour nördlich über die Straße nach Verdun hinweg gegen Leboeuf. Einen Augenblick stand hier alles auf dem Spiele; denn gleichzeitig traf die Division Cissey vom Corps Ladmirault ein, und nur ein ungestümer Angriff der deutschen Cavallerie machte den Hannoveranern wieder Luft. Für die tapferen Brandenburger war die Lage durch die Ankunft des neuen Corps wesentlich besser geworden; auch trafen ein paar rheinische und rheinhessische Regimenter und Batterieen ein und gaben die Kraft zu Vorstößen gegen Rezonville und Gravelotte, wodurch Bazaine in seiner Besorgnis für seinen äußersten linken Flügel wieder bestärkt wurde und seine Reserven dort zurückhielt, statt sie gegen den Feind zu führen. So brach allmählich die Dämmerung herein, von den Deutschen freudig als hülfreiche Freundin begrüßt; denn ihre Kräfte waren erschöpft und neue Verstärkungen sobald nicht zu erwarten. Noch einmal unternahm Friedrich Karl um sieben Uhr mit einer brandenburgischen und einer hannoverschen Division von Vionville einen Angriff auf Rezonville; er hatte keinen Erfolg, aber der letzte Schwertstreich war von deutscher Seite gefallen und damit der Beweis geliefert, daß die deutsche Armee nicht geschlagen war. Dann senkte sich die Nacht auf das Schlachtfeld und die Truppen bivouakierten erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen auf dem blutgetränkten eroberten Boden.

Die Verluste waren auf beiden Seiten etwa gleich, je 16 000 Mann; auch hatte die Wage des Sieges bis zum Abend unentschieden hin- und hergeschwankt. Es gelang den Deutschen nicht, den doppelt überlegenen Feind aus seinen Hauptstellungen zu vertreiben, und eben so wenig gelang es den Franzosen Vionville zu nehmen und sich die Straße über Mars-la-Tour zu öffnen. Damit hatte die Schlacht aber für sie den einzigen Zweck verfehlt, den sie haben konnte, und so räumten sie über Nacht ihre Stellungen und bereiteten sich zum Abzug auf der nördlichen Straße, die bei Gravelotte abzweigt. Deutscherseits war man in erster Linie auf einen neuen Angriff für den 17. gefaßt, und in Erwartung desselben eilte der König früh morgens auf das Schlachtfeld; allein die Franzosen verhielten sich still, und so glaubte man den linken Flügel des Feindes nach Nordwesten abmarschiert, während man in der Zurückziehung des rechten auf Gravelotte ein Anzeichen sehen konnte, daß auch er auf der nördlichen Straße abrücken solle. Mit den ermatteten Brandenburgern und Hannoveranern konnte man ihm nicht folgen, es galt also zunächst frische Corps heranzuziehen und diese in die vordere Reihe zu schieben. Das geschah im Laufe des 17. und früh am nächsten Tage marschierten die Sachsen unter ihrem Kronprinzen Albert von Mars-la-Tour grade nordwärts auf Jarny, die Garde unter dem Prinzen August von Württemberg auf das östlich davon gelegene Doncourt, Manstein endlich mit seinen Rheinhessen und Holsteinern rechts davon auf Caulve Ferme. Als zweites Treffen folgten die Brandenburger und Hannoveraner mit den beiden Cavalleriedivisionen, die mit ihnen den Ruhm von Vionville und Mars-la-Tour geteilt. Zur Rechten schlossen sich die Rheinländer und Westfalen von der ersten Armee an, so daß sieben Armeecorps den Vormarsch begannen. Immer noch glaubte man den Feind in seiner Hauptmasse links vorwärts auf der Straße nach Verdun, doch behielt man auch die andre Möglichkeit im Auge und erkannte bald, daß sie den Thatsachen entspreche. Das französische Heer hatte sich nämlich auf einem Höhenrücken aufgestellt, der von St. Privat (grade nördlich von Gravelotte) südöstlich nach der Mosel zuläuft und in der Front durch die Schlucht des Mance-Baches, der ein wenig östlich von Gravelotte die Straße kreuzt, eine gute Deckung hatte. Zwischen der Mosel und der Straße, an der oberhalb der Schlucht das gut befestigte Gehöft St. Hubert und etwas weiter rückwärts ein zweites, Point-du-jour, lag, stand das Corps Frossard; daran schloß sich Leboeuf auf die gleichfalls befestigten Höfe Moskau, Leipzig, La Folie gestützt; dann folgte um das Dorf Amanvillers herum Ladmirault, endlich bei St. Privat, das wegen seiner hohen Lage (über 1000′) den Beinamen la Montagne führt, und noch nördlich darüber hinaus bis Roncourt Canrobert; die Garde war hinter Leboeuf bei dem Fort Plappeville als Reserve aufgestellt, übrigens durch eine zweite Schlucht, die des Châtel-Baches, die hinter dem ganzen Rücken des fran-

zösischen Heeres parallel mit der des Mance-Baches sich hinzog, von den übrigen Corps getrennt.

Sobald man deutscherseits diese Aufstellung wenigstens bis Amanvillers kennen gelernt hatte, erfolgte eine große Schwenkung, bei der das westfälische Corps südlich von Gravelotte stehen blieb, das rheinische nördlich von diesem Dorfe auf die Höfe Mogador und Malmaison (an der Straße nach Doncourt-Jarny) einschwenkte, während Manstein nach Vernéville in der Höhe von Leipzig und La Folie, die Garde nach Habonville und St. Ail (Amanvillers gegenüber), die Sachsen endlich nach Ste. Marie-aux-chênes (westlich von St. Privat) gerichtet wurden. Brandenburger und Hannoveraner blieben in der Reserve; auf dem rechten Flügel wurden die Pommern unter Fransecky von Gorze her als Rückhalt für Zastrow und Goeben erwartet. Da die Garde und vor allem die Sachsen erst einen weiten Marsch zu machen hatten, so mußte dem deutschen Hauptquartier daran liegen, den Beginn des Kampfes zu verzögern; als aber Manstein gegen zwölf Uhr das Corps Ladmirault in tiefster Ruhe bei Amanvillers lagern sah, glaubte er es, obgleich er nur erst seine holsteinische Division zurstelle hatte, durch einen heftigen Artillerie-angriff überraschen zu sollen und eröffnete so die Schlacht. Die Lage, in welche er dadurch kam, wurde bald sehr bedrängt, zumal auf seinem rechten Flügel auch das Corps Leboeuf, auf seinem linken das Corps Canrobert sich am Kampfe beteiligte; trotz aller Tapferkeit konnte es nicht verhindert werden, daß der Feind sich zweier Geschütze bemächtigte, die erst durch die Kapitulation von Metz wieder in den Besitz der Deutschen kamen, und daß andre Batterieen schwer beschädigt abfahren mußten. Etwas erleichtert wurde diese Lage, als um ein Uhr Prinz Ludwig von Darmstadt mit seiner Division links bei Habonville einrückte; aber stundenlang war die Gefahr noch groß und erst das Herbeieilen der brandenburgischen Artillerie, das die Zahl der deutschen Geschütze an dieser Stelle auf 106 brachte, zwang gegen fünf Uhr die feindlichen Batterieen ihr Feuer einzustellen. Ganz entsprechend stand es auf dem linken deutschen Flügel. Die preußische Garde, Division Pape, die sich links an Mansteins Corps schloß, war seit ein Uhr von Habonville nördlich gegen St. Ail vorgegangen, hatte dieses Dorf und zwei Stunden später auch das noch weiter nördlich gelegene Ste. Marie-aux-chênes genommen und einen lebhaften Geschützkampf gegen St. Privat begonnen. Eine sächsische Division, die auch bei dem Sturm auf Ste. Marie erfolgreich mitgewirkt hatte, drang gegen den äußersten rechten Flügel des Feindes bei Roncourt vor und stand hier in hartem Kampfe. Die gewaltige Entwickelung der deutschen Artillerie — 180 Geschütze von Habonville an nordwärts — brachte auch hier die feindlichen Batterieen gegen fünf Uhr zum Schweigen, und so herrschte um diese Stunde im Zentrum und in der linken Flanke verhältnismäßig Ruhe, die Ruhe vor dem Sturm.

Auf dem rechten Flügel der deutschen Armee hatte Steinmetz, sobald er den Kanonenschall von Mansteins Corps vernahm, zwischen zwölf und ein Uhr auch die Artillerie von Zastrows und Goebens Corps ins Gefecht eintreten lassen, so daß bald 132 Geschütze gegen die französischen Batterieen bei Point-du-jour und Moskau losdonnerten. Auch waren rheinische Regimenter rechts und links der Straße von Gravelotte nach Point-du-jour in die Schlucht des Mance-Baches hinabgestiegen, hatten unter furchtbaren Verlusten den jenseitigen Abhang erklommen und erstürmten um drei Uhr St. Hubert. Aber von dort aus gegen Point-du-jour oder Moskau vorzudringen erwies sich als ganz unmöglich; Cavallerie und Artillerie, die man vorzog, vermochten sich nicht zu halten, und nur mit äußerster Anstrengung wurde die gewonnene Stellung behauptet. Ganz rechts, hart an der Mosel, drang eine westfälische Brigade gegen den äußersten linken Flügel des Feindes vor und bedrohte ihn von Jussy aus; doch war ihre Aufgabe nicht, weiter anzugreifen, sondern nur, den Gegner auch hier in Besorgnis zu setzen. Das Gefecht stand seit fünf Uhr und konnte nur durch das Eintreffen neuer Infanteriemassen wieder in Gang gebracht werden. Der König, der aus der Gegend von Malmaison die Schlacht leitete, stellte deshalb nunmehr das pommersche Corps (Fransecky) Steinmetz zur Verfügung. Aber ehe dieses herankam, unternahmen auch die Franzosen einen heftigen Vorstoß, und alle Kräfte mußten neu eingesetzt werden, diesen abzuwehren. Darüber vergingen die letzten Abendstunden, und als gegen neun Uhr die Feinde auf Moskau und Point-du-jour zurückgeworfen waren, verbot die Dunkelheit jeden fernern Kampf. Bereit, am andern Morgen das begonnene Werk fortzuführen, standen die Pommern in vorderster Linie, während Rheinländer und Westfalen in die Reserve traten.

Allein es sollte zu keiner neuen Schlacht mehr kommen, denn auf dem linken Flügel war um dieselbe Zeit die Entscheidung schon gefallen. Während in der Mitte Manstein, durch eine Gardebrigade verstärkt, in fortgesetztem heißen Kampfe mit dem Gegner um Amanvillers und die südlich davon gelegenen Höfe rang, suchte ihm Prinz August von Württemberg, noch ehe die Sachsen von Norden her mit eingreifen konnten, gegen $^1/_2$6 durch einen Sturm auf St. Privat Luft zu machen. Auf dem flachen Abhang stürmten die tapferen Garderegimenter von Ste. Marie und von Südwesten auf die Höfe los, doch war es unmöglich, in dem furchtbaren Feuer an das befestigte Dorf hinanzukommen. Der Angriff kam mittelwegs zum Stehen: hier aber hielten sich die gelichteten Bataillone und warteten die Zeit zum neuen Draufgehen ab. Canrobert sah sich dadurch veranlaßt, seinen rechten Flügel von Roncourt her einzuziehen, so daß die Sachsen keinen erheblichen Widerstand fanden, als sie sich dem letztern Dorfe näherten. Sofort gingen sie gegen St. Privat weiter und es erfolgte der letzte Sturm um sieben Uhr. Wiederum

floß das Blut in Strömen, aber unterstützt durch das furchtbare Feuer von 24 Batterieen gelang es bis an die Häuser des brennenden Ortes vorzudringen und denselben im wirren Einzelgefecht zu erobern. Damit war die Schlacht entschieden. Der größere Teil von Canroberts Corps eilte in Auflösung dem Moselthale zu; einzelne Truppen, dazu die erst jetzt von Plappeville herangezogene Garde und das Corps Ladmirault bei Amanvillers hielten jedoch wacker stand, bis die hereinbrechende Dunkelheit ihnen gestattete, sich unbehelligt zurückzuziehen.

Der Verlust der Deutschen war ungeheuer: über 20 000 Mann, darunter von der Garde 8200 mit Einschluß von über 300 Offizieren. Die Franzosen hatten nach ihren Angaben viel weniger gelitten und angeblich nur 13 000 Mann verloren. Betrachtete man die drei Schlachten von Colombey-Nouilly, von Vionville-Mars-la-Tour, von Gravelotte-St. Privat als ein zusammenhängendes Ganzes, wie sie das wirklich waren, so mochte man wohl im Hinblick auf die 40 000 Deutschen, die sie mit Tod und Wunden erkauft, ausrufen: ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. Unter den Thränen, die diese Siege kosteten, erstickte auch in der Heimat der laute Jubel, der die ersten Kämpfe begrüßt, und der furchtbare Ernst des Krieges klopfte vernehmlich an alle Herzen. Er steigerte die ohnedies schon große Bereitwilligkeit der Daheimgebliebenen, den Opfern des Krieges ihre Leiden nach Kräften zu erleichtern, aber er verminderte in keiner Weise die patriotische Entschlossenheit. Vielmehr wuchs die Bewunderung für die deutsche Heeresleitung und für die unübertreffliche Bravour der deutschen Truppen durch diese Tage noch mehr. War doch ganz Ungeheures erreicht worden, und erreicht unter den schwierigsten Umständen. Bazaines Heer, an die 180 000 Mann wie sich später ergab, saß eingezwängt zwischen den Forts von Metz, und wenn die deutschen Corps jetzt um die Festung herum sich eingruben, dann bürgte ihre Tapferkeit dafür, daß der Feind nicht eher aus diesem eisernen Ringe entlassen wurde, als bis der Hunger ihn zur Übergabe trieb. Wie lange es dauern werde, davon hatte man keine Ahnung; denn jede Angabe über die Verproviantierung der Festung fehlte. Auf verzweifelte Durchbruchversuche war man natürlich gefaßt, und sofort ging es deshalb an die Arbeit, um durch Verschanzungen, Schützengräben, Verhaue jeden Ausgang zu versperren. Der Feind störte diese Vorkehrungen nur wenig und ließ den letzten Tag des Monats herankommen, ehe er zum ersten male den Versuch machte, sich nach Norden und Nordosten Bahn zu brechen.

Mit der Aufgabe Metz zu bewahren und zu bezwingen wurden vom Könige die erste und zweite Armee betraut, die später am 15. September unter Friedrich Karls Oberbefehl vereinigt wurden; dagegen schieden die Garde, die Thüringer und Sachsen aus dem Verbande der zweiten Armee und wurden als vierte oder Maasarmee unter den Oberbefehl des Kron-

prinzen Albert von Sachsen gestellt, der sein Corpskommando seinem Bruder Georg übertrug. Steinmetz verließ den Kriegsschauplatz und ging nach Posen als Gouverneur. Die drei selbständigen deutschen Armeeen, die nunmehr im Felde standen, zählten also: die zweite, Friedrich Karl, sieben Corps und die inzwischen eingetroffene Reservedivision Kummer, die dritte, der Kronprinz, fünf Corps und die württembergische Division, die vierte, Kronprinz von Sachsen, drei Corps. Den beiden letzten lag es ob, Mac Mahon zu suchen, von Metz fernzuhalten und zu schlagen.

Von dem wirklichen Stande der Dinge um Metz hatte man weder in Paris noch im französischen Hauptquartier genügende Kenntnis. Man schwankte deshalb ratlos hin und her, ob man Mac Mahons Armee, die sich in Châlons sammelte, zum Entsatz Bazaines vorschicken oder zum Schutze von Paris zurückziehen solle. Ein Kriegsrat am 17. hatte das letztere beschlossen: Trochu war zum Gouverneur von Paris ernannt und eilte dorthin mit der Meldung, der Kaiser und die Armee werde ihm folgen. Dagegen erhob jedoch Palikao sofort telegraphisch Einspruch und die Kaiserin unterstützte ihn, da sie Napoleons Rückkehr, die sie für sehr gefährlich hielt, so am besten zu verhindern glaubte. Mac Mahon fügte sich nun und war bereit, Bazaine entgegenzuziehen, zumal die Meldungen über die Schlacht von Vionville das baldige Vorrücken der Rheinarmee in Aussicht stellten; dann aber blieb mehrere Tage jede Nachricht aus und erst am 22. traf in Rheims, wohin der Marschall, um sich beide Wege noch frei zu erhalten, sein Hauptquartier verlegt hatte, die Meldung Bazaines ein, daß er sich auf Montmédy (unweit der Maas und der belgischen Grenze) zurückziehen und nötigenfalls zwischen der Maas und der Grenze bis auf Sedan, ja bis Mézières marschieren werde, wenn die südwärtsführenden Straßen von den Preußen zu stark besetzt seien. Mac Mahon antwortete ihm darauf, daß er ihm nach Montmédy entgegenrücken werde, und begann diesen Marsch am 23. Damit gab er dem Kronprinzen von Preußen, der an diesem Tage sein Hauptquartier schon halbwegs zwischen Maas und Marne in Ligny hatte, den Weg nach Paris frei, und kaum waren am 24. mittags die letzten zwei Regimenter aus Châlons aufgebrochen, so sprengten schon die ersten preußischen Ulanen zur Stadt hinein. Der Kronprinz von Sachsen mit der vierten Armee erreichte am 24. bei Verdun und südlich davon die Maas. Ein Angriff auf die Festung mißglückte, grade wie die zweite Armee vergeblich auf ihrem Wege von Nancy her Toul zu überrumpeln gesucht, oder die erste Armee schon am 15. August einen erfolglosen Handstreich gegen Thionville gemacht hatte; man mußte sich damit begnügen, alle die festen Punkte zu umschließen und zu beobachten, denn zu einem ernsthaften Angriff bedurfte man des Belagerungsgeschützes, das erst aus Deutschland herbeigeschafft werden mußte. Die Hauptmassen der Heere ließen sich dadurch nicht aufhalten. Die Preußen marschieren

mit einer unerschütterlichen Sicherheit, schrieb ein belgischer Berichterstatter in diesen Tagen; sie gleichen einem Meere, dessen Flut nichts hemmen kann: sie steigt und steigt, was man ihr auch entgegenstellt! Marschziel beider deutschen Heere war Châlons, wo sie zusammentreffen sollten, möglicherweise um sich mit Mac Mahon zu messen. Der unerwartete Linksabmarsch des Feindes änderte aber diesen Plan sofort. Schon am 25. erhielt man im deutschen Hauptquartier Kunde von der neuen Sachlage; denn die französische Reiterei, deren Aufgabe es hätte sein müssen, den Zug nach der Maas zu verschleiern, erwies sich auch hier als unthätig und ungeschickt, während die deutschen Reiter, meilenweit ihren Truppenteilen vorausssprengend, bald die veränderte Marschrichtung des Feindes ausgekundschaftet hatten. Wenn irgendwann, so hing aber hier von ein paar Tagen alles ab. Leicht konnte die Entfernung zwischen Mac Mahon und den westwärts marschierenden deutschen Heeren so groß werden, daß jener unbehelligt von diesen sich von Norden auf den Prinzen Friedrich Karl werfen konnte, während Bazaine gleichzeitig aus Metz vorbrach. Die schleunige Rechtsschwenkung der dritten und vierten Armee beseitigte diese Gefahr. Sie wurde in der Nacht vom 25. zum 26. angeordnet, und der König folgte ihr sofort, indem er am 26. das Große Hauptquartier von Bar-le-Duc nordwärts nach Clermont in den Argonnen verlegte. Eben hier war am Tage zuvor der Kronprinz von Sachsen mit dem sächsischen Corps angelangt, das nunmehr nordwärts-geschoben die Führung übernahm und mittels seiner vorausgesandten Reiterei nun am 27. bei Buzancy zuerst wieder auf den Feind stieß. In einem glänzenden Gefecht wurden die feindlichen Schwadronen geworfen. Diese Begegnung belehrte aber auch Mac Mahon über seine Lage, und da er den ganzen Flankenmarsch nie recht gebilligt hatte, so entschloß er sich schnell, ihn noch jetzt aufzugeben und sich nach Mézières zurückzuziehen. Auch Napoleon billigte diesen Entschluß; doch als von Paris, wohin man ihn sofort telegraphisch meldete, in der Nacht strenger Gegenbefehl eintraf, wagten weder der Kaiser noch der Marschall die Verantwortung auf sich zu nehmen, anders zu handeln; allzudeutlich hatten Palikao und die Kaiserin zu wiederholten malen erklärt: Bazaine im Stiche lassen heiße Paris zur Revolution treiben. Über die wahre Stimmung der Hauptstadt gestattete auch diese Depesche keine Täuschung, denn sie schloß mit den Worten: Was sich auch ereignen möge, führen Sie den Kaiser nicht nach Paris zurück; es bedeutet die Revolution.

So marschierte denn Mac Mahon auch am 29. weiter: sein linker Flügel auf den Maasübergang von Mouzon, südöstlich von Sedan, der rechte noch etwas weiter südwärts auf Stenay. Jenen bildeten Ducrot und Lebrun, diesen Douay und Failly; an des letztgenannten Generals Stelle wurde Wimpffen aus Afrika erwartet; auch stand als Verstärkung ein neu gebildetes Corps Vinoy in Aussicht, das sich über Mézières in Bewegung setzte. Doch

die Entscheidung war näher, als daß diese Hülfe noch hätte zur Geltung kommen können. Bereits am 28. erfuhren die Franzosen, daß der Maasübergang bei Stenay ihnen nicht mehr zugänglich sei, daß sie nur weiter nordwärts den Fluß überschreiten könnten. Bei Nouart, westlich von jener Stadt, stießen nämlich Truppen von Faillys Corps auf den Vortrab der Sachsen und wurden von der Straße nach Stenay nordwärts auf Beaumont geworfen, das zwischen Stenay und Mouzon unweit der Maas liegt. Hier hielten sie sich merkwürdigerweise für so sicher, daß sie am nächsten Tage die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumten und sich in ihrem Lager erst durch die Schüsse der unvermerkt am Waldesrande aufgefahrenen thüringischen Batterieen aufschrecken ließen. Hinter Beaumont hielten sie jedoch stand, und es begann ein heftiges Gefecht, das auf dem linken deutschen Flügel durch von der Tanns Bayern, in der Mitte von den Thüringern (Alvensleben), rechts von den Sachsen (Prinz Georg) geführt wurde und die Franzosen immer weiter auf Mouzon zurückdrängte. Da Lebrun und Ducrot den Fluß an dieser Stelle bereits am Abend vorher und am Morgen des 30. überschritten hatten, standen nur Failly und Douay im Gefecht; von Stunde zu Stunde weiter nach Norden gedrängt, gerieten die Feinde mehr und mehr in Unordnung und vermochten nur teilweise bei Mouzon und weiter abwärts bei Remilly und Bazeilles das andere Ufer zu gewinnen; beträchtliche Massen blieben diesseits und zogen sich in der Richtung auf Sedan zurück, nachdem sie mehr als 40 Geschütze und 5000 Mann verloren hatten. Mouzon ward noch am Abend von den Deutschen besetzt und die Sachsen samt der Garde angewiesen, anderntags auf das rechte Ufer überzutreten, während die Thüringer bei Mouzon stehen blieben. Die Bayern wurden nach Remilly geschickt, die Hessen und Posener gegen Sedan, die württembergische Division noch etwas weiter westlich als äußerster linker Flügel gegen Donchéry; die Schlesier waren noch erheblich weit zurück.

Eine Möglichkeit, mit seiner ganzen Armee zwischen den Deutschen und der belgischen Grenze hindurch nach Metz zu gelangen, gab es unter diesen Umständen für Mac Mahon nicht mehr; rückte er mit seinen vordersten Corps, Lebrun und Ducrot, weiter, so schob sich die deutsche Armee zwischen diese und den Rest seines Heeres und rieb sie beide einzeln auf. Um alle seine Truppen wieder zu vereinigen, war es nötig zurückzugehn und den Marsch auf Metz aufzugeben. Noch am Abend erhielt Ducrot, bei dessen Corps sich der Kaiser befand, die entsprechenden Befehle und zog sich von Carignan, das östlich von Mouzon am Chiers, einem Zuflusse der Maas, liegt, gegen Sedan zurück. Die Meldung von dieser Bewegung rief bei den Ministern in Paris die größte Aufregung hervor; sie ahnten, auch ohne von der Schlacht von Beaumont Kenntnis zu haben, daß ein Unglück geschehen sein müsse, und wagten

es deshalb nicht, den Befehl zum Vormarsch zu erneuern. Übrigens würde kein Befehl die Entschlüsse Mac Mahons mehr haben beeinflussen können; er war gar nicht mehr Herr seines Willens und konnte unter der Umstrickung der deutschen Corps nichts anderes mehr thun, als innerhalb des engbegrenzten Raumes, der ihm blieb, eine möglichst vorteilhafte Verteidigungsstellung aufsuchen.

Er erwählte dazu den inselartigen Raum, der bei Sedan an der nordwestlich fließenden Maas, dem oberhalb der Festung von Norden her in sie mündenden Givonnebach und dem unterhalb von Osten her kommenden Bache von Illy umschlossen wird. Hinter diesem letzteren stellte er bei den Dörfern Floing (unweit der Maas) und Illy das Corps Douay auf; daran schloß sich im rechten Winkel nach Süden zu, mit der Front nach Osten, hinter dem Givonnebach bei den Dörfern Givonne und Daigny das Corps Ducrot, und als dessen Verlängerung in derselben Richtung bei den Dörfern Moncelle und Bazeilles das Corps Lebrun. In Sedan selbst und im Innern des eingeschlossenen Raumes stand Wimpffen (Failly), teils um die Maaslinie zu verteidigen, teils um als Reserve zu dienen. Der deutsche Angriffsplan ging dahin, oberhalb und unterhalb dieser französischen Stellungen die Maas zu überschreiten und die beiden Heereshälften in dem Scheitelpunkt des französischen rechten Winkels zusammentreffen zu lassen, so daß sie einen Halbkreis bildeten, der rechts und links an die Maas gelehnt den Rückzug nach der belgischen Grenze verwehrte. Um diesen Plan durchzuführen, mußte der linke Flügel des deutschen Heeres erst einen weiten Marsch machen. Die Maas verläßt nämlich gleich unterhalb der Illymündung ihren nordwestlichen Lauf und wendet sich in scharfer Biegung nach Süden, bis sie bei Donchéry, gerade westlich von Sedan, eine ebenso scharfe Wendung nach Westen macht. Hier nun überschritt das hessische und nach ihm das posensche Corps den Fluß, während die Württemberger und eine zahlreiche Cavallerie daselbst zurückblieben, und eine gewaltige Artillerie auf dem Höhenrande auffuhr, der sich von Donchéry südöstlich nach Remilly hinzieht. Auf einem besonders günstig gelegenen Punkte bei Frénois unweit Donchéry nahm der König, umgeben von Moltke, Bismarck, Roon, seine Aufstellung; nicht weit davon hielt der Kronprinz mit seinem Generalstabe.

Während der linke Flügel seinen Marsch von mehreren Meilen antrat, eröffneten die Bayern (von der Tann) in der frühesten Frühe des nebligen Morgens, unterstützt durch eine furchtbare Kanonade der Batterieen diesseit der Maas, die Schlacht mit einem Angriff auf Bazeilles. Die Marinetruppen vom Corps Lebrun, welche den Ort verteidigten, leisteten heldenmütigen Widerstand, auch die Bevölkerung beteiligte sich daran, ihren Pfarrer an der Spitze. Das Dorf wurde genommen und wiedergenommen und ging dabei vollständig in Flammen auf. Entschieden war der Kampf um dasselbe erst

nach sechs Stunden zwischen 10 und 11 Uhr, und die dritte bayrische Division (vom Corps Hartmann) ging nun nordwestlich gegen Sedan auf das Dorf Balan vor, das sie nahm und gegen heftige Ausfälle aus der Festung behauptete. Schon bald nach 7 Uhr waren aber rechts von den Bayern die Sachsen in den Kampf eingetreten, hatten gegenüber den vorgeschobenen Truppen Ducrots Boden bis gegen die Givonne hin gewonnen und nach der Abwehr eines heftigen Vorstoßes der Franzosen etwa zu derselben Zeit, wo der Kampf um Bazeilles erstarb, Moncelle genommen. Bei dem Angriff, den sie dabei gegen das nördlich davon gelegene Daigny richteten, löste sie die Garde ab, deren Spitzen seit 9 Uhr das Schlachtfeld erreicht hatten, und die nun sich weiter rechts thalaufwärts schob, während die Sachsen Daigny um Mittag eroberten. Mittlerweile waren auf dem westlichen Ende des Schlachtfeldes seit 9 Uhr die Hessen und etwas später links von ihnen die Posener eingetroffen und hatten zunächst einen heftigen Artillerieangriff gegen die französische Stellung zwischen Floing und Illy eröffnet. Erst um 1 Uhr ging die Infanterie gegen das erstere Dorf vor, wies die verzweifelten Cavallerieangriffe der Franzosen mit vernichtender Wirkung zurück und bemächtigte sich gegen 3 Uhr des Ortes, worauf der Feind auch das benachbarte Illy nicht mehr zu behaupten vermochte, sondern durch den rückwärts gelegenen Wald von Garenne auf Sedan zurückging. Hatte sich der westliche Flügel der Deutschen dem östlichen erheblich genähert, so war dieser, speziell die Garde, gleichfalls seit Mittag von Daigny und Givonne aus gegen Illy vorgedrungen und reichte um 3 Uhr den Posenern die Hand; in die Lücke aber, die zwischen der Garde und den Sachsen entstand, waren die Thüringer eingerückt, so daß nunmehr der ganze Kreis geschlossen war. Wie eine lebendige Mauer umklammerten die deutschen Truppen die feindliche Heeresmacht, der sich in der Festung Sedan kein irgend brauchbarer Stützpunkt bot. Ganz ungenügend verproviantiert und nach veralteter Weise befestigt, wurde sie von den deutschen Batterieen vollständig beherrscht und konnte jeden Augenblick mit einem Hagel von Kugeln und Granaten überschüttet werden. Aber da man im deutschen Hauptquartier mit Sicherheit die sofortige Anknüpfung von Verhandlungen erwartete, machte man von dieser Waffe zunächst keinen Gebrauch. Während sich die französischen Regimenter fechtend und flüchtend auf Sedan zurückzogen und große Scharen von Gefangenen in den Händen der Deutschen ließen, verstummte der Donner der Geschütze: es trat eine Pause im Kampfe ein. In Sedan herrschte unterdessen die größte Verwirrung, nicht bloß bei den Truppen, die sich erschreckt durch die engen Thore in die schmalen Gassen der Stadt drängten, sondern nicht minder bei der Heeresleitung. Mac Mahon war bereits frühmorgens zwischen Bazeilles und Moncelle von einem Granatsplitter verwundet worden und hatte den Oberbefehl an Ducrot übertragen. Als aber Wimpffen davon Meldung erhielt, zeigte er eine Vollmacht Palikaos, die ihn auf alle Fälle zum

38*

Nachfolger des Marschalls ernannte, und nahm demgemäß Ducrot die Leitung ab. Wenig vertraut mit der Armee, bei der er kaum vierundzwanzig Stunden verweilte, war er jedenfalls unter diesen Umständen schlechter als jeder andere befähigt, ihr einen moralischen Halt zu geben. Dennoch that er während der Schlacht wie nach derselben sein möglichstes und bot dem Kaiser noch um 3 Uhr an, ihn inmitten aller Truppen, die man zusammenraffen könne, über Carignan nach Montmédy zu führen. In richtiger Erkenntnis der Unmöglichkeit dieses Vorhabens lehnte Napoleon das ab; er ließ sogar eine weiße Fahne aufziehen, die aber schnell wieder entfernt wurde. Wimpffen machte trotzdem mit 2—3000 Mann seinen Durchbruchsversuch gegen Balan, überzeugte sich aber schnell von der Unausführbarkeit desselben. Darüber war es gegen 5 Uhr geworden, und da man von Frénois aus immer noch keine Zeichen der Übergabe wahrnahm, so begannen die bayrischen Batterieen Granaten, die sofort zündeten, in die Stadt zu werfen. Nun ließ Napoleon ohne Wimpffens Zustimmung von neuem die weiße Fahne aufziehen und sandte einen Parlamentär ins deutsche Hauptquartier. Gleichzeitig war von König Wilhelm der Oberstleutnant von Bronsart nach Sedan geschickt, um die Kapitulation zu fordern. Er wurde zum Kaiser geführt, der ihn wegen der bezüglichen Verhandlungen an Wimpffen verwies, und betreffs seiner eigenen Person den General Reille an den König sandte. Von Bronsart geleitet traf derselbe gegen 7 Uhr auf dem Hügel bei Frénois ein und übergab dem Könige einen kurzen Brief Napoleons: da er nicht inmitten seiner Truppen habe sterben können (in der That hatte der Kaiser während mehrerer Stunden auf dem Schlachtfelde umherirrend ersichtlich den Tod gesucht), so bleibe ihm nichts übrig, als seinen Degen in die Hände Sr. Majestät zu überliefern. Nach kurzer Beratung mit dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon schrieb der König sofort seine Antwort: indem er die Umstände bedauerte, unter denen er den Kaiser wiedertreffe, nahm er dessen Degen an und bat ihn einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, die sich so tapfer unter seinem Befehle geschlagen habe: er seinerseits habe zu diesem Zwecke den General Moltke ernannt. Mit diesem Schreiben eilte Reille zurück, während der König sich in sein Hauptquartier Vendresse begab. Napoleon beauftragte Wimpffen mit den Verhandlungen, und nach einem vergeblichen Versuche, jetzt noch seine Entlassung als Oberbefehlshaber zu erhalten, nahm der General die Sendung an. Er traf Moltke und Bismarck, der für den Fall, daß politische Fragen auftauchen sollten, zurstelle geblieben war, in Donchéry und die Verhandlungen wurden bis 1 Uhr nachts geführt. Die deutschen Bedingungen: Kriegsgefangenschaft der ganzen Armee, Übergabe alles Kriegsmaterials und der Festung Sedan, Freilassung der Offiziere, welche ihr Ehrenwort geben würden, nicht ferner gegen Deutschland zu kämpfen, erschienen dem Franzosen unannehmbar; er meinte wenigstens noch

den Abzug über die belgische Grenze fordern zu können, wo dann die Entwaffnung durch den kleinen neutralen Nachbarstaat erfolgt sein würde. Moltke ließ ihm keine Hoffnung, daß an den Bedingungen irgend etwas geändert werden könne, bewilligte ihm aber eine Frist bis 9 Uhr morgens am 2. September. In die Festung zurückgekehrt, berief Wimpffen einen großen Kriegsrat, der mit dreißig gegen zwei Stimmen fernern Widerstand für unmöglich erklärte und die Unterzeichnung der Kapitulation billigte. Der Kaiser selbst wartete diese Entscheidung nicht ab. Früh 5 Uhr verließ er Sedan in einem offenen Wagen, begleitet von Reille, Castelnau und vier anderen Adjutanten. Reille sprengte voran nach Donchéry, wo er den König vermutete, und ersuchte, da er ihn nicht fand, Bismarck um eine Zusammenkunft mit dem Kaiser. Der Kanzler stieg sogleich zu Pferd und traf den besiegten Gegner etwa 1/27 auf der Landstraße vor Donchéry. Er stellte ihm sein Quartier in diesem Städtchen zur Verfügung, doch zog der Kaiser es vor, zunächst in einem Arbeiterstübchen diesseit der Maas abzusteigen. Hier hatte Bismarck in dem engen Stübchen eine einstündige Unterredung mit ihm, aus der sich ergab, daß der Kaiser, wie man deutscherseits vorausgesetzt, sich zu Friedensverhandlungen als Gefangener nicht für befugt erachtete, sondern in dieser Beziehung auf die Regentschaft verwies. Seine dringenden Bitten, günstigere Kapitulationsbedingungen zu gewähren, veranlaßten die Berufung Moltkes und dessen sofortigen Ritt nach Vendresse zum König; doch wurde dem Kaiser nicht verschwiegen, daß die Absicht dabei nicht sei, seine Wünsche zu befürworten. Bis gegen 10 Uhr verblieb Napoleon mit Bismarck teils in, teils vor dem Arbeiterhäuschen, dann fuhr er nach dem nahegelegenen Schlößchen Bellevue bei Frénois hinüber, das Bismarck seinem Könige als Ort der Begegnung vorgeschlagen hatte. Ebendort war inzwischen auch Wimpffen angelangt und hatte, da Moltke noch nicht zurück war, die Verhandlungen mit dem General Podbielski begonnen. Der schwache Hoffnungsschimmer, durch des Kaisers Bitten doch noch eine Milderung der Bedingungen zu erreichen, schwand sehr schnell, da ein Offizier die Meldung brachte, der König werde Napoleon erst nach Unterzeichnung der Kapitulation besuchen. Bald darauf kam auch Moltke, dem Bismarck entgegengeritten war, zurück, und um 1/212 wurde die Kapitulation von ihm und Wimpffen unterzeichnet.

Es waren noch 83 000 Mann *), darunter fast 3000 Offiziere, die so in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten; während der Schlacht waren gegen 21 000 Mann gefangen; die Zahl der Toten und Verwundeten betrug etwa 17 000, auf deutscher Seite 460 Offiziere und 8500 Mann, ungefähr

*) Ich korrigiere Bulles Zahlenangaben nach den offiziellen Angaben des Generalstabswerkes.

3000 Franzosen waren über die belgische Grenze entkommen, einige tausend sammelten sich außerdem in Mézières; die Gesamtstärke der Armee Mac Mahons hatte also am Tage der Schlacht noch 124 000 Mann betragen, denen freilich fast 100 000 Deutsche mehr gegenüber standen. An Geschützen waren mit Einschluß der Festungsartillerie 558 erbeutet. Es war ein Sieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gekannt hatte, und — so fügten die jubelnden deutschen Berichte hinzu — wie sie ihn vielleicht niemals wieder sehen werde. Was ihm aber ganz besondern Glanz verlieh, obgleich es politisch von geringem Belang schien, das war die Gefangennahme des Kaisers. Der saß während der Vormittagsstunden in trüber Stimmung in dem Schlößchen Bellevue und erwartete seinen Besieger. König Wilhelm empfing die Urkunde der Kapitulation bald nach 12 Uhr aus Moltkes Händen in der Nähe von Donchéry, umgeben von einer großen Anzahl deutscher Prinzen; er ließ sie durch den Adjutanten von Treskow vorlesen und knüpfte daran warme Worte des Dankes für seine Armee und seine Bundesgenossen; dann begab er sich nach Bellevue, wo er gegen 2 Uhr eintraf. Napoleon eilte ihm an der Thür entgegen und beide hatten dann eine viertelstündige Unterredung unter vier Augen, die den gedemütigten Kaiser zu Thränen rührte; er nahm das Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel, das ihm der König zum Aufenthalte vorschlug, an und sprach den Wunsch aus, unter starker militärischer Bedeckung durch Frankreich geleitet zu werden. Am Morgen des nächsten Tages trat er die Reise an.

Der König aber kehrte nach einem fünfstündigen Umritt bis Givonne, dann über Bazeilles im Wagen, erst nachts um 1 Uhr in sein Hauptquartier Vendresse zurück, mit unbeschreiblichem Jubel von all den Truppenteilen begrüßt, denen er auf seinem Wege begegnete. Schon am Abend des vorigen Tages hatte ihn das siegestrunkene Heer in tief ergreifender Weise gefeiert. Überall, wo er sich zeigte, stürmische Hurrahs, überall die brausenden Klänge des Preußenliedes und der Wacht am Rhein, oder das Lichtmeer einer schnell hergestellten Beleuchtung. Dieselben Scenen wiederholten sich auch an diesem Nachmittag und Abend des 2. September. Und wie das Heer dem Könige, so huldigte der König dem Heere und seinen bewährten Ratgebern. Bei der Tafel am nächsten Tage trank er auf das Wohl der braven Armee, auf den Minister Roon, der die Waffen geschärft, auf Moltke, der sie geleitet, auf Bismarck, dessen Politik Preußen auf diesen Höhepunkt gebracht habe. In würdevoller Bescheidenheit verteilte er die Anerkennung für all das Errungene auf seine treuen Gehülfen. Der Königin aber schrieb er an diesem Tage: „Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat: nur in diesem

Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen!"

Unsäglicher Jubel aber verbreitete sich durch das ganze deutsche Land, als in den Morgenstunden des 3. September die große Siegeskunde erscholl. Gewaltig war alles das gewesen, was man in dem großen Augustmonat erlebt hatte; aber gewaltiger, zündender, berauschender als alles war die märchenhafte Botschaft: der Kaiser gefangen! Mit zitternden Lippen rief der eine es dem andern zu, die überwallenden Gefühle ertöteten in jeder Brust jeden andern Gedanken, ein Herzschlag des ausgelassensten patriotischen Freudentaumels durchzuckte die ganze Nation. Stunden wie die hatte das deutsche Volk noch nicht erlebt, konnte es nicht wieder erhoffen. In den flaggengeschmückten Straßen drängten sich die jubelnden Scharen auf und nieder, aus den Schulhäusern strömten die frohlockenden Kinderscharen, aus den Fabriken die feiernden Arbeiter, auf den Marktplätzen sammelten sich die Hunderte und Tausende, und in mächtigem Chorus erscholl das Nun danket alle Gott und die Wacht am Rhein, löste ein donnerndes Hoch und Hurrah das andere ab, verhallten Glockenklang und Böllerschüsse in dem brausenden Jubel der Menschenstimmen. Über den blutgetränkten Gefilden an der Mosel und Maas sah man in stolzer Herrlichkeit die Morgenröte des neuen Deutschen Reiches emporsteigen und ungezählte Segenswünsche begrüßten den greisen Sieger als den Herzog, König, Kaiser der Deutschen. Schon vor Sedan hatte es in den Herzen der großen Mehrheit unseres Volkes festgestanden, daß die blutigen Opfer von Spichern und Wörth, von Vionville, Gravelotte nicht nutzlos gebracht sein dürften. Ein Aufruf, den hervorragende Männer in Berlin, der Oberbürgermeister Seidel, die Abgeordneten Lasker, Miquel, Löwe, Duncker, Bernuth u. a., am 30. August an das deutsche Volk erlassen, eine Adresse, die sie an den König gerichtet hatten, erneuerten das Gelöbnis, keine Anstrengung zu scheuen, bis die Begründung eines freien, einigen Reiches und die Erwerbung gesicherter Grenzen gelungen sei. In der begeisterten Erregung, welche der Schlacht von Sedan folgte, reiften die Wünsche zu unbedingten Forderungen: die Vereinigung des Südens mit dem Norden zu staatlicher Einheit, die Abtretung von Elsaß und Lothringen mit Straßburg und Metz waren vor den Thoren von Sedan entschieden. Ja, die Hoffnungen flogen noch höher: man hielt auch den Abschluß des Friedens für nahe bevorstehend, und selbst im Hauptquartier und in der Diplomatie teilte man diesen Glauben. Das erwies sich denn freilich als ein Irrtum, der dem französischen Volke weniger Ausdauer und verzweifelte Widerstandskraft zutraute, als es aus seinem bewunderungswürdigen Patriotismus zu schöpfen vermochte. Hatte der französische Soldat trotz der schlechten Führung und der mangelhaften Vorsorge, die ihm zu teil geworden, sich fast ausnahmslos in den bisherigen Kämpfen durch glänzende Tapferkeit hervorgethan, so sollte

jetzt die Zeit kommen, wo der französische Bürger trotz der Vergeblichkeit des Ringens und der niederschmetternden Wucht des Unglücks eine Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit zeigte, die auch dem Gegner gerechte Anerkennung gebieterisch abpreßte. Freilich traten in dem Sturm der Leidenschaften auch die schlechten Seiten des Volkscharakters grell zutage: Verlogenheit, Prahlerei, Selbstüberschätzung, Maßlosigkeit jeder Art verdunkelten den Glanz der begeisterten Vaterlandsliebe und beraubten sie der Reinheit, die sie allein zu einem Bade der Wiedergeburt, zu einem Quell der innern Gesundung für das französische Volk hätte machen können. Die Erkenntnis der eigenen Schuld, die dazu erforderlich gewesen wäre, wurde sogar geflissentlich zurückgedrängt und alle Verdammnis ausschließlich auf das Haupt des gefangenen Kaisers und seiner Gehülfen gehäuft. Aber das war vielleicht unerläßlich, wenn der Widerstand gegen den äußern Feind wirklich Kraft gewinnen sollte: ein büßendes, sich selbst erkennendes Volk wäre zu einem gewaltigen, erfolgversprechenden Aufschwung nicht fähig gewesen. Erst, wenn auch dieser Aufschwung furchtbar zubodengeschmettert war, konnte die Nation den Weg zur Einkehr in sich selbst und zur Umkehr auf der betretenen Bahn finden; auf die Bewältigung des Kaiserreichs mußte die Bewältigung der Republik folgen, um Frankreich zur Selbstbesinnung, zu dem Läuterungsprozeß, dessen es bedurfte, auch nur die Möglichkeit zu gewähren. Ob es dieselbe nachher benutzen werde, war eine andere Frage, deren Beantwortung erst von einer spätern Zeit erwartet werden konnte.

Gegen die ersten dumpfen Nachrichten über den Unglückstag von Sedan suchte man sich in Paris mit dem alten Rüstzeug zu wappnen: man verkleinerte, leugnete, verschwieg, was man vernahm, und sprach sich Mut ein durch die abenteuerlichsten Lügengerüchte; selbst einen Freischärlereinfall in Deutschland wagte man den Gläubigen vorzuspiegeln und ihnen zu erzählen, wie jeder Mann zwei Flaschen Petroleum mit sich führe und dank diesem neuen Kriegsmittel der Schwarzwald, dieser furchtbare Bundesgenosse der Deutschen, in hellen Flammen stehe. Palikao hatte den Kammern erst am 31. August versichert, daß die Preußen schon über 200 000 Mann verloren hätten; auf französischer Seite, so beteuerte er weiter am 3. September, würden binnen fünf Tagen 500 000 Kämpfer bereit stehen. Noch einmal gelang es ihm, den Vorschlag Favres, den General Trochu an die Spitze der Verteidigung zu stellen, zurückzuweisen; aber am Abend wurde die Kapitulation Mac Mahons bekannt und nun ergriff eine grenzenlose Aufregung die Pariser Bevölkerung. In großen Massen wälzte sie sich durch die Straßen, die Rufe Absetzung und Republik wurden immer ungestümer, Trochu und Gambetta wurden in lärmenden Ovationen gefeiert, hie und da kam es auch zu blutigen Zusammenstößen, bei denen einige Personen den Tod fanden. Der Kammerpräsident Schneider berief, gedrängt von einzelnen Abgeordneten, eine Nacht-

sitzung, die nach 1 Uhr früh am 4. September stattfand. Palikao erschien in derselben, völlig ratlos; er ließ es ohne Einspruch geschehen, daß Jules Favre die Absetzung des Kaisers, die Ernennung eines Verteidigungsausschusses durch die Kammer, die Bestätigung Trochus als Gouverneur von Paris beantragte. Schweigend ward der Antrag angehört, schweigend die Sitzung aufgehoben und für 1 Uhr mittags eine neue anberaumt. In der Zwischenzeit vereinigte sich das Ministerium mit der Kaiserin zum Gegenantrage, daß ein Regierungs- und Verteidigungsrat von fünf Mitgliedern unter dem Präsidium Palikaos die Leitung des Landes übernehme. Der Anblick, den der Eintrachtsplatz und die Brücke, die von ihm über die Seine zu dem Palaste des Gesetzgebenden Körpers führt, den dieser Palast selbst und seine Umgebungen in der Mittagsstunde boten, konnte schon lehren, daß es für diese Auskunftsmittel zu spät sei. Trotz des starken Aufgebotes von Nationalgarden und Linientruppen drängte sich das Volk in wilden Massen in und um den Palast zusammen und versperrte den Abgeordneten beinah den Zugang. In dem Sitzungssaale empfing den Ministerpräsidenten wirrer Lärm und das ungestüme Verlangen nach Absetzung des Kaisers. Kaum hatte er seinen Antrag verlesen, so forderte Favre, daß die Abstimmung über den seinigen vorangehe, erhob sich Thiers, um die Ernennung eines Verteidigungs- und Regierungsausschusses durch die Kammer und, sobald die Ereignisse es gestatteten, die Berufung einer neuen verfassunggebenden Versammlung zu fordern. Alle drei Anträge wurden auf Gambettas Vorschlag sofort an eine Kommission verwiesen und die Sitzung auf einige Zeit vertagt. Während dessen wuchs der Lärm und das Gedränge in dem Palaste; die Zuhörer eilten von den Tribünen herunter und verkündeten den Draußenstehenden, die Absetzung sei beschlossen. In Wahrheit entschied sich die Kommission während dessen für den Antrag Thiers', sollte aber nicht mehr zu Worte kommen. Als der Präsident die Sitzung um 3 Uhr wiedereröffnete, wimmelte der Saal von Blousenmännern und Nationalgardisten: vergebens bemühte sich selbst Gambetta, Ordnung und Ruhe herzustellen, es blieb nichts übrig als die Sitzung aufzuheben. Um die gesetzlichen Körperschaften kümmerte sich niemand mehr. Die Kaiserin entfloh nach England.

So zerbrach Sedan den prächtigsten und anspruchsvollsten Thron der Welt. So zerschmetterte Sedan alle Hoffnungen und Pläne des Jesuitismus. So erstickte Sedan in Europa jeden Rest einer Neigung, in den Kampf einzugreifen. Und was noch weiter in diesem sich jetzt erst furchtbar entfesselnden Kriege geschah, wollte nur noch die Konsequenz der Entscheidung von Sedan ziehen, das Ergebnis dieses Tages sichern: den Sturz der hegemonialen Stellung Frankreichs, die Herausgabe von Elsaß-Lothringen, die Sicherung der deutschen Grenzen, die Einigung Deutschlands, die deutsche Kaiserkrone auf Wilhelms des Siegreichen Haupte — und damit eine durchaus veränderte Stellung Deutsch-

lands in der Welt, nicht minder der Welt zu Deutschland. An die französische Niederlage knüpfte sich endlich noch die große weltgeschichtliche Folge, daß für Italien der Weg nach Rom nunmehr frei war: am 20. September erschienen italienische Truppen vor der von den schützenden Franzosen verlassenen Stadt und zogen nach kurzem Kämpfen ein: zugleich mit der deutschen erfolgte der Abschluß der italienischen Einheit.

„Am 3. September 1870“ aber sang Emanuel Geibel:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm.
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Und K. Elze jubelte:

Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange,
Und alles was in Lüften zieht
Stimmt brausend ein zu dem Gesange!
Von unsern Bergen donnerts nieder,
Mit unsern Wogen rauschts empor,
Von Strand zu Strande hallt es wieder,
Von Fels zu Fels Ein Jubelchor.

Der alte Rotbart ist erwacht
Und schwingt sein Schwert vom Bergesgipfel,
Still ward die Rabenbrut der Nacht,
Und Adler jauchzen um die Wipfel:
„Verjüngt ist uns das Reich erstanden,
Am Kaiserthrone kniet der Sieg,
Aus blut'ger That in Feindeslanden
Empor der Einheit Eiche stieg!"

Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n
Der Freude ahnungssel'ges Beben,
Mit trunknen Jünglingsaugen schau'n
Hinaus wir in ein neues Leben;
Es leuchtet uns in goldnem Glanze
Ein Volkesfrühling wunderreich,
Und in der Reiche vollem Kranze
Nicht eines prangt dem unsern gleich.

Ihr Kämpfer aus dem heil'gen Streit,
Ihr Freiheitssänger hochgemutet,
Du Jugend treu und todbereit,
Die du gelitten und geblutet,
Erfüllt sind eures Lebens Träume,
Bald wird der Bau vollendet sein,
Bald führt in seine hohen Räume
Der Kaiser alle Brüder ein.

Du Held warst Führer uns zur Macht,
O woll' es nun zur Freiheit werden,
Gieb frei den Geist, verscheuch' die Nacht,
Laß hellen Tag es sein auf Erden!
O dir fliegt jedes Herz entgegen,
Es streckt nach dir sich jede Hand,
Schütt' aus auch diesen letzten Segen
Auf's teure deutsche Vaterland!

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Maurer, Christian Friedrich

Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte

Leipzig 1882